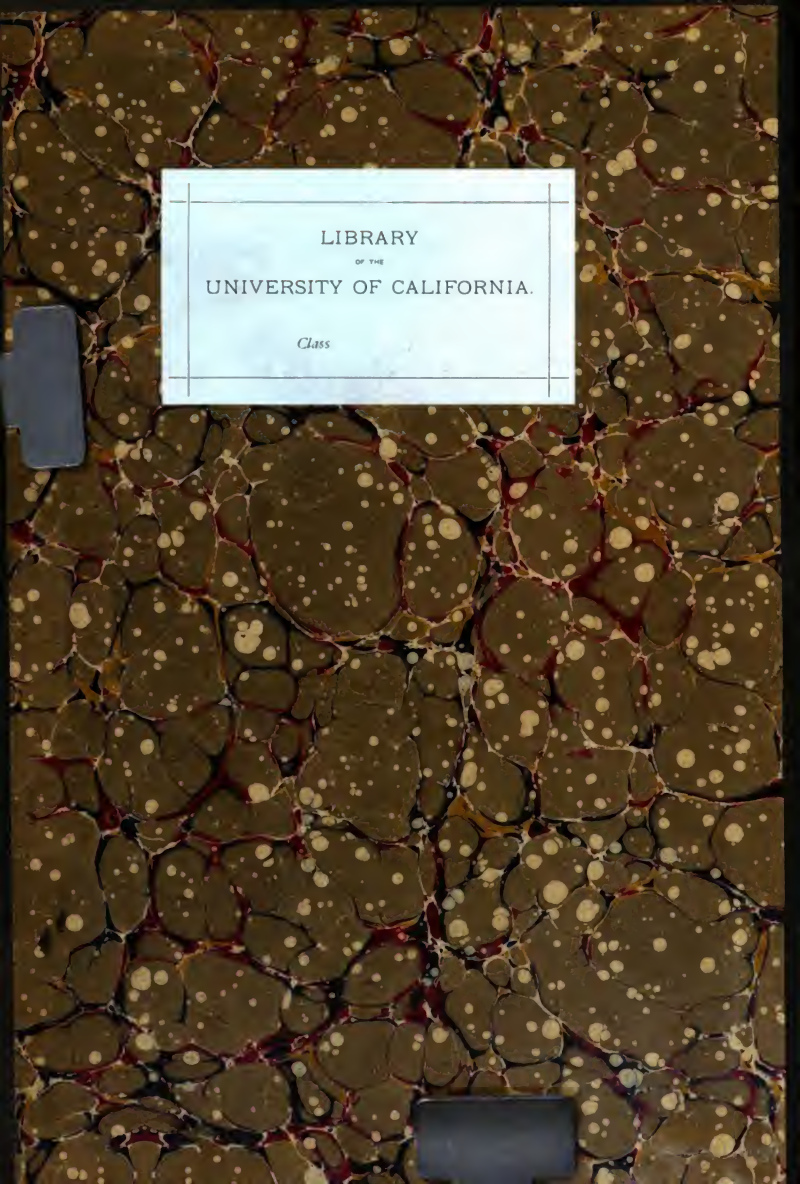
ARENA




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class



10. Heft 1902 Preis des ganzen Jahrgangs 13 Mark. Preis 1 Mark



Illustrierte Oktav-Hefte

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Leipzig

Jahrgang 1902

Inhalt des zehnten Heftes

Text:

Einschaltbilder:

Bilder im Text:

-18, jahr. 2

III. Band. 1902.




UNIVERSITY
OF

Inhalts-Verzeichnis

III. Band. 1902. Heft 10—13

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Aufsätze und kleine Artikel

Geschichte und Zeitereignisse

Ausstellungen

Biographien und Charakteristiken

Porträts

Aus hohen Kreisen

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst



Jm Café.

Nach dem Gemälde von Carl Seiler.



Die Wacht am Rhein

Roman von C. Viebig

(Fortsetzung)

Seltsam genug stand Josefinen das kohlschwarze Kleid gegen das helle Gesicht. Sie hatte sich noch immer nicht entschließen können, die Trauer abzulegen, nur ein schmales weißes Krägelchen gönnte sie sich am Halse. Aber nun sie sich selbst so sah, dünkte sie es auf einmal an der Zeit, ein andres Gewand hervorzusuchen. Er würde es ihr nicht verdenken. Nachdenklich ging sie zu der Truhe, dahinein sie alle ihre bunten Kleider verschlossen. Hier das kornblumenblaue, das hatte er ihr den letzten Weihnachten geschenkt und sie so gern darin gesehen — ob's ihr noch paßte? Sie hatte ein wenig an Fülle verloren seitdem — ob sie's einmal anprobierte?

Es war etwas wie Scham in dem Gefühl, mit dem sie das blaue Kleid hin und her wendete, und zugleich doch ein ganz eigentümliches, hastiges Zucken in den Fingern, mit denen sie ihr schwarzes Gewand herunterstreifte. Da lag es am Boden wie eine tote Hülle, und sie warf das leuchtende Blau über und konnte sich wieder daran freuen. Was würden die Jungen dazu sagen?! Die würden sich auch freuen. Der Peter hatte schon oft gequält: „Mutter, thu doch jetzt dat Schwarz aus, et steht dir nit mehr."

Gedankenvoll nickte sie vor sich hin: nein, vergessen würde sie ihn darum doch nicht!

Langsam kniete sie vor der Lade nieder und kramte darin weiter; auch allerhand Kleidungsstücke von ihm kamen noch zum Vorschein; die würde sie für die Jungen zurechtmachen lassen. Wenn die nur auch so brav wurden, wie ihr Vater gewesen!

Ein hölzernes Kästchen mit eingelegtem Deckel fiel ihr in die Hände. Ach, das alte Ding! Das war in der Mädchenzeit ihr Staatsnähkasten gewesen, den sie nie für gewöhnlich gebraucht, in dem sie nur all ihre kleinen Heiligtümer verwahrt: Bandrestchen, Seidenfleckchen, Heiligenbildchen, ein Nadelbüchschen — und nun kam auch noch andres zum Vorschein. Ein kleines Buch mit zierlich gerankten goldenen Passionsblumen auf dem roten Einband! Es durchzuckte sie, als sie es ergriff — das hatte ihr einmal einer geschenkt, der sie geliebt hatte und den sie wieder geliebt! Rot, wie frisches Blut, glänzte noch das kleine Buch, es hatte nichts von seiner warmen Farbe eingebüßt, so leuchtend wie am Tage, da er's ihr gegeben.

Sie schlug es auf; ein weißseidenes Bändchen lag als Zeichen, und runde, vergilbte Tropfen markierten sich auf dem Blatt — Thränentropfen. Sie mußte wohl einstmals drüber geweint haben.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten —"

Leise begann sie es zu summen. Das schöne Lied! Nun sangen es auch ihre Kinder, es war unvergessen und würde auch unvergessen bleiben.

Lächelnd schlug sie das Büchlein zu — „Viktor!" Wie ein Gruß stieg es von dem roten Buch zu ihr auf; sie hielt es im Schoß und fühlte sich auf einmal wieder ganz jung.

Noch zwei Papiere ruhten im Kästchen, neugierig griff sie danach. Hier dies zusammengekniffte, goldgeränderte Kärtchen!

„Mädchen, wenn ich einmal sterbe
Und der Tod mein Auge bricht,
So pflanz du auf meinem Grabe
Eine Blum': Vergißmeinnicht!"

las sie. Ach Gott, das hatte ja der Konradi geschrieben, damals, als er um sie freite! Und sie hatte darüber gelacht. Jetzt schossen ihr Thränen in den Blick, so ungeahnt rasch und heftig, daß sie kaum die schöngeschnörkelte Schrift mehr entziffern konnte. „So pflanz du auf meinem Grabe eine Blum': Vergißmeinnicht!" Die erhobene Hand sank ihr nieder — nein, er brauchte keine Angst zu haben, sie pflanzte auf seinem Grabe mehr als eine Blume!

Ihr Blick irrte flüchtig zu dem roten Büchlein, nur einen Moment, um dann fest und lange auf dem goldgeränderten Papier zu ruhen. Ihre Thränen flossen; so hatte sie noch nie um ihren Mann geweint. Heiß fielen die Tropfen auf seine Schrift und auf die beiden Eheringe an ihrer Hand.

Ihre Gedanken flogen zurück Jahr um Jahr. Ihr guter Mann! Was wäre aus ihr geworden ohne ihn?! Er hatte sie an die Hand genommen und sie fortgeführt in das stille Häuschen nach Bohwinkel; er hatte für sie gesorgt und ihr nie ein böses Wort gesagt. Und wenn es sie auch manchmal gedeucht hatte, als könnte man jauchzender glücklich sein — er war nüchternen Sinnes, und das Blut sprang ihm nicht so lebendig durch die Adern wie ihr — er hatte sie doch immer verstanden, hundert Dinge, die ihr jetzt plötzlich einfielen, bewiesen ihr das. So verschieden sie auch waren, er hatte sie verstanden, weil er sie innig lieb gehabt.

Lange blieb Josefine vor der Truhe knieen,

die Kinder nebenan schliefen sanft, man hörte nicht einmal ihre Atemzüge. Auch die Stadt war still, auf der Straße kein Tritt, in der Kaserne kein Ruf; kein militärisches Signal mehr gellte mark- und beindurchdringend weit hinaus und stöberte die schlummernden Gassen auf. Die Witwe träumte. —

Plötzlich schreckte sie auf.

„Herraus!" Rauh tönte es durch die Stille. Was, schon die Ronde? So spät war es schon? Und der Ferdinand noch immer nicht da? Es würde ihm doch nichts passiert sein?! Sie öffnete das Fenster und spähte hinaus — kein Wagen, auch keine Gestalten. Nirgendwo mehr Licht, nur der Herbsthimmel, klar gestirnt, voll unzähliger funkelnder Kerzen. Massig streckte sich der Bau der Kaserne, mit seinen endlosen Mauern die Straße begrenzend, in einer festen, einförmigen Linie. Jetzt fiel's ihr auf, vielleicht zum erstenmal, wie häßlich eigentlich der Bau war. Sie wehrte sich gegen den Gedanken; den hatte ihr ja nur der Peter eingeblasen, der schimpfte immer über die langweilige Kaserne, der fand sie so garstig, wie gar nichts andres auf der Welt. Nun, mochte er — sie nickte vertraulich hinüber —, ihr war sie trotzdem lieb. Eine plötzliche Sehnsucht überkam sie, einmal hinein zu dürfen, einmal sich wieder gegen das schwere Thor zu stemmen, das den Hof — ihren Hof — verschloß! Ob jemand oben in der Feldwebelwohnung wohnte? Sie hatte schon einmal die Mutter danach gefragt, aber ein Schatten war über deren Gesicht geflogen: „Ich weiß et nit." Die Mutter hatte eine gewisse Scheu vor den Erinnerungen an jene Zeit. Und die Tochter begriff das wohl. —

Jesus, der Ferdinand kam doch gar nicht wieder, der schien sich zu gut am Stammtisch zu behagen! Noch einmal spähte sie die Straße hinauf und hinab, dann zog sie sich mit einem Seufzer vom Fenster zurück. Es würde ihr wohl nichts helfen, sie mußte schon die ganze Nacht aufsitzen. Wie sollte der Einbeinige denn sonst ins Bett kommen? Ach Gott, das war doch zu traurig mit dem armen Kerl! Hätten die Preußen doch keinen Krieg angefangen!

Da fiel ihr Blick auf den letzten Zettel, der ihr vorhin aus dem Kästchen entfallen war. Sie hob ihn auf. Wie eine Vorschrift, groß und fest und deutlich, stand auf dem liniierten Schulheftblatt:

„Ueber alles die Ehre!"

Das hatte ihr Vater geschrieben in letzter Stunde. Was wollte er damit sagen, was denn nur? Sie setzte sich nieder und dachte und starrte und starrte und dachte, bis ihr die Augen zufielen.

Ein Wagengerassel erweckte sie, ein recht langsames, müdes Räderrattern. Ah, da kamen sie ja! Verschlafen taumelte sie die Treppe hinunter. Von St. Anna schlug's drei.

„Och Jott, och Jott, bis du 't, Ferdnand?"

Noch ganz verwirrt, schaute sie in den Wagen, aber sie wurde gleich hell wach, da lehnten der Ferdinand und der Schnakenberg im Fond, nebeneinander, Arm in Arm, und schnarchten. Jetzt die wach kriegen!

„He, Sie, Schnakenberg! Ferdnand!"

Schmunzelnd stieg der Kutscher vom Bock, er hatte sich zuerst gerappelt.

„Wollen Se nit jefälligst aussteigen, Herr Schnakenberg?" sagte er.

Mit vieler Mühe weckten sie Herrn Schnakenberg; verdutzt kroch er aus dem Wagen und wackelte hin und her auf seinen einknickenden Beinen, aber er lachte vergnügt und kniff die ärgerliche Josefine in die Backe.

„Finken, mei lieb' Dier, sei ens nit unjemütlich! De Jung' kriegt auch en Bein' beim Brandt in Oberbilk, kost' et wat et kost'! Et war des Juten en bißken viel, aber dat thut ja nix. Faß ens an, wer wollen dat Jungesken 'eraufdragen!"

Es war eine schwierige Sache, den Invaliden die Treppe hinaufzubringen. Er war schwer wie ein Klotz. Sie schleppten ihn nach oben: als er auf dem Bett lag, schlug er für einen Moment die Augen auf und stierte verwundert der Schwester blaues Kleid an.

„Siehste, wie de biste," lallte er, „auch blau — blau — blau — blau — de Schnakenberg is mein Freund — Bruderherz — ich krieg en Bein — dat andre is futsch — blau — blau — blau — — Finken — ich geh' noch tanzen mit dir — hurra!"

XXI.

Ein glücklicher Stern schien über dem kleinen Laden aufgezogen zu sein und freundlich das schwarze Schild mit den weißen Oelfarbenbuchstaben zu beglänzen. Josefine konnte nicht in das allgemeine Lamento über schlechte Geschäfte mit einstimmen. Zwar empfand auch sie die Teuerung der Lebensmittel, besonders den unerhörten Preis des Fleisches. In Holland und den der Grenze zunächst liegenden Distrikten war die Rinderpest ausgebrochen und mehr als eine Compagnie Soldaten dorthin zur Absperrung ausgerückt.

Der November hatte Düsseldorf eine neue Besatzung gebracht, das 39. Regiment, statt der alten Sechzehner, war vollzählig eingerückt. Die lustigen Füsiliere füllten die Höfe und Blocks wie summende Bienen und schwärmten aus, um sich in der neuen Garnison heimisch zu machen. Rinke — Rinke — das war ein Name, der den Sechzehnern sehr geläufig gewesen, nun ging er wie ein Vermächtnis von ihnen auf die Neununddreißiger über: Rinke, einstmaliger Feldwebel, Josefine Rinke, Feldwebelstochter, hübsche Frau, bei der mußte man kaufen!

Und Josefine lächelte hinter ihrem Ladentisch und wußte ganz genau, was dem Soldaten not thut. Der kleine Fritz half ihr schon getreulich, der Peter hatte desto weniger Sinn fürs Geschäft; und der Ferdinand, ach, du lieber Gott! Dem wurde gleich alles leid. War es Faulheit, oder

that ihm sein weggeschossenes Bein wirklich noch weh? Er jammerte immer: „Autsch, mein großer Zeh'!" Seine Stimmung war erbärmlich, und als die grauen Wintertage kamen, wurde sie noch grauer. So ein Krüppel zu sein, so ein hilfloser Schächer in den besten Mannesjahren! Er verwünschte Gott und die Welt. Der Jammer ums verlorene Bein war nun doch nachgekommen und zwar gründlich.

Solange der Herbst noch Sonne gegeben, hatte er vor der Thür gesessen und sich den Rücken bescheinen lassen; da hatten die Kinder sich um ihn gesammelt, und die Frauen der Nachbarschaft hatten ihn förmlich poussiert. Jetzt fehlte ihm jede Zerstreuung, das Interesse der Leute an ihm hatte auch nachgelassen.

„Natürlich," sagte er bitter, „jetzt vergessen sie, daß man seine Haut zu Markt getragen hat! Um dreizehn Thaler Invalidenpension, was is denn das? Gar nix. So viel wie mein Bein gewogen hat, müßten se mir in Gold geben, un dann wär' et auch noch nit genug. Mein Bein, ach, mein Bein!"

In solcher Stimmung schmiß er mit seinem einzigen Stiefel.

Josefine hoffte auf das künstliche Bein, das der Mechaniker Brandt in Oberbilk für den Ferdinand in Arbeit hatte. Der war ein geschickter Mann und hatte schon öfters künstliche Glieder gemacht; nun setzten sie alle ihre Zuversicht auf ihn. Schnakenberg machte sich ein Gewerbe daraus, fast alle Nachmittage, nach dem Schläfchen, hinauszuspazieren nach Oberbilk, um zu sehen, was „sein" Bein mache.

Endlich kam es. Sie waren alle versammelt; Herr und Frau Schnakenberg waren extra dazu erschienen. Sie glaubten, der Ferdinand würde nun schon stracks laufen können, aber hilflos wie ein Kind stand er da und klammerte sich an den Tischrand.

„Jesus, is dat schwer! Schwer wie Blei," stöhnte er, und der Angstschweiß brach ihm aus. Er vergaß ganz, sich beim Stiefvater zu bedanken; er war wie geschlagen.

„Nu geh doch, probier doch ens, mein Jungesken," redete ihm die Mutter zu.

„Ich kann nit!"

„De Brandt hat dat schlecht jemacht," eiferte der Stiefvater, „wahrhaftijens Jott, de Kerl verklag' ich!"

Josefine bot dem Bruder ihren Arm zur Stütze, aber er stieß sie mit einem Fluch zurück und schloß die Augen. „Ach, wär' ich lieber tot!" Er konnte ja doch nicht gehen.

Erschrocken schmiegte sich der Fritz an die Mutter und lispelte ihr was ins Ohr; aber man verstand es doch in der betroffenen Stille:

„Mer kann doch jehn, mer muß et nur erst lernen!"

Ach ja, das hatte der Brandt auch gesagt, nun fiel es ihnen erst ein. Schnakenberg tätschelte den Kleinen.

„Wat de Jung' schlau is! Wart ens, klein Männeken, wann du zur Kommuni—, wollt' sagen zur Konfirmation jehst, dann kriegste auch en jolden Uhr von mir!"

Der Invalide rief den Knaben heran und küßte ihn in aufwallender Hoffnung: Ja, lernen! Dann ließ er sich helfen, das Bein abzuschnallen; für heute hatte er erst mal genug daran.

Josefine sah gerührt auf ihren Jüngsten, der hatte viel von seinem Vater: die Ruhe, die Bedächtigkeit; und auch von seinem Patenonkel was: den praktischen Blick. Dann sah sie auf ihren Großen, der sagte gar nichts, aber plötzlich verließ er die Stube; es deuchte sie, er war totenblaß geworden. Ein komischer Jung', der konnte gar nicht so was sehen! Nun war ihm sicher wieder schlecht. Sie ging ihm nach und suchte ihn. Oben in seiner Kammer fand sie ihn, da hatte er sich über sein Bett geworfen und das Gesicht ins Kissen gedrückt. Als sie ihn rief, richtete er sich auf und sah sie verstört an.

„Aber, Jung'," sagte sie, „wat hast du nu als wieder?"

„Huh, so häßlich, ba, dat Bein, so eklig!" Er schüttelte sich.

Sie suchte es ihm auszureden:

„Wat is denn da eklig an? Et is doch en Jlück, dat der Onkel dat Bein kriegt."

„Ja, ja, — aber red nur nit mehr davon, et wird mer sonst übel. Huh, wie scheußlich, wie jreulich!"

Er kam nun selber nicht mehr davon los, seine Augen hatten sich schreckhaft erweitert, er starrte geradeaus, als ob er das Grausen vor sich sähe.

„Du bis ja en Bangbür, schäm dich," sagte sie.

Er hörte sie gar nicht, immer mit demselben starren Blick murmelte er: „So schießen se sich auch de Arm' ab, die Augen aus, in den Bauch, in de Brust, in den Kopf, wo't trifft; scheußlich! Mutter," sagte er dann plötzlich, wie sich besinnend, „komm du her, gieb mir e Bützken! Das is ja all dumm Zeug, ich denk' nit mehr dran."

Er lachte, und sie küßte ihn und strich ihm die Haare aus der Stirn, die ihm immer wieder in einer vollen, weichen Locke hineinfielen. Wie hübsch er war und wie weichherzig! Die Thränen traten ihm in die Augen, als er jetzt sagte: „Der arme Onkel!"

Der gute Junge! Was bloß aus ihm werden sollte? Sie beschloß, bei nächster Gelegenheit mit ihrem Bruder Friedrich Rücksprache zu nehmen, der würde ihr schon raten; denn daß der Peter zum Januar von der Schule mußte, stand bei ihr fest. Er kam da doch nicht weiter, hatte nur Lust am Zeichnen und Malen.

„Maler, Mutter, Maler!"

Ach, nun hatte sie's so klug zu machen gedacht, daß sie nach Düsseldorf gezogen. Wäre es ihrem Peter nicht besser, sie säßen noch in





Auf einem Posthofe vor hundert Jahren

Nach dem Gemälde von P. F. Messerschmitt

Vohwinkel? Oder hätte er dort auch am Ende denselben Wunsch gehabt: Maler, nur Maler! Jetzt entsann sie sich, schon als kleiner Junge hatte er Männchen und Häuschen auf die Tafel gekritzelt, so krakelig wie andre Kinder auch und doch wieder ganz anders. Und wie konnte er sich freuen über eine schöne Blume, ein grünes Feld, über den Mond am Himmel und die roten Abendwolken! Und ihr eignes Kinderentzücken fiel ihr ein über die blühenden Wiesen am Rhein, über die grünen Wellen, die vorbeizogen am alten Schloß, über die roten Dächer der Ratingerstraße, über den dunkeln Kalvarienberg, an dem bunte Prozessionen vorbeiwallten. Ja, der Junge hatte so unrecht nicht, hier konnte einer Bilder malen! Man hörte ja auch so viel davon sprechen — Bilder, Bilder — der Bendemann und der Keller, der Deeger und der Müller, die Achenbachs, und wie sie alle hießen, waren in aller Leute Mund. Man konnte sogar im Blättchen von ihnen lesen. Und die Grablegung Christi von dem Röting war sie selber gucken gewesen mit ihren beiden Jungen; das war mal ein großes Bild, zwölf Fuß hoch und elf Fuß breit! In der Akademie war's ausgestellt worden zum Besten von den im Krieg Verwundeten, aber man hatte immer nur von dem Bild geredet, gar nicht vom Krieg.

Das mit dem Malen, das lag nun mal hier in der Luft. Der arme Jung', wie sollte das noch werden?! Ihr Herz bangte um ihn. —

Es war zum Beginn des neuen Jahres, als der Onkel Friedrich aus Essen herüberkam. Eher hatte er nicht gut abkommen können, Krupp arbeitete an einer Riesen-Gußstahlkanone für die Ausstellung in Paris. Alle großen Etablissements und Fabriken rüsteten jetzt Ausstellungsobjekte, auch geringere Kräfte mühten sich angestrengt — die Weltausstellung in Paris war ein Gedanke, der alle geschäftlichen Unternehmungen beseelte. Paris, Paris, das gab doch nun einmal den Ton an. Tiefer Friede lag über der Welt, die Politik schlief.

Wenn nicht der Erzbischof Paulus von Köln immer wieder in seinen Erlassen die Gläubigen ermahnt hätte, für den heiligen Vater zu beten, da sich der Augenblick nahe, der den päpstlichen Stuhl entweder seiner weltlichen Herrschaft ganz berauben oder aber sie wieder ganz herstellen werde, so hätte sich rein gar nichts zugetragen.

Der Bau der festen Rheinbrücke oberhalb Düsseldorf war nunmehr endgültig beschlossen; das war bis jetzt die einzige That des neuen Jahres. —

Friedrich Rinke trug große Pläne. Er hoffte darauf, sich selbständig zu machen, nicht heute und morgen, aber in Jahr und Tag vielleicht. Wenn ihm nur einer Kapital vorschießen wollte, dann wollte er wohl zeigen, was man heutzutage in der Industrie vor sich bringen kann! Seine Zeit hatte er gut genutzt, und von allerlei Erfindungen, die er gemacht, war ihm schon eine patentiert worden. Er dachte ja auch nicht gleich an eine Maschinenfabrik, an ein Walzwerk oder einen Eisenhammer; mit einer Schmiede anzufangen, ist auch keine Schande.

„Der Krupp hat et auch nit anders jemacht," sagte er und betrachtete seine verarbeiteten Hände, „Werkführer bin ich ja, Jott sei Dank! Un ich bin ja auch noch nit als e so alt, ich fühl' mich jung jenug, in zwanzig Jahren mit dem Krupp zu konkurrieren, wenn nit mit Kanonen, denn mit Eisenbahnschienen. Eisenbahnschienen, Eisenbahnschienen, die jehen noch emal um die janze Welt; die tragen noch weiter wie Kanonen! Un, paßt auf, sollten wer noch en Krieg kriejen, dann aber! Wenn wer mal ‚Deutschland' heißen, dann rauchen unsre Fabriken aus sechs Schornsteinen anstatt jetzt aus einem, un unsre Hochöfen sind noch sechsmal e so heiß wie jetzt. Paris, Paris — wat brauchen wer dann noch französ'sche War'? Un englische auch nit. Wat denkt ihr wohl, 66, auf dat mer so schimpft, hat dem Krupp mehr einjebracht als drei Friedensjahr'. Der schickt jetzt auf die Weltausstellung, janz frech, und de kriegt auch der erste Preis, die jroße joldene Medaill' — wetten?!"

Es fiel ihnen gar nicht ein, dagegen zu wetten; sowohl der Invalide als Josefine, die mit dem Bruder im Familienrat saßen, glaubten ihm.

„Ja, der Friedrich," sagte Ferdinand mit einem Seufzer, „krumme Bein' sind immer noch besser wie ein Bein."

„Lassen wer jetzt mal de Peter 'ereinrufen," sagte Josefine; sie hätte gewünscht, der hätte den Onkel so sprechen gehört, dann würde er vielleicht nicht mehr so viel Anstoß an dessen Beinen nehmen. Sie rief, aber nur der kleine Fritz, der unten auf den Laden paßte, antwortete. Der Peter war nicht da, weggelaufen, obgleich er wußte, um was es sich heute handelte, oder vielleicht gerade darum!

„Er ist nit da," sagte Josefine kleinlaut, als sie in die Stube zurückkam, und stützte den Kopf in die Hand. Daß der Junge auch so gar nicht standhielt!

„No, also Fahnenflucht!" schrie der Invalide und paukte auf den Tisch. „De feige Lümmel! De muß jung bei 't Militär; Fina, ich sag' dir, de soll mal in die Schlacht, Kugel rechts, Kugel links, die pfeifen nur so um die Ohren. Aber da giebt et kein Auskneifen — Courage muß der Mensch haben! Immer drauf los, marsch, marsch — du patscht im Blut, macht nix, voran wie en Löw'! Ich sag' euch, als wir die fränkische Saale überschritten, am 10. Juli war's, wir machten den Uebergang auf einem Balken — autsch, Donnerwetter!" Er unterbrach sich und faßte nach seinem Beinstumpf. Ein plötzlicher Schmerz, wie er ihn so oft durchfuhr, riß ihn an der großen Zeh'. „Ae, ich sage euch," wimmerte er in einem jetzt gänzlich veränderten Ton, „verfluchte Zucht!"

Friedrich lachte laut auf über des Bruders Gebaren; er machte sich immer einen Spaß daraus, wenn der andre mit seinen Kriegsgeschichten zu renommieren anfing, aber Josefine lachte nicht mit. Sie dachte an ihren Peter. Warum war er fortgerannt? Diesen Morgen noch, als sie ihm gesagt, der Onkel würde heute kommen, um mit ihr über seine Zukunft zu reden, hatte er ihr versprochen, frei und offen vor den Onkel mit seinen Wünschen und Plänen zu treten. Nun war er doch fortgerannt! Wo mochte er sein, gewiß wieder vor einem Bilderladen stehen! Sie ärgerte sich über ihn, aber da er nun einmal nicht hier war, mußte sie wohl für ihn reden. Und sie legte fest die Hand auf den Tisch und sagte schnell:

„Der Peter will Maler werden."

Friedrich lachte sein kräftiges Lachen:

„Hoho, no ja, dat is so en Dummejungesidee!"

„Ne, ne," ereiferte sie sich, „wahrhaftijens Jott! Er hat et sich im Kopf jesetzt."

Der Schlosser sah sie mit seinen klugen Augen an.

„Un du bis auch schon halb dafor, ich seh' et dir ja an. Fina, bis de dann jeck?"

Sie wurde rot und wußte nichts darauf zu entgegnen, denn jetzt, wo der Bruder ein Gesicht machte wie: ‚Maler, puh, en Verrücktheit', fühlte sie, wie sehr sie dem Jungen die Erfüllung seines Wunsches gegönnt hätte.

„So en Tollheit ist dat doch nit," sagte sie endlich, ein wenig gereizt. „Er hat Talent."

„Talent —" Friedrich ereiferte sich gar nicht. „Ich will dir wat sagen, Fina, wenn de mich frägst, dann sag' ich der, laß de Jung' en Handwerk lernen. Handwerk hat ene joldene Boden. Un im Handwerk liegt unsre Zukunft. Nit, daß de denkst, er müßt' nu immer mit de Fingeren knuddelen, wie sie't früher jemacht haben, von früh bis spät, bei en Talgkerz oder en Oellamp' — ne, Jott bewahr', Handwerk, damit mein' ich jetzt Industrie! Wer haben jetzt Maschinen. Wenn de Jung' Talent hat, wie de sagst, dann laß ihm doch Mechaniker werden, Techniker meinswegen, dat klingt nobler, da kann er auch bei zeichnen."

„Aber dat is doch nit Kunst," sagte sie betroffen, „er möcht' doch Künstler werden."

„Künstler, so!" Nun stieg Friedrich doch eine Röte in das von der ewigen Fabrikluft ein wenig bleiche Gesicht. „Ich sag' dir, et is ebenso en jroße Kunst, en Maschin' richtig im Jang zu bringen, en Jeschütz zu montieren, ne Schienenstrang zu legen, ne Stollen zu bauen, als so Bildches zusammenzuklecksen. Un wat fingen dann die Maler mit ihren Bildern an, den Ofen könnten se dermit heizen, wann de Industriellen nit wären, die sie ihnen abkauften?! Un sag ens an, weißt de dann, ob de Jung' wirklich en jroß' Talent hat, en Talent, wo mer auch wat mit verdient, oder ob er so ne kleiner Schmierer bleibt, de hungren muß, solang dat er lebt?"

Ja, ja, wer konnte das wissen!

Josefine schwieg.

Nun mischte sich Ferdinand ein. Talent hätte der Junge keins, nicht die Bohne! Und damit zog er aus der Tasche seines alten Militärrockes ein Papier, faltete es auseinander und legte es vor die andern hin. „Hab' ich gefunden — verflixter Raban!" War das eine Art, daß der Bube ihm gleich auflauerte, wenn er einmal nebenan in die Wirtschaft ging, mit ein paar Kameraden ein harmloses Spielchen zu machen? War ihm die kleine Abwechslung nicht zu gönnen in seinem Jammerdasein? Nur Fratzen konnte der Bengel kritzeln, keine Spur von Talent!

Auf dem Blatt, mit ein paar Pinselstrichen hingeschmiert, aber doch deutlich erkennbar, saß der Invalide bei Kartenspiel und Schnapsflasche, rechts und links ein Kumpan; die Nase, die dem Ferdinand in Wirklichkeit leicht rosig schimmerte, war hier zu einer Riesengurke angeschwollen und mit einem feuerroten Farbklecks verunziert. Ein übergroßes Maul hatte er aufgerissen, er erzählte wohl eben eine Heldenthat. Drunter stand:

„Laß ab vom Kartenspiel, mein Sohn,
Denn wisse, jede Sünde rächt sich,
Verlor sogar ja Kron' und Thron
So mancher Fürst in — Sechsundsechzig!"

Der Invalide schäumte vor Wut: woher wußte der respektlose Bengel, daß sie ihm kürzlich die ganze Barschaft abgenommen hatten?!

Eine unbezwingliche Lachlust kam über Josefine. Wahrhaftig, der Ferdinand war nicht gut weggekommen — der freche Jung'! — aber das Bild war zu komisch. Sie hielt sich beide Hände vors Gesicht und platzte laut heraus. Da humpelte der Invalide beleidigt aus dem Zimmer.

Auch Friedrich schmunzelte, aber er wurde gleich wieder ernsthaft. „Säuft de Ferdnand?" forschte er. „Spielt de Karten?"

Sie mußte es bejahen. Die Fröhlichkeit verging ihr. Noch Lachthränen in den Augen, sah sie den Bruder angstvoll an, und dann, von einem plötzlichen Impuls getrieben, ergriff sie seine Hand:

„Och, du, Friedrich, sei so jut, dat der Peter wat Ordentliches lernt!"

Er zog sie zu sich, von Zärtlichkeiten war sonst zwischen ihnen nicht die Rede, aber nun gab er ihr einen Kuß; es durchschauerte sie seltsam, als wieder einmal bärtige Männerlippen ihre Wange berührten.

Sie blieben eine Weile ganz still, ohne ein Wort zu sprechen. Die frühe Winterdämmerung war schon da und hüllte das Stübchen ein; im Grau verschwammen Kanapee und Tisch, Schrank und Stuhl, Fenster und Spiegelglas. Einzig die beiden kräftigen Gestalten waren noch scharf umrissen.

Jetzt klappte unten eine Thür, ein vorsichtiger Tritt kam die Treppe heraufgeschlichen; sich aufraffend, stürzte Josefine hinaus — das war der

Peter! Sie kam noch gerade zurecht, um ihn abzufangen, da er leise wieder hinabschleichen wollte.

„Du kömmst jetzt 'erein," sagte sie ungewöhnlich streng und zog ihn hinter sich her in die Stube. Sie zündete die Lampe an, und nun sah sie, wie rasch er die Farbe wechselte; bald rot, bald blaß wurde er, je nachdem, was der Onkel sagte.

Wenn der Junge doch nur was drauf erwidern wollte! Sie nickte ihm ermutigend zu, ging sogar zu ihm hin und gab ihm einen kleinen Schubs: „So red doch ens!" Aber er sagte kein Wort; den Kopf hielt er gesenkt, daß ihm die lockigen Haare in die Stirn fielen, und hörte sich alles still an.

Der Schlosser war ganz zufrieden — man merkte es ja, der Junge sah bereits ein, daß es mit dem Malerwerden Dummheit war, daß er etwas ergreifen mußte, was seinen Mann nährte! Er blinzelte der Schwester zu und drückte ihr, als er nach dem Abendessen Abschied nahm, bedeutungsvoll die Hand. „Pst, nu nit mehr viel drüber jered't, laß ihm jetzt jewährden! De kriegt Hammer und Feil' noch ebenso lieb wie Farb' und Pinsel. Ich schreib' der, sowie ich wat in Aussicht für ihn hab'!" Und als er ihr bekümmertes Gesicht sah, fügte er hinzu: „Vielleicht find't sich auch hier wat in der Stadt! Bis ruhig, laß mich nur machen!"

Josefine seufzte. Der gute Friedrich, wie ein Vater sorgte er, aber ach, sie kannte ihren Jungen doch besser, der sah es noch lange nicht ein, der würde es vielleicht nie einsehen, daß es mit dem Malerwerden Thorheit war. Immer wieder hatte sie den Peter ansehen müssen beim Nachtessen, es schmeckte ihm gar nicht recht, obgleich sie dem Gast zu Ehren „Schnußkes und Oehrkes" gekocht hatte und von ihrem selbsteingelegten Kappes dazu aufgetragen. Der Junge hatte immer auf seinen Teller gesehen, und das schöne Rot auf seinen Backen war ganz weg. Der arme Jung'!

Als sie jetzt, spät am Abend, im Begriff, sich zur Ruhe zu legen, ein Knacken der Bettstatt und ein Rascheln des Strohsacks in der Nebenkammer hörte, schlich sie auf Strümpfen hinüber — vielleicht daß er sich zu fest zugedeckt hatte und sich nun in einem bösen Traum warf! Den Atem anhaltend, stand sie lauschend vor seinem Bett — schlief er? Licht anzuzünden wagte sie nicht, durch den Ladenspalt fiel nur ein spärlicher Mondschimmer; vergebens suchte ihr Blick sein Gesicht.

Horch, jetzt murmelte er: „Die Fabrik, die eklige Fabrik!" Er stieß mit den Füßen. „Nit in die Fabrik!" Und jetzt stöhnte er laut auf, und es klang wie ein Schrei: „Mutter!"

Da hielt sie's nicht länger aus, sie tastete mit der Hand, bis sie sein Gesicht fand, und strich über seine Wange. Da war er gleich wach.

„Mutter, bist du et?"

„Hm!"

„Mutter, mach doch Licht an, et is ja stichdunkel hier! Och, ich hab' jeträumt, so eklig, so gräßlich" — er seufzte schwer —, „Mutter, Mutter!" In einer großen Aufregung warf er sich hin und her, seine Stirn und seine Hände glühten. „Mutter," sagte er plötzlich und packte sie fest an, „soll ich denn wirklich nit Maler werden?"

Sein Ton schnürte ihr das Herz zusammen; seine unruhigen Hände in die ihren fassend, setzte sie sich auf den Bettrand. Durch die Dunkelheit glitt ihre Stimme, weich wie Sammet; sie wiederholte ihm, was der Onkel gesagt, sie setzte ihm alles auseinander, sie redete ihm zu; es half nichts, er blieb dabei: „Maler!" Ja, jetzt konnte er reden. Warum hatte er denn all das dem Onkel nicht vorgebracht?

„Du dumme Jung', hättst de doch wat riskiert!" Sie hatte eigentlich über sein Fortlaufen tüchtig mit ihm schelten wollen, aber jetzt wurde nur ein liebevoller Vorwurf daraus. „Warum hast de denn nix jesagt?"

„Ne," er zog sich ordentlich in sich zusammen. „Och, der! De versteht da ja doch nix von. De denkt nur an Jeldverdienen. Mutter, Mutter, un ich möcht' dich malen in deinem blauen Kleid, mit deine blonde Haar, auf en Altarbild, so wie du bist, und wie du mich anlachst. Verhungern werd' ich schon nit, wenn ich Maler werd', davor bist du ja da, jelt, Mutter, jelt?" Er warf sich in ihre Arme und küßte sie stürmisch.

Josefine fühlte ihr Herz aufwallen. Ihr lieber Junge! Unwillkürlich schloß sie die Arme fester um ihn. Worte der Zärtlichkeit drängten ihr auf die Lippen — aber da, halt, ein rauher Ton unterbrach das Geflüster.

„Herraus!" schallte es von der Wache herüber. Wer auch im weichsten Bett lag, hörte es; knapp und klar, scharf und energisch drang das militärische Kommando durch die Nacht.

„Herraus —" wie aus einem Traum erwachend, aufgeschreckt, mit starren Augen sah Josefine ins Dunkel. Das war ihr durch Mark und Bein gegangen. Auf einmal sah sie das Kasernenthor und den Hof und die Feldwebelwohnung und den Vater und die Mutter. Lang und stramm der Vater, fest eingeknöpft in seine preußische Montur: ‚Maulhalten, parieren, wird nicht gemuckt!' Aber die Mutter legt sich aufs Parlamentieren, aufs Bitten und Betteln: ‚die armen Jüngeskes, die wollten doch auch ihr Pläsier haben!'

Unwillkürlich lockerten sich die Arme, mit denen Josefine ihren Sohn so zärtlich ans Herz gedrückt — ach, wer das doch könnte, nicht zu streng und nicht zu schwach sein! Sie stand vom Bettrand auf und reckte sich gerade.

„Peterken," sagte sie, ihre Stimme wankte noch, aber sie wurde nach und nach fest, „ich kann dir nit helfen, du mußt jehorchen. Hör auf den Onkel Friedrich, siehste, de kömmt voran. Werd kein Maler! Et is ja schön, aber" — sie zögerte und seufzte — „ich bin doch e so bang, da wirste bummelig. Und wenn du nit so 'n jroß Talent hast, wie die Achenbachs oder wie

de Knaus, dann sitzt de da. Un du sollst doch deinem Bruder bald en Stütz' sein, un wenn ich alt bin —"

„Och, Mutter," nun lachte der Peter hell heraus, „sag doch jleich: ‚Wenn ich mit 'm Kopf dat vorstellt — zum Kobolzschießen! Ha, ha, du wirst nie alt, du bleibst immer jung!"

„Och Jott," seufzte sie, seltsam durchschauert, und reckte die vollen Arme empor. „Früher, da hat et mich immer jejruselt vorm Altwerden, jetzt



Westfälische Landschaft
Nach dem Gemälde von Franz Hoffmann-Fallersleben

wackel!'" Jetzt hatte er ganz seinen Kummer vergessen und war wie außer Rand und Band. Sich in die Höhe schnellend, faßte er ihr heißes Gesicht zwischen seine Hände und lachte: „Mutter, du und alt?! Och, Mutter, ne, wenn mer sich nit mehr janz e so arg. Aber Freud' möcht' ich vorher noch haben, solang' ich se recht jenießen kann, viel Freud' — un an dir, mein Jung'!" Sie lächelte. „Peter, thu et mir doch zulieb, hör auf den Onkel Friedrich —"

„Hör auf, Mutter,“ sagte er, plötzlich zusammenzuckend, und vergrub den Kopf in sein Kissen. „So — so hör' ich nix, ich hör' jar nix mehr. Aber dat sag' ich dir, wenn ich dann durchaus nit Maler werden soll, in die Fabrik jeh' ich nit. Denkt euch meinswegen wat andres aus. Ich jeh' nit in die Fabrik — ich kann nit!“ Die letzten Worte kamen nur noch stoßweise heraus. Er weinte.

Tief betrübt schlich Josefine fort. Da fühlte sie sich am Rock gezupft. Am Bette ihres Jüngsten war sie vorübergestreift. Nun hielten die kräftigen Kinderarme sie fest. „Ich schlaf' nit,“ flüsterte die noch zarte Knabenstimme, „Mutter, thu ens deinen Kopf 'ernnter, dat ich dir wat im Oehrken sagen kann. So — du wirst doch alt, wenn de Peter auch sagt, du bleibst immer jung, dat denkt de sich nur all so. Alle Leut' werden alt.“ Er stand im Bett auf, steckte den Kopf unter ihrer Achsel durch und zog sich ihren Arm über die Schultern; so ruhte sie auf ihm mit ihrer ganzen Schwere. „Fühlst de nu, ich bin stark,“ sagte er. „Un wann de mit dem Kopf wackelst, un en janz alt Mütterken bist, dann führ' ich dich immer so — jelt?“

Sie nickte stumm, und dann strich sie dem Kind über den Kopf.

„Ja, du, du klein Stümpken! Nu leg dich!“

Er duckte sofort nieder. „Jute Nacht, Mutter!“ Und als sie noch einen Augenblick stand, hörte sie schon seine ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge.

Ihr Großer weinte noch immer dumpf in sein Kissen, aber sie ging nicht mehr hin zu ihm.

Das „Herraus!“ der Wache dröhnte ihr noch immer in den Ohren.

XXII.

Der Halbfastenmarkt auf dem Karlsplatz war im Gange. Eigentlich hätte es schon Frühling werden müssen, aber die Zelttücher der Buden wehten noch wild im Sturm. Der Madame Lefèbre war die Bedachung überm Kopf weggeflogen, und der kalte Regen goß auf ihre berühmten Lebkuchen. Am Hammerdeich, auf dessen Rasenhang sich sonst längst die ersten Veilchen gesonnt hatten, stand das Rheinwasser hoch, und im Hofgarten duckten sich die Bäume und Büsche noch scheu vorm rasenden Märzwind.

In der Kaserne feierten die neununddreißiger Füsiliere mit Kling und Klang den siebzigsten Geburtstag König Wilhelms. Rinkes Fina, wie die Bewohner der Kasernenstraße die Witwe Konradi noch immer nannten, hatte unzählige weiße Wildlederhandschuhe zu waschen gehabt. Der Bruder Friedrich hatte sie noch auf diesen Nebenerwerb gebracht; jede Parade, jede Besichtigung gaben ihr zu thun, selbst die Herren Offiziere wandten ihr ihre Kundschaft zu. Der Zahlmeister, eine wichtige, stattliche Persönlichkeit und Witwer, hatte die hübsche Frau unter seine ganz besondere Protektion genommen. Er brachte seine Handschuhe immer selber, und dann zögerte er länger im Lädchen, als nötig gewesen wäre. Josefine ging schon mit dem Gedanken um, ob sie ihn einmal bitten sollte, ihr den Eintritt in die Kaserne zu ermöglichen. Bis jetzt hatte sie nur durchs Thor einen Blick erhascht auf die Ahornbäume; um wie viel größer waren die geworden! Aber daß die Feldwebelwohnung in Hof I nicht mehr als solche diente, das hatten ihr der Gefreite Hucklenbruch von der vierten Compagnie und der Unteroffizier Schmidt erzählt. Was die nur über die alte Kaserne zu schimpfen hatten! Sie begriff es gar nicht. Die Stuben wären zu klein und zu niedrig, die Thüren Nasenquetschen, in den Blocks keine Gänge, die Räume zu ebener Erde feucht. Ach, und ihr war doch noch alles so groß und weit und schön in der Erinnerung!

Daß Düsseldorf freilich eine ganz nette Garnison wäre, das mußten sie zugeben.

Ja, es war besser geworden zwischen Militär und Bürgerschaft. Wenigstens Königs Geburtstag feierte die Stadt freundlichst mit. Der Prinz von Preußen war ja nun König, ein alter schon und ein siegreicher dazu. Aller Ohren hatten sich gespitzt beim Klang der großen Reveille, der Paradeplatz war von Tausenden umdrängt worden, die Schulen hatten frei; man sah Offiziere in höchster Gala mit Helmbüschen und befrackte Herren in Cylinder und weißer Binde zum gemeinschaftlichen Festessen in der Tonhalle gehen.

Aus den Mannschaftsküchen wehten Schweinsbratendüfte Josefine in die Nase, als sie aus ihrem Fenster zur Kaserne hinüberblinzelte. Ach, sie erinnerte sich solcher Festtagsgerüche gar wohl!

Als am Vorabend der große Zapfenstreich durch die Straßen quinkelierte und Bürger in Scharen gefolgt waren, da hatte auch sie ihre Jungens untergefaßt und war mitgezogen im gleichen Schritt und Tritt.

„Mutter, kannst du aber marschieren!“ sagten die Kinder und lachten. Ja, das konnte sie auch noch — eins, zwei — eins, zwei — hatte sie es denn nicht gelernt?

„Mutter, du hältst ja Tritt wie einer — äh, — bei Seiner Majestät Jarde — äh!“ neckte der Peter und äffte den Berliner Gardeton nach.

Es verdroß sie fast ein wenig, daß der Junge so spottete. Vertraulich nickte sie zur alten Kaserne hinüber, deren Umrisse eben wieder im ungewissen Schein der im Wind flackernden Laternen auftauchten; sie hatten einen ganzen Rundgang durch die Stadt gemacht.

Zu Hause beim Ferdinand, der unterdes das Lädchen bewacht — dazu ließ er sich wenigstens herbei —, hatte sie den Gefreiten Hucklenbruch gefunden.

„No, Herr Hucklenbruch, Sie sind ja so verdrießlich?“

Sie that ganz verwundert, aber eine Röte stieg ihr dabei verräterisch ins Gesicht. Wußte sie doch ganz genau, der kränkte sich, daß sie ihm schon neulich rundweg abgeschlagen, morgen mit bei dem Königs-Geburtstagsball zu sein. Nicht

daß sie nicht noch einmal in ihrem Leben gern getanzt hätte — o, sie wollte den Walzer wohl schleifen und den Rheinländer schon wiegen! — Als er ihr die Einladung so dringend gemacht, da war ihr für ein paar Augenblicke die Lust angekommen, aber nein, — der junge Mensch, was würde sich der wohl einbilden! Er sah sie so wie so immer so glühend an mit seinen wasserhellen Augen und drehte dabei verlegen an seinem schüchternen, flachsblonden Schnurrbärtchen.

Heute wollte er noch einmal sein Heil versuchen. Nicht umsonst war er an der Porta Westfalica zu Hause — die von der roten Erde haben alle eine gewisse stille Zähigkeit.

„Sie wollen also sicher und gewiß nich, Madam Konradi, und es wird so s—chön." Er sah sie an, als hinge seine ganze Seligkeit von ihrer Antwort ab.

„No, so geh doch als, Finken," sagte der Invalide; der junge Westfale mußte ihn wohl gespickt haben, denn er redete so eifrig zu. „Wenn mer so lang Trübsal geblasen hat, wie du, kann mer sich wahrhaftig emal en klein Pläsier gönnen."

„Ich hab' nit Trübsal jeblasen," entgegnete sie rasch und zeigte mit einem vollen Lachen ihre weißen Zähne.

„No, ich mein' — no, du bist ja doch nu als zwei Jahr Witwe."

„Ach so, du meinst wejen dem Konradi. Ne!" Sie schüttelte den Kopf, ihr Lachen wurde zu einem wehmütigen Lächeln. „Ne, wejen dem könnt' ich ruhig auf der Ball jehn, de würd' sich nur drüber freuen."

„Ach, dann kommen Sie doch," bat der junge Westfale, und sein helles Gesicht mit dem Sattel von Sommersprossen über der Nase strahlte. „Gewiß und wahrhaftig, Sie riskieren nix!" Er hob ernsthaft die Hände. „Bei mir sind Sie wie in Abrahams S—chößchen. Chehn Sie doch mit, chehn Sie doch mit! Es wird chanz wunders—chön!" Im Eifer that er, was er sich noch nie getraut hatte, und legte kühn den Arm um ihre Taille.

Da machte sie sich lachend frei; dem nahm sie das nicht übel, der war ja noch so jung und — er hatte ihr oft von Haus erzählt — guter Leute Kind. Der war nicht frech. So lächelte sie ihn freundlich an, aber sie blieb bei ihrer Absage.

„Danke sehr, Hucklenbruch, aber ne, dat wär' ja wohl lächerlich, wann ich mit Ihnen wollt' auf der Ball jehn — ich hab' so ene jroße Jung'!"

Der junge Mensch wurde dunkelrot: das verletzte ihn doch gar zu sehr. Nicht zum erstenmal ließ sie es ihn fühlen, daß sie ihn nicht recht für voll erachtete, daß er ihr zu jung war. Nein, er wollte auch gar nicht mehr an sie denken, es gab hübsche Mädchen genug, die gern mit ihm auf den Ball gingen. Er pfiff auf ihre Freundlichkeit, sie brauchte ihn gar nicht mehr zu fragen, was denn seine Mutter geschrieben und ob es beim Exerzieren ‚gut gegangen hatte‘. Und doch fuhr es ihm wie ein Stich durch die Seele, als jetzt die Ladenschelle bimmelte und der Unteroffizier Schmidt schnellen Schritts über die Schwelle trat.

„'n Abend," sagte Schmidt recht forsch und legte, die Hacken zusammenklappend, den Finger an die Mütze. „Wie steht das Befinden? Alles wohl? Freut mir unjemein!"

Wie der den militärischen Gruß und das Schwadronieren weg hatte, der Kerl! Natürlich, ein Berliner! Die lagen ja schon neunmal klug in den Windeln! Der kleine Hucklenbruch warf einen bitterbösen Blick nach dem für einen neununddreißiger Füsilier auffallend großen Menschen.

Schmidt lehnte jetzt über dem Ladentisch, den rechten Ellbogen aufgestützt, und redete auf Frau Fina ein. Was, konnte der Eifersüchtige nicht verstehen, wie sehr er auch die Ohren spitzte. Aber er sah, wie die blonde Frau mit gesenktem Blick zuhörte. Das Blut sauste ihm in den Ohren: ob sie am Ende mit dem hinging? Der sah natürlich älter aus, er hatte dunkles Haar und ein entschlossenes Gesicht — ein freches Gesicht! Der war ihr nicht zu jung.

Aber nun durchrieselte ihn ein freudiger Schreck, als sie sagte: „Ne, danke, wat Sie da auch all' sagen, ich jeh' nit mit."

„Nanu, da brat' mir doch eener en Storch!"

Der Westfale triumphierte. Das war recht, das war recht, daß der Berliner einen Korb kriegte!

„Un dann," sagte Josefine und sah sich lächelnd nach Hucklenbruch um, „un dann hab' ich et ja auch als dem da abjeschlagen!"

„So, — na denn!" Ein rascher Blick des Unteroffiziers streifte den flachsblonden Gefreiten. Dieser empfand es deutlich, das war lauter Geringschätzung, mit dem der unverschämte Berliner ihn maß. Er hätte sich auf ihn stürzen mögen, ihn mit den Bauernfäusten zerbleuen. Aber Schmidt drehte schon seine schlanke Figur mit einer gewandten Schwenkung zur Thür. „Na, denn nich, schöne Frau! Adjee Sie!"

Noch einen schnellen Blick tauschten die beiden Rivalen, dann klappte die Thür, man hörte Schmidts Pfeifen draußen auf dem Trottoir.

Der freche Kerl! Was sollte das heißen, dieses verächtliche: ‚Na, denn nich!‘? Hucklenbruch grübelte; eigentlich hätte er dem Verhaßten nachgehen müssen und ihn zur Rede stellen — ‚na, denn nich! na, denn nich!‘ — aber es hielt ihn hier im Lädchen wie mit Banden. Er war doch so glücklich darüber, daß sie den Schmidt hatte ablaufen lassen; sein Herz puckerte, nun war er auf einmal gar nicht mehr so unglücklich, daß sie morgen nicht mitkam. Sie ging eben überhaupt nicht zu dem Ball; und wär' sie gegangen, wäre er, er der Bevorzugte gewesen. Das machte ihn stolz. Er konnte die Thür nicht finden und merkte nicht Josefines verstohlenes Gähnen; er saß und saß. Es war ein seliger Abend. Wäre nur nicht noch kurz vor Zapfenstreich der Herr Zahlmeister erschienen. Er brachte ein Paar Handschuhe, die er noch bis zum morgigen Abend gewaschen wünschte.



Tartaren auf dem Raubzu[...]
Nach dem Gemälde v[...]



..ae von Kosaken eingeholt
..on Josef v. Brandt

Achtung, der kam doch nicht bloß wegen der Handschuhe! Der Dicke mußte däftig viel getrunken haben; er kollerte wie ein Truthahn vor der Henne! Auch er fragte, ob Frau Konradi nicht dem Fest morgen in der Kaserne beiwohnen wolle, „unter seiner speziellen Führung," wie er galant versicherte.

„In unsern Jahren liebt man zwar das Tanzen nicht mehr," meinte er und beugte sich über den Ladentisch, „desto mehr aber die Gemütlichkeit. Leider Gottes hat man die ja im verwitweten Stande nicht immer" — er seufzte — „aber man sucht sie doch!"

Dem jungen Menschen wurde es bang. Die Witwe hörte das alles so still an und sah nachdenklich drein. Sie würde doch am Ende nicht mit dem Zahlmeister auf den Ball gehen! Ungestüm fuhr er von seinem Sitz auf, da sah ihn des Zahlmeisters rotes Gesicht von oben herab an. „Was machen Sie denn noch hier, Gefreiter? Es wird gleich blasen!"

Hucklenbruch stand stramm und sagte: „Jawohl, Herr Zahlmeister!" Aber Wut kochte in ihm. Draußen erklang das verwünschte: „Zu Bett, zu Bett!"

Da schlich er zur Thür und schluckte an den Thränen, die ihm brennend in der Kehle quollen. —

*

Wenn die Witwe Konradi gewollt hätte, den Zahlmeister hätte sie kriegen können; nur einmal hätte sie die fleischige Hand mit dem breiten Daumen fester zu drücken brauchen. Aber sie drückte nicht. Die Spatzen pfiffen's von den Dächern der Kasernenstraße, in den Blocks wurde es bespöttelt: der dicke Zahlmeister stieg Rinkes Fina nach. Nicht bloß Hucklenbruch und Schmidt, nein, manch andrer noch, der ins Lädchen kam, schnüffelte neugierig, wie weit wohl die Sache gediehen sei. Der kleine Hucklenbruch, der wacker von Hause geschickt bekam — sein Vater hatte einen schönen Hof unweit Bielefeld —, machte sich an den Invaliden. Der war nie abgeneigt, sich nebenan in der Wirtschaft traktieren zu lassen. Wenn er erst zwei, drei getrunken hatte, wurde er sehr gesprächig. Einige Schwierigkeiten machte es freilich immer, ihn von der Erzählung seiner Kriegsgeschichten abzubringen, aber Hucklenbruch hatte nun schon einige Geschicklichkeit, beim vierten Glas die Unterhaltung auf die Witwe hinüberzuspielen. Dann schimpfte der Invalide. Die Fina paßte ihm gar zu sehr auf; den Schlüssel kriegte er nie, nie, daß er mal abends heimlich ins Haus konnte — auch daß sie den Zahlmeister nicht nehmen wollte — dummes Weibsbild! Was war über den zu lachen? Geld hatte der Mann und dann die Stellung! Zahlmeister — Offiziersrang! Vielleicht ging's einem auf die alten Tage dann noch mal ebensogut wie der Mutter, der reichen Frau Schnakenberg von der Königsallee!

Seit Ferdinand gelernt hatte, mit dem Bein des Stiefvaters zu gehen, sang er dessen Lob. Ein spendabler Mann! Ein- für allemal konnte er Sonn- und Feiertags sich da mit zu Tisch setzen und lecker essen, und nach dem Essen verteilten die drei sich auf bequeme Kanapees, und abends steckte ihm der Schnakenberg noch alle Taschen voll Zigarren.

Jedoch beim fünften Glase wurde der Invalide weich; dann beklagte er seine Schwester.

So ein hübsches, kreuzbraves Weib! War's nicht ein Jammer, daß die schon Witwe war und sich so plagen mußte? Abends als letzte zu Bett, morgens als erste auf.

„Bekucken Se sich mal dem Fina sein Fingeren, junger Mann, wie die verarbeit't sind," sagte er dann wohl und sah so gerührt aus, daß auch der blonde Westfale weichmütig wurde. „Un alles für den Jung', den Faulenzer, den Peter, mit seinen dummen Schnacken, der nichts thun möcht', als dem lieben Gott den Tag abstehlen un der Fina auf der Tasch' liegen!"

Insofern hatte das Humpelbein nicht ganz unrecht. Josefine hatte viele Sorgen um ihren Peter gehabt. Mit Händen und Füßen hatte der sich gesträubt, den Platz als Lehrling einzunehmen, den ihm der Onkel Friedrich mit vieler Mühe in der Fabrik auf der Grafenberger Chaussee, die die schönen schmiedeeisernen Gitter machte, besorgt hatte. Er war krank geworden. O, die Fabrik, die Fabrik! Er schlich umher und war blaß wie Wachs, richtig wie ein „bleichsüchtiges Mädchen", sagte der Doktor, den die besorgte Mutter rief.

So waren sie nun übereingekommen — ganz den Willen konnten und wollten sie dem Jungen nicht thun —, ihn zu einem Anstreicher in die Lehre zu geben. Die Werkstatt des Malermeisters Cremer war einem Atelier doch zum Verwechseln ähnlich. Mit dem Anstreichen war der Peter denn auch leidlich zufrieden gewesen. Vorderhand durfte er freilich nur erst „Pliesterer" sein und Hauswände und Hofmauern weißen, aber bald sollte er zur Oelfarbe avancieren.

Der Sommer stand auf der Höhe, die riesige Fronleichnamsprozession war längst vorbei, auch die Jubelfeier des Martyriums der Apostelfürsten Petrus und Paulus; die Neununddreißiger hatten ihr Erinnerungsfest an die Schlacht bei Hammelburg begangen — da drückte sich schon der junge Peter einen Kalabreser auf den Lockenkopf, wie ein echter Kunstbeflissener. Von dem Thaler, den ihm Onkel Friedrich einst gutgelaunt in die Hand gesteckt, hatte er sich sofort in der permanenten Ausstellung bei Schulte abonniert; sehen wenigstens wollte er Bilder. Aber er malte auch endlich selber eins — seine Mutter.

Mit einer seltsamen Bewegung saß Josefine dem Sohn an den Sonntagsstunden, an denen das Lädchen geschlossen war. Heimlich that sie's, wie eine Sünde; sie schämte sich vor den Nachbarn, vor den Brüdern, vor der Mutter, die würden sagen, sie sei närrisch mit dem Jungen.

Draußen brütete die Hochsommersonne auf dem Pflaster, oben in der versteckten Bodenkammer war der Nachmittag auch nicht kühl. Eine hohe Röte lag auf Josefines Wangen und verlieh ihren

Augen gesteigerten Glanz. Sie saß auf einer alten Kiste und lächelte voll geheimen Entzückens den Sohn an, der ernsthaft und eifrig den Pinsel über die Leinwand führte. Eine stolze Freude überkam sie: das sollte sie sein, sie? Wahrhaftigens Gott, der Jung' konnte malen!

Aber ein geheimes Grauen überlief sie, und sie wollte es ihm ausreden, daß dies ein Muttergottesbild werden sollte. Wie konnte das ihre Züge tragen! Sie hatte ja auch nicht Krone, noch Mantel, noch ein sternbesticktes Gewand, auch Lilien ließ er nicht neben ihr sprießen.

„Dat 's janz einerlei," sagte er. „Ich denk' mir dich hier als die Maria, wie sie noch jlücklich war. Aber kuck ens – hier dat Fältchen zwischen den Augenbrauen — siehste, dat deut't schon drauf hin, dat se Leid kriegt. — Mutter du brauchst doch nit als jetzt bang zu werden!"

Unwillkürlich hatte sich ihr Gesicht verfinstert, sie sah ihn an mit einem unruhigen Blick; er lachte hell auf, da lachte auch sie wieder.

Und sie malten weiter. Der Ferdinand war mit dem Jüngsten nach Stockkämpchen marschiert; mit dem Fritz konnte man den Invaliden ruhig ziehen lassen, der paßte schon auf, daß der Onkel nicht des Guten zu viel that. Niemand störte die Sitzung. Stunden vergingen, sie merkten es nicht, er nicht in seinem Eifer, sie nicht in ihrem Glück.

Sie sprachen nicht. Josefine hielt den Atem an und wagte nicht, sich zu rühren. Unverwandt hing ihr Blick an dem Peter: wie seine Augen leuchteten! Und auf der hellen Stirn, unter den dichten Haarringen perlte ihm der Schweiß vor, und wenn er dann und wann zurücktrat, um mit prüfendem Blick sein Werk zu betrachten, strahlte sein ganzes Gesicht. Tausend Sonnenfünkchen spielten auf seinem weißen Malerkittel, auf den verstaubten Dachsparren tanzten goldene Lichter; auf den grauen Wänden, auf all dem alten Gerümpel eine Flut von warmem, lebensvollem Sommerglanz.

Als endlich die Dämmerung kam, schlichen sie leise herab von der Bodenkammer. Noch waren sie allein. Sie gingen über das enge Höfchen in das kleine Gärtchen. Beide atmeten tief. Und sie schritten um die kleine Bleiche in der Mitte des Gärtchens, auf die schon der Tau fiel, immer rund herum und Hand in Hand, bis es ganz dunkel war und nur am verwitterten Plankenzaun der alte Rosenstrauch mit seinen mattduftenden, hängenden Blüten noch gespenstisch schimmerte.

XXIII.

Herr und Frau Schnakenberg waren in Paris gewesen. Sie hatten sich alles mögliche von dort mitgebracht; nun war es auch wie eine Ausstellung in ihrem Haus auf der Königsallee.

Gleich der Läufer im Flur kam von der Weltausstellung. „Persianisch," sagte Herr Schnakenberg. Und der Teppich im Salon war aus „Ka—iro". Und in jeder Ecke stand ein Spucknapf, der war aus Kokosnußschalen von der Südsee; das war doch was andres als die gewöhnlichen „Quispeldörchen"!

Den Garten zierten allerlei Gnömchen und Hasen und Rehe aus Porzellan. Der Transport hatte freilich mächtig gekostet, Herr Schnakenberg sagte gar nicht wieviel.

Frau Trina hatte mehrere seidene Kleider eingekauft: schwarze Seide aus Lyon, rohe Seide aus China, von leibhaftigen Würmern gesponnen. Auch Stickereien von der Schweiz und Valencienner Spitzen, schöne Sofakissen und eingelegte Perlmuttertischchen und Vasen mit unverwelklichen Blumen waren da. Der Hendrich hatte ihr zum Andenken an die Reise ein Armband aus Marokko ums Handgelenk gelegt und eine Brosche mit römischer Kamee auf den Busen gesteckt. Das Reizendste aber war die Nuß mit einem winzigen Schachspiel drin, die sie dem Ferdinand mitgebracht, und der kleine Regenschirm aus Elfenbein für die Josefine. Wenn man durch ein Löchelchen oben an dessen Griff guckte, sah man die ganze Pariser Weltausstellung und die Porträts von Napoleon und Eugenie und dem Lulu. Jeder der Angehörigen, auch Peter und der Kleine, bekamen ein Stück Veilchenseife aus Parma und ein Flacon Rosenöl aus den Gärten von Schiras.

Ja, in Paris konnte man noch kaufen, da gab es was andres als hier in den lumpigen Läden! Herr Schnakenberg bedauerte nur, daß er nicht noch von dem prachtvoll schönen Gemüse aus Algier und den Früchten aus der Bourgogne hatte mitschleppen können; das ging doch noch über den Hammer Kappes.

Das mußte man sagen, der Napoleon war ein kluger Kopf; hatte er sich nicht durch seine prächtige Weltausstellung sämtliche Potentaten ins Land gelockt, daß sie ihm sozusagen den Hof machten? Kein Wunder, wenn der Zar von Rußland, der König von Preußen, der Kronprinz und die Kronprinzessin nach Paris reisten, warum sollte denn Herr Schnakenberg zu Haus bleiben? Aus Patriotismus doch sicher nicht. Besonders von der Kaiserin war er hingerissen. Die Königin Augusta sollte ja auch einmal eine recht ansehnliche Dame gewesen sein, aber so schön wie die Eugenie war sie gewiß nie gewesen. Die trug eine Krinoline und einen Chignon; Herr Schnakenberg geriet noch in Ekstase, wenn er schilderte, wie er sie in der Avenue des Champs Elysées hatte fahren sehen in malvenfarbener Seidenrobe, den Sonnenschein auf ihren rotgoldenen Haaren, und den Prinzen Lulu an ihrer Seite, in kurzen Hosen, roten Strümpfen, mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Sammetjacke. Paris, Paris — das war die Hauptstadt der Welt.

Viele Düsseldorfer Bürger hatten es wie Schnakenberg gemacht; es gehörte eigentlich zum guten Ton, diesen Sommer in Paris gewesen zu sein. S. Sternefeld & Co. konnten nun sehen, wo sie ihre Waren losschlugen. Man hatte sich die Novitäten selber von Paris mitgebracht. Und nur was von dort kam, hatte ja Wert.

„Kümmel," sagte zwar Peter und rümpfte die Nase, als er die Schätze der Großmutter besehen hatte, aber die hatte eben keinen Geschmack; die Pariser waren schon voran, besonders in der Kunst! Waren nicht schon viele junge Künstler dorthin gewallfahrtet und als große Meister heimgekehrt? Warum fiel's denn keinem Menschen ein, nach der preußischen Hauptstadt zu gehen, da gab's doch auch eine Akademie? Bah, die Berliner hatten ja gar keine Kunst.

Er fabelte immer von Paris; wenn seine Lehre bei Meister Cremer um war, wollte er auch nach Paris wandern, in die Stadt der Freude, der Schönheit, der Kunst. Wenn man da nur aufs Pflaster trat, flog es einem schon an, da wurde auch noch ein Maler aus ihm, so ein richtiger, kein lumpiger Anstreicher. Und doch fühlte er sich jetzt leidlich zufrieden, Farben, Farben — er roch sie doch wenigstens. Der Meister war erstaunt über die Fortschritte des Lehrlings; dem konnte man schon getrost ein Stück Arbeit überlassen, wie einem Gesellen. Freilich, mit der Schablone klecksste er noch oft über, aber so was aus freier Hand, so eine Verzierung, „da hat er Idee von," sagte Meister Cremer, „un auch Talent for!"

Josefine pries sich glücklich, — immer wenn sie von der abscheulichen Roheit und den Messerstechereien hörte, die in erschreckender Weise in den Industriedistrikten zunahmen, — daß ihr Peter nicht in einer Fabrik steckte. Nur von Greuelthaten las man jetzt im Blättchen oder Klagen über die Bedrängnis des Heiligen Vaters und Adressen der katholischen Bürgerschaft mit der dringenden Bitte an den König, den Heiligen Vater zu schützen. Warum bedrängten sie denn den armen Papst, der that doch keinem was zuleide?! Nun, bald kam ja der König ins Rheinland, und da würden die Rheinländer schon den Weg zu seinem Ohre finden! Recht leutselig sollte er ja sein und anders wie sein Bruder, der Friedrich Wilhelm IV.! Es gab noch viele Bürger, die sich an dessen Besuch in der tollen Zeit erinnerten.

Am 20. August wurde König Wilhelm, auf der Reise zum Kölner Florafest, in Düsseldorf erwartet.

Die Düsseldorfer Zeitung begrüßte ihn:

„O König, Führer du der Künste und Gewalten,
Mag Gott in Frieden dich noch lange uns erhalten!"

und auch die gesamte Bürgerschaft jubelte Willkommen.

Als der Zug mit dem königlichen Gast einlief, flammte vom Turm der evangelischen Kirche ein riesiges, feuriges W, die Kaserne, das Präsidialgebäude, der Jägerhof, das Rathaus strahlten, überall Illumination. Besonders das Hotel „Zum Prinzen von Preußen" that sich hervor; das einst verbannte Schild thronte zwar längst wieder oben, heut aber war es wie ein Transparent durchglüht und zeigte in stolzem Freudenschein den prinzlichen Namen. Pechpfannen loderten, ein mächtiger Feueradler reckte seine Krallen.

Ein endloser Fackelzug — vierhundert Sebastian-Schützen voran — bildete Spalier. In der Königsallee quetschte sich die Volksmenge, einen Blick auf den Gefeierten zu erhaschen; dem mußte die Hand schon ganz lahm sein vom vielen Grüßen. Kinder hingen auf Bäumen und Laternenpfählen, und auch Josefine stand auf dem Prellstein an der Benrather Brücke. Eigentlich war es gar nicht ihre Absicht gewesen, gucken zu gehen. Nur auf dem Weg zu ihrer Mutter war sie in den Trubel geraten.

Sie wunderte sich eigentlich, daß die Bürger so laut jubelten; hatten sie, vor nicht zu langer Zeit, nicht noch ebenso laut geschimpft? Ganz verdutzt stand sie auf ihrem Prellstein; auch wenn sie gewollt, sie hätte nicht wieder herunter und weiter gekonnt; um sie breitete sich ein Meer von Köpfen, von winkenden Armen, von wehenden Taschentüchern. Ein aufgeregtes Flüstern, ein Raunen und Tuscheln ging durch die Menge:

„Kömmt he?"

„Wo, wo, wo?"

„He kütt, he kütt!"

„Hurra!"

„Hoch, hoch, hoch!"

Immer mehr schwoll der Ruf an.

„Es lebe König Wilhelm! König Wilhelm! König Wilhelm!"

Und nun klang es majestätisch:

„Heil dir im Siegerkranz!"

Die Musik spielte es, brausend fiel die Menge ein, das Volk warf sich fast vor die Räder:

„Herrscher des Vaterlands —
Heil König dir!"

Der Wagen mußte halten. Schlicht, im dunkeln Soldatenmantel, blitzend nur die Helmspitze — der Jäger auf dem Bock war feiner als er —, saß er da. Also das war er!

In erwachter Neugier reckte sich Josefine. Der hübsche alte Herr mit den weißen Bartkoteletten, hm, also Herrscher des Vaterlands! Er lächelte übers ganze Gesicht, er grüßte unablässig.

„Fühl in des Thrones Glanz
Die hohe Wonne ganz —"

O, wie er lächelte! So gut, so von Herzen! Ihr wurde warm. Das war kein Herrscher mehr, das war der Mann, auf den ihr Vater gehofft! Es gab ihr einen Ruck im Herzen.

„Liebling des Volks zu sein,"

brauste der Chor.

„Heil König dir!" Sie hatte ihre Stimme mit erhoben, ohne es zu wissen. Hell übertönte ihr starker Ruf den Gesang umher. Hoch hatte sie sich auf dem Prellstein aufgerichtet in ihrer ganzen Stattlichkeit, ihr Tuch sich vom Hals gerissen und schwenkte es nun heftig:

„Heil König dir!"

Nun sah er sie — sie ganz besonders! — Ja, sie fühlte seinen Blick, und dann lächelte er gütig und nickte. Ach, er winkte! Ihr, hatte er ihr nicht ganz besonders zugenickt?!

Ihre Arme streckten sich aus, ihr Herz schlug ihm entgegen, hingerissen von so viel Freundlichkeit.



Sie stand noch verträumt, mit heißgeröteten Wangen, als eine bekannte Stimme sie aufschreckte.

„No, Finken, als auch kucken jejangen?"

Es war Schnakenberg; er trug seinen feinsten Rock und den Stock — die Weinrebe mit einem goldenen Knopf —, den er sich aus Paris mitgebracht hatte.

„Haben Se ihn auch jesehn?" fragte Josefine, noch zitternd vor Erregung, „den König, den König?!"

„Och, e ja, ene janz nette Mann," sagte Schnakenberg. „Ene janz artige Mann. Et is ens jut, dat de von Bismarck nit mit derbei war, da wär' et unjemütlich jeworden, denn de —"

Er unterbrach sich. „Lauf ens bei de Mutter, Fina, du weißt doch, heut is dem selige Willem sein Jeburtstag, da is se janz aus 'm Häuschen. Och, jemmich! Ich sag' et ja immer, laß en Mess' für ihm lesen oder auch zwei, de is längst tot un bejraben. Aber dat darf mer beileib nit sagen, dann wird se falsch. Se weint der janze Tag; et is wahrhaftijens Jott unjemütlich! Ich jeh' nach der Uehl, da wolle mer ens den König lebe lassen. Aber dat muß mer sagen, alles wat wahr is, de Napoleon hat en noblere Kutsch'. De hat mehr savoir-vivre — aber kann ei'm dat wunderen von so ene Preuß'? Na, adjüs, Fina, viel Pläsier!" Er blinzelte ihr zu und schlug dann den Weg ein, der zum Wirtshaus — die Uehl — in der Ratingerstraße führte.

Die Volksmenge war dem königlichen Wagen, der zum Präsidialgebäude fuhr, nachgeströmt, einsam lag die Königsallee, stiller noch wie sonst am Abend, wenn unzählige Liebespärchen leise im Dunkel der schattenden Kastanien wandelten.

Da war schon Schnakenbergs Haus. Josefine war erstaunt: von den Mansarden bis herab zum Parterre prangte es in einer glänzenden Illumination — der Stiefvater war doch ein besserer Patriot, als er zu sein schien. Die Magd öffnete ihr.

„St," flüsterte Drückchen, „jeht e bißke leis, Frau Konradi, de Frau Schnakenberg is im Hinterzimmerken." Damit deutete das brave Drückchen alles an, was diesen Tag bewegte.

Frau Trina hatte überall neue Möbel: Kirschbaum im Salon, Eiche im Eß- und Nußbaum im Schlafzimmer; nur ein ganz kleines Hinterstübchen war noch da, in das sie alle Möbel ihres einstigen Haushaltes zusammengepfercht hatte. Da standen sie in ihrer tannenen Armseligkeit, als ob sie sich genierten; keine Sonne beschien sie, fast nie wurden die geschlossenen Läden des Fensters geöffnet, das auf die dunkelste Ecke des Hofes hinaussah. In dieses Hinterzimmerchen zog sich Frau Trina zurück am Geburtstag ihres Wilhelm.

Josefine trat leise ein. Die Kattungardinen waren dicht vorgezogen, die Luft war dumpf-kühl und eingeschlossen wie in einem Mausoleum. Keine Lampe brannte, auf dem Tisch vor Frau Schnakenberg flackerte einzig eine dicke Kerze, in einen Behälter mit Sand gestellt: das war das Lebenslicht, geweihtes Wachs, aber es brannte trüb.

Frau Trina trug ein schwarzwollenes Kleid; das marokkanische Armband, die römische Kamee und jede goldene Kette fehlten. Sie konnte den Sohn ja nicht feiern an Allerseelen, wie ihre andern Geschiedenen, nicht an sein Grab wallen und es schmücken mit Kränzen — er war ja nicht tot. ‚Er kömmt wieder, er kömmt sicher und gewiß wieder,' sie sagte das nicht oft, aber sie dachte es immer. Und manches Mal ging sie heimlich hinauf in das Gastzimmerchen, legte die Betten in der Sonne aus und klopfte den Staub aus dem Sofa. Und heut an dem einzigen Tag, der „dem armen Jüngesken" ganz gehörte, ließ sie ihre Thränen fließen, als hätte sie die das ganze Jahr aufgespeichert.

„Mutter, hör doch auf mit Weinen," bat Josefine und setzte sich neben Frau Schnakenberg. Sie rückte ihren Stuhl ganz dicht heran und legte den Arm um die Schultern der alten Frau; heute fühlte sie sich der Mutter so um vieles näher als sonst im ganzen Jahr — sie wußte ja, wie man einen Sohn lieben kann.

So saßen sie ganz still nebeneinander in dem engen, vollgepfropften Stübchen, an demselben tannenen Tisch mit den von unruhigen Kinderfüßen abgeschabten Beinen, um den sich einst die ganze Schar in der Feldwebelwohnung gereiht hatte. Ach, wo waren sie alle hin?! Josefine stützte den Kopf in die Hand. Der Wilhelm war verschollen; der Friedrich, ja der Friedrich — ein froher Schein glitt über ihr Gesicht —, der würde des Vaters Stolz sein, wenn er auch kein Soldat war. Dann der Ferdinand, ach du lieber Gott! Den ganzen Winter hatte der verschlafen in der Ecke beim Ofen, nur vormittags zum Frühschoppen und abends wieder hatte er sein Bein angeschnallt, um ins Wirtshaus zu gehen. Sonst war ihm selbst das zu lästig, einen ganz gemeinen Stelzfuß hatte er sich machen lassen, der wär' ihm bequemer. Nicht einmal, daß er den Laden versah! Wie angeleimt blieb er in dem alten Ohrenlehnstuhl sitzen, den ihm der Stiefvater neu mit Wachstuch hatte beziehen lassen, und räsonnierte über sein miserables Schicksal.

Und dann der Jüngste, das Karlchen! Vor Jahr und Tag hatte er einmal geschrieben, er sei jetzt Oberbootsmannsmat auf S. M. Aviso „Grille". Im Seegefecht bei Rügen unter Kapitän Jachmann hatte er auch schon mitgethan. Sie hatten damals gar nichts davon gewußt, ganz zufällig erfuhren sie's und hatten sich wohl gefreut, daß er heil aus dem Kampf mit der dänischen Flotte davongekommen, aber so einen rechten Begriff konnten sie sich von ihm und seinem Leben nicht mehr machen. Wie um Jesus willen war das Karlchen nur dazu gekommen, zur See zu gehen? ‚Die Flotte, die Flotte,' das mußte man ja wohl den Jungens zur Zeit in den Kopf gesetzt haben. Von der Militärerziehungsanstalt zu Annaberg war er auf die Matrosenschule gekommen.

Josefine seufzte: daß man bei der Marine, wie es hieß, zehnmal schneller voran käme wie

beim Landheer, das wollte sie ja wohl glauben, aber es war doch traurig, daß man auch von Karlchen so gut wie gar nichts mehr zu sehen und zu hören kriegte.

Unwillkürlich sagte sie laut: „Ob de wohl ens wiederkömmt?“

„De kömmt wieder, de kömmt sicher und jewiß wieder,“ murmelte die alte Frau, nickte eifrig und starrte schwimmenden Auges, mit gefalteten Händen in das trüb brennende Lebenslicht. Josefine merkte es ganz genau, die Mutter dachte nur an den Wilhelm. Es wurde ihr eng, sie stand auf, es litt sie nicht mehr in der dumpfen Stube, deren verschlossenes Fenster keinen Luftzug einließ, deren Winkel alle vollgestopft waren mit Erinnerungen, die nur heute Erinnerungen waren, sonst vergessen standen und verstaubten.

Aufatmend trat sie unter den freien, reichgestirnten Augustnachthimmel; wunderbar schön strahlten die Sterne über dem Exerzierplatz und warfen auch ihr leuchtendes Bild in den dunkeln Spiegel des Stadtgrabens. Fernab vom Friedrichsplatz her rollte noch das Branden einer aufgeregten Volksmenge, es klang wie Brausen der Empörung, und doch war's lauter Freude. Dort beim Regierungspräsidenten war der König abgestiegen, da stand er nun gewiß am Fenster und sie jubelten ihm zu. —

In der Nacht schlief Josefine unruhig. Bald stand sie auf dem Prellstein und schrie Hurra, bald saß sie bei der Mutter in der dunkeln Stube. — ‚Er kömmt wieder, sicher un gewiß, er kömmt wieder,‘ aber eine Stimme sprach hart: ‚Er kommt nie wieder!‘ — Und dann wieder nickte ihr der freundliche König zu, und sie nickte wieder. Da streckte der König die Hand aus und sprach: ‚Was giebst du mir?!‘ Er griff nach ihrem Herzen — sie schrie laut auf, und wie sie schrie, erwachte sie, ganz in Angstschweiß gebadet.

Es war sonniger Frühmorgen. Musikfanfaren schmetterten den Tag wach, drüben rückten die Neununddreißiger aus zur Truppenbesichtigung auf der Golzheimer Heide. Da sollten sie vorm König paradieren. Die Trommeln wirbelten, die Piccoloflöten schrillten:

„Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht.“

Hastig eilte Josefine ans Fenster. Hinter dem Gardinchen spähte sie den Truppen nach — Soldaten, Soldaten, all die blauen Röcke und all die roten Kragen und die frischen, gebräunten Gesichter drüber. Und alles blank geputzt; auf tausend Helmspitzen schien sich die Sonne zu entzünden, es war ein Blitzen und Blinken. Ei, war das lustig!

„Freut euch des Lebens,“ summte sie mit und sah ihnen nach, ganz vergessend, daß sie sich in der Nachtjacke sogar zum Fenster hinauslegte.

Heute war ein stiller Tag für das Lädchen, die Kaserne wie ausgekratzt, auch die halbe Stadt auf den Beinen nach der Golzheimer Heide. Den König sehen, den König! Heute gegen Abend reiste er ja schon wieder ab.

Spät mittags war die Parade aus; todmüde, bis zur Unkenntlichkeit von Staub bedeckt, marschierten die Soldaten wieder ein. Der König aber besah sich noch rasch die Kunstausstellung bei Schulte und das Atelier des Schlachtenmalers Camphausen. Er hatte bei Schulte sogar einen Ankauf befohlen — das Bildchen hieß: „Die Rekruten.“

XXIV.

Es war für Düsseldorf jetzt an der Zeit, seiner großen Männer zu gedenken. Die Stadt hatte es ja dazu, sie stand auf blühender Höhe und war, wenn auch noch nicht im Handel, so doch in der Kunst und in ihren Gartenanlagen der Rivalin Köln weit überlegen. Die Väter des Rats brauchten sich der Gelder wegen keine Sorgen zu machen, man saß im Wohlstand. Es war nicht mehr wie billig, jetzt auch äußerlich die dankbar zu ehren, deren Namen der Düsselstadt ewigen Glanz verliehen.

Ganz einig war man sich freilich nicht, wer diese eigentlich waren. War es z. B. nötig, an Immermanns Sterbehaus eine Gedenktafel anzubringen? Der war doch nur Theaterdirektor gewesen und hatte genug Aergernis erregt mit seiner Ahlefeld in Jacobis Garten hinterm Malkasten! Die Errichtung eines Denkmals wurde dagegen ohne Widerspruch beschlossen für Peter Cornelius, „den größten Sohn der Stadt, den Heros der deutschen Kunst, den Goethe unter den Malern, der die Kunst aus der Abhängigkeit undeutschen Wesens befreit.“ Aber als einige, etwas schüchtern freilich, vorzubringen wagten, da sei auch noch der Heinrich Heine, der sei doch auch ein Sohn der Stadt und eigentlich auch ein Genie und auch tot, da ging man einfach zur Tagesordnung über.

In dem Beschluß, die neue Eisenbahnbrücke der bergisch-märkischen Bahn bei Neuß, „König Wilhelms-Brücke“ zu taufen, ferner zur Jubelfeier der Kunstakademie und zur Liebesgabe anläßlich des Priesterjubiläums Pius IX. sich mit einer würdigen Summe zu beteiligen, war man einig. Professor Caspar Scheuren entwarf mit seiner frommen Aquarellkunst ein Gedenkblatt dieses fünfzigjährigen Priesterjubiläums, es hing in jedem besseren Bürgerhaus unter Glas und Rahmen, und der Dezember 1869 brachte, als passendstes Weihnachtsgeschenk, ein Pendant dazu, das Gedenkblatt zum ökumenischen Konzil. —

Das neue Jahr war in Sicht; so freundlich ging 1869 zu Ende wie 1870 begann. Die Düsseldorfer Zeitung konnte mit Berechtigung ihren Rückblick auf das alte Jahr mit dem Wunsche schließen: „Möge das neue ebenso friedlich verlaufen und ebenso Großes auf dem Gebiet des Völkerverkehrs leisten! Je größer der Völkerverkehr, desto sicherer der Friede!“

Wie ein Stein in einen stillen Weiher fiel plötzlich in den ruhigen Jahresbeginn die Kunde, daß das Konzil die Unfehlbarkeit des Papstes

beschlossen habe. Immer größere und größere Kreise, gluckſende Blasen und unruhige Wellchen bildeten sich auf der eben noch so glatten Fläche. Etwas war hineingeschleudert, was nicht still zum Grund sank, sondern wühlte und wühlte. Nun hatten die Zeitungen Stoff — würde das Dogma von der Unfehlbarkeit durchgehen oder nicht? Mochte der Jesuitensuperior Rivé zu Köln auch predigen, das Dogma von der Unfehlbarkeit sei ein Glaubenssatz, einfach hinzunehmen, mochte der Pater Roh seine ganze Beredsamkeit entfalten, — zweihundert Bischöfe stritten dagegen. Das war ein Hin und Her, ein Für und Wider. Die besten Freunde zankten sich, zwischen manchem Vater und manchem Sohn klaffte jäh ein Riß; Mägde, die belauscht, worüber die Herrschaft drinnen im Zimmer disputierte, kündigten; manche Seele, die gern glauben wollte, was sie glauben sollte, ängstigte sich. Und die Andersgläubigen machten ihre Glossen.

Selbst in die Kaserne, in der sonst der Kommiß den einförmigen Inhalt des Tages bildete, war ein Tropfen Aergernis gefallen. Die Bauernsöhne erhielten Briefe von Haus, drin die Väter sie ermahnten und die Mütter ein Gedenkblättchen vom Heiligen Vater mitschickten.

Auch in der Witwe Konradi Lädchen wurde viel darüber verhandelt. Mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen hörte Josefine zu — war's möglich, der Papst unfehlbar, ein Mensch unfehlbar?! Als zur Vesper die Glocken von der Jesuiterkirche, von Lambertus und St. Andreas so schön und sonor läuteten, fühlte sie sich nicht, wie sonst, bewegt von den frommen Klängen. ‚Unfehlbar, unfehlbar,' summte es ihr immer in den Ohren. Im ersten, hastigen Impuls nahm sie die Heiligenbildchen, die über ihres Kleinen Bett hingen, herunter und schloß sie in eine Schublade. Jetzt fühlte sie's, sie war doch nicht katholisch getauft; wenn ihre Wiege auch geschaukelt hatte beim Klang dieser Glocken, einen guten Schuß Blut hatte sie auch von Vaters Seite her in den Adern — und der war ein Ketzer gewesen. Der arme Vater! Ihr Blick umflorte sich. Ach, der hatte hier nicht glücklich sein und auch nicht glücklich machen können! Der hatte die hier nicht verstanden, und sie hatten ihn nicht verstanden! Ihr war's, als würde sie ihn jetzt verstehen. Daß sie doch so viel an ihn denken mußte! Starren Auges blickte sie hinüber zur Kaserne — da ging sein Geist noch um. — —

Seit Oktober steckte der Peter auch drüben in der Kaserne. Seine Lehre war um gewesen, der Meister Cremer hatte ihm ein halbes Jahr geschenkt. Was hatte er denn Klügeres machen können, als gleich seine Zeit abdienen? Dann war er's los, und dann würde er die Mutter schon herumkriegen, ihn nach Paris zu lassen — und er würde ein Künstler werden! Ja, das wußte er jetzt. Und wenn sie ihm auch sagten: „Da, streiche diese Wände an," es würden doch Bilder unter seinem Pinsel entstehen, Bilder, wie er sie in seiner Seele trug, wie er sie mit geschossenen Augen sah, wie er sie nachts träumte. Er glaubte an seine Zukunft, und in diesem Glauben erschien ihm das Leben so wunderschön, so strahlend hell, so voll von Farbe.

Der Kommißdienst machte ihm allerdings wenig Spaß, und die Drillerei fand er höchst überflüssig, aber da er einen schlanken Buckel und gerade Beine hatte und keinen so dicken Kopf, wie die westfälischen Jungens, kam er gut durch. Er war wohl angeschrieben, und darüber lachte der Peter sich eins; er wußte ganz genau Bescheid über die Verehrer seiner Mutter. „En janz schneidiger!" sagte Unteroffizier Schmidt oft und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

Der Berliner war wirklich ein umgänglicher Mensch, was der Hucklenbruch auch gegen ihn sagte. Freilich, der war eifersüchtig! Der Sohn war stolz auf die Triumphe seiner Mutter. Ja, so frisch wie die war doch auch keine! All ihre weißen Zähne hatte sie noch, kein graues Fädchen im blonden Haar, und freuen konnte sie sich, ha, freuen! Als er zum erstenmal in Uniform vor ihr gestanden, da hatte sie mit einem Jubelruf die Hände zusammengeschlagen, und dann war sie ihm um den Hals gefallen und hatte ihn geherzt und geküßt wie einen Schatz.

Josefine empfand Freude in ihrem Herzen, wie solche es kaum je bewegt — ihr Junge drüben in der alten Kaserne! Und so beliebt! Sogar der Hauptmann hatte ihn belobt, als er für die Weihnachtsfeier der Mannschaft ein Transparent gemalt, einen nackten Engel mit blauem Lendentüchlein und mit fliegendem Spruchband: Gloria in excelsis Deo!

Gab es eine glücklichere Mutter? Morgens belauschte sie sein Ausrücken, mittags seine Heimkehr von der Heide oder von den Schießständen im Bilker Busch. Der Winter war nun vorbei, heller Frühlingssonnenschein beglänzte die schon gebräunten Gesichter der Füsiliere, der erste grüne Zweig steckte dem Peter am Helm, hell trällerte ihre Stimme der Marschmusik nach — Frühling, Frühling! Auch für sie war's noch einmal Frühling mit ihrem, durch ihren jungen Sohn.

Ganz Düsseldorf feierte Frühling; alltäglich wallfahrteten jetzt Scharen von Bürgern durch die schön bestellten Felder nach Dorf Hamm zu Heckers Wirtschaft, wo der fortschreitende Bau der neuen festen Rheinbrücke die Augen und der berühmte Spargel nebst Maiwein die Gaumen angenehm beschäftigte. Auch im Malkasten rührte sich's; aufgeweckt durch das maigrüne Rauschen der Bäume im alten Jacobischen Garten, quakten die Frösche im Venusteich, und lustige Malerkehlen machten ihnen Konkurrenz.

Der Rhein rollte seine frühlingsgeschwellten Wogen wieder einmal am alten Schloß vorbei und begrüßte in übermütigem Umfangen die kleine Düssel, die ihm unter der verwitterten Schloßmauer her im jungen Liebesrausch in die Arme sprang. Im Hofgarten sangen sich die



Millstatt am !

Nach einer Zeichnung von E



ee in Kärnten.

T. Compton. (Text Seite 27)

Nachtigallen müde, am Kanal, um den Schwanenspiegel, in den vielen, vielen Gärten der Stadt klang ihr schmelzendes Locken. Auch in Josefines Gärtchen schluchzte eine Nachtigall im hängenden Rosenstrauch am Plankenzaun. Josefine hörte ihr oft zu — was klagte die?! Lind und sanft und dunkel lag doch die stille Frühlingsnacht über den Dächern, jedes Windchen ruhte, ein großer Friede träumte am Himmel und sank nieder in den Schoß der empfangenden Erde.

*

Was wollte der Mann, der in der Düsseldorfer Zeitung unermüdlich annoncierte unter dem geheimnisvollen Namen „Maran atha“ und seine Mitchristen zu einem Vortrag in der Bockhalle einlud? Er kündigte an:

„Die baldige persönliche Wiederkunft unsers HERRN in Herrlichkeit.“

Das war doch sicher ein Verrückter! Aber da der Eintritt unentgeltlich war und man sich gern einen Spaß machte, gingen viele hin. Es war ja sonst nichts los, aber auch rein gar nichts! Nur ein Bild machte noch von sich reden, das ein junger Kunstschüler, Michael Munkacsy, dessen Namen man bisher noch nicht gekannt, ausgestellt hatte: „Letzter Tag eines Verurteilten.“ Das Publikum stand davor, halb ergriffen, halb erstaunt, und die Maler gingen hin in hellen Haufen und besahen sich, die Augenbrauen hochgezogen, manche mit leisem Kopfschütteln, dieses ganz Neue.

Auch Peter sah das Bild. Er wußte nicht, was ihm brennende Thränen in die Augen trieb — der, der das geschaffen, war kaum älter als er! Aufgeregt kam er zu seiner Mutter. Mit fliegendem Atem sprach er von dem, was er gesehen:

„Mutter, dat is en Bild, ich sag' dir, en Bild! Du sollt'st sehen, wie der Mann dasitzt, de Verbrecher, die Fäust' im Jesicht, dat Jebetbuch liegt am Boden, un se stieren ihn all an, de Leut', die ihn kucken jekommen sind, un dat junge Weib weint an der Mauer, un dat Kind läuft zwischen Vater un Mutter un weiß von nix. Mutter, dat is en Bild, so eins hat noch keiner hier jemalt — Mutter, de kann wat! Mutter, nu weiß ich, wat Kunst is! Mutter, und siehste Mutter, so will ich auch ens malen!“

Er raffte die Mütze vom Tisch und rannte stürmisch davon. —

Die Julitage kamen mit drückender Glut, schwere Gewitter zogen schon am Morgen auf und gingen gegen Mittag nieder, aber sie brachten keine Kühlung. Ebenso glühend kam der Abend wie der Morgen, die Nacht wie der Tag. Allerorten gab's Gewitterschaden; ein furchtbarer Blitz schlug die Kreuzblume am Neußer Münster herunter. Besorgt schauten die Landleute von ihren Feldern zum funkensprühenden Himmel; eine eherne Hitze brütete in den Straßen der Stadt.

Maran atha — „Prüfet die Zeichen der Zeit!“ predigte der seltsame Mann in der Bockhalle; der hatte jetzt viel Zuspruch — es kamen nicht bloß solche, die ihn auslachten — nervösen Seelen wurde so merkwürdig angst, die Gewitterschwüle drückte alle Gemüter. Und plötzlich fingen undefinierbare Gerüchte an, umzugehen. Man hörte es und glaubte es nicht, aber erzählte es doch weiter: Frankreich suche mit Preußen Händel. Kühle Köpfe freilich beruhigten, man sah's ja, in der Kaserne rührte sich noch keine Hand, und da würde man doch zuerst etwas merken. Es war ja auch absolut kein Grund zum Krieg vorhanden, die Erregung der Franzosen über die Kandidatur des hohenzollernschen Prinzen für den spanischen Thron war nicht so tragisch zu nehmen. Man konnte sich getrost anschicken, alle Vorbereitungen zum Düsseldorfer Schützenfest zu treffen; und das sollte in diesem Jahr ganz besonders glänzend werden.

Aber — merkwürdig — es ereignete sich wieder etwas, was die Bürger irritierte: Abend für Abend ließ sich eine junge, schöne Stimme im Hofgarten vernehmen, die, schmetternd und langgezogen, bis in die fernsten Büsche drang — „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“ Alle Spaziergänger blieben stehen und lauschten, es sammelte sich rasch viel Publikum, aber so sehr auch die Zuhörer Beifall klatschten, der Sänger ließ sich nicht sehen, er blieb verborgen. Wer war das — von wo kam das — was sollte das bedeuten?

„Prüfet die Zeichen der Zeit“ — eine Ahnung beschlich die Seelen, man hielt den Atem an.

Da — hui, ein Blitz am schweren, wolkenverhangenen Himmel: der französische Gesandte Benedetti hatte den greisen König, der in Ems zur Kur weilte, mit den frechen Forderungen Napoleons brüskiert!

Und nun ein krachender Donner, der den Himmel mit Getöse erfüllt und die Erde erbeben macht: die Kriegserklärung!

Am 15. Juli nachmittags stand die Depesche an allen Ecken Düsseldorfs angeschlagen.

Krieg, Krieg!

„Nu wird mobil jemacht, aber en bißchen plötzlich,“ schrie Unteroffizier Schmidt, der in Josefines Laden stürmte. Sie stand hinter der Theke und griff sich mit beiden Händen an den Kopf — Krieg, Krieg! — sie hatte es schon gehört und konnte es doch nicht fassen. Krieg, Krieg! — das kam zu rasch.

„Das is ne s—chöne Bes—cherung,“ rief Hucklenbruch, der auch gerannt kam, „oha, nu jiebt's Krieg, Madam, und Ihr Peter —“

Das Wort erstarb ihm im Munde; er sah den Rivalen am Ladentisch stehen und machte sofort Kehrt. Er hatte der Mutter sagen wollen: „Nur keine Angst, ich paß auf ihn auf wie auf meinen Augapfel,“ aber nun schnürte ihm der Grimm, daß der Berliner ihm schon wieder zuvorgekommen, die Kehle zu.

Und andre kamen, Soldaten, Nachbarsleute; die Bürger glaubten von den Füsilieren etwas

Näheres erfahren zu können, aber die aus der Kaserne standen ebenso verdutzt vor dieser Kriegserklärung, wie vor einem großen, gewaltigen, erschütternden Naturereignis. Man war erst still, aber dann brach sich die Erregung Bahn, man schimpfte und lamentierte, man zog bedenklich die Augenbrauen und sprach auch wieder recht hochtrabend, man ballte zornig die Fäuste und faltete die Hände angstvoll zum Gebet, man lachte und weinte, man schrie „Hurra“ und flüsterte „Gott erbarm dich“, dieser so, jener so. Aber des einen waren sich alle klar bewußt: das ließ man sich nicht gefallen! Zu frech war dem greisen König begegnet, zu frech hatte der Franzose den Fehdehandschuh hingeworfen, neidisch war er, den Rhein wollte er haben! „Unsern Rhein — kriegt er nicht, hurra, mit Gott für König und Vaterland!“

Eine jähe Begeisterung hatte sich plötzlich aller bemächtigt; Soldat oder Bürger, das war jetzt ganz egal, jeder fühlte sich gekränkt, angegriffen in dem, was ihm teuer war: König, Vaterland, Rhein. Alle Arbeit wurde im Stich gelassen, die Handwerker liefen auf die Straßen, Meister und Gesellen, die Wirtschaften saßen gestopft voll, es wurde gelärmt und getrunken und auf den Tisch geschlagen: laß sie nur kommen, die Halunken, die Franzosen!

Aber auch ernste Gesichter sahen sich an — mit Frankreich wurde es heiß, das war kein Kinderspiel. Manch einem zitterte das Herz im Leib, wenn er draußen seinen Unmündigen, einen Stock auf der Schulter, im hellen Haufen der Knaben, vorbeimarschieren sah. Die Jugend, die war schon mit ihrer Mobilmachung fertig, derentwegen konnte es gleich losgehen.

Bis in die Nacht wogte es in der Kasernenstraße unruhig auf und ab, Bürgertracht und Uniform einträchtig bei einander; wer zuerst angestimmt, wußte man nicht, helle Knabenstimmen mochten es wohl gewesen sein, aber kräftige Männerbässe fielen unverweilt ein, durch die dunkelschwüle, gewitterbange Julinacht zog laut und klangvoll das Lied von der „Wacht am Rhein“.

Josefine stand unter ihrer Thür und lauschte den Tönen, die stark zum Himmel stiegen. Ihre Mutter war am Nachmittag dagewesen in ratloser Verwirrung — das Kriegsgerücht hatte sie aus dem Mittagsschläfchen geschreckt — Herr Schnakenberg war in Karlsbad zur Kur! Josefine hatte ihr geraten, an ihn zu depeschieren. Frau Trina war außer sich, sie hatte ihm doch schon geschrieben, es sei nicht sicher, er solle nach Haus kommen, aber er hatte es nicht geglaubt — die Franzosen seien viel zu höflich, es gäbe keinen Krieg, Unsinn! Was sollte sie nun machen, so allein, wenn die Franzosen nach Düsseldorf kamen? Die Tochter hatte sie beruhigt, und der Invalide war mit ihr zum Telegraphenbureau gehumpelt; der kam jetzt natürlich nicht wieder, sondern saß in irgend einem Wirtshaus fest.

Josefine war allein, ihren Kleinen hatte sie zu Bett geschickt, der hatte sich an ihre Seite geschmiegt, bis ihm die Augen zufielen; nun wartete sie auf ihren Peter. Warum kam der nicht, wie sonst alle Abend, zu ihr herüber? Drängte es ihn denn nicht zu ihr? Sie fühlte ihr Herz heftig pochen ohne Unterlaß. Drüben lag die Kaserne, mehr erhellt wie sonst je am Abend, in den Bureaux wurde noch gearbeitet, in fieberhafter Thätigkeit rührte es sich da. Krieg, Krieg mit Frankreich — o, wenn ihr Vater das erlebt hätte! Wie oft hatte er ihr erzählt von den Freiheitskriegen, in denen sich Preußen freigemacht von seiner Schmach; es war das Märchen ihrer Kindertage gewesen. Und jetzt? Ihr war, als sei sie wieder ein Kind, als müsse sie dem lauschen, begierig lauschen, was wie ein Schwur zum finsteren Nachthimmel aufstieg:

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Warum der Peter noch immer nicht kam? Zum erstenmal hatte es schon geblasen. Sie strengte umsonst die Augen an. Endlich hörte sie seinen Schritt.

„Mutter,“ sprach er durch das Dunkel, und seine Stimme klang matt, „'n Abend.“

Sie fuhr auf ihn zu, sie hatte ja so nach ihm verlangt. Krieg — was sagte er dazu, Krieg!

„Und ich muß mit,“ sagte er dumpf.

„Och Jott, ja!“

Das hatte sie ja noch gar nicht recht bedacht; ein plötzlicher Schreck durchfuhr ihr die Glieder, die Kniee wollten ihr brechen, taumelnd lehnte sie sich gegen die Hauswand.

Er sagte kein Wort, er stand nur immer da im trüben Laternenschein und starrte vor sich hin.

„Jeses, ja, och mein Jung!“

Mit einem unterdrückten Schrei warf sie sich ihm plötzlich an die Brust, ihre Arme umwanden seinen Hals — da — „tröträ“ — der Zapfenstreich! Er riß sich los ohne weiteres Wort, er mußte ja fort; wie ein Schatten verschwand er jenseits im Kasernenthor.

Heute nacht schloß Josefine kein Auge; nicht das Lärmen der spät aus den Wirtshäusern Heimkehrenden, nicht das Rumoren des Invaliden, der lange nach Mitternacht stürmisch Einlaß begehrte, raubten ihr die Ruhe. Etwas andres vertrieb ihr den Schlaf und floß in Thränen auf ihr Kissen — der Peter mußte mit! Endlich, spät gegen Morgen, als die Sonne das Dach der Kaserne längst mit Gold überschüttete, schlummerte sie ein. Ein kurzes Stündchen Schlaf war ihr nur vergönnt, aber sie erwachte wunderbar gestärkt — ihr Vater hatte an ihrem Bett gesessen. —

Der Lärm des ersten Rausches hatte sich gelegt, stiller war's geworden in den Bürgerhäusern, in den Wirtschaften, auf den Straßen. Aber emsig schaffte es in der Stille: heute war mobil gemacht. Scharen junger Leute strömten in die Kaserne, die sonst nichts drin zu suchen gehabt hätten: Knaben fast noch, blutjunge

Abiturienten und Jünglinge, deren Fähigkeit, die Waffe zu tragen, mindestens sehr zweifelhaft war; aber alle, alle stellten sich als Freiwillige.

Eine ungeheure Rührung bemächtigte sich Josefines, als sie die Burschen vorüberziehen sah. Wie sie eilten, wie sie eilten! Wie überschlank, wie engbrüstig waren viele, und manche noch viel jünger als ihr Sohn. Etwas kam über sie, Aehnliches hatte sie noch nicht empfunden, nein, nie! Es war wie ein Glück und doch ein Schmerz zugleich; aber sie schämte sich der Thränen, die sie geweint.

Die ganze Stadt war in Thätigkeit. Hier kündigten Schuhmacher schnellste Anfertigung von zweckentsprechenden Feldstiefeln an, dort die Militärschneider Uniformen aller Waffengattungen binnen vierundzwanzig Stunden, Hunderte von Händen rührten sich Tag und Nacht, Fässer und Kisten kollerten am Proviantamt, Komitees gründeten sich in aller Eile, zu Liebesgaben wurde aufgerufen, wollene Unterkleider wurden trotz der Hitze in Masse gekauft, wollte doch ein jeder seine Liebsten ausrüsten und schützen, so gut es ging.

Die Kreuzschwestern allen voran stellten hundert Betten für verwundete Krieger zur Verfügung und sechs Krankenpflegerinnen fürs Feld; in der Kaserne wurde nicht viel Unterschied mehr gemacht zwischen Tag und Nacht, die Vorgesetzten hatten keine Mußestunden mehr, jetzt hatten sie strammeren Dienst als je die Mannschaft. Und überall, im ersten Haus und im letzten, vom größten Schulmädchen bis herab zum kleinsten, fingen gewaschene und ungewaschene Finger an Charpie zu zupfen.

„Gebt, gebt! Gebt für die ausrückenden Krieger, gebt für die zurückbleibenden Hilfsbedürftigen! Gebt ohne Rücksicht auf Religion — alle geben für alle!"

Josefine kam nicht zur Besinnung, sie hatte ja nicht bloß ihren eignen Sohn auszurüsten, da waren noch so viele gute Jungen, die ihr Lädchen stürmten: Putzkreide! Wichse! Schreibpapier! Notizbuch! Bleistift! Portemonnaie! Schnupftabak! Mancher forderte eine kleine Bibel.

Bruder Friedrich konnte nicht herüberkommen, um ihr beizustehen, der Krupp arbeitete auch Tag und Nacht. Aufträge aus Nord und Ost, Süd und West; Kanonen, Kanonen und wieder Kanonen, Geschütze schweren Kalibers. Nicht nur Frankreich und Deutschland, die ganze Welt schien sich rüsten zu wollen.

Und Gewitter brauten und brauten und zogen von Sonnenaufgang bis Niedergang, standen und dräuten und konnten sich nicht entladen in erlösenden Fluten.

„Betet, betet!"

Ein allgemeiner Bettag wurde angeordnet. Die protestantischen Kirchen ließen ihre Glocken rufen, aber auch in allen katholischen war Hochamt und nachmittags Betstunde vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gut.

„Mit Gott für König und Vaterland!" rief der Geistliche im schlichten Talar von der schmucklosen Kanzel herab und machte das Zeichen des Kreuzes über seine Gemeinde: „Der Herr segne euch und behüte euch, der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und gebe euch seinen Frieden, Amen!" Und auch der Priester in der weihrauchduftenden, bildergeschmückten Kirche rief: „Mit Gott für König und Vaterland!" und schlug das Kreuz: „Die Gnade Gottes und die Fürbitte aller lieben Heiligen sei mit euch, Amen!"

Es hatte Josefine immer leid gethan, daß der Hucklenbruch und der Schmidt so spinnefeind waren, jetzt that es ihr doppelt leid; nun war es doch wahrhaftig an der Zeit, solche Dummheiten zu lassen. Sie redete dem Hucklenbruch als dem jüngsten energisch ins Gewissen, er hörte sie auch ruhig an, und als sie zu Ende war, reichte er ihr treuherzig die Hand: „Chute Madam, Sie sind sehr chut!" Aber es blieb doch beim alten; kam der eine ins Lädchen, ging der andre schleunigst hinaus, und sie sahen sich an, als ob sie sich vergiften wollten.

Josefine hatte sich noch alles mögliche eingethan zur Feldausrüstung, was sie sonst nicht geführt; sie begriff selbst nicht, daß sie noch ans Geschäft denken konnte; sie besorgte es auch eigentlich nur ganz mechanisch, alle ihre Gedanken waren beim Peter. Der war so stumm, so blaß! Sie sah ihn wenig, drüben in der Kaserne hielten sie ihn fest; da er eine schöne Handschrift hatte, mußte er beim Feldwebel schreiben die halbe Nacht. Ein eigentliches Bangen um ihn stieg nicht mehr in ihrer Seele auf, da waren ja so viele, so viele, die ins Feld zogen; das Gemeinsame gab Kraft und das Singen auf den Straßen und die erhöhte Arbeitsleistung, diese erregte Thätigkeit, die gar nie erlahmen zu können schien, und der Drang nach Freiheit, der allerorten, in allen Herzen verborgen ruht und der hier neu wieder emporloderte, in Flammen, die niemand künstlich geschürt.

„Frei werden, frei werden," das war wieder einmal die Losung. Von wem denn — von was denn? Ei, vom Napoleon, dem Erbfeind, und von — von — recht klar hätte keiner darauf antworten können. Aber die Studenten sangen es zu Bonn vom alten Zoll hinüber zu den sieben Bergen — grüßend blitzten ihre erhobenen Schläger —, und das ganze Volk sang es nach, das ganze Vaterland, das ganze Deutschland:

„O Rhein! O Rhein! Nicht Deutschlands Grenze,
Du bist und bleibst ein deutscher Strom!
Ich schaue dich im Freiheitslenze,
Nicht Frankreich unterthan, nicht Rom!"

XXV.

Es war ein Sonntagmorgen, so schön, wie noch keiner im Sommer gewesen. Noch war es nicht heiß, das Windchen, das den Aufgang der Sonne umschauert, kühlte noch sanft die Straßen. Verschlafen zirpten noch die Vögel in den Gärten,

alles Grün war noch taubedeckt, aber die Stadt schlief nicht mehr, sie war hell wach im ersten Frühlicht — ihre Söhne zogen heut ins Feld.

Im Gärtchen der Witwe Konradi hing der weiße Rosenstrauch am Plankenzaun wie von tausend Thränen beschwert. Josefine hatte die Nacht nicht geschlafen, sie war gar nicht zu Bett gegangen. Als besondere Vergünstigung hatte der Feldwebel es erlaubt, daß der Peter die letzte Nacht unterm Dach seiner Mutter schlafen durfte; und er hatte geschlafen, todmüde, erschöpft, und sie hatte an seinem Bett gesessen, die Stunden von Mitternacht bis zum Morgengrauen, und seine Hand gehalten, wie sie es dem Knaben gethan in Krankheitszeiten oder wenn böse Träume ihn gequält. Sie hatte kein Auge von ihm gewandt, und Thränen, von denen sie nichts wußte, waren über ihre Wangen geflossen.

Jetzt stand sie im Gärtchen, blaß und durchschauert, und wartete auf ihren Sohn. Drinnen mühten sich der Onkel und der kleine Bruder noch geschäftig um den Ausrückenden — hier draußen, hier ganz allein, wollte sie Abschied von ihm nehmen. Jetzt kam er, schon fix und fertig, den Helm hatte er auf, nur den Tornister noch nicht auf dem Rücken. Sie hing sich an seinen Arm.

„Wie is dich?" fragte sie zärtlich.

Er gab keine Antwort. Sein Auge vermied das ihre und blieb zu Boden gesenkt.

Wie blaß er war, blaß bis in die Lippen! Und an ihrem Arm fühlte sie jetzt das Zittern des seinen. Da durchfuhr sie's plötzlich wie eine Erkenntnis, wie ein Schrecken — daß sie das nicht längst gesehen, nicht längst gemerkt!

„Bis du bang, Peter?" stieß sie heraus, ließ seinen Arm fahren und hob ihm mit bebender Hand das Kinn in die Höhe. „Du bis ja bang!"

„Ja, ja!" Er schrie es jäh heraus mit erstickter Stimme, und an ihr niedergleitend, warf er sich auf die Kniee, schlang beide Arme um ihren Leib und drückte den behelmten Kopf an ihre Brust. Sie stand ganz still, wie gelähmt, und auch er blieb still.

Ein Vogel tirilierte im Rosenbusch; übers Hausdach herüber, jenseits von der Kaserne, kam jetzt ein Ton, ein Trompetenstoß. Da murmelte er und drückte seinen Kopf fester an:

„O wie jräßlich, wie jräßlich! Ich seh' immer den Onkel vor mir mit seinem einen Bein — huh!" Ein Grausen rüttelte ihn. „Oder sterben müssen, so jung — einundzwanzig Jahr! Och, und ich hab' mich doch e so jefreut — all meine Plän' — all, wat ich jewollt hab' — nix wird nu draus." Er hob den Kopf und sah sich mit einem verzweifelten Blick um. „Wie blau is der Himmel — wie lacht die Sonn' — hörst du den Vogel, Mutter? — De is verjnügt! Un ich — warum muß ich im Krieg? Wat hab' ich dann verbrochen?"

„Verbrochen? Du? Nix," sagte sie laut. „Et is ja auch kein Straf', im Krieg zu ziehen, ne, en Ehr', en Ehr'!" Eine brennende Röte stieg ihr in das blasse Gesicht. „Steh auf," sagte sie fast heftig und zerrte ihn empor. „Schäm dich! Wat fällt dich ein? Wo tausend junge Leut' sich auf freuen, da willst du dich vor fürchten?!"

„Sie freuen sich ja jar nit," murmelte er, „sie schreien ja nur hurra."

„O doch! Diesmal doch! Diesmal freuen sie sich. Sie sind stolz drauf. Jung" — sie faßte ihn bei beiden Schultern und rüttelte ihn —, „wat is dich? Besinn dich doch! Och, wenn dein Jroßvater noch am Leben wär', der würd' dir wohl sagen, wat Ehr' is! Un diesmal kämpft ihr ja nit bloß allein für den König, ne, für jeden Bürjersmann, für jede Bürjersfrau — wir wollen nit französisch werden. Ich müßt' dich ja verachten, wenn de dich fürchten thätst. Ich sag' dir, kriechst de im Jraben, wenn die Kugeln pfeifen, dann" — sie reckte sich hoch auf, ihre Stimme wurde hart — „kannst de ruhig en Haus weiter jehen!"

Er sah sie starr an, seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Du bis hart, Mutter," sagte er. Und dann weinte er laut heraus: „Un wenn se mich totschießen, wat dann? Aber du has mich ja nit lieb — laß sie mich nur totschießen" — in Trotz und Angst brach seine Stimme —, „totschießen, mir is't ejal!"

„Dummer Jung'," ihr Ton war nicht mehr hart; so hatte sie oft zu ihm gesprochen in besseren Stunden: „Dummer Jung'!"

Er hörte es und faßte krampfhaft nach ihren beiden Händen — sie hatte ihn ja doch lieb!

„Mutter, Mutter!"

„Bis still, Peterken, bis still! Die Angst jeht vorbei, dat is nur heut morgen so, du has zu wenig Schlaf jekriegt, und du bis noch nit dran jewohnt. Lieber Sohn" — sie faltete ihre Hände um die seinen und drückte sie so an ihr Herz —, „sie schießen dich ja nit tot, jlaub mir, sie schießen dich nit tot. Ich bin en Witfrau, und du bis mein Aeltester, mein" — es kam ihr etwas in die Kehle, aber sie schluckte es herunter — „sie schießen dich nit tot! Du kömmst wieder!"

War sie des so sicher oder that sie nur so? Er sah sie an und wurde aus ihrem Gesicht nicht klug, es trug einen Ausdruck, den er bisher nicht an ihr gekannt. In ihren Augen standen Thränen, aber sie lächelte, wirklich, sie konnte lächeln! Und sie fand Worte, wie sie bisher nie gefunden; wenn er sein ganzes Leben zurückdachte, so hatte sie noch nie zu ihm gesprochen. Das war ein Beschwören und ein Bitten zugleich.

Ihre Augen leuchteten tief in die seinen, als wollten sie ihm bis ins Herz dringen. Was der Vater sie einst gelehrt, das gab sie jetzt dem Sohn mit auf den Weg: „Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre!"

Sie gingen um die kleine Bleiche herum, immer rund herum und Hand in Hand, und er

klagte ihr ohne Rückhalt, ja, er schämte sich jetzt selber, daß er sich fürchtete; aber wenn er's bedachte, er fürchtete sich nicht seiner selbst wegen.

„Mutter, Mutter, meine Hoffnungen!"

Sie wunderte sich, daß er nicht zärtlicher war.

„Ich kann nit," seufzte er, „wahrhaftijens Jott, ich kann nit. Weißte, dat Bild, von dem ich dir erzählt hab', ‚Der letzte Tag eines Verurteilten'? Der kümmert sich auch nit mehr um Weib und Kind. So is et mir. Ich muß sterben, ich komm' nie wieder!"

Sie sagte jetzt nicht mehr: ‚Du kömmst wieder', aber sie reckte sich noch straffer auf in ihrer ganzen stattlichen Größe, und ihr Blick richtete sich zum strahlenden Morgenhimmel. Es war wie ein stummes Beten.

Von der Straße her tönte Lärm in den stillen Garten und erschreckte den tirilierenden Vogel; die ganze Kaserne drüben schien in Alarm geraten, es trommelte und pfiff und blies, der Hornist lockte zum Sammeln.

„Jeh, jeh," drängte Josefine den Sohn, „'t is Zeit, jeh, jeh!"

Der betaute Rosenbusch streifte schwer und kühl ihren Aermel, da riß sie hastig die schönste Rose ab.

„Komm her, Peterken! Mein Jung, laß dich noch ens schmücken!" Und er beugte die Kniee und ließ sich die Rose an den Helm stecken. —

Drüben auf der andern Seite, auf Bahnhof Oberkassel, sollten die ausrückenden Truppen in Extrazüge verladen werden; ganz Düsseldorf gab ihnen das Geleit.

Peter marschierte am Haus der Mutter vorüber, den gerollten Mantel über der Brust, den Tornister hinten auf, mit Stiefeln und Kochgeschirr, Gewehr über, Brotbeutel und Feldflasche und Faschinenmesser an der Seite. Da stand sie unter der Thür. Und ehe er sich's versah, war sie auf ihn zugesprungen und hatte ihm einen Zettel in die Hand gedrückt: „Nimm dat! Adjüs, Peter, adjüs!" Und alle Nachbarn winkten:

„Adjüs, Peter, adjüs!"

An der festlich beflaggten Rheinbrücke hatten sich der Ferdinand und der Fritz aufgestellt. Das Stelzbein des Invaliden verschaffte ihnen überall einen Platz ganz vorn an. So konnten sie nachher der Mutter genau berichten. Alle Behörden waren zugegen gewesen, der Oberbürgermeister an der Spitze; jenseits der Brücke hatte der Divisionskommandeur, der Generalleutnant von Kameke, gehalten; Böller hatten geknallt zu beiden Ufern des Rheins, und brausendes Hurrageschrei hatte jeden klagenden Abschiedsruf übertönt. Die Regimentsmusik hatte gespielt, und Tausende von wehenden Taschentüchern hatten den scheidenden Helden Lebewohl gewinkt.

Der Invalide war ganz außer sich vor Aufregung: ja die, die wurden gefeiert, als hätten sie schon hundert Siege erfochten, wer dachte noch derer von sechsundsechzig?! Und wenn die wiederkamen, blessiert, aus der Schlacht, dann brauchten die sich nicht zu grämen, für die würde der Staat Geld genug haben und die Bürgerschaft auch. Die brauchten sich nicht in den Ecken herumzudrücken und zu Tisch zu sitzen um Gottes willen. Der Neid fraß ihm am Herzen. Ae, dies lumpige Sechsundsechzig! Kein Hahn krähte mehr danach, und wenn man dran dachte, geschah's fast wie mit Beschämung; Bayern und Hessen und Hannoveraner, die waren jetzt gute Freunde. Ach, daß er seine gesunden Glieder noch hätte, ach, daß er jetzt mitziehen könnte in diesen Kampf, den Deutschland ausfocht, ja, das ganze Deutschland! Er hätte weinen mögen. Unweit des Bahnhofs, im nächsten Wirtshaus, setzte er sich fest und betäubte seinen Schmerz und Groll. Den Kleinen ließ er allein nach Hause laufen.

Josefine wußte nicht, wie ihr der Vormittag hingegangen, auch nicht, wie der Nachmittag; alle Vorräte im Lädchen waren durcheinandergewühlt, sie mußte nachsehen und aufräumen.

Aber am Abend, am Abend da kam ihr das Leid. Weinend warf sie sich vor ihres Peters Bett auf die Kniee und küßte das Kissen, darauf sein Kopf geruht. So lag sie lange, und dann stand sie am Fenster und starrte hinüber zur Kaserne — wie verödet die war! Kein Licht hinter den Fenstern, nur die Sterne standen überm Dach und funkelten darauf nieder mit grausamer Klarheit. Leer, leer, all die guten Jungen fort! Ob sie je wiederkamen?! „Se schießen dich nit tot," hatte sie dem zagenden Sohn gesagt, „du kömmst wieder!" O mein Gott! Jetzt rang sie die Hände empor zum nächtlichen Himmel in tödlicher Ungewißheit.

(Schluß folgt.)



Blick auf Marbach. Zeichnung von R. Herdtle

Millstatt am See

Ein Kärtner Landschaftsbild

von

Frido Kordon

(Siehe die Abbildung Seite 20/21)

Dort, wo die Hohen Tauern gegen Osten zum letztenmal in der Hochalpenspitz- und Reißeckgruppe ihre trotzige Firnen- und Felsenpracht entfalten und das Reich des steirisch-kärntischen Grenzgebirges, der „Nocke“, mit seinen blumenbedeckten Almen und sanften Gipfeln beginnt, glänzt waldumrahmt dies köstlichste Kleinod im Schatzkästlein der edlen Frau Karinthia.

Versetzen wir uns in die Zeit der friedlichen Völkerwanderung, wenn frohe Schwärme erholungsbedürftiger Städter den Sommerfrischen Kärntens zustreben. Unheimlich groß sind die Scharen, die in den Südbahnstationen des Wörthersees dem Zuge entströmen, beunruhigend auch ist das Gewimmel der Menge, die sich bei Villach dem Ossiachersee zuwendet. Zurückgeblieben ist ein kleines Häuflein von — wenn ich so sagen darf — Feinschmeckern, die die abseits gelegene Schönheit des Millstättersees aufsuchen wollen und in Spital an der Drau die Abteile verlassen. Ein herrlicher Waldgang durch dämmeriges Grün, der „Lisersteig“, oder eine flotte Fahrt auf wohlgepflegter Straße bringen die Fremdlinge, willkommen geheißen vom Rauschen der krystallenen Liser, in kaum einer Stunde nach Seeboden am westlichen Ende des langgedehnten Wasserbeckens. Zahlreiche Villen und Bootshäuser, sowie einige Badeanstalten beweisen, daß auch in dieser anmutig gelegenen Ortschaft, die aus mehreren Dörfern besteht, sich jährlich ein Kranz von Verehrern des Sees zusammenfindet.

Hier steht ein Dampfboot zur Ueberfahrt nach Millstatt bereit, das auf vorgeschobener Landzunge mit seinen Türmen ragt und auf dem glitzernden Wasser uns entgegenzuschwimmen scheint. Nach einer halben Stunde ist das Ziel erreicht.

Jeder Besucher ist überrascht von der malerischen Eigenart dieser uralten Ansiedelung, in der sich graue Vergangenheit und helle Gegenwart zum frohen Schönheitsbunde vereinen. Aus dem weitgestreckten ehemaligen Klostergebäude der St. Georgsritter weht uns der Hauch düsterer Romantik entgegen. Wuchtige Türme mit spitzen Giebeln bewachen die Thore, tausendjährige Linden rauschen in hallenumgebenen Höfen, und die steingewordenen Phantasien längst verschollener Künstler entbieten uns im Kreuzgange, diesem hervorragenden Baudenkmale aus romanischer Zeit, ihren stummen Gruß. Auch die doppeltürmige Stiftskirche mit dem wunderbaren Portale, ihren merkwürdigen Fresken und dem wappengeschmückten Deckengewölbe verdient die Beachtung der Geschichts- und Kunstfreunde.

Im Gegensatz zu diesen ernsten Zeugen verflossener Jahrhunderte erheben sich neben den verwitterten, epheuumsponnenen Mauern die zahlreichen Bauten farbenfreudiger Jetztzeit. Ueberall am Gestade haben die Glitzerwellen Gelegenheit, schmucke Landhäuser mit Veranden und Balkonen, Türmchen und Erkern, Bootshäusern und Schwimmanstalten wiederzuspiegeln. Und darüber flattern Wimpel, nickt üppiges Gesträuch, ringen sich Blumengewinde, strecken fruchtschwere Bäume ihre Aeste und blauen in stiller Größe die schneebedeckten Hüter des Thales, die lieben Berge.

Darunter aber tummeln sich fröhlich die Menschen, die kamen, um von der Schönheit ringsum Körper und Seele zu durchsättigen. Hier schaukelnde Boote, von deren Rudern flüssiges Silber rinnt; dort lachende Köpfe im Wasser, das schmeichlerisch die Schwimmer umkost, drüben ein weißer Segler, der einsamen Waldufern zustrebt. Dann von ferne plötzlich ein greller Pfiff und das Schnauben des Dampfers, der neue Gäste zur reichbesetzten Tafel heiteren Naturgenusses bringt. Aus den Schwimmschulen tönen Scherzworte und Gelächter, manchmal ist auch ein lautes Plumpsen und Plätschern zu hören, am Ufer daneben spielen Kinder im sonnigen Sande oder werfen Brotstücke in den See, um die sich das drängelnde Gesindel kleiner Fische balgt, bis entweder ein würdevoll dahergleitender Schwan den Bissen schluckt oder plötzlich eine große Forelle aus der Tiefe taucht und auf gleiche Weise den Streit beendet. Der See ist reich an edlen Fischen, das wissen die Menschen wohl, und an mancher ruhigen Bucht oder im schwankenden Kahne sitzen geduldige Angler, der Beute harrend.

Und wer es versucht, sich dem Zauberbanne zu entringen, den die wundersame Wasserfläche um die Herzen webt, und hinaufwandert zu den Höhen der Umgebung, wird erst recht gewahr, welchen gottbegnadeten Erdenfleck der See ziert. Von den vielen lohnenden Spazierwegen will ich nur die „Schlucht“ erwähnen mit ihren schattigen Anlagen, kühlenden Wasserfällen und köstlichen Quellen, die den Ort mit elektrischem Licht und gutem Trinkwasser versorgen. Aus der Schlucht führen Pfade einerseits zum idyllischen Kalvarienberge mit seinem heiligen Haine, einem unvergleichlichen Ruheplatze für Träumer und Dichter, andrerseits auf die Obermillstätter Hochebene mit ihrer entzückenden Schau über den See und seine Gebirgsumrahmung, ein Anblick, der schon viele gelockt hat, die Ruderstange mit dem Bergstock, das Schwimmkleid mit Lederhose und Lodenrock zu vertauschen und auf einen der vielen Beherrscher der Gegend, unter denen ich nur Milstätter Alm und Tschirnock, Mirnock, Goldeck, Gmeineck und Hohe Leier nennen will, den Fuß zu setzen.

Dort liegt vor den Blicken ausgebreitet das ganze liebe Oberkärtnerländchen, von den weißen Eisriesen des Glockners und der Hochalm bis zu den rötlichen Märchenburgen der Dolomiten und Julischen Alpen. Vor ihnen werden wir uns in Schauern der Ehrfurcht neigen, unser fröhliches Jauchzen aber gilt dir, blaue Perle in smaragdenem Thale tief unter uns, du herrlicher Millstättersee!





Heideparzelle mit Wacholderbüschen im Vordergrunde und Kiefernforst mit Birkensaum im Hintergrunde

Wat ut unser Lüneburger Heide worn is

Ein Stück moderner Kulturarbeit

Es ist so still; die Heide liegt im warmen Mittagssonnenstrahle, ein rosenroter Schimmer fliegt um ihre alten Gräbermale." Wem steigen bei diesen Worten des Dichters nicht alle Schönheiten jenes traurig-lieblichen Fleckchens Landes in der Seele empor, deren Heimat die rotblühende Erika ist! Wer sieht nicht da im Geiste jene alten, halbzerfallenen Grabhügel verschollener Helden, um die sich dicht der Wacholder drängt! Und überall Heide an Heide, hier und da ein Stück Kiefernwald oder vereinzelte Krüppelbirken und am fernen Horizont schimmernd ein mattfarbiges Band, das blauduftige Moor! Ringsum tiefe Stille, wie in einem sagenhaften Riesenreiche, nur durch das Gestrüpp am Boden hasten tausend und tausend goldene Tierchen und Würmer, schnarrende Heuschrecken springen von Halm zu Halm, und träge läutet eine Hummel vorüber. So recht ein Ort für schwermütige Menschen oder solche, denen die Natur allerlei wunderliche Dichtung und Gefühle ins Herz gepflanzt hat, weil sie da ihren Träumen nachgehen und goldene Luftschlösser bauen können. Darin liegt der Reiz jener Heidelandschaften.

Wenn aber der Fuß an einem heißen Sommertage stundenlang in grauer, eintöniger Gegend über langgestreckte, baumlose Flächen oder schwache, wellenförmige Hügel gewandert ist, die Fußsohlen brennen und die drückende Schwüle wie ein Alp auf der Brust lastet, dann sehnt sich das Auge nach frischem Rasen und grünen Bäumen, das Ohr möchte dem Murmeln eines Baches lauschen und der Mund durch einen kühlen Trunk den trockenen Gaumen netzen. Seufzend und von Mitleid erfüllt, gedenkt man der Menschen, denen die Heide als stetiger Wohnsitz dient, die mit unendlicher Mühe und Arbeit ihr kümmerliches Dasein fristen.

Zwar findet sich nicht überall nur Sand, sondern strichweise ist er mit Kies und Lehm durchsetzt, ja plötzlich erblickt das Auge ein grünes Wiesenthal, an das sogar kleine Eichen- und Buchenwäldchen grenzen; ein dunkler Heidefluß, der sich hindurchschlängelt und dessen Ufer von Erlen umsäumt sind, hat dieses Wunder gewirkt. Aber selbst hier kann von blühender Kultur keine Rede sein, die fruchtbaren Strecken sind von zu geringer Ausdehnung, und hinter ihnen beginnt wieder die endlose Heide, von der z. B. die Provinz Hannover allein ein Areal von etwa einer Million Hektar besitzt, d. h. so viel, als das Königreich Sachsen groß ist. Da mag sich wohl manchem die Frage aufdrängen: „Kann hier nicht ein Stück Kulturarbeit zu Nutzen der Bewohner, zu Nutzen des ganzen Reiches gethan werden?"

Und in der That ist man seit Jahrzehnten damit beschäftigt, den Boden auf alle mögliche Weise zu verbessern und für die Forst- und Landwirtschaft zu gewinnen. Gerade die Lüneburger Heide ist es, die dem Rieselwiesenbau und der Beetberieselung Ursprung und Wiege gegeben hat. Man hat neben dem Werte der Wiesen den der Forsten erkannt und das Vorurteil des Heidebauern zu bekämpfen

gesucht, daß man von der Heide weite Flächen in Forst nicht legen könne, ohne Ruin der Wirtschaft. Einsichtsvolle Kenner des Heidebodens und der Heidewirtschaft sind bemüht, den ersteren in der genannten Richtung für menschliche Verhältnisse zu vervollkommnen und weisen demnach außer auf den unmittelbaren Gewinn mit Recht darauf hin, welch große Bedeutung der Wald im Haushalte der Natur überhaupt habe, wie er Klima und Witterung mitbedinge, wie mit seiner Zerstörung vieles andre mit zerstört, mit seinem Aufbau vieles andre Wohlthätige geschaffen werde. In dieser Beziehung sind besonders die Aufforstungsbestrebungen der Hannoverschen Provinzialverwaltung und der Name des Landesforstrates Quaet-Faslem zu nennen. — Zur Erreichung guter Resultate in der Heidekultur ist unumgänglich eine Tiefrajolung des Bodens notwendig. Mit welchen Schwierigkeiten und unsäglichen Mühen solche aber verknüpft ist, wird derjenige recht erkennen, der einmal Gelegenheit hatte, die Heidepflüge mit zwei-, bezw. vierpferdiger Bespannung zu beobachten. Einsam ziehen die kleinen Pferdekarawanen in den weiten Heideflächen ihre Bahnen, und wenn es hoch kommt, so durchwühlen sie den Boden höchstens bis zu einer Tiefe von 35 Centimeter. Da erstand der Heidekultur in Hannover in den letzten Jahren ein neuer Pionier, der wie selten einer mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln seinem Ziele entgegenschritt und dessen Erfolge einzig dastehen. Es ist der Vertreter der Dampfpflugfabrik Fowler & Comp., Herr Töpffer aus Magdeburg.

Töpffer, ein Mann von etwa 60 Jahren, aus Pommern gebürtig, ist, obgleich von Haus aus Landwirt, die größte Zeit seines Lebens als Dampfpflug-Ingenieur thätig gewesen. Er ging 1862 nach England, liierte sich dort mit John Fowler, dessen Dampfpflüge



Richard Töpffers Wohnhaus in Lopau



Die Lopaubrücke und Aufgang zur Baumschule



Wohnhaus und Scheune mit Ställen für die Waldarbeiter in Lopau


Die Königsteiche für Forellenzucht

damals anfingen, Epoche zu machen. Bald wurde er nach Aegypten zum Vizekönig Said Pascha geschickt, der bei Fowler 100 Dampfpflüge auf einmal bestellt hatte, weil plötzlich Seuchen fast alle Gespanntiere an Rindern und Kamelen im Nilthal vernichtet hatten. Es war die Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges, der die Preise für Baumwolle und Zucker auf enorme Höhe trieb, so daß mit diesen Produkten in Aegypten außerordentlich einträgliche Geschäfte gemacht wurden. Der Fowlersche Dampfpflug war hierbei den Aegyptern ein wahrer Helfer in der Not. Nach solchen Erfahrungen und Erfolgen ist es erklärlich, daß Töpffer Geschmack daran finden mußte, sich auch an der Kultur der Heideländereien in seinem Vaterlande persönlich zu beteiligen.

Wen vor Jahren einmal sein Weg von Münster, der bekannten Station der Bahnstrecke Hannover-Bremen, nordöstlich, oder von der Station Brockhöfe nördlich in die Heide geführt hat, der wird sich noch der Einöde erinnern, in der das Auge, so weit es reichte, kein Dorf, nicht einmal eine Einsiedlerhütte, nur Heide und nichts als Heide und dürftige Baumgruppen entdeckte. Heute dagegen würde sich dort plötzlich vor dem erstaunten Blick eine Oase aufschließen, wie sie schöner sich kaum erträumen ließe. Es ist Lopau, das Besitztum des Herrn Töpffer. Das Gut umfaßt ein Terrain von etwa 625 Hektar (2500 Morgen). Der Bodenverhältnisse wegen richtete Töpffer sein Augenmerk in erster Linie darauf, den größten Teil des angekauften Besitzes zu Forstkulturen zu verwenden. Durch die Anwendung des Dampfpfluges war es eben möglich, die sogenannte Braun- oder Branderde, die sich in etwa 40 Centimeter Tiefe in Schichten von 1—5 Centimeter Stärke in den meisten Lagen der Lüneburger Heide vorfindet und eine harte, braune, humussaures Eisen enthaltende Erdschicht bildet, heraufzurajolen und so eine bessere Feuchtigkeitsregulierung im Boden und damit den Grund zu einem fröhlichen Gedeihen der Anpflanzungen zu schaffen.

Was die Pflanzart anbelangt, so ist etwa die Hälfte der Kulturen mit Kiefern breitwürfig gesät, der Rest mit einjährigen Sämlingen bepflanzt. Die Eichen sind auch zur Hälfte als Eicheln gelegt und


Wiesenteich für Forellenzucht

der Rest ebenfalls als einjährige Sämlinge gepflanzt. Die Laubholzschutzstreifen, mit denen jedes Jagen eingesäumt ist, bestehen aus zwei bis drei Reihen Birken, in neuester Zeit auch aus Prunus serotina mit zwei bis drei Reihen Eichen dazwischen. Im lieblichsten Grün prangen nun bereits mitten in der Einöde die herrlichsten Wälder.

Und nun zu dem Vollhofe selbst. Ein dunkler Heidefluß schlängelt sich durch grüne Rieselwiesen, die Lopau. Anmutig bewaldet, steigen die Ufer empor, sich oft bedeutend erhebend, so daß der Blick weit hinausschweifen kann in die düstere Heide mit ihren Hügeln und halbversunkenen Hünengräbern. Eine Brücke führt über das Wasser hinauf zu der Baumschule des Gutes. Herrliche Parkanlagen schließen sich daran, in denen prachtvolle Eichen-, Buchen- und Nadelholzgruppen vergessen lassen, daß man sich in der verlassensten Gegend unsers Vaterlandes befindet. Und mitten in diesem buon retiro, wie eines der alten Forst- und Jägerhäuser der Heide, erhebt sich das Wohnhaus des Besitzers.

„Wat ut Aevermann sin Schün worn is,“ sagt der Heidebewohner bezeichnend. Denn in der That ist durch eine bessere Bedachung, einige kleine Anbauten und sonstige verschönernde Verbesserungen eine frühere niedersächsische Scheune in einen Wohnsitz umgewandelt, der namentlich bezüglich des inneren Komforts auch verwöhnten Ansprüchen genügen dürfte und dabei doch in seinem Aeußeren recht wohl in das ländliche Bild hineinpaßt. Den Giebel ziert ein prächtiges Hirschgeweih, und unten an der Wand ranken wilder Wein und Epheu. In gleicher Weise sind einige Nebengebäude, wenn man von einem neuen, aber mit ländlichem Strohdach versehenen Keller absieht, den äußeren Umrissen nach in der alten originellen Form belassen, doch sind Dach und Wände sauber in stand gesetzt.



Zweifurchendampfpflug mit angekoppeltem Landpresser

Herr Töpffer ist ein Freund landschaftlicher Parkgärtnerei, auch in großem Stil; er läßt daher die sein Gut durchquerenden Wege durch Alleebäume einsäumen und legt Promenadenwege mit Boskettanlagen in ausgewählten und seltenen Sträuchern und Bäumen über das ganze Areal, wodurch liebliche landschaftliche Bilder geschaffen werden, die Auge und Herz erfreuen.

Nach kurzer Wanderung durch diese Anlagen trifft man auf die Fischteichanlagen von Lopau. Sie umfassen einen Raum von nahezu 25 Morgen (6¼ Hektar) und sind nach Anweisung der Hannoverschen Provinzialfischereikommission hergestellt worden. Die Teiche liegen unter Ausnutzung jedes Quellzuflusses in stufenweiser Anordnung hintereinander, wie das Gelände es gerade mit sich bringt. Der Weg führt den Wanderer zuerst zu den sogenannten Ostermoorteichen, die, in einer lieblichen Thalmulde des Heidegebietes gelegen, der Forellenzucht dienen. Ein hübscher Spazierweg, der mit allerlei Gehölzen und Ziersträuchern geschmückt ist, umsäumt die Wasserbecken. Besonders anziehend sind einige kleinere Teichanlagen, die, teils in dem Buschwerk des Wiesengebietes halb versteckt gelegen, teils an den benachbarten fiskalischen Kiefernwald sich anschließend, wie dunkle Augen träumend in die Landschaft blicken. Auf diese folgen thalwärts die Königsteiche, die schönsten und größten Teichanlagen in jenem Gebiete.

Jedoch einen geborenen Landwirt wie Herrn Töpffer konnten die Forstkulturen allein nicht

befriedigen, sein weitstrebender Geist suchte auch Erfolge auf dem Gebiete der Ackerkultur zu erringen. Dazu bot sich ihm Gelegenheit auf dem etwa 20 Minuten südlich des Gutshofs gelegenen Westerhorn. Während im eigentlichen Lopau teilweise minder guter Sand mit partieller Ort- oder Branderdeunterlage vorherrscht, ist der Boden im Westerhorn bedeutend besser, so daß angenommen werden darf, daß hier der Ackerbau günstige Resultate ergeben wird. Auch hier hat der Dampfpflug die Hauptarbeit geleistet.

Und schon zeigen sich die Früchte der Mühen. Nicht mehr Heidekraut und wieder Heidekraut erblickt das Auge, nein, wenn der Wind über die stille Heide weht, so rauscht er jetzt durch die Halme weiter Roggenfelder. Und neben diesen steht die Kartoffel in Blüte und verspricht einen reichen Ertrag. Wie ein frisches Bild junger erblühender Herrlichkeit mag das Besitztum des Herrn Töpffer dem Minister von Hammerstein erschienen sein, als er ihm einen Besuch abstattete und zum Andenken eigenhändig einen prächtigen Eichbaum, die jetzige „Hammerstein-Eiche", pflanzte. Das bezeugen die aus warmem Herzen gesprochenen Worte: „Die Heide ist schon von jeher von Interesse für mich gewesen, nicht allein nach der Richtung hin, was sie war, sondern auch, was sie durch Ideal, rege Kultur und Wiederaufforstung werden kann. Ideal ist es jetzt schon, wenn man vom hastigen Treiben der Städte wieder einmal sich in Gottes stiller, freier Natur befindet. Es giebt wohl kein andres Gebiet, wie das der Lüneburger Heide, das so viel Klugheit und Verstand zum Vorwärtsbringen erfordert, und da muß ich wohl sagen, daß ich es stets mit Freuden begrüßt habe, wenn Leute, wie Herr Töpffer, sowie Herr Landesforstrat Quaet-Faslem und andre Spitzen der Provinzialbehörden, mit vereinten Kräften sich mit der Wiederurbarmachung von Oed- und Heideländern beschäftigen."

So nehmen wir denn Abschied von diesem Stück Erde, auf dem die Intelligenz eines Mannes dem Boden ein Paradies abgerungen hat. Den größten Dank aber bringt ihm die Natur selbst, wenn über dem niederen Dache bei Tag und Nacht die dunkeln Bäume rauschen und mit wunderbaren Stimmen zum Herzen reden, wenn an stillen Frühlings- und Sommerabenden der Garten gar lieblich duftet und die Rehe, die nachts vom Walde herniedersteigen, mit den klaren Augen neugierig ins mondbeglänzte Blumenrevier hereinschauen. **William Hesse**



Der Fowlersche Zweifurchenheidepflug mit Schleppegge im Betriebe

Dämmerung im Heidemoor

Silbergraue Dämmerschleier
Spinnen sich um Moor und Heide,
Wie ein zartes Brautgeschmeide
Zu Heidmännleins Hochzeitsfeier.

Als Brautjunglern stehn die Birken,
Reihen zierlich sich die Erlen,
Schön geschmückt mit Rauhreifperlen —
Ersten Frostes Zauberwirken.

Jn erwartungsstarrem Schweigen
Blinkt des Weihers Spiegelfläche,
Blinkt die blanke Bahn der Bäche —
Festparkett zum Elfenreigen.

Mond und Sterne sind geladen,
Hehren Ampelschein zu geben;
Und sie kommen schon zu schweben,
Sich in klarer Flut zu baden.

Bald auch spielt das reine Glänzen
Weithin über Bruch und Wiesen,
Weckt ein ganzes Heer von Riesen
Zu erhabnen Nebeltänzen.

Seltsam ist die Welt verändert,
Mich umkriechen dichte Schwaden,
Bannen mich von Tagespfaden
Jn ein Traumreich, duftumrändert.

Ch. Hemilius

Aus dem Leben der französischen Lehrerin

Die französische Lehrerin unterscheidet sich wesentlich von der deutschen. In erster Linie müssen wir fragen: Ist sie geistlich oder weltlich? Trägt sie Kutte, Haube, Schleier und Kruzifix oder kleidet sie sich nach der Mode, trägt sie Stirnlöckchen und Porte-bonheur?

Frankreich, das erst seit 1882 öffentliche staatliche Mädchenschulen besitzt, hat auch heute noch, gerade für das weibliche Geschlecht, eine ganz bedeutende Zahl von Klosterschulen, sowohl Elementar- wie höhere Schulen, klösterliche Externate, Internate, Pensionate für Mädchen. Giebt es in Frankreich doch an 44000 geistliche Lehrerinnen, denen die weltlichen um kaum 8000 an Zahl überlegen sind.

Daß die Klosterschulen starken Zuspruch haben, kann auch der Fernstehende erkennen. Um halb zwölf Uhr vormittags und um vier Uhr nachmittags drängt sich der Schwarm trippelnder, stampfender Füßchen durch den großen Schulthorweg. Die Schwestern mit ihren großen, weißen Hauben, die wie ein Segelschiff ausschauen, stehen mitten in dem Kindermeer. Mit ihren blassen Händen ordnen sie die Züge; mit kleinen Hölzchen, die gegeneinander schlagen, wird das Marschzeichen gegeben, und los stürmen die ungeduldigen Scharen in die vier Ecken des volkreichen Arbeiterviertels. Die Kinder tragen Ranzen, Taschen, bunte Orden- und Auszeichnungsbänder wie in der Gemeindeschule; die Programme der geistlichen und der nichtgeistlichen Schulen sind ganz die gleichen. Bei jeder Volksschullehrerinnenprüfung tauchen unter den hochfrisierten, kokett hergerichteten Mädchenköpfen eine oder mehrere Schwestern in strenger Ordenstracht auf, um gleich den Kindern der Welt sich vor der Prüfungskommission über ihr Wissen auszuweisen, denn der Prüfungszwang gilt auch für die geistlichen Lehrerinnen Frankreichs.

Die Zöglinge der Ordensschulen erhalten jedoch, was man bei jenen der Gemeindeschule vergeblich suchen wird, gar viele Heiligenbildchen zur Belohnung und Auszeichnung, und diese Bildchen sind nur der sichtbare Ausdruck des Religionsunterrichts, den die geistliche Schule Frankreichs erteilt.

Und sie allein erteilt ihn. Von der Gemeindeschule ist er ausgeschlossen. Die französische Gemeindeschule, wie die höhere Schule — also die öffentliche Schule Frankreichs überhaupt — ist nicht wie bei uns eine Simultan- oder eine rein konfessionelle Schule, sondern sie ist eine völlig konfessionslose, eine religionslose, eine rein weltliche, eine „Laienschule“. Und der Name „La Laïque“, mit dem man sie bezeichnet, bedeutet in Frankreich, je nach der Parteistellung des Urteilenden, die höchste republikanische Errungenschaft oder die verhaßteste antikirchliche Maßregel. Die öffentliche Mädchenschule, ein Kind der dritten Republik, trägt den Stempel ihrer antiklerikal gesinnten Mutter. „Religion ist Privatsache“, dieser Grundsatz wurde bei Gründung der öffentlichen Elementarschulen Frankreichs durchgeführt. Man gab den Donnerstagnachmittag für die religiöse Unterweisung der Kinder frei; sie müssen aber diese Unterweisung außerhalb der Schule suchen. Es begeben sich nicht, wie in Deutschland, die Geistlichen in das Schulhaus, sondern die Zöglinge müssen zu ihnen kommen. Einzig die geistliche Elementarschule macht die Religion zu ihrem Unterrichtsgegenstand, und wer seine Kinder nicht in die „Laïque“ schicken will, vertraut sie den Schwestern der „Ecole Congréganiste“ an.

In Frankreich nun giebt es ganze Provinzen, namentlich Bretagne und Vendée, und viele Städte, vor allem aber zahlreiche Dörfer, die kirchlich gesinnt und den geistlichen Schulen, besonders für Mädchen, zugethan sind. In vielen Fällen haben republikanische Gemeindevertreter es durchgesetzt, daß die bestehenden geistlichen Schulen verweltlicht wurden, „laïcisiert“, wie man sagt. Die „Laïcisierten“ fanden dieses Vorgehen wenig nach ihrem Geschmack, und daher ist in ganz Frankreich die Schule, vor allem die Elementarschule, ein Gegenstand heftigster politischer Kämpfe. Hie Welf, hie Waibling heißt es, oder hie Republikaner, hie Klerikale. Und durch diese Wirrnis muß die weltliche Elementarlehrerin sich hindurchfinden!

Keine leichte Aufgabe, wie wir erkennen, wenn wir ihre Laufbahn verfolgen.

Die französische Elementarlehrerin stammt meist aus geringeren Gesellschaftskreisen als die deutsche. Während bei uns die Volksschullehrerin sich vorwiegend aus dem mittleren und höheren Bürgerstande rekrutiert, stellen in Frankreich der Kleinbürger- und Handwerkerstand, ja die Bauernschaft die große Mehrheit der Volksschullehrerinnen. Wer in Frankreich über Begabung oder Protektion, vielleicht gar über beides zugleich verfügt, dem werden dank einem sehr ausgebildeten System von Freistellen (bourses) die Pforten der höheren Volksschule, des Lehrerinnenseminars geöffnet und die Laufbahn der Elementarlehrerin erschlossen. Ein Dorfgastwirt — die Gastwirte sind ja die einflußreichsten Wahlagenten — begegnet keiner Schwierigkeit, wenn er durch den Abgeordneten des Wahlbezirks seine Tochter auf diese Art protegieren lassen will, und so wird die junge Bäuerin zu einer „Demoiselle“ herangebildet. Auch die zahlreichen Pförtnersfrauen Frankreichs (concierges) träumen von zwei Laufbahnen für ihre Töchter: derjenigen der Volksschullehrerin oder der Schauspielerin. Wenn Eulalia für die Bretter gar kein Talent zeigt, begnügt man sich damit, ihr das Brevet Elementaire (das Volksschullehrerinnenzeugnis) zu verschaffen. Dann ist auch sie eine „Demoiselle“ und eine Beamte (fonctionnaire), ein Rang, der in Frankreich vor allen andern als erstrebenswert gilt.

In vielen Fällen bringt die französische Elementarlehrerin also eine geringere Erziehung mit als die deutsche. Sie wird sozusagen zu diesem Stande erhoben, während die deutsche durch ihre anfängliche höhere Gesellschaftsstellung den Berufsstand hebt. Aber die Thätigkeit der französischen Elementarlehrerin ist in nicht wenigen Fällen weit schwieriger als die der deutschen. Nehmen wir an, daß sie beim Verlassen des Lehrerinnenseminars — ein solches besteht in jedem Departement — sofort ernannt wird, was jedoch bei dem ungeheuern Andrang durchaus nicht immer der Fall ist, denn man zählt Tausende von Kandidatinnen für hundert Stellen. Sie kommt dann meist als Hilfslehrerin (adjointe) an eine Provinzschule, wo sie unter der Leitung einer Schulvorsteherin ihre ersten Er-

fahrungen macht. Da in den meisten Orten eine klerikale und eine antiklerikale Partei besteht, muß die französische Schulvorsteherin im Grunde weit mehr Politikerin und Geschäftsfrau als Pädagogin sein, muß sich mit den Behörden gut stellen und wo möglich Freunde im Ministerium haben. Ihren Lehrerinnen giebt sie im besten Falle den Rat, sich ganz neutral zu verhalten, nicht nach rechts noch nach links zu sehen und einzig ihre Pflicht zu thun.

Das Leben dieser jungen Mädchen ist einförmig, die kleinen Städte bieten wenig Anregung. Die Kollegialität unter den Lehrerinnen soll nicht groß sein. Auch unter ihnen machen sich oft klerikale und antiklerikale Strömungen geltend. Die einen gehen zur Beichte und werden dann strafversetzt, die andern gehen nicht zur Beichte und werden von den kirchlich gesinnten Kolleginnen über die Achsel angesehen.

An Zerstreuungen mangelt es. Da selbständige Frauen, besonders unverheiratete, in Frankreich noch eine ungewöhnliche Erscheinung sind, muß die Elementarlehrerin sich auch in ihrem Thun und Lassen sehr vorsichtig zeigen, da ihr auf Schritt und Tritt aufgepaßt wird und der Klatsch der kleinen Städte sich nur gar zu gern an die Sohlen einer Vertreterin der „Laïque“ heftet. Endlich ist die wirtschaftliche Lage der französischen Volksschullehrerin durchaus nicht glänzend. Sie debütiert mit 1000 Franken pro Jahr und steigt bis 1600. Die Gemeinden gewähren für gewöhnlich Zuschüsse von 75 bis 400 Franken in der Provinz, von 600 Franken in Paris. Diese Zuschüsse sind natürlich das Mittel, einen Druck auf die Lehrerin auszuüben und sie botmäßig zu machen.

Dieses System lernt die Elementarlehrerin kennen, wenn sie, von der Hilfslehrerin zur ordentlichen Lehrerin befördert, auf einen selbständigen Posten geschickt wird. In allen Gemeinden über 500 Einwohner müssen sich getrennt je eine Knaben- und eine Mädchenvolksschule befinden. Die Mädchenschule erhält ausschließlich weibliches Lehrpersonal, auch die Leitung dieser Schulen liegt stets in der Hand einer Frau. Bei dem augenblicklich in Frankreich herrschenden Mangel an männlichen Lehrkräften geschieht es auch, daß man eine Frau zur Leiterin gemischter Volksschulen und eines gemischten Lehrkörpers ernennt. Dieses System sichert den französischen Lehrerinnen ein viel größeres Absatzgebiet als den deutschen und führt sie viel weiter in der Carriere als die unsern.

Die politische Brandung jedoch, der die französische Elementarschule ausgesetzt ist, erschwert den Lehrerinnen ihre Arbeit ungemein. Um so mehr, als sie oft in Stellungen geworfen werden, denen ihre Jugend, ihre geringe Welterfahrung, zumal bei der oft ungenügenden Unterstützung durch die Schulbehörden, gar nicht gewachsen sein kann. Man denke sich solch ein junges Mädchen Anfang der Zwanziger, das — nehmen wir den besten Fall — voller Ernst und Begeisterung als eine wirklich „Berufene“ auf das Dorf kommt. Gewöhnlich wird sie ganz allein den Unterricht von 50 bis 60 Kindern in drei oder vier Abteilungen zu leiten und zu erteilen haben, was schon rein körperlich keine geringe Aufgabe ist. Besteht in der Umgebung keine Feindseligkeit gegen die „Laïque“, so wird das Dasein der Lehrerin wenn auch nicht ohne Entbehrungen, so doch ohne Kämpfe sein. Fällt ihr jedoch die Aufgabe zu, eine frisch laicisierte Schule zu leiten, ist die Bevölkerung gegen den konfessionslosen Unterricht eingenommen, so steht ihr ein körper- und seelenaufreibender Kampf bevor. Sie hat nicht nur Unart, Unbotmäßigkeit, sondern offene Empörung seitens der Kinder zu erwarten; man wird ihr Spottlieder singen, ihr Streiche spielen, sie auf der Straße nicht grüßen, ihr den Verkauf der notwendigsten Waren verweigern, kurz, sie in Acht und Bann thun. Es gehört Heroismus dazu, unter solchen Umständen seine Pflicht zu thun und auszuharren, besonders wenn man jung, einsam und sehr schlecht bezahlt ist. Dieses Martyrium ist nun oftmals nicht der Elementarschullehrerin allein, sondern auch ihrer Kollegin von der höheren Mädchenschule, dem Lycée, vorbehalten.

Auch auf dem Gebiete des höheren Mädchenunterrichts ist die Französin Alleinherrscherin. Sie allein lehrt an den öffentlichen Mädchenschulen, sie allein leitet sie. Das höhere weibliche Lehrpersonal verteilt sich auf etwa 30 Lyceen und besteht aus etwa 1200 Köpfen. Die Gehälter sind auskömmlicher als die der Elementarlehrerin. Die Directricen beziehen 4000 bis 7000 Franken jährlich; die Lehrerinnen, je nach ihren Graden, 1800 bis 4700 Franken. Die geringstbezahlten müssen das höhere Lehrerinnenexamen oder das Abiturientenexamen abgelegt haben, die höchstbezahlten besitzen Universitätsbildung und führen den Titel Agrégées, Oberlehrerinnen.

Um das Lyceum nun tobt ganz der gleiche Kampf wie um die Volksschule. Ja, da der Lyceumsbesuch nicht gleich dem der Elementaranstalt obligatorisch ist, so ist für das Lyceum noch die Frage des wirtschaftlichen Bestehens zu lösen. Eine Lyceumsleiterin muß daher in noch höherem Maße als die Volksschulleiterin Politikerin und Geschäftsfrau sein. Thatsächlich tritt die wissenschaftliche und pädagogische Befähigung der Lyceumsleiterin in vielen Fällen zurück. Um so mehr, als die Provinzlyceen Internate sind und die Leiterin mit der Verwalterin weit mehr über Betttücher, Speisezettel und Pensionspreise als mit den Lehrerinnen über Erziehungsfragen zu beraten hat.

Die reiche und hohe Bourgeoisie Frankreichs, für deren Töchter die Lyceen eigentlich berechnet waren, hat sich diesen Anstalten gegenüber sehr ablehnend verhalten. Ihr ist die öffentliche und konfessionslose Mädchenerziehung ein fast unüberwindlicher Greuel. Sie zieht es noch immer vor, ihre Mädchen in die Klosterpensionen des Sacré Coeur, des Oiseaux, de Notre Dame de Sion, de la Présentation zu schicken. Es war die protestantische Bourgeoisie, die jüdische Finanz, das Beamtentum und die Lehrerschaft, die zuerst und von selbst die Mädchen in die Lyceen schickten. Da dieser Besuch nicht ausreichte und die Republik den geistlichen Konkurrenzanstalten gegenüber eine beträchtliche Schülerinnenanzahl aufweisen wollte, griff man auch hier zu dem System der Freistellen, schlug die Lärmtrommel und lockte die mittlere und kleine Bourgeoisie, ja die Töchter begüterter Bauern in die Mädchenlyceen, — Maßregeln, die unweigerlich zur Schaffung verfehlter Existenzen und von solchen Deklassierten führen müssen, die man durch Ueberbildung ihrem Stande entfremdet. Eine Lyceumsleiterin hat aber darauf zu sehen, daß sie mit allen Mitteln Schülerinnen anlockt. Sie steht auf einem Finanzposten und einem Kampfposten. Als Geschäftsfrau, der die

gelehrten Spezialitäten ihrer Professoren oftmals fremd sind, übt sie nur selten einen moralischen Einfluß auf diese aus.

Die Kollegialität unter den Lyceumslehrerinnen soll im allgemeinen keine größere sein als die der Elementarlehrerinnen; in den großen Städten verkehren nur wenig miteinander. In den kleineren Orten sind sie nicht selten den gleichen Unfreundlichkeiten ausgesetzt wie die Volksschullehrerinnen. Es ist vorgekommen, daß eine Oberlehrerin des Lyceums in der ganzen Stadt vergeblich nach einer Wohnung suchte, niemand wollte die Vorsteherin der „Laïque“ bei sich beherbergen, denn die unverheiratete, selbständig erwerbende Frau begegnet in Frankreich oft noch einem Grade von Mißtrauen, den wir glücklicherweise überwunden haben.

Auch für die Lyceumslehrerinnen bieten die Provinzstädte wenig Anregung, ihr Thun und Treiben wird scharf beobachtet, und ihr Dasein ist oft einförmig und farblos. In einem Punkte aber haben die Lehrerinnen Freiheit, wie sie ihren deutschen Kolleginnen der Elementar- und höheren Schule unbekannt ist: sie dürfen heiraten, ohne das Amt zu verlassen. Das französische Unterrichtswesen zählt mindestens ein Drittel verheirateter Lehrerinnen.

Nichts erscheint bei unsern deutschen Anschauungen seltsamer, undurchführbarer, als die Verbindung von Lehrerin und verheirateter Frau. Nichts ist in Frankreich häufiger, gewöhnlicher. Die Lehrerin, besonders die Volksschullehrerin, gilt hier geradezu für eine gute Partie. Der Umstand aber, daß die Vertreterinnen der „Laïque“ heiraten durften, hat ihnen in klerikalen Gegenden nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Die verheiratete Volksschullehrerin bildete einen gar zu scharfen Gegensatz zur Klosterschwester, und es hat vielfach langer Gewöhnung bedurft, um die Bevölkerung von dem Wert der Mütterlichkeit in den Schulen zu überzeugen. Die Dorfschullehrerinnen sind nicht selten von Bauern, die städtischen Lehrerinnen von Arbeitern und Handwerkern geheiratet worden. Diese Art von Ehebündnissen hat jedoch oft den beiderseitigen Erwartungen nicht entsprochen. Der Bildungsunterschied war häufig gar zu groß, das geistige Streben der Gatten ein zu verschiedenes. Man hat auch festgestellt, daß die städtischen Arbeiter und Handwerker oftmals die Elementarlehrerin nur um ihres festen Einkommens suchten, den Broterwerb, die Familienerhaltung gänzlich auf die Frau abwälzten, sich von ihr ernähren ließen, selbst aber den Monsieur, den Mann von „Madame l'institutrice“, der Kommunalbeamtin, spielten. Erfreulicher pflegen die Ehen zwischen Lehrerin und kleinen Beamten, Lehrerin und Kaufmann, Lehrerin und Lehrer auszufallen. Bildungsgrad, Erziehung, Streben sind hier, wenn nicht völlig die gleichen, so doch sehr ähnliche, und eine heiratslustige Lehrerin wird gut thun, ihr Auge auf derartige Partien zu lenken. Die vereinigten Gehälter von Mann und Frau ermöglichen auch ein meist recht auskömmliches Dasein.

Für die Lehrerin an höheren Schulen gilt das Vorhergesagte gleichfalls. Nur öffnen ihr sich sehr glänzende Heiratsaussichten. Diese jungen Mädchen kommen teils amtlich, teils gesellschaftlich mit allerhand Herren vom Ministerium, mit Schulinspektoren, Ministerialdirektoren, mit Universitätsprofessoren zusammen, und wer das Glück, die nötige Koketterie oder gar den entsprechenden Intriguengeist hat, der gelangt oft zu einem vielbeneideten Thron in der französischen Gesellschaft. Viele hängen das Metier dann an den Nagel, andre, die weniger glänzende, gut bürgerliche Partien gemacht, die einen Gymnasiallehrer, einen Pastor, Arzt, Rechtsanwalt geheiratet, setzen die Lehrthätigkeit fort und erziehen neben den Kindern andrer ihre eignen.

Das ist nicht immer leicht, ist jedoch durchführbar, wie eine der verheirateten Pariser Oberlehrerinnen, Madame de St. Etienne, sich in der Gerhardt Smiderschen Enquete über „Mutterschaft und geistige Arbeit“ äußert.

Der französische Lehrerinnenstand ist somit kein zur Ehelosigkeit bestimmter Berufsstand. Das ist entschieden sein charakteristischtes Merkmal, das unterscheidet ihn so auffällig von dem unsern. Es macht ihn weniger typisch, macht ihn weltlicher, beweglicher, verschiedenartiger. Es nimmt ihm vielleicht etwas von der Ausschließlichkeit, mit der bei uns in den meisten Fällen die Lehrerin Lehrerin ist. Es hat seine Vorzüge, es hat seine Schattenseiten, ist durch besondere französische Verhältnisse bedingt, erleichtert, jedoch auch in andern Ländern nicht von vorn herein absolut von der Hand zu weisen.

Der Ring am Finger sollte doch kein unüberwindliches Lehrhindernis sein.

Dr. Kaethe Schirmacher

Glaubenskuren

Unliebsames Aufsehen erregten jüngst die Mitteilungen über das „Gesundbeten“, das geraume Zeit in der Aula einer öffentlichen Lehranstalt Berlins unter amerikanisch-englischer Aegide stattgefunden hat, und die Gemeindevertreter der deutschen Reichshauptstadt haben nicht verfehlt, ihrem Unwillen hierüber kräftigen Ausdruck zu verleihen und reichlich Spott und Hohn über den Irrglauben auszugießen, daß die Inbrunst des Gebetes in die Reihe der Heilkräfte sich eingliedern lasse. Die Neigung, die Anhänger von Gebetkuren für rückständig und die erzielten Heilungen für Täuschung und Uebertreibung zu erklären, liegt nahe und ist verständlich. Gleichwohl würde man fehlgreifen, wenn man die Heilwirkung rundweg abstritte, denn es ist nicht zu bezweifeln, daß durch Gebetkuren Heilungen herbeigeführt werden können. Aber deshalb brauchen sie noch keineswegs als die Bekundung eines überirdischen Einflusses aufgefaßt zu werden. Vielmehr stehen uns genügend Erklärungen zur Verfügung, die auf eine natürliche Grundlage zurückgehen und die vermeintlichen Wunderheilungen in eine große Gruppe verwandter und gleicher Erscheinungen einreihen. Diese noch näher zu beleuchtenden Thatsachen, die bald in der einen, bald in der andern Form zur Beobachtung kommen, rechtfertigen die Aufstellung des Satzes: die Gebetkuren gehören in die vielgestaltige Klasse

der Glaubenskuren, d. h. derjenigen Einwirkungen auf die Kranken, bei welchen der feste Glaube an ihren Heilwert eine Aufrüttelung des Körpers, eine Steigerung seiner gesunkenen Leistungsfähigkeit, eine Zurückdrängung und Ueberwältigung der krankhaften Zustände herbeiführt.

Unser tägliches Thun und Lassen bestimmt uns leicht zu der Ansicht, daß der Einfluß unsers Geistes oder seines Organs, des Gehirns, auf den Körper nur ein bewußter ist, daß das Gehirn nur auf unsern Willen hin durch die Nervenleitungen den Gliedern seine Anreize überträgt. Wir strecken die Hand aus, wenn wir die Feder ergreifen wollen, wir bewegen die Beine und Füße, wenn wir ausschreiten, und wir ziehen den Luftstrom stärker in die Nase ein, wenn wir scharf riechen wollen. Alles dieses sind Verrichtungen, die wir mit Bewußtsein ausführen, bei denen unser Wille das Gehirn seine Befehle durch die Nervenbahnen zu den betreffenden Körperteilen senden läßt. Daneben giebt es noch eine reiche Fülle von nervösen Einwirkungen des Gehirns auf den Körper, die sich ganz unbewußt vollziehen und von unserm Willen völlig unabhängig sind. Wenn wir ein Wort hören, das unser Schamgefühl verletzt, so erröten wir, weil die damit verbundene Vorstellung vom Gehirn nach den feinen Blutgefäßen der Wangen einen nervösen Reiz ausgehen läßt, durch den sich diese erweitern und mit Blut überfüllen. Die Furcht löst einen Anreiz vom Gehirn nach eben diesen Blutgefäßchen aus, durch den sie sich zusammenziehen und ihren Blutinhalt vermindern, so daß wir erblassen. Ein Schreck macht uns zittern und sogar sprachlos, eine freudige Erregung beschleunigt den Herzschlag, eine traurige Kunde setzt die Thränendrüsen in Thätigkeit, so daß wir weinen, und der Gedanke an eine schmackhafte Speise läßt das Wasser im Munde zusammenlaufen, indem die Speicheldrüsen die Speichelaussonderung vermehren. Diese und zahlreiche andre Erscheinungen sind insgesamt Rückwirkungen geistiger Prozesse im Gehirn, die sich durch die Nerven dem Körper mitteilen, ohne daß die Uebermittlung bewußt von unserm Willen angeregt wird.

Allerdings handelt es sich hierbei nur um Gehirneinflüsse, die in den Rahmen der normalen Lebensthätigkeit des Körpers fallen. Doch ihr Bereich beschränkt sich nicht ausschließlich auf diese engen Grenzen. Vielmehr sind rein geistige Vorstellungen durch die mit ihnen verknüpften Gehirnprozesse und ihre Ausstrahlungen auf dem Wege der Nerven im stande, ausgeprägt krankhafte Zustände an den Organen und Gliedern des Körpers zu erzeugen. Einwandfreie Untersuchungen haben erwiesen, daß heftige Gemütsbewegungen nicht nur die Absonderung des Magensaftes hemmen, sondern auch seine Zusammensetzung verändern, Verdauungsstörungen und Magenkrämpfe hervorrufen. Sie vermögen ferner Erbrechen und andre üble Erscheinungen herbeizuführen, und sie können durch den Uebertritt der Galle in das Blut Gelbsucht veranlassen. Die unausgesetzte, gespannte Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Hautstellen kann an ihnen Temperatursteigerung, Rötung und Blutungen hervorbringen. Aber noch mehr. Nirgends zeigt sich der Zusammenhang zwischen geistiger Beeinflussung und der Entstehung krankhafter Zustände deutlicher als auf dem Gebiete der Schrecklähmungen. Ein frisches, junges Mädchen fällt im Sommer in einen kleinen Bach. Das Wasser geht ihr nur bis zu den Knieen. Aber der unbedeutende Vorfall hat sie heftig erschüttert, und wenige Tage später sind beide Unterschenkel gelähmt. Eine Frau giebt ihrem ungehorsamen Kinde eine Ohrfeige, die unerwartet ein starkes Nasenbluten nach sich zieht. Die Frau erschrickt, und von demselben Augenblick an ist ihre rechte Hand gelähmt. Ein Mann stürzt von einem Wagen, dessen Pferde durchgehen, und bleibt bewußtlos liegen. Bald aber hat er sich erholt. Eine Verletzung ist nicht auffindbar. In den nächsten Nächten wird er stetig von Träumen gequält, in denen er sieht, wie er vom Wagen herabstürzt und ihm die Räder über den Leib gehen. Eines Morgens erwacht er mit einer Lähmung beider Beine. Gleichzeitig sind die Beine und der Unterleib empfindungslos, und zwar wird die Empfindungslosigkeit nach oben hin durch eine Linie begrenzt, die dem angenommenen Verlauf der Wagenräder entspricht. Und doch sind ihm, wie die Aussagen von Augenzeugen bekunden, die Wagenräder gar nicht über den Leib gegangen. Selbst den Tod kann der Schreck zur Folge haben. Ein Chirurg erklärt seinen studentischen Zuhörern, wie er bei einer Darmoperation zu Werke gehen will, während der Kranke, der noch nicht narkotisiert ist, auf dem Operationstische liegt. In seinem Vortrage berührt der Chirurg zufällig den Leib des Kranken mit dem Rücken des Operationsmessers. Der Kranke zuckt heftig zusammen, Atmung und Herzschlag stehen still — der Schreck hat ihn getötet.

Machen diese Vorkommnisse es schon wahrscheinlich, daß geistige Erregungen, ebenso wie sie krankhafte Zustände hervorbringen, auch umgekehrt auf Krankheiten einen heilenden Einfluß ausüben können, so erweisen anderweitige Beobachtungen ihre Heilwirkung unmittelbar als Thatbestand. Wer hat es nicht schon erfahren, daß von diesem oder jenem Arzt ein förmlicher Zauber auf den Patienten ausgeht? Eben noch liegt der Kranke gebrochen und todesmüde da, und im nächsten Augenblick, wo der Arzt eintritt oder zu ihm spricht, ist er wie umgewandelt. Seine Augen leuchten, er fühlt sich hoffnungsfreudig, gekräftigt und wohl. Denn er weiß nun, daß er sich in der richtigen Behandlung befindet, ihn erfüllt der feste Glaube an das Können des Arztes, und diese zuversichtliche Vorstellung spannt sein ganzes Nervensystem an und verscheucht die Mutlosigkeit, die Mattigkeit und die Schmerzen.

Auf gleicher Grundlage beruht zuweilen die Wirkung des Rezeptes. Der einsichtsvolle Arzt ist sich nicht selten darüber klar, daß es nicht die auf dem Rezept verschriebene Arznei ist, die dem Kranken Linderung und Heilung bringt, sondern die strenge Regelung seiner Lebensweise. Aber der Kranke verlangt nach einem Rezept. Erhält er es nicht, dann verliert er den Glauben an den Heilplan. Es geht ihm dann wohl wie jener Frau aus dem Volke, die, als ihr zwar der aufgesuchte Arzt genaue Diät- und andre Verhaltungsmaßregeln mitteilte, nicht aber ein Rezept verschrieben hatte, erklärte: „Solch Arzt kann mir nicht helfen, er hat mir nicht mal 'n Rezept gegeben." Wie machtvoll der Glaube an das Medikament zu wirken vermag, kann man an den Morphinisten erkennen. Es wird zu ihrer Entwöhnung bisweilen

der Weg eingeschlagen, daß die Morphiumgabe, die unter die Haut gespritzt wird, immer mehr mit Wasser verdünnt wird. Der Morphiumsüchtige erwartet, obgleich er vielleicht schon seit Wochen behandelt worden ist, mit voller Ungeduld die Einspritzung, und er empfindet vor dieser auch am Ende seiner Kur noch eine ganze Reihe quälender Beschwerden. Endlich verabreicht ihm der Arzt die tägliche, vermeintliche Morphiuminjektion. Mit einem Schlage sind alle Schmerzen und lästigen Empfindungen verflogen. Und doch ist dem Kranken, wie auch schon seit sechs, sieben Tagen vorher, weiter nichts eingeflößt worden als destilliertes Wasser.

Vor einer Anzahl von Jahren erregte die Magnetotherapie, die Auflegung von Magneten, großes Aufsehen. Ihre Erfolge waren überraschend. Denn es verschwanden durch die Auflegung von Magneten auf die erkrankten Körperstellen Schmerzen, Empfindungsstörungen und Lähmungszustände. Man stand so lange vor einem Rätsel, bis Bernheim und andre französische Aerzte zeigten, daß auch die Auflegung von nicht magnetisierten Eisenstücken, ja nur von Holzplatten genügte, um die gleichen Wirkungen herbeizuführen. Also nicht die magnetische Kraft, sondern nur die bloße Vorstellung von der Zweckmäßigkeit der Vornahme, der überzeugte Glaube an ihren Heilwert war der Urheber des Umschwunges. Auch bei der Elektrizität als Heilmittel spielt zum guten Teil der Glaube mit. Damit soll keineswegs behauptet sein, daß in allen Fällen ihr Einfluß ausschließlich dem Glauben zuzuschreiben ist. Aber bezeichnend ist es doch immerhin, daß man bei gewissen Krankheitsformen auch dann Besserung und Heilung erzielen kann, wenn man nur die Elektroden der Elektrisiermaschine aufsetzt, also ohne daß überhaupt der elektrische Strom zur Anwendung gelangt.

Ein weites und glückliches Versuchsfeld für Glaubenskuren bietet die Schar der Nervenschwachen, Hypochonder und Hysterischen dar. Namentlich diese letzteren sind für Scheinoperationen, mögen sie nun in Pinselungen, Untersuchungen mit dem Augenspiegel und Kehlkopfspiegel oder in dem Setzen von Blutegeln und in dem plötzlich herabfallenden Strahl der kalten Dusche bestehen, äußerst empfänglich. An sich sind solche Vornahmen ganz bedeutungslos, und trotzdem schwinden durch sie die hysterischen Krankheitserscheinungen, weil die Kranken überzeugt sind, daß sie ihnen nützen, während in Wirklichkeit nur die Vorstellung ihrer Heilkraft es ist, die mit siegreicher Gewalt die nervösen Störungen beseitigt. Aber es bedarf nicht einmal derartiger Hilfsmittel. Der eine Kranke spricht seit langem nur mit tonloser Flüsterstimme, eines zweiten Arm ist krampfhaft verkrümmt, und ein dritter liegt seit Monaten mit gelähmten Beinen im Bett. Es sind dies alles Leiden, denen keine organische Veränderungen der betreffenden Körperteile zu Grunde liegen, die aber trotzdem keineswegs auf Simulation beruhen. Man hat ohne Erfolg die verschiedensten Behandlungsweisen versucht und wendet sich endlich an den Nervenarzt, der den Sachverhalt durchschaut. Und auf das bestimmte Geheiß, ein vorgesprochenes Wort laut zu wiederholen, auf das Gebot, den emporgehobenen, verkrümmten Arm in dieser Lage zu erhalten, auf den zwingenden Befehl, das Bett zu verlassen und zu gehen, geschieht das Unglaubliche: die Kranken sprechen mit tönender Stimme, sie können Hand und Arm nach Belieben bewegen, sie stehen auf und wandeln! Der Machtspruch des Arztes hat alle Hemmnisse beseitigt, er hat den Glauben der Kranken an ihr Leistungsvermögen entflammt, und diese plötzlich hereinbrechende geistige Revolution hat die unterbrochene Nervenleitung zwischen dem Gehirn und den gebrauchsunfähigen Gliedern wieder hergestellt.

Was hier die vom Arzt hervorgerufene geistige Aufwühlung erzielt, das vollbringt bei den Gebetkuren und den Wallfahrten die religiöse Erregung. Es ist kein Zufall, daß unter den Wunderheilungen an berühmten Wallfahrtsorten die Aufhebung von Lähmungen und verwandter Zustände in erster Linie steht. Wer einmal der Echternacher Springprozession beigewohnt hat, wer die tiefe Erregtheit gesehen hat, welche die nach der Kirche des heiligen Willibrord drängenden Massen ergreift, dem wird es verständlich sein, daß die hochgradige geistige Anspannung in gleicher Weise zurückwirkt, wie es uns unsre Betrachtung gelehrt hat, und dann durch die nervöse Aufrüttelung dem einen oder andern Kranken das zu teil wird, was er erfleht und erhofft, die Heilung.

Es kann sich hier nicht darum handeln, zu erörtern, ob überhaupt ein Eingreifen überirdischer Gewalten in den Verlauf einer Krankheit möglich ist. Nur darauf kam es an, zu zeigen, welchen weit verzweigten Einfluß die Gehirnzentrale und die sich in ihr abwickelnden geistigen Prozesse auf körperliche Leiden ausüben, und wie in diesem Sinn das Wort eine ausgedehnte Geltung hat: „Der Glaube macht selig.“

G. F. Weißenberg

Frühlingsschnee

Es ist ein Schnee gefallen,
Gefallen über Nacht,
Und hat der jungen Birke
Das Köpfchen schwer gemacht.

Da küsst die liebe Sonne
Herzinnig Zweig und Ast,
Und sieh! zu lichten Thränen
Zerquillt die weisse Last.

Mein Liebchen, lass dich küssen,
Dann schmilzt der kalte Schnee,
Du weinest dir vom Herzen
Des Winters letztes Weh!

Reinhard Volker



Der Hafen von St. Thomas mit dem Ladeschuppen der Hamburg-Amerikalinie

Der dänisch-amerikanische Inselhandel

Der Senat in Washington hat Mitte Februar den vom 24. Januar datierten Vertrag zwischen dem dänischen Gesandten in Washington und dem Staatssekretär Hay über den Ankauf der westindischen Inseln St. Thomas, St. John und St. Croix durch die Vereinigten Staaten angenommen. Nach Artikel I dieses Vertrages soll die volle Souveränität über die genannten drei Inseln mit allen Rechten, wie sie bisher das Königreich Dänemark besaß, an die Vereinigten Staaten übergehen, jedoch ohne die noch bestehenden finanziellen Ansprüche Dänemarks gegen die Kolonialschatzämter der Inseln, die durch die Abtretung erlöschen. Dagegen übernehmen die Vereinigten Staaten die Verpflichtungen der dänischen Regierung gegen die Dock- und Kabelgesellschaften auf den westindischen Inseln. Die dänischen Unterthanen, die auf den Inseln wohnen bleiben, sollen sich bis auf weiteres aller privaten und munizipalen Rechte und Freiheiten erfreuen, die ihnen die derzeitigen Gesetze gewähren. Sie können ihr Unterthanenverhältnis zu der dänischen Krone wahren, indem sie innerhalb zweier Jahre vor Gericht ihren Entschluß zu Protokoll geben, andernfalls werden sie Unterthanen der nordamerikanischen Regierung. Die formelle Uebergabe der Inseln soll sofort nach der Zahlung der Kaufsumme im Betrage von fünf Millionen Dollar spätestens 20 Tage nach dem Austausch der Ratifikationen erfolgen.

Mit diesem Vertrage kommt eine Angelegenheit zum Abschluß, die sich seit Jahrzehnten in der Schwebe befindet und über die gerade in den letzten Jahren immer wieder mehr oder minder bestimmte Gerüchte auftauchten, um alsbald dementiert zu werden, bis schließlich Ende des vergangenen Jahres die Verkaufsverhandlungen in das entscheidende Stadium traten. Schon vor 35 Jahren war ein ähnlicher Vertrag zwischen Dänemark und der nordamerikanischen Union abgeschlossen, der damals jedoch an der hartnäckigen Opposition des amerikanischen Senates scheiterte. Auch jetzt ist mit dem Abschluß des Vertrages zwischen den diplomatischen Vertretern der beiden Mächte die Angelegenheit noch nicht endgültig erledigt; der Abstimmung des amerikanischen Senates hat noch die des Kongresses zu folgen, ebenso die Zustimmung des dänischen Parlaments und endlich ein Plebiscit der Bevölkerung auf den Inseln selbst. Dänemark seinerseits hat aber bereits eine gewisse Garantie übernommen, daß dieses Plebiscit zu Gunsten der Vereinigten Staaten ausfallen wird; die Zustimmung der dänischen Kammer ferner ist zu erwarten, nachdem seit Jahren der westindische Besitz nur als eine schwere Belastung des Etats betrachtet worden ist, und der amerikanische Kongreß steht heute nach Anbruch der imperialistischen Periode auf einem ganz andern Boden als vor drei Jahrzehnten. Seine Zustimmung ist um so bestimmter zu erwarten, als die Monroedoktrin in ihrer gegenwärtigen Auslegung den Vereinigten Staaten neben den Rechten, die sie ihnen zuschreibt, mittelbar auch die Pflicht auferlegt, zum Verkauf ausgebotene Teile Amerikas zu einem angemessenen Preise zu übernehmen. Die Amerikaner können dem Inhaber von Kolonien auf amerikanischem Boden nicht das Recht streitig machen, sich einen Käufer unter den europäischen Mächten zu suchen, wenn sie nicht selbst bereit sind, gegebenenfalls in den Handel einzutreten. Ganz ohne Opposition wird es in Dänemark selbst allerdings nicht abgehen; eine Anzahl einflußreicher Industrieller hatte sich bereits an die Spitze einer Bewegung gestellt, die entschieden gegen die Aufgabe so wichtiger Handelsstützpunkte eintreten sollte, aber neuerdings hat es fast den Anschein, als ob diese Bewegung mehr dazu dienen sollte, ein zu tiefes Herabdrücken des Kaufpreises zu verhindern.

Für die Union liegt die Bedeutung der Inseln vor allen Dingen darin, daß sie wichtige Stationen auf dem Wege zu dem künftigen mittelamerikanischen Kanal bilden. Das Streben der diesen Kanal besitzenden Macht muß naturgemäß dahin gehen, europäische Mächte von der Beherrschung solcher Stationen auszuschließen und sich selbst in den Besitz der Randländer des amerikanischen Mittelmeeres zu setzen, das durch den Kanal aus einer Sackgasse zu einer großen Durchgangsstraße des Weltverkehrs wird. Mit der Erwerbung von Cuba und Portorico durch den spanisch-amerikanischen

Krieg war der erste und bedeutendste Schritt in dieser Richtung gethan; auf die kleineren Inseln hätte man vielleicht verzichtet, wenn man nicht besorgt hätte, daß andre Großmächte sich dort festsetzen, oder vielleicht auch, daß mittel- und südamerikanische Staaten als Käufer auftreten könnten. Vor allen Dingen fürchteten die Vereinigten Staaten beständig, daß Deutschland ein Auge auf St. Thomas geworfen hätte; aber ganz abgesehen davon, daß Verkaufsverhandlungen zwischen Dänemark und Deutschland bei der herrschenden politischen Lage jedenfalls auf den äußersten Widerstand der dänischen Bevölkerung gestoßen wären, hat Deutschland ja gelegentlich des letzten Konflikts mit Venezuela seine Anerkennung der Monroedoktrin deutlich zum Ausdruck gebracht.

Den 11000 Bewohnern der Insel St. Thomas ist es nur zu gönnen, daß sie unter der neuen Herrschaft wieder in eine sichere Lage kommen, nachdem sie unter der Unsicherheit über ihre politische Zukunft jahrelang wirtschaftlich schwer gelitten haben. Die Blüte der Inseln als Lieferanten von Kolonialprodukten ist allerdings längst dahin, nur St. Croix hat noch einige Ausfuhr von Zucker und Rum. Vor hundert Jahren hatte das kleine St. Thomas bei 86 Quadratkilometern Größe es zu einer Leistungsfähigkeit von 15000 Zentnern Zucker, 100 Zentnern Baumwolle und 46000 Gallonen Rum im Jahre gebracht. Wo damals blühende Zucker- und Baumwollpflanzungen standen, wuchert heute der Busch. Von den Bewohnern der Hauptinsel ist etwa die Hälfte europäisch, der Rest sind Neger und Mulatten. Heute hat St. Thomas seine Bedeutung namentlich als Stützpunkt der deutsch-westindischen Handelsschiffahrt. Schon vor mehr als 200 Jahren, 1685, wurde auf St. Thomas eine deutsche Handelsniederlassung der unter dem Großen Kurfürsten gebildeten „Brandenburgischen Compagnie“ angelegt, die für 30 Jahre mit besonderen Vorrechten ausgestattet war. Es entstanden große Faktoreien, die schon zwei Jahre nach Beginn ihrer Handelsthätigkeit 50 weiße Personen beschäftigten und fünf Schiffe in Betrieb hatten. Leider wurde der Vertrag nach Ablauf der 30 Jahre nicht verlängert, da die Brandenburger den Dänen zu gute Geschäfte machten, obwohl der durch sie bewirkte wirtschaftliche Aufschwung von St. Thomas unverkennbar war. An diese Zeit der ersten Anfänge des deutschen Handels auf Westindien erinnert noch heute das „brandenburgische Viertel“ in St. Thomas. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die Insel der große berühmte Austauschplatz westindischer Produkte und europäischer Industriewaren. Ein furchtbarer Orkan im Jahre 1867, Erdbeben, Cholera, Blattern und gelbes Fieber haben den schönen Hafen in Verruf gebracht.

Trotz angestrengtester Arbeit ist es St. Thomas nicht gelungen, seine alte Bedeutung für den europäisch-westindischen Handel und Verkehr in vollem Maße wiederzugewinnen. Der allgemeine Zusammensturz hätte sich überhaupt nicht mehr aufhalten lassen, wenn die farbige Arbeiterbevölkerung nicht eine sichere Einnahmequelle in der bedeutenden Schiffahrt der Hamburg-Amerikalinie im amerikanischen Mittelmeer hätte. Ihr verdanken Hunderte von Weißen und Schwarzen direkt und andre Hunderte indirekt die einzige Quelle ihres Lebensunterhaltes. Die große deutsche Schiffahrtsgesellschaft ist es thatsächlich in erster Linie, die St. Thomas noch heute seine Handelsstellung giebt. Diese Gesellschaft hat die Insel zum Mittelpunkte ihres ganzen westindischen Verkehrs gemacht, so daß dort monatlich im Durchschnitt 16 ihrer Dampfer anlegen und im Jahre insgesamt fast 100000 Tonnen Kohlen einnehmen. Der gesamte Schiffsverkehr der Insel verzeichnete im letzten Jahre über 400 Schiffe von etwa 600000 Registertonnen. Mehr als die Hälfte der gesamten Tonnage läuft unter deutscher Flagge ein. Die Zahl der bei der Kohleneinnahme beschäftigten eingeborenen Arbeiter ist verhältnismäßig sehr groß, da die ganze gewaltige Kohlenmenge von Arbeitern mit Körben ins Schiff geschafft wird. Der Hafen von St. Thomas ist an einem Teile seiner Ufer von den großen Speichern der Hamburg-Amerikalinie umrahmt, und der benachbarte Hügel trägt eine Signalstation. In diesem Hafen beabsichtigt Präsident Roosevelt jetzt einen wichtigen Flottenstützpunkt zu schaffen. Es ist aber zu erwarten, daß neben dieser Benutzung für die nordamerikanische Marine die Stellung von St. Thomas als Mittelpunkt des deutsch-westindischen Handels erhalten bleibt, da die Vereinigten Staaten ihren neuesten Kolonien jede wirtschaftliche Bedeutung rauben würden, wenn sie diesen Verkehr zu unterbinden sich anschickten. Arthur Dix


Das Verwaltungsgebäude der Hamburg-Amerikalinie in St. Thomas



Die Kuckucksuhr

Humoristische Erzählung

von

Paul von Schönthan

Ich hatte die ländliche Zurückgezogenheit aufgesucht, um in ungestörter Ruhe eine größere Arbeit zu Ende zu führen. Der Aufenthalt in der reizenden kleinen Villa, in der ich mich eingemietet hatte, entsprach den Anforderungen des zur Hyperästhesie neigenden Nervensystems eines Tintenarbeiters zunächst noch nicht völlig. Es mußten einige Veränderungen vorgenommen werden, in die sich mein Wirt zwar ohne tieferes Verständnis für die Berechtigung dieser verschiedenen Wünsche, aber mit der Nachsicht und Nachgiebigkeit, die man einem vermutlich nicht ganz Normalen gegenüber walten läßt, endlich fügte. Ich hätte ihm Schopenhauers wertvolle und gemeinnützige Abhandlung über Lärm und Geräusch, einschlägige Stellen in den Werken von Jean Paul, Kant und Lichtenberg zu meiner Rechtfertigung in die Hände spielen können, aber da meine Anliegen zunächst Gehör fanden, bedurfte ich dieser klassischen Fürsprecher nicht. Die ersten Maßnahmen waren die, daß eine Amme mit ihrem ungestümen Säuglingsstammgast in einen entfernteren Trakt versetzt wurde, daß aus einem Cochinchinahahn, der in der Nachbarschaft das Sprichwort von dem „Gold der Morgenstunde" disharmonisch zu Schanden machte, gegen Entschädigung ein stiller Hahn gemacht wurde, daß ein alles Lebende unermüdlich anbellender „Daxel" im Nachbarhause an das Zimmer gefesselt wurde, ein paar auf der Straße spielende Hausmeisterkinder zu stilleren Sitten angehalten, alle Thüren geölt und die knarrende Wetterfahne auf dem Dache beseitigt wurde. Die Dienstmädchen mußten zu ihrem Mißvergnügen mit ihrer von jung auf geübten Gewohnheit des Thürenzuschlagens brechen, und der geschwätzige Papagei, der in dem Landhäuschen gegenüber durch die Unermüdlichkeit seines widerwärtigen Gekrächzes die Einsamkeit einer ältlichen Cölibatärin belebte, wurde unter die Berufung auf sehr menschenfreundliche Ortsvorschriften in den entgegengesetzten Flügel des Gebäudes verbannt, von wo aus seine höchst lästigen, kreischenden und schnarrenden Lebensäußerungen unempfindlicheren Anwohnern zu gute kamen.

Man wird begreifen, daß durch diese Fülle von Ansprüchen die Geduld meines Wirtes einigermaßen erschöpft sein mußte. Das empfand ich selber. Es war ja auch alles teilweise unter schwierigen Umständen nach Wunsch geordnet worden, und ich fühlte mich tagsüber wie in einer Klosterzelle; es war so ruhig, wie es in der Gemeinschaft mit Menschen überhaupt nur denkbar ist.

Aber des Nachts!

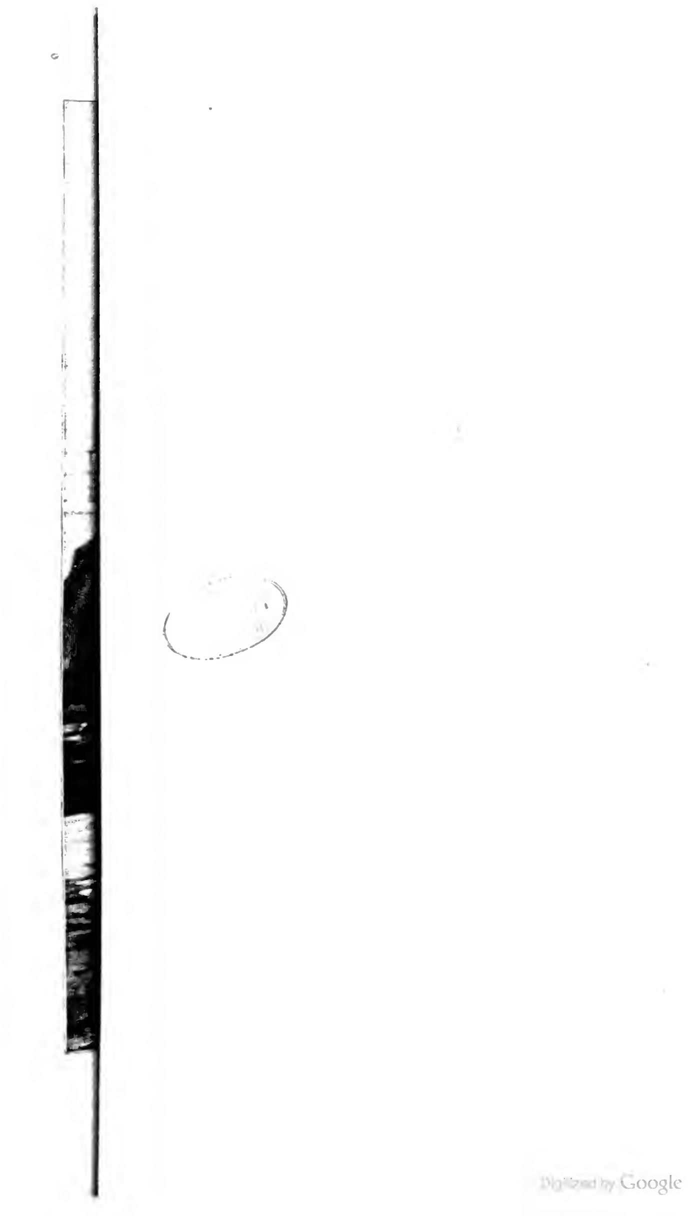
Ich habe ungefähr Sinn dafür, daß es ganz lieblich anzuhören ist, wenn man an einem schönen Sommertag durch den Wald schreitet und von ferne den neckenden Kuckucksruf des kleinen gefiederten Kobolds vernimmt, aber zu nachtschlafender Zeit eine Imitation dieser Note aus der Sommersinfonie im Vorzimmer? Das erschien mir mindestens überflüssig, und mehr als das, störend; besonders wenn man dicht daneben schlafen soll! Mein Wirt hatte im Vorzimmer eine Schwarzwälder Kuckucksuhr hängen. Alle halbe Stunden sprang das Tier oberhalb des Zifferblattes aus dem Gehäuse und meldete unter artigen Verbeugungen die Stundenzahl mit dem allerdings sehr täuschend nachgeahmten Vogelruf. Man geht früh zu Bett auf dem Lande, zumal nach einem ehrlich durchgearbeiteten Tag. Aber gerade von neun Uhr bis Mitternacht hatte das Vögelchen in der Uhr den schwersten Dienst, und sein „Kuckuck" nahm kein Ende. Ich klage mich der Schwäche an, daß mich dieser nicht einmal unmelodiöse Ruf in zunehmendem Grade störte. Ich kam nicht über die Widersinnigkeit hinweg, daß jemand die Stille der Nacht — am Tag hörte ich den Ruf kaum — durch ein ewiges „Kuckuck" stören läßt, es ist ja wohl auch das mehr und mehr außer Gebrauch kommende Schlagwerk der Wanduhren schon eine überflüssige Belästigung. Der nachgeahmte Kuckucksruf aber ist doch etwas ganz Dummes! Und wie es immer ist, man verbohrt sich dann förmlich in seinen Groll und wartet zuletzt sogar mit einer selbstquälerischen Spannung auf den Eintritt des unerwünschten Ereignisses, das jeder vernünftige Mensch einfach ignorieren und ruhig verschlafen sollte.

Wer kann für seine Eigenart!

So liegt man denn mit offenen Augen da und harrt, wie ein Liebhaber zur Rendezvousstunde die Liebste ersehnt, auf den Augenblick, bis der Verdruß zur Entladung kommt, und murmelt dann ingrimmig vor sich hin: „Das Biest!" und nach einer weiteren halben Stunde: „Das M—vieh!" und so weiter.

Ich hätte mich an den Hausherrn wenden und um Abstellung dieses Uebelstandes bitten sollen, aber eine Art Scham hielt mich davon ab. Der Brave hatte ja schon so viel gethan, um den Tag geräuschlos zu machen. Hätte ich diese Forderung auch auf die Nacht und die Kuckucksuhr ausgedehnt, würde ich sein Entgegenkommen vielleicht auf eine allzu schwere Probe gestellt haben, um so mehr, da ich für diesen Fall nicht einmal den Vorwand angestrengter Gedankenarbeit zu Felde führen konnte. Er hätte diese Unduldsamkeit übel vermerkt, und wahrscheinlich hielt er auch etwas auf seine Kuckucksuhr, sonst würde er das Möbel überhaupt nicht erst angeschafft haben. Es giebt ja auch solche Passionen!

Ich versuchte mich zu überreden und mir die Nichtigkeit dieses alle 30 Minuten eintretenden Ereignisses vor Augen zu halten; auch durch ein besonderes Arrangement der Kissen trachtete ich ein Hindernis gegen den Zutritt des verhaßten Tons zum Ohr zu konstruieren. Aber all diese Bemühungen und ihre Erprobung fielen eben gerade in die kostbaren Nachtstunden, und wenn man es ungefähr früher weiß: jetzt wird das Ereignis eintreten, „gleich wird das Vieh wieder



herausspringen", vernimmt der widerwillig geschärfte Gehörsinn auch den abgedämpften Schall, giebt es kein Entrinnen vor der Qual, die im Dunkel der Nacht, wenn alle Lebenspein doppelt schwer die Seele bedrückt, noch viel unleidiger wird.

Ich wütete im stillen gegen die Kuckucksuhr des Vorzimmers. Ich ärgerte mich im vorhinein, ich ging seufzend zu Bett und lachte schon ingrimmig vor mich hin, wenn während der Vorbereitungen zur Nachtruhe der künstliche Vogel draußen neunmal sein „Kuckuck" von sich gab. Auch tagsüber überraschte mich manchmal der verdrießliche Gedanke an diese sinnlose, mutwillige nächtliche Störung. Ich will mich vollends der Lächerlichkeit preisgeben durch das Bekenntnis, daß ich auf heimliche Abhilfe sann. Das nächstliegende und einfachste Mittel schien mir darin zu bestehen, wenn ich dem Tier die Nacht über das Loch vermauern würde, um es am Herauskommen zu verhindern. Aber das gleichfalls wieder sehr naheliegende Versiegeln des Thürchens konnte ja nicht jeden Abend erneuert werden, ohne sichtbare Spuren zurückzulassen. Ein besseres Mittel bot das unschuldigere Heftpflaster, das in zwei Streifchen kreuzweise über dem Pförtchen befestigt werden sollte. Dazu war freilich nötig, abzuwarten, bis die beiden Dienstmädchen sich aus der Küche nach dem Souterrain zurückgezogen hatten, denn diese Prozedur mußte doch völlig unbemerkt vor sich gehen. Der Entschluß reifte zur Ausführung. Die Pflasterstreifen lagen parat. Mit Ungeduld harrte ich — es war zehn Uhr geworden — des Augenblicks, da es im Haus still und finster geworden war. Darauf schlich ich mich von meinem Lager mit arger List ins Vorzimmer hinaus, kletterte auf einen Stuhl und applizierte dem Kuckuck oder vielmehr seiner Behausung die klebrigen Streifen übers Kreuz. Dann zog ich mich mit erleichtertem Gemüt zurück, nicht etwa um befriedigt einzuschlafen, sondern um vom Lager aus den Effekt der lichtscheuen That abzuwarten. Meine Taschenuhr zeigte elf Uhr. Draußen im Vorzimmer blieb es still. Ich triumphierte und bohrte das Erfinderhaupt wohlig in die Kissen, da — ein kurzes Rasseln — ein leises Knacken und gleich darauf „Kuckuck, Kuckuck!" elfmal!

Offenbar hatten die Pflasterstreifen nicht fest genug gesessen. Sofort ließ ich im Geist alle bekannten Klebemittel Revue passieren; Syndetikon vor allem schien mir berufen, am nächsten Abend Abhilfe zu bringen. Aber vorher wollte ich mich überzeugen, wie der Vogel sein Gefängnis gesprengt hatte. Und abermals schlich ich mich vorsichtig ins Vorzimmer hinaus und leuchtete mit der flackernden Kerze zur Uhr empor. Wunder über Wunder! Der Verschluß saß fest, so wie ich ihn angelegt hatte. Wie war das zu erklären? Sinnend schlich ich ins Bett zurück, mit dem Vorsatz, in einer halben Stunde, wenn der unselige Vogel wieder fällig war, auf dem Beobachtungsposten zu sein. Und siehe da: die Thür blieb wieder verschlossen, aber der unverwüstliche Kuckuck that genau so deutlich wie vordem seine Pflicht. Seufzend nahm ich das überflüssige Heftpflaster fort. Um Mitternacht klang mir der zwölfmalige Ruf noch lauter, heller, boshafter, schadenfroher. Das spornte mich an, auf neue Mittel zu sinnen; ich dachte an das Abenteuerlichste, um dem Kuckuck das Handwerk zu legen. Aber auch das Vernageln der Thür würde nach den gemachten Erfahrungen nichts genützt haben; ich erwog den Plan, in der nächsten Nacht abzuwarten, bis der Vogel erschien, und ihn sodann festzubinden und erst am Morgen wieder freizugeben, aber die Scheu, organische Störungen in dem Schwarzwälder Werk zu verursachen, verhinderte meine Entscheidung für gewaltsame Mittel. Einem lebenden Tier kann man unversehens den Garaus machen, aber ein hölzerner, lackierter Vogel ist einfach, wie man sagt, nicht umzubringen! Man kann einen Lindwurm besiegen, aber einem Uhrenkuckuck kann man auf keine Art etwas anhaben.

Bei nächtlicher Ueberlegung geriet ich auf einen Ausweg, der mir loyal und sicher vorkam. Ich plante den Ankauf der unseligen Uhr. Mein Wirt war nicht gleich dafür zu gewinnen und meinte, das ganze Haus sei schon so daran gewöhnt. „Wissen Sie, das ist so lieb, wenn im Winter draußen der Schnee fußhoch liegt, und dann ruft der Kuckuck durchs Haus und erinnert uns an den schönen, warmen Sommer; ich hab' das Ding zu gern." Und außerdem fügte er hinzu, daß er die Uhr vor ein paar Jahren selber aus dem Schwarzwald mitgebracht habe, was ihren Wert in seinen Augen und Ohren erhöhte. Um ihn gefügig zu machen, stimmte ich bei, daß diese Erfindung eines offenbar sehr sinnigen Uhrmachergemüts auch meinen Beifall habe und daß ich mich schon so an den lieblichen Ruf gewöhnt habe; es würde mir, besonders des Nachts, etwas abgehen, wenn ich, erst wieder daheim, den Kuckuck nicht mehr hören sollte, — so heuchelte ich, die Faust in der Tasche ballend.

Der Besitzer der nichtswürdigen Ruhestörung vertröstete mich mit der Miene eines Gönners, der einen Supplikanten freundschaftlich abschütteln will, damit, daß wir noch darüber sprechen würden, aber ich ließ nicht locker und bestand darauf, die Uhr auf der Stelle erwerben und sie auch gleich in meinem Zimmer aufhängen zu wollen. So wenig Neigung er für den Handel zeigte, so schmeichelte ihn doch meine Vorliebe für dieses Objekt, und nach einer zweiten, längeren Unterredung, in der ich mich noch verliebter stellte, schlug er ein. Noch am selben Abend wanderte die Kuckucksuhr in mein Zimmer. Es ist wohl überflüssig, zu sagen, daß ich den Pendel nicht in Bewegung setzte und dadurch das Werk sofort zum Stehen brachte. Schief, mit unbeweglichen Zeigern hing der plumpe Kasten an der Wand, der Kuckuck war verstummt und unsichtbar geworden; ah, das that wohl!

„Merkwürdig," sagte am nächsten Morgen der Wirt, „ich habe geglaubt, man werde den Vogel in der Nacht auch aus Ihrem Zimmer hören; ich habe eigens aufgepaßt, aber rein nichts war zu hören von dem kleinen Racker!"

‚Jawohl,' dachte ich, ‚hat sich ausgerackert, in diesem Leben wird der Vogel niemand mehr zum besten haben!'

Ach, es ist keine Chimäre. Für Geld kann man bekanntlich den Teufel tanzen sehen und sogar den Kuckuck schweigen — hören! Ich habe schon lange nicht so viel ehrliche Freude an irgend einer Erwerbung gehabt. Die herrlichen, ruhigen, ungestörten, von keinem Verdruß, keiner ärgerlichen Erwartung, keiner stillen Wut bedrohten Nächte,

die nun vor mir lagen! Ich freute mich wieder auf die Nachtruhe, und ein letzter triumphierender, höhnischer Blick traf vor dem Zubettegehen das Gefängnis des gefesselten Unholds, der mir nun nichts mehr anhaben konnte. Seit drei Nächten schwieg er!

In der vierten Nacht kam ich, sehr ermüdet, ausnahmsweise spät heim, erst gegen elf Uhr. Kaum war ich unter die Decke gekrochen, als es plötzlich draußen im Vorzimmer leise zu rasseln begann, dann „Kuckuck, Kuckuck!“ ... elfmal!

Ich hatte leider noch nicht geträumt. Es war pure Wirklichkeit. Aber um ganz sicher zu gehen, wartete ich den Ablauf der nächsten halben Stunde ab. Wieder das bekannte zarte Rasseln, dann ein „Käkeräk“, — ein täuschend imitierter Wachtelschlag. Das war für mich das Signal, um aus dem Bett zu springen und ins Vorzimmer zu eilen. An demselben Haken hing wieder eine Schwarzwälder Vogeluhr! Noch dazu eine, die zwei Vögel barg, einen Kuckuck für die volle und eine Wachtel für die halbe Stunde! Eine raffinierte Erfindung auf dem Gebiet der Folterwerkzeugindustrie. Es lag am Tag, mein Hausherr hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als in die nahe Stadt zu fahren und einen Ersatz für seine Kuckucksuhr zu kaufen, und was für einen Ersatz!

Ich will diese Uhrentragödie nicht über Gebühr erweitern. Wer selber bittere Ueberraschungen, schwere Enttäuschungen und harte Schicksalsschläge erlebt hat, kann sich ja wohl ausmalen, wie mir zu Mut war.

Nun fing die Gedankenarbeit, die auf Befreiung von dieser Qual gerichtet war, von neuem an. In der folgenden Nacht setzte ich mich in meinem Zimmer vor meine wieder in Gang gebrachte Schwarzwälderuhr hin und studierte die Mechanik des Kuckuckautomaten, und da kam ich darauf, daß das Schlagwerk durch ein separates Uhrgewicht in Aktion gesetzt wird. Das war eine wichtige Entdeckung. Sobald das Gewicht von der entsprechenden Kette entfernt war, ging die halbe und die volle Stunde vollständig ungemeldet vorüber. Darin lag des peinvollen Rätsels schlichte Lösung! Nun war es ja in meine Macht gegeben, ohne Vergewaltigung, ohne Heftpflaster, ohne einen gefährlichen Eingriff Kuckuck und Wachtel zu nächtlichem Schweigen zu verurteilen. Ich mußte nur wieder abwarten, bis sich alles im Haus zur Ruhe begeben hatte, dann schlich ich ins Vorzimmer und löste das Gewicht des Schlagwerks von der Kette, und am frühen Morgen, ehe sich sonst jemand erhoben hatte, befestigte ich das Bleigewicht wieder. Dazwischen lagen aber doch immerhin ungefähr sieben Stunden durch keinen Vogellaut gestörten Schlafes.

Und endlich kam der Tag, da ich meine Siebensachen wieder zusammenkramte und nach der Stadt zurückkehrte.

Die Schwarzwälderuhr hatte ich unverpackt in dem Reisekorb verwahrt neben Schuhwerk und andern derben Gegenständen. Da nahte mein liebenswürdiger Wirt. Er hatte etwas auf dem Herzen, das war ihm anzumerken.

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen,“ rückte er endlich heraus, „wenn's Ihnen ganz egal ist, natürlich; Sie sollen auch nur den Vorteil davon haben. Wissen Sie, die neue Uhr, die ich da fürs Vorzimmer gekauft habe, wissen Sie, ich hör' sie in der Nacht oft gar nicht schlagen, und ich bin's eben gewöhnt; auf die andre hab' ich mich verlassen können ... Wenn's Ihnen recht ist, geben Sie mir die alte zurück und nehmen Sie dafür die mit Kuckuck und Wachtel mit ...“

„Nein, mein Herr!“ rief ich mit einer Entrüstung, die den guten Mann einschüchterte und in Verlegenheit setzte, bis er den Sinn meines Nachsatzes erfaßt hatte. „Nein, das auf keinen Fall, ich habe an dem Kuckuck mehr als genug, behalten Sie Ihre Wachtel, und hier“ — ich öffnete dabei den Korb und zog mit einem entschiedenen Griff die Schwarzwälderuhr samt den nachrasselnden Ketten heraus — „hier übergebe ich Ihnen auch noch Ihr altes Marterwerkzeug!“

Der Mann war starr, aber er hatte sich in den paar Wochen an das Unvorhergesehene, Ungewöhnliche, Wunderbare meines Wesens gewöhnt, er verlangte keine Aufklärung und schloß seine alte Kuckucksuhr beglückt in die Arme.

Düsseldorf am Rhein

Mit zehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von Karl Heise in Düsseldorf

Aus den bescheidensten Anfängen hat sich das ehemalige Dorf an der Düssel emporgearbeitet zur schönsten unter den niederrheinischen Großstädten, zur Metropole der westdeutschen Kunst, zur herrlichen Garten- und Luxusstadt, welche ihresgleichen weit und breit nicht findet. Die Entwicklung dieses Stadtwesens war hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten eine verblüffend großartige, wenn sie auch dadurch begreiflich wird, daß die Lebensbedingungen für die Stadt überaus günstige sind. In der durch Fruchtbarkeit reich gesegneten niederrheinischen Tiefebene und unmittelbar am Rheine liegend, konnte sich Düsseldorf besonders infolge des aufblühenden Schiffsverkehrs zu einem Handelsmittelpunkte von hervorragender Bedeutung entfalten; aber auch die hochentwickelte Industrie des Rheinlandes und der angrenzenden Gebiete trug nicht wenig zur Hebung der Stadt bei, welche sich der denkbar vorteilhaftesten Lage für eine großindustrielle Zentrale erfreut. Das rege Kunstleben Düsseldorfs zog die feine Welt dahin, die klimatischen Verhältnisse beförderten eine stark aufsteigende Besiedelung, und beschirmt von Fürstengunst, schwang sich die Stadt mehr und mehr zu einer der bedeutendsten unter ihren deutschen Schwestern auf. Heute zählt sie weit mehr als 200000 Seelen und darf sich daher auch nach ihrer Einwohnerzahl mit den ersten deutschen Großstädten messen. Was Düsseldorf einen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist sein modernes, elegantes, sozusagen weltstädtisches Exterieur, wie es eben nur rasch aufblühende Städte zeigen. Man kann es sich heute nicht mehr vorstellen, daß einstmals an der Mündung des Düsselbaches ein unbedeutendes Dörflein, aus wenigen Fischerhütten

bestehend, lag, wo heute die stolze Stadt, die herrliche Rheinbraut, sich weithin beherrschend ausdehnt in ihrer blendenden, imponierenden Schönheit. Umgebung Düsseldorfs Kunde geben. Bis zum Jahre 15 n. Chr. waren Sigambrer hier ansässig, später bildeten die Tenkterer unter römischer Herr-



Der Hafen



Kunsthalle

Die ältesten Ansiedler der Gegend bestanden aus Germanen und Römern, von deren Dasein noch heute zahlreiche Grabstätten und Grabfunde in der schaft bis in das dritte Jahrhundert hinein einen Gau, etwa in der jetzigen Ausdehnung des Landkreises Düsseldorf. Im vierten Jahrhundert, zur



Markt mit Rathaus und Johann Wilhelm-Denkmal

Frankenzeit, ließen sich die Brukterer am Rheine nieder, und später ging aus den fränkischen Ansiedelungen im zehnten Jahrhundert das befestigte Dorf an der Düssel hervor. Urkundlich überliefert den Namen „Düsseldorf" zum erstenmal eine Schrift des Papstes Hadrian IV. aus dem Jahre 1159; im Jahre 1189 ging die Burg am Rhein mit großem Grundbesitz in die Hände der Grafen von Berg über. Die Geschichte der Stadt Düsseldorf als solcher beginnt erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, denn 1288 erhob Graf Adolf von Berg, nachdem er in der Schlacht bei Worringen den Kölner Erzbischof von Westerburg siegreich niedergeworfen hatte, das „am Einfluße der Düssel in den Rhein" liegende Dorf zur Stadt. Schon damals entwickelte sich ein lebhafter Schiffsverkehr auf dem Rhein, aber das nahe Neuß, seinerzeit eine ebenbürtige Rivalin,



Ständehaus



Die goldene Brücke im Hofgarten zu Düsseldorf

beherrschte noch den Rheinhandel, und erst nach Einverleibung von vier großen ländlichen Ortschaften, die das vorher nur aus der „Altstadt“ bestehende Stadtgebiet um das Doppelte erweiterte, gewann Düsseldorf als Stadt eine nennenswerte Bedeutung. Durch die Gewährung von Zollfreiheiten und andern fürstlichen Privilegien blühte in Düsseldorf der Handel im sechzehnten Jahrhundert sichtlich auf, und da es inzwischen von den mächtigsten Herrschern am Niederrhein, den Herzögen von Cleve, Jülich und Berg, zur ständigen Residenz erhoben worden war, baute sich der Ende des dreizehnten Jahrhunderts angelegte erste neue Stadtteil gegen den Rhein hin immer mehr aus.

Um diese Zeit wurde auch der Markt errichtet, und diese erste wirtschaftliche Blüteperiode hielt bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus unter stetigem Wachsen der Stadt an. Die eintretenden langwierigen Kriegswirren am Rhein und die kölnischen Handelsbevorrechtungen hemmten dann die Weiterentwicklung Düsseldorfs fühlbar, bis mit der Ausgrabung des ersten Rheinhafens im Jahre 1620 eine neue Blütezeit anbrach. Als zu Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts die Regierung des Kurfürsten Johann Wilhelm begann, der Sinn für alles Große, Edle und Schöne hatte und deshalb namhafte Künstler in seine Residenzstadt zog, nahm das Kunstleben der Stadt und mit ihm zugleich ihre Verschönerung einen gewaltigen Aufschwung; auch sein Nachfolger, Karl Theodor, hat für Düsseldorf viel gethan. Während unter „Jan Wilm“, wie er im Volksmunde heißt, der herrliche Hofgarten entstand und dieser Fürst gleichzeitig die Neustadt anlegen ließ, die Festungswerke erneuerte, die Schiffahrt förderte und die berühmte Gemäldegalerie gründete, hat sich Karl Theodor durch die Gründung der Akademie und der Landesbibliothek, sowie durch die Anlage der nach ihm benannten Karlsstadt große Verdienste um Düsseldorf erworben. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Stadt von den Franzosen bombardiert (5. bis 6. Oktober 1794); in dieselbe Zeit fällt das bedeutungsvolle Inslebentreten einer regelmäßigen Rheinschiffahrt nach Holland. Der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts befreite Düsseldorf endlich von seinem beengenden Festungsgürtel und brachte zugleich die Umgestaltung der Wälle und Bastionen in Anlagen und Alleen mit sich. Napoleon I. machte die Stadt 1806 zur



Kunstakademie Rochuskirche.

Hauptstadt der von Preußen und Bayern an ihn abgetretenen Herzogtümer Berg und Cleve. Die Folgen der französischen Verwaltung waren für Düsseldorf, die Lieblingsstadt Napoleons, manche Vorteile, aber auch viele Schädigungen, und erst von Beginn der preußischen Herrschaft an datiert die



Malkasten

eigentliche Blütezeit Düsseldorfs, das sich von 1815 ab in jeder Beziehung rapid entwickelte; es zählte damals ca. 20000 Einwohner, 1847 etwa 40000, im Jahre 1871 rund 70000 Seelen und hat dann in den letzten 20 Jahren die Höhe von mehr als 214000 Einwohnern erreicht. Mit dieser riesigen Bevölkerungszunahme hielt die sonstige Entfaltung der unvergleichlich emporgeblühten Stadt in jeder Hinsicht Schritt, und so ist Düsseldorf in seiner Eigenschaft als Hauptstadt des am dichtesten bevölkerten und betriebsreichsten Regierungsbezirks Preußens gleichzeitig ein hervorragender Mittelpunkt geistigen und künstlerischen Schaffens am Niederrhein geworden, eine glückliche Verschmelzung von Industrie, Kunst und Handel, die alle Vorbedingungen für eine weitere gedeihliche Entwicklung in sich vereinigt. Der Gesamtflächenraum, den die Stadt umfaßt, beträgt ca. 5000 Hektar, wovon Ende 1895 (nur bis dahin liegen sichere Erhebungen vor) ca. 800 Hektar einschließlich der Hausgärten und Höfe bebaut waren; ca. 500 Hektar waren mit öffentlichen Park- und Gartenanlagen bedeckt, ca. 400 Hektar mit künstlichen Gewässern und ca. 3300 Hektar mit größeren Gärten, forst- und landwirtschaftlichen Anlagen. Diese Zahlen illustrieren beredter als viele Worte die außerordentlich günstigen sanitären Verhältnisse der herrlichen Stadt, deren breite, schöne Straßen sich mit denen jeder Weltstadt messen können und die, nebenbei bemerkt, so prächtige moderne Architekturen auch in ihren Privatbauten aufweist, wie sie nur wenigen der schönsten Städte eigen sind. Dieser Vorzug Düsseldorfs tritt sofort in die Erscheinung, wenn der Fremde, vom Bahnhof kommend, den Wilhelmsplatz mit seinem freundlichen gärtnerischen Anlagenschmuck betritt. Der Platz wird fast ausschließlich von hohen öffentlichen und privaten Monumentalbauten



Tritongruppe an der Königsallee

eingerahmt, die den großstädtischen Charakter voll zum Ausdruck bringen. Mit Bäumen bepflanzte Straßen von imposanter Breite führen binnen weniger Minuten in das Herz der schönen Stadt. Düsseldorf darf mit Fug und Recht eine schöne Stadt genannt werden, schon allein seines herrlichen Hofgartens wegen, der mit seinen großartigen, ozonspendenden Parkanlagen, seinen Hügeln und Rasenflächen, seinen Seen, Brücken und Fontänen, seinem Blütenduft und Vogelsang ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Kleinod der Großstadt bildet. Diese idyllischen, wohlgepflegten und mit bestem gärtnerischen Geschmack angelegten Parkpromenaden erstrecken sich über einen Flächenraum von 268500 Quadratmetern, eine Annehmlichkeit, wie sie wenige deutsche Großstädte so prachtvoll und umfangreich aufweisen können. Viele um den ausgedehnten Park gruppierte hervorragende Gebäude und Denkmäler verleihen der Stadt einen Hauptteil ihrer künstlerischen Signatur. Unmittelbar am Rheine liegt die Königliche Kunstakademie, die Bildungsstätte der Düsseldorfer Künstlerschaft, an der eine ganze Reihe berühmter Professoren wirkt. Unmittelbar daran grenzt das Historische Museum mit seinen reichhaltigen Sammlungen von hohem kulturgeschichtlichen Werte. Ganz in der Nähe am Friedrichsplatz befindet sich die Kunsthalle mit der bedeutenden städtischen Gemäldegalerie; ihr gegenüber erblickt man das Zentral-Gewerbemuseum, das ebenso umfangreiche wie wertvolle kunstgewerbliche und ethnographische Vorbilderkollektionen enthält. Auf der andern Seite der Alleestraße erhebt sich das Stadttheater, unter Direktor Gottingers tüchtiger Leitung eine würdige Pflegstätte der ernsten Kunst Thaliens, mit den Erzstandbildern von Felix Mendelssohn-Bartholdy und Immermann, dem verdienstvollen Gründer der Düsseldorfer Bühne. Dicht daneben ragen die Bronzedenkmäler Kaiser Wilhelms I., Bismarcks und Moltkes empor, während auf dem nahegelegenen Cornelius-Platze das edel gehaltene Monument des Altmeisters gleichen Namens steht, dem die Bäume des Hofgartens einen stimmungsvollen Hintergrund verleihen. Nur wenige Schritte davon entfernt, gleichfalls im Hofgarten, hat das in seiner erhabenen Weihe wahrhaft klassisch wirkende, einzig-schöne Kriegerdenkmal aus weißem Marmor, die vielbewunderte Schöpfung des Düsseldorfer Professors Hilgers, einen Platz gefunden, der des Bildwerkes würdig ist. Das Cornelius-Denkmal bildet den nördlichen Abschluß der schattigen Königsallee mit ihren altehrwürdigen Baumriesen, die die Verbindung zwischen dem Hofgarten und den prächtigen Anlagen des „Schwanenspiegels“ herstellt. Am Eingange der Bazarstraße fesselt in der Königsallee die äußerst lebendig modellierte große Tritonengruppe aus Sandstein, das Werk eines jungen, sehr begabten rheinischen Künstlers, durch ihre wirkungsvoll angeordneten Wasserkünste; entzückende, mit höchstem gärtnerischen Raffinement zusammengestellte Teppichbeete, die sich um einen bemoosten Monumentalspringbrunnen ausbreiten, gewähren dem Auge wohlthuende Ruhepunkte. Hat man die Allee mit ihrem wahrhaft königlichen Baumschmuck durchwandelt, so gelangt man zum Apollotheater, wohl der größten und vornehmsten Spezialitätenbühne Deutschlands, wo ein distinguiertes Publikum allabendlich der heiteren Muse huldigt, und am Graf Adolf Platz, der gleichfalls schöne Anlagen aufweist, vorüber zum Schwanenspiegel, einer Gruppe großer Seen, die fröhliche Gondelfahrer beleben, mit lieblichen Parkscenerien, Promenadenwegen und Spielplätzen für Kinder. Ueberaus wirkungsvoll hebt sich aus dem umfangreichen Parkarrangement das imposante Ständehaus, der Sitz der rheinischen Provinzialverwaltung, durch seine majestätische Architektur ab, vor dem eine plastische Versinnbildlichung des Rheines und seiner Nebenflüsse in kunstvollem Bronzeguß Aufstellung gefunden hat.



Tonhalle in Düsseldorf

Dem Vergnügen und edlen Kunstgenüssen dient in erster Linie die städtische Tonhalle an der Schadowstraße, das geräumigste und feinste Konzert- und Balllokal der Stadt, mit ihren zwölf großen und kleineren Sälen, ausgedehnten Weinkellereien, komfortablem Café-Restaurant und schattenreichem, namentlich bei der magischen Abendbeleuchtung idyllisch-schönem Garten, wie geschaffen zu den gewählten musikalischen Darbietungen des renommierten städtischen Orchesters, die die ganze musikliebende Welt Düsseldorfs an schönen Sommerabenden hier versammeln. In den weiten Räumen der Tonhalle werden u. a. die großen rheinischen Musikfeste in dreijährigen Pausen (so auch in diesem Sommer) abgehalten; auch die sämtlichen großartigen karnevalistischen Veranstaltungen der ersten Vereine finden dort statt. Weltbekannt sind die Malkastenfeste in der Tonhalle, das Farbenprächtigste und Heiterste, was der phantastische Künstlerhumor zu erfinden vermag. Das gesellige Heim dieser Künstlervereinigung, die den Brennpunkt des künstlerischen Lebens Düsseldorfs bildet,

grenzt an den Hofgarten und beansprucht seiner litterar-historischen Erinnerungen wegen (Goethe weilte hier 1774 und 1792 längere Zeit) das besondere Interesse aller Gebildeten. Der umfangreiche Malkastengarten ist ein Idyll und daher bei seiner interessanten Vergangenheit doppelt geeignet, klassische Reminiscenzen zu wecken.

Von schönen öffentlichen Gärten verdient vor allem das Flora-Etablissement im Süden der Stadt Erwähnung, das thatsächlich eine wunderbare Flora (namentlich in seinem Palmenhause) aufweist und zugleich als gutes Konzertlokal sehr beliebt ist. Ebenso bietet der im östlichen Villenviertel belegene Zoologische Garten viel Sehenswertes, speziell in Bezug auf seinen umfangreichen Tierbestand; eine künstliche Burgruine gewährt überdies lohnenden Rundblick auf das Stadtpanorama, die Rheinebene und die Grafenberger Hügelkette mit ihrem prächtigen Waldbestand.

An architektonisch meist sehr gut stilisierten Kirchen ist die Stadt besonders reich. Durch ihr ehrwürdiges Alter zeichnen sich aus die Lambertus-, Andreas- und Marktkirche; in neuerer Zeit sind die Marien-, Rochus-, Petrus- und Johanniskirche entstanden. Manche dieser Gotteshäuser bergen wertvolle Schätze, hauptsächlich die Andreas- (frühere Jesuiten-) und die Lambertuskirche. Die Marienkirche besitzt einen künstlerisch bedeutenden Skulpturenschmuck, auch die Klosterkirchen der Dominikaner und Franziskaner sind hauptsächlich im Innern reich ausgeschmückt. Unter den öffentlichen Gebäuden darf das Rathaus, das zur älteren Hälfte in gotischem Stile erbaut ist, während der neuere Anbau die Architektur der französischen Renaissance zeigt, nicht unerwähnt bleiben. Unmittelbar vor dem Rathause steht auf dem Marktplatz das mit schöner smaragdgrüner Patina bedeckte, von Grupellos Meisterhand geschaffene Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm. Diesem hochsinnigen Fürsten schuldet Düsseldorf, wie oben bereits erwähnt, vielen Dank, denn er war es, der die Wichtigkeit des Wasserverkehrs für die Stadt voll erkannte und mit allen Kräften bestrebt blieb, die Schiffahrt zu heben und zu begünstigen. In richtiger Würdigung dieser hohen Bedeutung der inzwischen riesenhaft gewachsenen Rheinschiffahrt wurde vor wenigen Jahren mit einem Kostenaufwand von ca. 10 Millionen Mark der neue große Hafen im Westen der Stadt angelegt, ein gewaltiges Werk, dem sich das neue Rheinwerft mit der herrlichen, breiten, dem Rhein durch ingeniöse Uferbauten abgerungenen Stromstraße, sowie die neue feste Rheinbrücke, eine gigantische Schöpfung der Eisenbaukunst, ebenbürtig anschließen.

Düsseldorf strebt mit Macht seiner Weltstadtstellung entgegen, für die es durch seine äußerst günstige zentrale Lage und sein reiches künstlerisches wie industrielles Schaffen entschieden prädestiniert ist.

Wenn die schöne Rheinstadt daher in Kürze die Einladung zu der von ihr in diesem Sommer veranstalteten großen Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung ergehen läßt, so darf sie schon im voraus sicher sein, daß sich ihr das volle Interesse des In- und Auslandes zuwendet und daß alle Welt dem geplanten geistigen Wettbewerb die wärmsten Sympathien entgegenträgt. Die Vorbereitungen sind in ganz großartigem Maßstabe von langer Hand getroffen, so daß zu hoffen steht, die vielseitige Ausstellung werde am Tage der Eröffnung auch wirklich in allen Teilen fertig dastehen.

M. Unterbeck

Aus dem Reiche der Sterne

Die Kenntnis der Entfernungen, in denen sich die Himmelskörper von der Erde befinden, ist, wie leicht zu begreifen, von größter Wichtigkeit für das richtige Verständnis der Stellung, welche die Erde im Weltall einnimmt. Schon die Astronomen und Philosophen des Altertums haben sich bemüht, in dieser Beziehung Aufschlüsse zu erhalten, allein die Resultate, zu denen sie gelangten, waren teils völlig irrig, teils ganz unsicher. An und für sich betrachtet, ist die Aufgabe, die Entfernung eines Sterns von der Erde zu messen, nicht schwierig, und der Astronom bedient sich dabei der nämlichen Methoden, welche der Feldmesser (Geometer) anwendet, um auf der Erde die Entfernung unzugänglicher Punkte zu ermitteln. Wenn man dieses Verfahren indessen auf die Himmelskörper anwendet, so entsteht eine große Schwierigkeit dadurch, daß die Weltkörper ungeheuer weit von uns entfernt sind und deshalb die Meßapparate von ungemeiner Schärfe und Genauigkeit sein müssen. So sind es lediglich technische Schwierigkeiten, welche sich der Ermittlung von Sternentfernungen entgegenstellen, und aus demselben Grunde sind auch die Messungen bei den uns nächsten Himmelskörpern am frühesten angestellt worden und am genauesten. Der uns nächste Weltkörper ist der Mond, und schon im Altertum hatte man eine annähernd richtige Vorstellung seiner Entfernung, indem man sie 30—35mal so groß schätzte als den Durchmesser der Erde. Aber freilich wußten die Alten auch nicht genau, wie groß eigentlich der Durchmesser der Erde ist. Heute weiß man, daß die mittlere Entfernung des Mondes vom Zentrum der Erdkugel 384223 Kilometer beträgt oder in runder Zahl 51800 geographische Meilen. Das ist weniger als das Zehnfache des Erdumfangs; und wenn man alle Schritte, die ein sechzigjähriger Mann während seines Lebens durchmessen hat, aneinanderlegen könnte, so dürfte wohl nicht selten eine längere Strecke sich ergeben. Von der Entfernung des Mondes bis zu derjenigen der Sonne ist dagegen ein gewaltiger Sprung, denn die Sonne steht im Durchschnitt 149000000 Kilometer oder in runder Zahl 20000000 Meilen von der Erde entfernt. Diese Entfernung ist zu groß, als daß man sie sich unmittelbar vorstellen könnte; will man sie durch einen Vergleich dem Verständnis näher bringen, so kann erwähnt werden, daß der Schall, wenn er von der Sonne bis zur Erde gelangen könnte, 14 Jahre gebrauchen würde, und daß selbst der Lichtstrahl, der in einer Sekunde einen Weg achtmal so lang als der Aequatorumfang der Erde zurücklegt, doch 8¹/₄ Minuten Zeit gebraucht, um von der Sonne bei uns anzulangen. Die großen Planeten Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun stehen noch weiter von der Erde entfernt als die

Sonne; Jupiter kommt uns z. B. niemals näher als bis auf 590000000 Kilometer, Neptun endlich wandelt in einer Entfernung von der Erde, die niemals unter 4200000000 Kilometer sinkt. Das sind nun aber alles Glieder unsers Sonnensystems, Planeten gleich unsrer Erde, im Gegensatz zu den selbstleuchtenden Fixsternen, welche nächtlich am klaren Himmel blinken. Diese Sterne, wenngleich sie auch in den größten Fernrohren nur als unteilbare Lichtpunkte sich darstellen, bilden, wie wir wissen, Sonnen für sich, von denen viele unsre Sonne an Größe, Gewicht und Leuchtkraft übertreffen. Da sie trotzdem nur als lichtschwache Punkte erscheinen, so müssen sie notwendig sich in ganz ungeheuren Entfernungen von der Erde befinden. Und dieses ist in der That der Fall. Kaum 60 Jahre sind verflossen, seit es zum ersten Male gelang, die Entfernung eines Fixsterns zu ermitteln, und zwar diejenige des Sterns Nummer 61 im Sternbilde des Schwan. Sie beträgt, um das Resultat in runden Zahlen auszudrücken, 8800 mal 1000 Millionen Meilen. Diesen Abgrund des Raumes zu durchlaufen, braucht der Lichtstrahl nicht weniger als 6½ Jahre, und diese Entfernung verhält sich zur Länge von 1 Kilometer wie zwei Millionen Jahre zu 1 Sekunde! Keinem Sterblichen ist es gegeben, sich von einer solchen Entfernung eine direkte Vorstellung zu bilden, und auch die angeführten Vergleiche reichen nicht zu einer Verdeutlichung aus. Wenn man daher anführt, daß der schnellste Eisenbahnzug 80 Millionen Jahre laufen müßte, um die Entfernung jenes Sterns von der Erde zu durchmessen, so haben wir nur eine andre Zahl vor uns, aber kein verständliches Bild.

Allen bis jetzt angestellten Untersuchungen zufolge giebt es keinen Fixstern, welcher der Erde näher wäre als 4000 Milliarden Meilen, und man bezeichnet diese Entfernung als eine Sternweite. Sie zu durchlaufen, gebraucht das Licht 3¼ Jahre. Die Anzahl der Sterne, deren Entfernung man direkt messen konnte, ist noch sehr gering. Von bekannten hellen Sternen befinden sich darunter der Sirius, dessen Entfernung 2,6 Sternweiten beträgt, der glänzende Stern Wega in der Leier, welcher mindestens 20 Sternweiten von der Erde entfernt ist, die nicht minder glänzende Capella, die in einer Entfernung von 2,5 Sternweiten sich befindet. Unter der Annahme, daß die Entfernungen der Sterne voneinander im großen und ganzen nicht sehr verschieden sind, und daß die lichtschwächsten Sterne durchschnittlich auch am entferntesten sich befinden, hat man auf Grund der bisherigen direkten Messungen die durchschnittlichen Entfernungen, in welchen sich die Sterne der verschiedenen Helligkeitsklassen befinden, berechnet. Hiernach stehen die schwächsten dem bloßen Auge noch sichtbaren Sterne so weit von uns ab, daß der Lichtstrahl 100 Jahre gebraucht, um diesen Raum zu durchmessen; die Sterne 10. Größe, d. h. die schwächsten, die man in einem mäßigen Fernrohr sehen kann, haben eine Entfernung von über 500 Lichtjahren, und die kleinsten Sternchen, die unsre größten Teleskope noch zeigen, müssen sich in Entfernungen befinden, die zu durchlaufen der Lichtstrahl mehrere Jahrtausende bedarf. **K.**

Zur fünfzigjährigen Regierungsjubelfeier des Grossherzogs Friedrich von Baden

(Hierzu das Porträt Seite 52 und 53)

Am 24. April vollendet sich ein halbes Jahrhundert, daß Großherzog Friedrich von Baden die Regierung angetreten hat, und mit ihm und seinem Hause begeht das Land Baden in dankbarer Erinnerung für alles, was es dem hochsinnigen Monarchen zu danken hat, diesen Ehrentag. Großherzog Friedrich hat in der neueren deutschen Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt, und auf ihren Ehrentafeln bleibt ihm für alle Zeiten ein hervorragender Platz gesichert. Er hat sich immerdar als ein Fürst von treuer deutscher Gesinnung gezeigt, nur bedacht auf seines Volkes Wohlfahrt, wie auf Verwirklichung des durch Jahrhunderte von den Vaterlandsfreunden gehegten Traumes von der Wiederkehr des Deutschen Reiches und seiner Macht und Herrlichkeit. Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, gehört zu den beliebtesten deutschen Fürsten. Seine Unterthanen verehren ihn um seiner landesväterlichen Eigenschaften und seines leutseligen Wesens willen, und die deutsche Nation ist stolz auf diesen wohlwollenden Monarchen. Manch goldenes Wort, das er in bewegten Zeiten und festlichen Stunden zu alten Soldaten und im glänzenden erlauchten Kreise gesprochen, hat historischen Wert erlangt, weckt heute noch in aller Herzen ein freudiges Echo und wirkt segensreich in weiten Kreisen. Jener von ihm ausgegangene schöne, hochherzige Ausspruch: „Es giebt keinen Gegensatz zwischen Fürstenrecht und Volksrecht, Fürst und Volk sind unauflöslich vereint unter dem gemeinsam schützenden Banner einer in Wort und That geheiligten Verfassung!“ läßt einen tiefen Blick thun in seine Auffassung der Fürstenpflicht.

Großherzog Friedrich wurde am 9. September 1826 zu Karlsruhe geboren. Sein Vater war Großherzog Leopold, seine Mutter Sophia eine geborene Prinzessin von Schweden. Er und sein um zwei Jahre älterer Bruder Ludwig erhielten eine sehr sorgfältige Erziehung, erlernten nach ihrer Konfirmation den praktischen Militärdienst und studierten sodann in Heidelberg, wo Prinz Friedrich vorwiegend Staatswissenschaften und Geschichte hörte. Von 1845 bis 1847 diente er sodann im Dragonerregiment „Großherzog“ und ging im Oktober letztgenannten Jahres nach Bonn, um auf der dortigen Universität den Geschichtsforscher Dahlmann zu hören. Im Herbst 1848 nahm er im Hauptquartier des preußischen Generals von Wrangel an dem Feldzuge in Schleswig-Holstein teil. In dem folgenden, für Baden ganz besonders schweren Jahre suchte Prinz Friedrich nach Kräften zu heilen und zu versöhnen. Von 1849 her datiert auch seine Hinneigung zu Preußen, dessen Waffen und Manneszucht er damals kennen und schätzen lernte. Drei Jahre später, am 24. April 1852, starb Großherzog Leopold, und Prinz Friedrich kam zur Regierung, die er infolge Krankheit seines Vaters und seines älteren Bruders Ludwig bereits ein Jahr vorher hatte übernehmen müssen. Er that es mit der Versicherung: „Die Verfassung des Landes heilig zu halten, dessen Wohlfahrt möglichst zu

fördern, alle und jeden in ihren Rechten, Würden und Aemtern kräftig zu schützen".

Diese damals gegebene Zusage hat er redlich gehalten und durch sein Wirken als Regent und deutscher Bundesfürst sich die Liebe seines wie des ganzen deutschen Volkes erworben. Das Wohl und das Glück seines Staates, des ganzen deutschen Vaterlandes waren und blieben die Leitsterne seines Lebens und seiner Regierung. Er wirkte bahnbrechend, aufklärend, vor allem aber versöhnend und im freiheitlichen Sinne. Der Kirche verlieh er gesetzliche Selbständigkeit, dem Schulwesen gab er neue Grundlagen und staatliche Aufsicht. Die Landwirtschaft erhielt fruchtbare Anregungen und Belohnungen für hervorragende Leistungen; Gewerbe und Industrie erfuhren Förderung nach allen Seiten, und Handel und Gewerbe blühten während seiner Regierung mächtig empor. Mit nachhaltigem Eifer wirkte er für die nationale Einigung unter Preußens Führung, mit dessen Fürstenhause ihn enge Verwandtschaftsbande verknüpfen; hatte er doch fünfzehn Tage nach Annahme des Titels Großherzog mit der Prinzessin Luise von Preußen, der einzigen Tochter des späteren ersten Hohenzollernkaisers, zu Berlin am 20. September 1856 den Ehebund geschlossen, der für ihn wie für das badische Volk viel Glück und Segen gebracht hat. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt a. M., 1863, trat er Oesterreichs Plänen entgegen, 1866 zwangen ihn aber doch die Verhältnisse, mit den andern süddeutschen Staaten die Waffen gegen Preußen zu erheben.

Nach dem Friedensschluß trat Baden dem Norddeutschen Bunde bei, und als im Juli 1870 über den Rhein herüber der Kriegsruf erscholl, da bestanden die badischen Truppen die Feuertaufe im Verbande des deutschen Reichsheeres in glänzender Weise, und ihre beispiellosen Leistungen, namentlich bei der sechswöchentlichen harten Belagerung von Straßburg, sowie auf Werders strapazenreichem Feldzuge gegen Belfort, bereicherten die Kriegsannalen der badischen Armee um manches stolze Ruhmesblatt. Großherzog Friedrich wohnte der Belagerung von Straßburg bei und weilte später im großen deutschen Hauptquartier zu Versailles. Bei der Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 brachte er das erste Hoch auf den Deutschen Kaiser aus.

Der Großherzog von Baden ist von schöner ritterlicher Gestalt, und sein Antlitz hat einen im hohen Grade gewinnenden Ausdruck. Wem jemals vergönnt war, ihm Auge in Auge gegenüber zu stehen — es giebt deren viele, denn der Großherzog Friedrich gewährt Mittwochs allgemeine und offene Audienz, zu der jeder vorgelassen wird, sobald er sich bei dem diensthabenden Adjutanten meldet —, der war aufs angenehmste überrascht von der Milde und Würde in seinem Antlitz, der Klarheit und Ruhe seiner Rede, einer unendlichen Anspruchslosigkeit, welche das Bild eines Mannes wiedergiebt, der viel erfahren und viel erstritten hat, das Bild eines Herrschers, der weiß, was er will und es mit jener ruhigen Konsequenz zu erreichen versteht, die der Redlichkeit ihres Strebens sich bewußt ist.

Unermüdlich teilt Großherzog Friedrich die unverwelklichen Blüten seines reichen Lebens und jener unvergeßlichen Tage, durch die das deutsche Volk groß und mächtig geworden ist, den Seinen aus. Die aufwachsenden Enkel des Fürsten, die Söhne seiner mit dem schwedischen Thronfolger verheirateten Tochter, die im Schatten der Mainau alljährlich einige Wochen um ihn sind, werden den Duft und die magische Gewalt dieser Blüten durch ihr ganzes Leben tragen, und das badische, das deutsche Volk hat seinen reichen Anteil an dem Segen, den des Großherzogs Friedrich von Baden leitende Mitwirkung an dem Aufbau und Ausbau des Reichs wie an dem inneren Staatsleben gehabt hat.

Max Dittrich

Taminaschlucht

Es blickt der schroffe, altersgraue Fels,
Die Stirn gefurcht von tausendjähr'gen Falten,
Ins Thal hernieder, wo geschäftig, bunt
Das Leben wogt in wechselnden Gestalten.

Nicht kümmert's ihn, was dort in Staub und Dunst
Die kleinen Menschlein lärmend thun und treiben,
Ihr Lieben, Hassen, ihre Lust, ihr Leid,
Ob sie sich morden oder sich beweiben.

Wie weltenfern liegt hinter ihm die Zeit,
Da auch in ihm das Jugendfeuer glühte,
Da er in urgewalt'gem Werdedrang
Sich aus der Tiefe auf zum Himmel mühte.

Nur manchmal, wenn nach einem schönen Tag
Die Sonne scheidend ihm den Scheitel küßte,
Träumt er, daß einmal noch in starrer Brust
Die einst'ge Jugend neu erstehen müßte.

Zu seinen Füßen schäumt's und rauscht's und klingt's,
Als würde dort ein jubelnd Lied gesungen —
Tamina ist's, ein wild Zigeunerkind,
Das unterird'scher Kerkerhaft entsprungen.

Sie freut der schwer errungnen Freiheit sich
Und stürzt mit ausgelassnem Sprung von dannen,
Küßt übermütig Blum' und Felsgestein,
Die grünen Weiden und die dunklen Tannen.

Der Alte sieht's und hört's, und Liebesbrunst
Will plötzlich sich in seinem Busen regen.
Ihn lockt das schöne, wilde Kind — er streckt
Verlangend schon die Arme ihr entgegen.

Sie aber hüpft mit raschem Lauf vorbei
Und lacht mit lautem Hohn des alten Narren:
„Jugend zu Jugend — mich umfängt der Rhein,
Und du magst weiter in die Wolken starren!"

M. Beerel





Spezialaufnahme für „Ueber Land und Meer“ von Ch. Schuhmann & Sohn, Hofphotographen in Karlsruhe

Grossherzog Friedrich von Baden

Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum, 24. April 1902. (Text Seite 50)

Die Botschaft

Von

Louise Schulze-Brück

„Unser Geheimrat muß uns ja darüber erschöpfende Auskunft geben können!“

Der berühmte Arzt sah nachdenklich einem bläulichen Rauchringel nach.

„Warum gerade ich?“ fragte er nach einer Pause. „Gesetzt, die Seele oder der Geist oder das Unsterbliche, wie Sie es nennen wollen, hat wirklich die Fähigkeit, vor dem Hinübergehen in das unbekannte Land noch in einer Art Zwischenzustand sich sichtbar zu machen, den Raum überfliegend, sich einem entfernten Lebenden zu zeigen, sich also zu manifestieren, wie der Fachausdruck der Geistergläubigen lautet, so würde doch der Arzt am Sterbebette davon am wenigsten merken. Er sieht ja nur den zurückbleibenden toten Leib, den die Seele verlassen hat!“

„Und die Männer der exakten Wissenschaft, zumal der ärztlichen, pflegen nicht viel von ‚Seele‘, ganz besonders von herumvagabondierenden, zu halten,“ meinte einer der Anwesenden. „Die Toten reden eben nicht mehr.“

„Nein, die Toten reden nicht!“ Der Geheimrat sah sehr ernst aus. „Aber darum giebt es doch Dinge im Himmel und auf Erden ...“

„Allerhand grausige Dinge, die andre erlebt haben wollen! Alte Basen oder lügenfrohe Seeleute! Aber niemals hat ein ernsthafter, glaubwürdiger Mann, ein Mann, dessen Beobachtungsgabe geschärft und dessen Geist klar ist, etwas Derartiges erlebt.“

„Hm!“ Der Geheimrat wiegte den Kopf. „Nun, würden Sie mich wohl als einen solchen Mann gelten lassen?“

„Sie, Herr Geheimrat? Sie haben etwas Derartiges erlebt? Nicht möglich! Aber das ist ja hochinteressant! Bitte, erzählen Sie.“

Die Stimmen klangen durcheinander, die behagliche Ruhe im Rauchzimmer war plötzlich gestört.

„Ich spreche nicht gern davon! Aber erlebt, gesehen habe ich es, mit wachen Sinnen und offenen Augen. Und sehr seltsam ist's gewesen, sehr seltsam.“

Es wurde ganz still in dem kleinen Kreise. Der Geheimrat war sonst ein wortkarger Mann, ernst, wenn auch nicht finster, berühmt wegen seiner absoluten Ruhe und Sicherheit. Was er erzählte, war so gut wie eine Thatsache. Und gespannt lauschte der kleine Kreis.

„Sie wissen ja, meine Herren, ich bin Junggeselle. Nicht aus Weiberverachtung! Gerade der Arzt lernt die Frau, die gesunde Frau, von ihrer schönsten Seite kennen, als unermüdliche, aufopfernde Krankenpflegerin! Und das macht die kleineren und größeren Fehler der kranken Frau leicht vergessen. Kranke Männer sind meist auch nicht gerade Helden!

„Aber daß ich nicht geheiratet habe, hängt mit meiner Geschichte zusammen.

„Ich stamme aus einer förmlichen Aerztedynastie. Auch mein Vater und sein Bruder waren Aerzte. Und mein Onkel hatte ein einziges Kind, eine Tochter, drei Jahre jünger als ich. Er lebte in einem kleinen, weltverlorenen Nest als ein schrulliger Witwer. Die Anna aber vergötterte er. Und als sie sechzehn Jahre alt war, da bedurfte es der ganzen Ueberredungskunst meiner Mutter, ihn zu bewegen, das einsame Kind für eine längere Zeit in unser Haus zu geben, um sie mit meinen Schwestern einmal Jugendlust und harmlose Geselligkeit genießen zu lassen. Sie war zart, beängstigend zart, von jenem durchsichtigen Weiß und lebhaften Rosa, das dem erfahrenen Arzt immer als ein Merkmal der Lungenschwäche gilt. Und ihre großen Augen hatten auch jenes feuchte Blau, das sich dazugesellt. Aber sie schien ganz gesund. So still und in sich gekehrt sie war, als sie in unser Haus kam, so fröhlich blühte sie bald auf. Bis in mein Giebelzimmer, wo ich nach zwei programmmäßig verbummelten Semestern mich jetzt des Ferienstudiums befliß, hörte ich sie lachen. Aber mein Vater machte doch oft ein bedenkliches Gesicht. ‚Die Anna ist gar zu zart, wenn das nur nicht ein trauriges Ende nimmt.‘

„Einstweilen aber schien sie jeden Tag gesünder zu werden — und auch schöner. Ich hätte kein fast zwanzigjähriger junger Mensch sein müssen, wenn ich nicht bald in meinem Cousinchen das süßeste, holdeste, liebenswerteste Geschöpf der Welt gesehen hätte. Und das war mir schnell genug klar: ohne die Anna war das Leben gar nicht mehr wert, gelebt zu werden.“

Der Geheimrat machte eine Pause und nahm einen Schluck Rüdesheimer. Ueber die Hörer weg ging sein Auge wie in eine andre Welt. Dann fuhr er fort: „Ja, meine Schwestern merkten's natürlich bald, wie es um mich stand. Sie neckten uns unbarmherzig. Meine Mutter sah wohl das Ganze mehr als eine Kinderei an, wie es die Mütter so junger Söhne ja meistens auch mit Recht thun. Aber bei mir saß die Sache tief, tiefer vielleicht, als ich selber recht wußte.

„Dann aber sprach mein Vater mit mir. Er war ein kluger Mann. Er sagte mir, daß ich mir's nicht einfallen lassen dürfe, der Anna irgend was von meinen Gefühlen zu sagen. Der Onkel habe sie dazu nicht hergeschickt, daß sie eine Studentenliebe hier anbandle. Ein Kind sei sie noch und dazu ein zartes Geschöpfchen, das vor jeder Aufregung, vor Liebesleid und -freud noch lange bewahrt bleiben müsse. Und ob vielleicht der Onkel glauben solle, daß wir die Verwandtschaft mißbrauchen wollten, um das Goldfischlein — Anna war ein reiches Mädchen von ihrer verstorbenen Mutter her — für mich einzufangen. Und dann gab er mir eine Rolle Thaler und schickte mich auf eine Verwandtenreise. Ich sollte davon gar nicht erst heimkommen, sondern gleich wieder auf die Universität gehen.

„Da war ich nun freilich stumm gemacht und gefesselt. Aber ich tröstete mich. Wir waren ja beide noch jung. Anna wurde gesund, und ich machte mein Examen, und dann konnte ich kühnlich vor den Onkel hintreten und die Braut verlangen. In glücklicher Jugend wachsen ja die Hoffnungen wie Unkraut am Grabenrand.

„Schwer war's freilich, der Anna nichts zu sagen von dem, wessen mein Herz voll war. Aber auch ohne daß ich sprach, mußte sie's merken, am Zittern meiner Hand, wenn ich die ihre drückte, an den Blumen, die ich ihr brachte, und auch — an dem Abschiedskuß, als ich abreisen mußte.

„Ich hörte dann wenig mehr. Ansichtskarten, mit denen man unauffällig eine beständige Verbindung hätte unterhalten können, gab's damals noch nicht. Meine Schwestern hatten keine Zeit und Lust zum Briefschreiben, und die Mutter sagte in jedem ihrer Briefe nur, daß es Anna gut gehe und daß sie mich grüßen lasse.

„Aber dann kam Annas Geburtstag. Ich hatte mich lange besonnen, ob ich ihr etwas schicken dürfe, und was. Aber da ein paar Tage zuvor der Geburtstag meiner jüngeren Schwester war und ich ihr dazu ein Gürtelband schickte, wie sie damals Mode waren, konnte ich Anna ohne aufzufallen auch eins schicken.

„Ich sehe es noch vor mir. Damals trugen die jungen Mädchen bunt geblümte Musselinkleider, und die Gürtelbänder wurden dazu passend gewählt. Zu den weißen Kleidern aber gab es weiße, schwere Bänder, die mit Blumenguirlanden in bunten Farben durchwebt waren. Da fand ich denn eines mit Kleeblättern, mit Vierklee. Das kaufte ich, und auf eine schöne goldgeränderte Karte klebte ich ein echtes, getrocknetes Vierkleeblatt, das ich selbst gepflückt hatte. Und dazu machte ich ein Gedicht. Freilich war darin nichts von meiner Liebe zu lesen, das war mir ja verboten, aber sehr viel von Lebens- und Liebesglück im allgemeinen und von meinen innigen Wünschen dafür im besonderen. Und ich hoffte, daß Anna das verstehen möge.

„Ein Dankbriefchen schrieb sie mir dafür. Ein echtes, schüchternes Mädchenbriefchen mit winziger, zierlicher Schrift auf einem ganz kleinen Briefbogen: sie habe sich sehr gefreut und wolle das Kleeblatt als Glückbringer aufheben.

„Als ich das nächste Mal in die Ferien kam, war Anna fort. Der Onkel wolle sie nicht länger entbehren, hieß es. Aber ich glaube eher, daß mein Vater seinem Bruder einen Wink gegeben hatte. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich sehr unglücklich darüber war. Ich war ja so jung, so gesund, so voll Hoffnung. Ich sah mein Ziel vor mir. Und ich hatte so eine feste, zweifellose Zuversicht, daß Anna mich lieb haben und lieb behalten würde. Besuchen durfte ich sie nicht. Auch darein fand ich mich. Ich studierte eifrig, um so schnell als möglich fertig zu werden. Und zum nächsten Geburtstag schickte ich ihr wieder einen Vierklee und bekam wieder ein Briefchen. Dann ging noch ein Jahr hin, und ich bestand mein Examen glänzend.

„Als ich heimkam, hatte ich eine Unterredung mit meinem Vater. Er war sehr unangenehm überrascht. Er hatte wohl geglaubt, ich habe Anna längst vergessen. Und nur sehr zögernd und ungern gab er seine Zustimmung zu meiner Bewerbung. Wohl nur, weil er merkte, daß ich auch ohne seine Einwilligung gehandelt hätte. Er hoffte wohl auch, daß Anna gar nicht an mich denke. Aber da irrte er sich. Sie hatte an meine Schwestern geschrieben, ihnen von ihrem stillen Leben erzählt, wie der Onkel alt werde und noch grilliger als früher sei, auch daß der junge Arzt dort sich um sie bemühe. Und dann kam der Satz: ‚Aber ich mag ihn nicht. Ich warte auf ein Glück, das mir schon zweimal prophezeit ist.‘ Meine Schwestern lachten über Annas Schrulle. Aber mein Herz schlug laut. Ich wußte, welche Glücksprophezeiung sie meinte.

„Dann reiste ich. Eine Reise, die man heute in drei Stunden bequemer Bahnfahrt zurücklegt, war damals eine zwölfstündige Rumpelei in einer muffigen Postkutsche. Aber die Zeit erschien mir kurz. In halbem Träumen saß ich in meiner Ecke, eingesponnen in holde Zukunftsbilder. Und wenn ich manchmal in der Nacht, wenn es einen steilen Hang bergan ging, ausstieg, um den keuchenden Pferden die Last zu erleichtern und mir ein wenig Bewegung zu machen, dann schien in dem ungewissen Zwielicht der Sommernacht Annas holder Blondkopf vor mir herzuschweben, immer voraus, dem Ziele zu.

„Aber am Ziel erwartete mich eine herbe Enttäuschung. Anna war verreist zu einer Freundin, und den Onkel fand ich als einen verbitterten, herben, menschenfeindlichen Einsiedler. Kaum daß er mir Gastfreundschaft anbot. Finster und wortkarg saß er am Abend mir gegenüber am Tische, in gewaltige Rauchwolken gehüllt und in schneller Folge ein paar Gläser schweren Weines hinuntergießend.

„Gern hätte ich zuerst mit Anna gesprochen. Es war mir ganz gegen das Empfinden meines Herzens, erst mit dem Onkel zu reden. Aber es ging doch einmal nicht anders. Was hätte ein Brief bei dem finsteren Sonderling ausgerichtet! Ich überlegte, schwankte, aber er machte meiner Ungewißheit ein Ende.

„‚Du kommst um die Anna,‘ sagte er, mich durchbohrend ansehend.

„Ich fühlte, wie ich rot wurde.

„‚Ach, du kannst dich nicht verstellen,‘ murrte er. ‚Und dein Vater schreibt, daß du ein guter Junge seiest. Aber es nutzt nichts, nutzt alles nichts, die Anna bekommst du nicht!‘

„Ich erschrak heftig. Wenn dieser alte Mann sich in solch eine Idee verbohrt hatte, dann gab es einen harten Kampf. Und ich fühlte, wie all meine frohe Zuversicht schwand.

„‚Onkel,‘ sagte ich bittend. ‚Ich hab' die Anna so lieb und sie mich. Sieh mich nicht so finster an. Ich hab' ihr nie ein Wort von meiner Liebe gesagt, aber sie weiß doch darum.‘

„Er sah jetzt mehr traurig als düster aus. Ich faßte Mut. Ich schüttete ihm mein Herz aus, sprach von meiner Liebe, von meinen Aussichten, von meinen Glücksträumen, sagte ihm, ich wüßte, daß Anna nicht von mir lassen würde. Er nickte dazu von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe. Als ich zu Ende war, saß er eine Zeitlang still mit tief gesenktem Haupte. Ich wagte kaum zu atmen. Ich fühlte, daß sich jetzt mein Schicksal entschied, fühlte aber auch, daß der alte Mann da vor mir litt, schwer litt.

„Und dann sprach er, nicht als Vater — als Arzt. Mit unerbittlicher Klarheit, mit grausamer Deutlichkeit setzte er mir auseinander, daß Anna nie heiraten dürfe, daß sie das Ebenbild ihrer so früh gestorbenen Mutter sei, die von der schleichenden Krankheit kurz nach Annas Geburt hinweggerafft wurde, daß nur ein ganz gleichmäßiges, ruhiges Hinleben, fern von allen Erregungen, fern von allem, was das Leben erst schön und lebens-

wert macht, ihr Dasein verlängern könne, daß das tückische Uebel in ihr nur schlummere, nur auf das Aufwecken warte. Und dann fragte er mich, ob ich es aufwecken wolle, ob ich sie töten wolle, ihr Mörder sein, wie er der Mörder ihrer Mutter gewesen!

„Ich kämpfte verzweifelt. Aber die schwachen Argumente meiner neuerworbenen Weisheit knickten wie Strohhalme unter den eisernen Keulenschlägen des alten, erfahrenen Praktikers. Und als ich zuletzt zu fragen wagte, wie er denn Anna die Ruhe und Freudigkeit bewahren wolle, wenn sie nun, in ihren Hoffnungen getäuscht, auf das geträumte Glück an meiner Seite verzichten müsse, wenn sie erfahre, daß er sie mir verweigert, da fuhr er leidenschaftlich auf. Nie dürfe sie erfahren, daß ich hier gewesen. Langsam müsse sie verzichten lernen, vergessen. Sie sei ein Weib wie andre und werde es lernen. Und als ich andeutete, daß Anna bald mündig sei und dann nach ihrem Willen ihr Schicksal bestimmen könne, da lachte er kurz und rauh:

„‚Ganz recht, mein Neffe! Wenn du ein Laie wärest, würdest du vielleicht über meinen Willen hinweg die Anna nehmen, aber als Arzt wirst du es nicht, du würdest deiner Ehe keine Stunde froh werden. Und wenn du sie hinschwinden sehen müßtest Tag um Tag, an deiner Seite, unter deinen Händen sterben, dann könntest du nicht einmal sagen, daß du unschuldig daran seiest, weil unwissend.‘

„Was soll ich viel erzählen? Ich war am Morgen gekommen mit tausend holden Hoffnungen, in der seligen Erwartung des höchsten Erdenglücks, und ich reiste am andern Morgen weg als ein um all sein Hoffen und Glück Betrogener. Und ich hatte nicht einmal den armseligen Trost, daß Anna um alles wisse. Ich sah sie vor mir, wie sie auf mich wartete Tag für Tag, Woche für Woche, sah sie, wie sie, in all ihrem Hoffen getäuscht, langsam verbittert, verzweifelt, alt und kalt wurde, sah, wie sie hinwelkte in dem bitteren Schmerz, von dem Geliebten kaltherzig vergessen zu sein. Und doch, es gab keinen andern Ausweg. Der alte Mann hatte recht. Und ich kam mir vor wie ein Gefangener, der, an Händen und Füßen gefesselt, ohne Ausweg und Hoffnung verschmachten muß.

„Ich habe es ertragen müssen. Freilich lange Wochen und Monate bin ich am Abend schlafen gegangen in dem Gedanken, daß Anna sehnend und weinend den Tag auf mich geharrt habe, und am Morgen aufgestanden mit dem Stachel im Herzen, daß sie nun wieder vergebens warten werde.

„Aber dann kam ein schlimmes Jahr mit einer schweren Typhusepidemie, die mich Tag und Nacht umherhetzte. Und wenn ich abends todmüde auf mein Bett fiel, nur mit dem einen Wunsch, wenigstens ein paar Stunden schlafen zu können, ohne hinausgerufen zu werden an irgend ein Sterbebett, dann trat Annas Bild nur noch blaß vor meine erschöpften Sinne.

„Freilich, als ich später wieder zu mir selbst kam, wurde es wieder lebendig in mir. Aber der schlimmste Stachel aus meinem Herzen war doch ausgezogen, und die Berufsarbeit that dann das übrige. In mir war eine tiefe Sehnsucht nach ihr, und es ist mir auch niemals mehr eine Frau gefährlich geworden. Und oft in stillen Stunden sah ich sie vor mir, traurig, bleich, verkümmert. Und dann kam mir der nagende Zweifel, ob es nicht besser gewesen wäre, sie selber entscheiden zu lassen, ob sie eine kurze Glückszeit erleben wolle oder ein Dasein fristen, das gar kein Leben war.

„Ich hörte wenig von Anna. Der Onkel hatte seine Praxis aufgegeben und ging jeden Winter mit ihr nach der Riviera. Aber im Frühjahr kamen sie zurück, das Heimweh ließ ihr keine Ruhe. So erzählten mir meine Schwestern, die sie manchmal besuchten. Meinen Namen nannte sie nie. Wenn meine Schwestern von mir sprachen, hörte sie zu, wie sie allem zuhörte, ruhig, freundlich, müde. Und sie sei zart wie eine verwelkende weiße Rose. Ein Blumenleben lebe sie auch. Gehegt, gepflegt, abgeschlossen von der Welt, vergöttert von ihrem Vater. Und sie werde immer durchsichtiger, immer müder und trauriger.

„Die Jahre gingen, zwei, drei, fünf Jahre. Ich war ein vielbeschäftigter Arzt geworden. Von Anna hatte ich lange nichts gehört. Sie war wohl jetzt aus Italien zurückgekommen. Das ging mir durch den Kopf, als ich am offenen Fenster stand und in den blühenden Garten hinaussah. Ich war müde. Gerade war ich von einem Schwerkranken gekommen, wo ich stundenlang zurückgehalten wurde. Aber ich war weder aufgeregt noch nervös, nur eine seltsame Traurigkeit kam über mich. Und weil ich mich ihr nicht hingeben wollte, ging ich früher als gewöhnlich zu Bett. Ich hatte ein Brausepulver genommen und schlief auch bald ein. Ich kann es mit meinem Wort verbürgen, daß ich durch nichts aus meinem seelischen Gleichgewicht gebracht war.

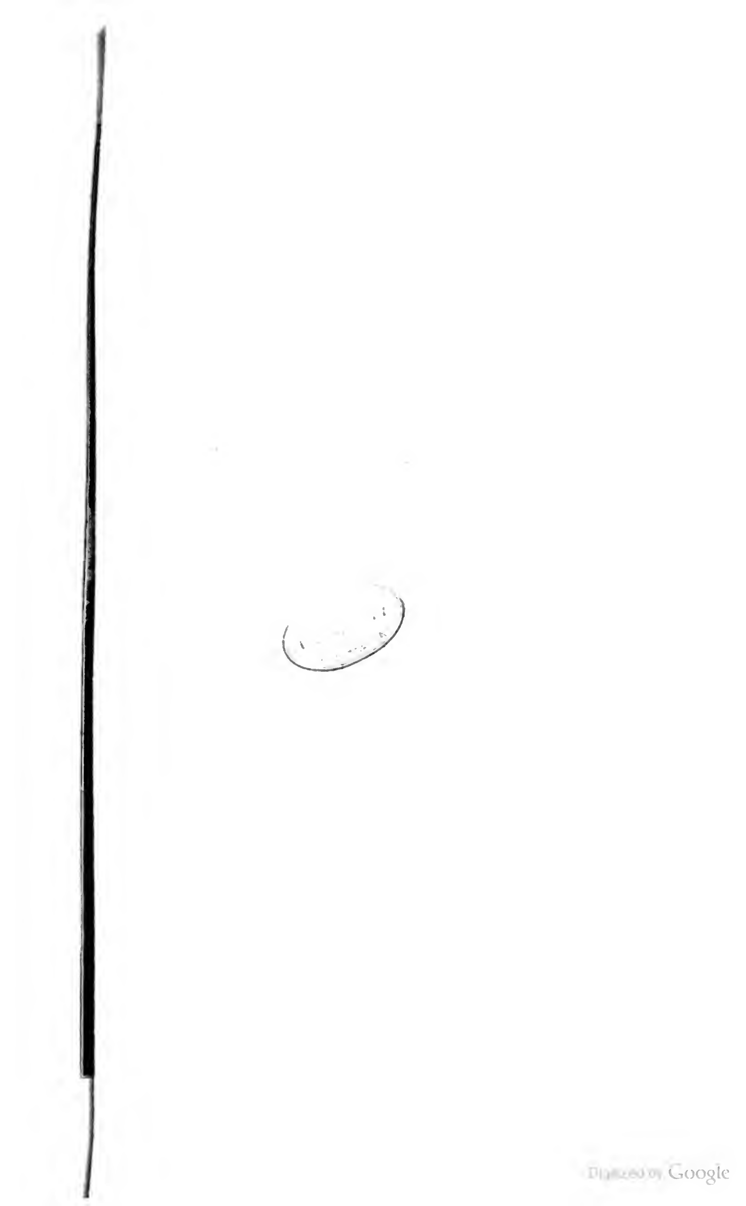
„Aus tiefem Schlaf wurde ich ganz plötzlich wach. Das geschah sonst nur, wenn die Nachtklingel läutete. Aber ihr Klang war nicht in meinem Ohr wie sonst wohl, und auch der Hund, der dann stets zu bellen pflegte, blieb still. Aber irgend etwas Außergewöhnliches ging vor. Furcht kannte ich nicht, übrigens lag in Greifnähe eine geladene Pistole. Ich spürte nur wieder jene große Traurigkeit, die mich am Abend schon ergriffen hatte, und zugleich eine Erwartung von irgend etwas.

„Ich war ganz wach, so wach, daß ich mich in meinem Bett aufrichtete. Im Zimmer war es ganz dunkel. Ich lauschte und schaute, aber nicht aufgeregt, ich war sehr ruhig. Und während ich so wach dasaß, erschien plötzlich an der Wand gegenüber ein heller Fleck, erst schwach, dann deutlich; erst ein wenig zitternd, dann ganz ruhig. Es war nicht wie ein Lichtschein, der etwa durch ein Schlüsselloch fällt. Das konnte auch nicht sein, denn der helle Fleck war neben der einzigen Thür des Zimmers, die meinem Bett gegenüberlag.

„Ein paar Sekunden lang sah ich nur den hellen Fleck. Ich war erstaunt, aber nicht erschrocken. Was mochte das sein?

„Aber dann geschah etwas Seltsames. In dem hellen Fleck erschien eine Hand, eine sehr schlanke Hand. Sie hielt etwas, es war ein Stift, und sie begann zu schreiben, langsam, eine Zeile. Dann setzte sie ab, verschwand und kam wieder. Wieder eine Zeile, und noch eine, und auch eine vierte. Und während ich das betrachtete, sah ich, daß der helle Fleck nicht viereckig war, daß oben ein Stück fehlte, so wie ein Stück Papier, von dem eine Ecke abgerissen ist. Ich weiß nicht, ob das Sekunden oder Minuten dauerte. Dann war es dunkel, so dunkel wie vorher.

„Nicht ein Gedanke an Anna war in mir in



dieser Zeit. Ich sah nur! Ich sah, wie man ein erstaunliches, seltsames Begebnis sieht. Durch mein Gehirn ging sogar ein Vers: ‚Und sieh und sieh, an weißer Wand,‘ aber ich dachte gar nicht an etwas Uebernatürliches, dazu war das Ganze zu überraschend.

„Eine Minute mag ich wohl so gesessen haben. Aber dann plötzlich kam mir's, daß da etwas Unbegreifliches geschehen war. Eine Uhr schlug. Ich zählte mechanisch eins, zwei, drei Schläge. Drei Uhr! Ich zündete Licht an. Ich rannte nach dem Fenster, nach der Thür. Es war alles verschlossen. Ich leuchtete umher, ich suchte. Ich kleidete mich an und lief in den Garten hinaus. Nichts! Nirgendwo etwas! Was sollte auch sein? Was konnte sein? Dann beruhigte ich mich wieder. Die vernünftige Ueberlegung kam wieder. Ja, ich war so ruhig, daß ich mich an meinen Schreibtisch setzte und genau aufschrieb, was geschehen war, Tag und Stunde und den ganzen Hergang.

„Darüber war es dämmerig geworden. Ich kleidete mich hurtig an und ging eine Stunde lang im Garten auf und ab. Ich überlegte. Daß ich etwas gesehen hatte, mit wachen Augen gesehen, was sich durch nichts erklären ließ, war sicher. An eine Telepathie, eine Fernwirkung glaubte ich nicht. Und doch stieg der Gedanke in mir auf, daß mir eine Botschaft geschickt worden sei von — ja, woher denn? Ich dachte natürlich jetzt an Anna. Ich wußte so lange nichts von ihr. Aber wenn sie ernstlich krank geworden wäre, dann hätte ich's doch wohl erfahren. Erst in den letzten Tagen hatte ich Nachricht von daheim. Meine Eltern waren auch gesund! Aber es kann ja plötzlich ein Unheil hereinbrechen. Und obgleich ich mir immer wieder vorsagte, daß ich einen Wachtraum gehabt, daß es nichts Unerklärliches, Uebernatürliches gäbe, wartete ich doch mit banger Spannung auf den Tag, der mir vielleicht die Aufklärung bringen würde; aber es kam nichts, diesen und den nächsten Tag nicht, und auch die folgenden ereignete sich nichts Ungewöhnliches. Die Botschaft, die mir geworden war, blieb unerklärlich. Nach acht Tagen war ich ganz ruhig geworden. Ich hatte mittlerweile auch Nachrichten von Hause erhalten. Alle waren wohl, und daß sie nichts von Anna meldeten, war mir ein Beweis, daß auch dort nichts Besonderes geschehen war.

„Ich begann meinen Traum, meine Vision oder was es war, zu vergessen. Und als wieder acht Tage vorbei waren, da war ich ganz sicher, daß ich eine Sinnestäuschung gehabt hatte.

„Nach etwa drei Wochen erhielt ich am frühen Morgen eine Depesche. Sie enthielt in kurzen Worten die Nachricht meines Onkels, daß Anna am vorigen Abend sanft entschlafen sei. Wenn ich Ihnen sage, daß diese Nachricht mich nicht wie ein gewaltiger, zerschmetternder Schlag traf, so dürfen Sie mich nicht mißverstehen. Der Schlag war damals gefallen. Jetzt empfand ich nur eine große, tiefe Trauer, eine Trauer, die mich ganz ergriff und einhüllte wie ein grauer Schleier, mich von der Welt und ihrem lauten Leben abschloß, und dann eine heftige Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, sie zu Grabe bringen zu helfen, Blumen auf ihren Sarg zu legen, ihrer toten Hülle die Liebe zu beweisen, die ich der Lebenden nicht hatte geben dürfen. Schon in der nächsten Stunde war ich auf der Reise. Während ich mich meinem Ziele näherte, dachte ich an jene andre Fahrt, die ich auch gemacht hatte mit brennender Sehnsucht im Herzen, die der Lebenden galt, und heute der Toten. An die schreibende Hand dachte ich kaum. Ganz flüchtig, kaum mir selbst bewußt. Mit Annas Tod hatte sie ja augenscheinlich keinen Zusammenhang.

„Den Onkel fand ich als einen ganz gebrochenen Greis; er drückte mir lange und innig die Hand. Zu einer Aussprache war keine Zeit. Alle die traurigen Geschäfte, die dem Tode unsrer Lieben folgen, waren zu erledigen. Er ließ sich nichts abnehmen. In den Sarg hatte er sie auch selber gebettet. Da lag sie hold und still wie ein wächsernes Marienbild, und ein solcher Frieden war in ihrem schmalen Gesichtchen, daß auch mein Herz ganz still wurde.

„Es war Rosenzeit. Mit weißen Rosen habe ich ihren Sarg ganz gefüllt, und mit ihnen sargte ich den letzten Groll ein, der noch in meinem Herzen gegen den alten Mann zurückgeblieben war. Ich konnte ihn stützen auf dem schweren Gange hinter dem Sarge Annas, und als er an dem Grabe zusammenbrach, brachte ich ihn heim in das öde Haus. Und da, als er sich ein wenig erholt hatte, ging er mit mir in Annas Stube. Es war kein gewöhnliches Mädchenstübchen voll Tändeleien und Niedlichkeiten. Herrliche Blattpflanzen, große Rosensträuße standen noch darin, und alles, was Liebe ersinnen kann, war aufgebaut, Erinnerungen aus Italien, prächtige Bronzen und Stiche. Ueber dem Schreibtisch ein ganz schlichtes Bildchen in schwarzem Rähmchen. Es kam mir heiß ins Auge, als ich's sah. Eine kleine Zeichnung meines Elternhauses, die ich einmal für sie gemacht hatte.

„Der Onkel nickte mir zu. ‚Ja,‘ begann er langsam und müde, ‚da glaubt man nun, das Beste zu wollen, das Rechte zu thun. Sie war ja auch immer heiter, immer liebevoll und sanft, und von dir sprach sie nie, da hoffte ich, sie habe dich vergessen, und freute mich meiner Klugheit und weisen Vorsicht. Und ich hoffte, Gott würde gnädig sein, ich dürfte sie behalten. Sie blühte einmal sogar wieder ganz auf, das war im Mai. Aber es war nur das letzte Aufflackern. Ganz plötzlich, ganz plötzlich kam's, ein Blutsturz! So ganz mit Blut überströmt fand ich sie. Sie hatte nicht einmal mehr rufen können. Vier Tage lag sie zwischen Leben und Tod, dann ging es besser. Aber schwach war sie, schwach, daß sie kaum sprechen konnte. In der fünften Nacht gegen Morgen weckte sie mich. Ich war im Lehnstuhl eingeschlafen.

„‚Vater!‘“

„‚Ja, Anna.‘“

„‚Vater, mir ist so sonderbar. Ob ich wohl jetzt sterbe?‘“

„‚Ich beruhigte sie.‘

„‚Väterchen! Bitte, nimm aus meinem oberen Schreibtischfach das kleine weiße Couvert und gieb mir's, und ein Stück Papier und Bleistift, ich muß schreiben.‘“

„‚Ich wollte ihr's verbieten, bis sie erst wieder wohler sei.‘

„‚Nein, Vater, jetzt. Und sei nicht böse, ich muß Heinz schreiben.‘“

„‚Das traf mich wie ein Schlag.‘

„‚Ja, Heinz. Ach, Vater, ich muß dir's sagen, ich weiß alles, weiß, daß er hier war, daß er um mich geworben hat, und daß du mich ihm nicht

geben wolltest. Sei nur nicht böse. Siehst du, als ich damals nach Hause kam und wußte, daß Heinz sein Examen bestanden hatte, da hab' ich mich gebangt und gegrämt um ihn Tag und Nacht. Und als er nicht kam, immer und immer nicht, da wäre ich am liebsten gestorben. Aber dann bin ich so müde geworden! Nur um deinetwillen hab' ich mich noch aufrecht gehalten. Aber auch das ist nicht mehr geglückt in diesem Frühjahr. Und da, da hat die Marie mir's gesagt, daß der Heinz da war, und daß sie gehört hat, was ihr miteinander gesprochen habt, daß ich erst gesünder werden soll und kräftiger. Ach, Vater, wenn du mir das doch damals gleich gesagt hättest, vielleicht hätte ich doch leben können, ich hab' ja ordentlich gefühlt, wie mir das wohlthat. Aber es war doch zu spät. Und nun darf ich's dem Heinz sagen, daß ich's weiß, nicht wahr? Und — und wie lieb ich ihn habe!"

„Der Alte schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: ‚Ach, Heinz, all unser Wissen ist Stückwerk, und unsre Sorge ist eitel. Vielleicht wußte die alte Magd, die Marie, besser, was dem Kinde gefrommt hätte, als ich. Und als sie log, um der schon Rettungslosen neuen Lebensmut einzuflößen, da hatte sie vielleicht das gethan, was ich schon vor Jahren hätte thun sollen.

„‚Und dann mußte ich ihr Papier und Bleistift geben. Erst lag sie still eine lange Weile, dann, weil sie nicht liegend schreiben konnte vor Atemnot und Beklemmung, mußte ich ihr das Papier an die Wand halten, und da schrieb sie mit ihren armen zitternden Händen, dann nahm sie aus dem Couvert ein eingewickeltes Papier und gab mir's. Und ich mußte ihr versprechen, dir alles zu geben, wenn — wenn du zu ihrem Begräbnis kämest. „Er kommt, ich hab' ihn gerufen, er kommt!" sagte sie.' . . .

„Sie hatte dann still und klaglos gelegen drei Wochen lang. Der Onkel hatte mir schreiben wollen, mich kommen lassen, sie wollte es nicht. ‚Er kommt, wenn alles vorüber ist.' Und noch eine Minute vor ihrem Tode hatte sie geflüstert: ‚Er kommt, ich habe ihn gerufen!' Und mit meinem Namen auf den Lippen ist sie gestorben.

„Ich hielt den Brief der Toten in der Hand und las die wenigen Zeilen, rührende Liebesworte. Und zuletzt: ‚Komm, begrabe mich, wenn ich gestorben bin. Du wirst kommen, ich habe dich eben gerufen.'

„Aus dem Papier fielen zwei getrocknete Vierkleeblätter. Ich starrte mit übergehenden Augen auf das Blatt. Und da durchzuckte mich's plötzlich wie ein Blitz: der Briefbogen, auf dem die vier Zeilen standen, war alt, zerknittert, und oben in der linken Ecke war ein Stück abgerissen.

„Ich fühlte, wie meine Zähne zusammenschlugen. Ein kalter Schauer strömte förmlich über mich. Ich sah die Hand, die viermal absetzte und von neuem begann auf dem hellen Fleck, an dem die linke Ecke fehlte. Das war die Botschaft.

„Kaum hatte ich die Kraft, den Onkel um den Tag des Ereignisses zu befragen. Das Datum stimmte. Drei Uhr war's gewesen, er erinnerte sich genau, weil er Anna Arznei eingegeben hatte gleich nachher." . . .

Der Geheimrat schwieg und sah mit versonnenen Augen vor sich hin.

Dann hob er nochmals an: „Am Abend bin ich noch einmal allein zum Friedhof gegangen. Das Grab war schon zugeschaufelt. Erde bedeckte das holde Geschöpf, dessen Sehnsucht den trennenden Raum überwunden hatte und mir Botschaft geschickt durch eine unbekannte, geheimnisvolle Kraft. Aber als ich mit heißen, sehnenden Augen auf die aufgetürmten Schollen starrte, da leuchtete mir ein frischgrüner Busch Klees entgegen, und mitten daraus hob sich, wie ein Triumph über Grab und Verwesung, an langem, schwankem Stengel ein Vierblatt, ein letzter Gruß der Toten."

San Martino della Battaglia

(Mit fünf Illustrationen nach photographischen Aufnahmen von Wilhelm Müller in Bozen)

Langsam kriecht der lange Eisenbahnzug von Verona durch die blühende Landschaft hinan. Es ist ein bescheidener Bummelzug, der es nicht so eilig hat als sein stolzer Genosse, der Nord-Süd-Expreß, der auf seinem weiten Wege auch diese Strecke durchfliegt. Der muß sich freilich sputen: denn seine Insassen, die noch gestern „Unter den Linden" Berlins oder auf der Ringstraße Wiens promenierten, wollen den heutigen Abend noch in der Scala oder im Lirico Internazionale in Mailand verbringen, oder gar noch im Hotel de Londres in Genua soupieren. Darum rast er in solch fliegender Hast, schnaubend und funkensprühend, durch die blühende Campagna. So muß er auch achtlos an manchem interessanten Fleckchen Welt vorübereilen, dessen Kenntnis der plebejische Bummelzug seinen Freunden vermittelt, zum Danke dafür, daß sie so geduldig bei ihm — oder besser gesagt in ihm — ausgeharrt. Denn Geduld müssen sie schon haben, die Passagiere eines italienischen Omnibuszuges; und jene unter ihnen, die diese schätzbare Eigenschaft noch nicht besitzen, haben bei einer solchen Fahrt reichlich Gelegenheit, ein vollgerütteltes Maß davon zu erwerben. Schon nach mehrstündiger Fahrt findet der nervöseste Fahrgast es für selbstverständlich, daß ihm an jeder „Fermata" durch mindestens eine Viertelstunde Gelegenheit zu eingehendsten Betrachtungen und Studien geboten wird, deren Objekt mangels jeden andern Sujets meist entweder der ungemein gelangweilt dreinschauende Capostazione oder ein mit unnachahmlicher Grandezza einherstolzierender Carabiniere ist. Und wenn die — meistens schon etwas altersschwache — Lokomotive endlich wieder zu schnauben und zu pusten beginnt und die Waggons ihre Insassen wieder gründlich durcheinanderrütteln, dann nicken diese einander befriedigt zu; und einer oder der andre murmelt wohl auch des größten Italieners bekanntestes Wort vor sich hin: „Eppur si muove!" Und dann blicken alle mit dem Gefühle von Menschen, die unendlich viel Zeit haben, hinaus auf die Reihen von Maulbeerbäumen, auf die ausgedehnten grünenden Felder und auf die kleinen



Das Beinhaus

rebenbekränzten Hügel, die in endloser Gleichförmigkeit und gleichmäßiger Langsamkeit an den Coupéfenstern vorüberziehen. Bei Peschiera öffnet sich einmal der Ausblick auf die weite, spiegelnde Fläche des Gardasees; dann geht's wieder in die grünen Felder hinein. Bald darauf hält der Zug in San Martino della Battaglia, einem kleinen, unscheinbaren Oertchen, dessen Namen wohl kaum jemals über die Grenzen seiner engsten Umgebung bekannt geworden wäre, wenn es nicht der Laune des Kriegsgottes gefallen hätte, hier am 24. Juni 1859 Oesterreicher und Italiener zu mörderischem Ringen zusammenzuführen. Der Reisende, der San Martino della Battaglia besucht, wird sofort daran gemahnt, daß ihn hier historische Luft umweht. Vor allem fesselt den Blick der mächtige Torre di San Martino, der sich unweit des Oertchens, einem drohenden Riesenfinger gleich, mächtig über das grüne Gelände erhebt. Er wurde zu Ehren des verstorbenen Königs Viktor Emanuel und zur Erinnerung an jene Wackeren erbaut, die hier den Kriegertod gefunden. Die Gesamthöhe des Turmes beträgt 74 Meter; hiervon entfallen 20 Meter auf den massigen, einen cylindrischen Raum von 23 Metern Durchmesser einschließenden Sockel. Dieser Raum ist in gediegenster Art ausgeschmückt; Vittorio Bressanin hat hier seine Künstlerhand walten lassen und die Decke mit acht prächtigen, in Wachsfarben gemalten Frauengestalten — Italien und seine sieben Hauptstädte darstellend — geziert. Die Wände decken vier große Gemälde; sie stellen dar: „Eine Begegnung zwischen Viktor Emanuel und Napoleon III.“, „Viktor Emanuel zu Palestro“,



Der Turm von San Martino

„Viktor Emanuel unterzeichnet zu Novara den ihm von Radetzky vorgelegten Friedensvertrag“ und „Der Genius des Ruhmes führt Viktor Emanuel auf das Kapitol“. Die Mitte des Saales füllt ein von Dal Zotto modelliertes, in wuchtigen Linien ausgeführtes Bronzestandbild des Ré galantuomo.



Das Innere des Beinhauses

Vom unteren Saale führt eine bequeme Wendeltreppe empor zu den Zinnen des Turmes, von wo sich dem Beschauer ein entzückend schöner Blick nach Norden, über die glitzernde Fläche des Gardasees hinüber auf die felsigen Bergeshäupter des benachbarten Tirolerlandes bietet, während nach Süden, Osten und Westen der Blick weit, weit über die blühende Campagna fliegt. Auf dem Wege zur Höhe des Turmes durchschreitet man zwei breite Gänge und sieben etagenartig übereinanderliegende Säle. Auch diese Räume sind der Erinnerung an Italiens große Zeit gewidmet.

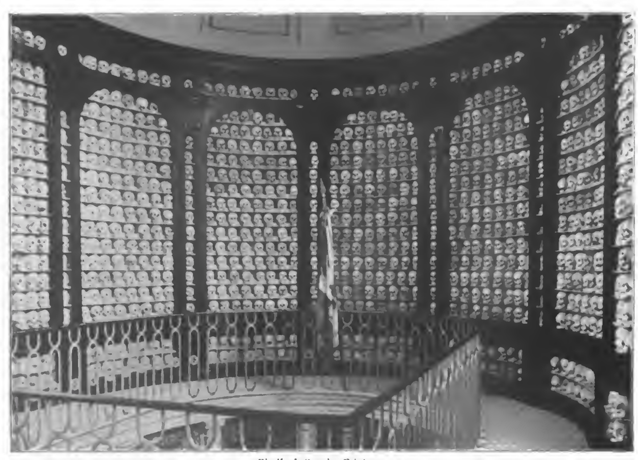
Die Wände der beiden Gänge decken Erztafeln, auf denen nicht weniger als 686000 Namen zu lesen sind; es sind die Namen aller jener, die mitgerungen haben an den sieben Feldzügen, die Italien um seine Selbstständigkeit geführt. Die sieben Säle sind mit Gemälden geschmückt, die von den Künstlern Vizzotto, Pontremoli, Bressanin und De Stephani geschaffen sind und Episoden aus den Feldzügen von 1848, 1849, 1856, 1859 und 1866 veranschaulichen.

Aber auch außerhalb des Turmes findet der Besucher von San Martino della Battaglia Erinnerungszeichen an jene stürmischen Zeiten; so das schöne Denkmal der Brigata Aosta. Doch das ergreifendste dieser Denkzeichen ist das Ossarium. Unter dunklen Cypressen steht das prunklose Gebäude, das einstmals die Familienkapelle der Grafen Fracagni war, und dem man im Jahre 1870 die Bestimmung gab, ein würdiger Aufbewahrungsort für die Gebeine der bei San Martino gefallenen Krieger zu sein. Man hat die gefundenen Gebeine im unteren Raume des Beinhauses aufgestapelt, die Köpfe aber — 1274 an der Zahl — fein säuberlich in Fächern, die im Halbkreise einen kleinen Altar umgeben, aufgestellt. Da giebt es keinen Unterschied zwischen Freund und Feind mehr; still und friedlich steht Kopf an Kopf im engen Fache aneinander, und alle die leeren Augenhöhlen stieren unverwandt nach der Fahne, die man vor den Regalen aufgepflanzt: nach dem Symbole, dem sich alle diese Köpfe zugewandt, als sie noch fest auf den Schultern ihrer Eigentümer saßen, und dem sie zu folgen entschlossen waren, sei es zum Siege, sei es zum Tode. Der Beschauer steht in stummem Erschauern vor diesem ergreifenden Memento mori, das ihn eindringlicher als alle tönenden Worte an die Vergänglichkeit alles Irdischen, zugleich aber auch an die Schrecken des Krieges und — an die Segnungen des Friedens gemahnt. Tief aufatmend tritt er dann ins Freie, hastig strebt er aus dem Schattenbereiche der düsteren Cypressen, und verlangend sucht sein Blick die Sonne. Und die scheint ihm jetzt viel heller und prächtiger zu leuchten als früher, der Himmel scheint in noch schönerem Blau zu strahlen, und die grüne Campagna zeigt tausend Reize, die er früher nicht gesehen.

Hans Barth



Das Denkmal für die Gefallenen der Brigata Aosta



Die Kopfreihen im Beinhaus

Auerhahnbalz

„Was dir der Frauen Gunst verschafft,
Ist erstens volle Manneskraft,
Verwegenheit zum zweiten und
Zum dritten ein verschwiegener Mund.
Wer nicht den Schnabel halten kann,
Der denke an den Auerhahn!“

Wie mag nur Rudolf Baumbach darauf verfallen sein, gerade diesen Vogel den Männern, die mit ihrem Liebesglück prahlen, als abschreckendes Beispiel vorzuführen? Man soll zwar einem Poeten nicht zu scharf auf die Finger sehen, aber dieser Vergleich hinkt denn doch zu sehr. Denn der liebestolle Auerhahn schreit sein Liebesglück nicht in alle Welt hinaus; in tiefster Waldeseinsamkeit stimmt er seinen „Balzgesang“ an, der nur den Hennen gilt, die währenddessen geduldig am Waldboden sitzen und sehnsüchtig des Momentes harren, wenn ihr Herr und Gebieter sich zu ihnen herablassen wird, um ihnen seine Gunst zu erweisen. Nur eins ist richtig: der balzende Vogel vergißt in seinem Taumel Hören und Sehen, so daß der Jäger sich bis auf Schußweite anbirschen kann. Der Dichter hätte also eine ganz andre Nutzanwendung gewinnen können, aber sie paßte ihm wohl nicht in den Kram.

Am wenigsten werden die Jäger damit zufrieden sein, daß ihnen das Balzen des königlichen Vogels als abschreckendes Beispiel vorgeführt wird. Ist es doch die einzige Zeit des ganzen Jahres, in der sie den überaus scheuen Vogel zu Schuß, ja man könnte fast sagen zu Gesicht bekommen. Die Henne mit ihrem Gesperre läßt sich leichter beobachten. Sie legt ihr Nest mit den acht bis zwölf gelben, braungefleckten Eiern nicht sehr versteckt an, manchmal dicht an Wegen, die von Waldarbeitern täglich begangen werden. Der Hahn dagegen zieht nach der Balzzeit wieder an seinen Standort im tiefsten Waldversteck, um elf Monate des Jahres als Einsiedler zu leben. Er brauchte während dieser Zeit um sein Leben nicht allzusehr besorgt zu sein, denn den Jäger reizt nicht sein Braten, der selbst bei eindringlichster Behandlung zäh und ungenießbar bleibt, ihn reizt nur die Aufregung, die mit dem Birschgang vor Tau und Tag, mit dem Anspringen an den balzenden Hahn und mit dem Schuß in fahler Morgendämmerung verbunden ist. Da gilt es, alle Sinne anzuspannen, regungslos dazustehen, bis der vorsichtige Vogel, der sehr scharf äugt, seinen Balzgesang ertönen läßt, um während der wenigen Augenblicke des Schleifens durch einige hastige Sätze Terrain zu gewinnen. Mitunter ist alle Anstrengung vergebens, selbst wenn man regelrecht angesprungen ist, denn der Vogel, den man deutlich hört, ist nicht zu erblicken, er ist von dichtem Gezweig verdeckt. Oder der Jäger hat die Dauer des Schleifens überschätzt und einen Sprung zu viel gethan. Im nächsten Augenblick „reitet“ der Vogel ab.

Es ist schwer, die unbeschreiblichen Laute, die der Auerhahn beim Balzen von sich giebt, zu schildern. Alle Vergleiche geben davon nur eine unzulängliche Vorstellung. Das Balzen besteht aus drei Stadien, deren erstes als „Triller“ bezeichnet wird. Es gleicht aber eher einem Klappen und Knacken, wie wenn man ein nicht ganz trockenes Aestlein zerbricht. In der schweigenden Morgenfrühe des Waldes ist der mehrmals wiederholte Ton ziemlich weit vernehmbar. Er mahnt den Jäger, sich von nun an der allergrößten Vorsicht beim Anbirschen zu befleißigen. Dann folgt der „Hauptschlag“, ein Laut, der sich durch das Wort „Klock“ nur schwer wiedergeben läßt. Der Vergleich mit dem Laut, der beim Entkorken einer Flasche hörbar wird, paßt auch nicht ganz, jedenfalls ist der Ton beim balzenden Hahn viel dumpfer und undeutlicher. Der dritte und entscheidende Moment ist das Schleifen und Wetzen, wobei der Hahn den Kopf hebt und die Augen schließt. Daß er dabei auch das Gehör verliert, soll darauf beruhen, daß sich beim Schleifen, das bei aufgesperrtem Schnabel hervorgebracht wird, der Fortsatz des Unterkiefers vor den Gehörgang schiebt und ihn völlig absperrt. Jedenfalls ist es kein Jägerlatein, sondern eine beglaubigte Thatsache, daß der Hahn in diesem Zustande einen auf ihn abgegebenen Schuß nicht vernimmt.

Der Auerhahn ist im deutschen Walde ein ziemlich seltenes Wild geworden, dessen Abschuß vielfach den fürstlichen Jägern vorbehalten bleibt, die, wie Kaiser Wilhelm, den anstrengenden Birschgang, der alle Eigenschaften eines gerechten Weidmanns erfordert, dem mühelosen Schießsport bei eingelapptem Treiben vorziehen. Oft genug schon ist geschildert worden, wie die Jäger bei halber Nacht aufbrechen, um stundenlang in beschwerlichem Aufstieg die Plätze zu erreichen, die der Hahn jahraus jahrein zum Balzen aufsucht . . . Ich will den Leser diesmal wo anders hinführen, weit weg nach dem Osten. In den Wäldern der norddeutschen Tiefebene giebt es keine Auerhähne mehr. Dafür hat man dort den Birk- oder Spielhahn, der seinen Liebesgesang, verbunden mit Tanz, in der Frühe des Morgens auf Wiesen und freien Moorflächen aufführt. Er ist nicht schwer zu erlegen, wenn man schon abends den Hahn „verhört“ und sich am nächsten Morgen noch vor Erscheinen des ersten Tagesschimmers gedeckt da aufstellt, wo man ihn tags vorher beobachtet hat. Anspringen läßt sich der Birkhahn nicht; mitten im tollsten Schleifen und Tanzen, ja selbst mitten im wütenden Kampf mit einem Nebenbuhler nimmt er den Jäger wahr, selbst wenn er durch dichtes Gesträuch gedeckt sich anzubirschen versucht. Schon weit außer Schußweite steht der Hahn auf und stiebt ab.

In einigen ostpreußischen Forsten an der russischen Grenze soll der Auerhahn noch als Standwild vorkommen. Wenn das wirklich der Fall ist, dann hat man es mit einem gut gehüteten Geheimnis zu thun, das gar nicht schwer zu erklären ist. Nicht alle Grünröcke halten es für ein besonderes Glück, in jedem Jahr hohen Besuch zu bekommen, der mühelos die Frucht ihres treuen Hegens und Pflegens einstreicht. Es wäre auch gar nicht wunderbar, wenn der Auerhahn sich dort in den weiten Forsten mit den uralten Kieferbeständen und den unabsehbaren Moorflächen bis jetzt gehalten hätte. Ueber der Grenze in Rußland ist der prächtige Vogel ja noch so zahlreich, daß nur einige gute Bekanntschaften und Konnexionen dazu gehören, um sich das Vergnügen des Abschusses zu verschaffen.

Es sind schon einige Jahre her, als mir dies Glück blühte. Am 20. März vormittags erhielt ich das Telegramm aus Grajewo, der russischen Grenzstadt gegenüber Prostken, das mich zur Auerhahnbalz einlud. Am Abend schon saß ich im D-Zug und fuhr nach Osten. In Berlin hatte der Frühling bereits seinen Einzug gehalten. Die Drosseln sangen im Tiergarten, und auf den Wasserläufen tummelten sich die wilden Enten. Je weiter ich nach dem Osten kam, desto winterlicher sah es aus. Die Sonne und der Westwind hatten die Südabhänge der Hügellandschaft kahlgefegt, aber in den Thalmulden lag noch reichlich Schnee. Und als ich in Grajewo aus dem Zug stieg, da wirbelten die weißen Flocken, als habe eben erst der Winter seinen Einzug gehalten.

Erstaunt sah der Steuerbeamte auf dem Perron mich mit einem Futteral in der Hand, in dem er mit Recht ein Gewehr vermutete, aus dem Wagen steigen. In ziemlich energischem Tone ersuchte er mich, ihm zu folgen. Sonst war der Mann diensteifrig zugesprungen, um mir mein Gepäck zu tragen, aber die Unterbeamten wechseln so oft dort an der Grenze. Der Gute kannte mich noch nicht, sonst hätte er nicht den barschen Ton angeschlagen. Im nächsten Augenblick schon weidete ich mich an seinem verblüfften Gesicht, denn sein höchster Vorgesetzter stand vor ihm und applizierte mir nach russischer Sitte auf jede Backe einen Kuß. Der Pflichteifer war urplötzlich in höchste Dienstfertigkeit umgeschlagen, ich fühlte nur, wie mir jemand das Gewehr und den Handkoffer aus der Hand nahm.

Es waren drei sehr böse Tage, die ich in dem kleinen Nest verlebte, dessen Leben und Treiben ich von klein auf kannte. Am Tage saß ich in der Cukierna, dem vornehmsten Restaurant des Ortes, und sah dem Billardspiel zu, das dort noch auf dem alten deutschen Billard mit sechs Löchern und fünf Bällen betrieben wird. Abends gab's eine Partie Préférence oder L'hombre, dazu ungezählte Gläser Thee und noch mehr Zigaretten. Am vierten Tage endlich war das Wetter umgeschlagen. Bei klarem Himmel wehte ein lauer Südwest, der den Schnee förmlich auffraß. In einem Salonwagen mit Schnellzugslokomotive davor ging's hinein ins russische Reich, viel weiter, als mein Halbpaß eigentlich erlaubte. Aber wer in Begleitung eines Telegrapheninspektors und eines Kollegienassessors fährt... Auf der kleinen Station, auf der wir ausstiegen, wartete schon die Troika. Der wohlgenährte Kutscher — magere Kutscher giebt's in Rußland nicht — meinte zwar, wir würden zu Schlitten noch besser durchkommen als zu Wagen, er hatte sich aber, da er seit Vormittag auf uns wartete, in der Energie des Windes getäuscht.

Solange wir auf der Chaussee waren, ging es noch, obwohl die Schienen mit dem Kies ein greuliches Duett sangen. Als wir aber in den Landweg einbogen, da kam das Unglück. Es war, wie der Litauer sagt, „Schaktarp" eingetreten, d. h. der aufgeweichte Lehmboden trug die Pferde nicht mehr. Bis an die Kniee versanken sie in den zähen Schlamm. Da half nichts, wir mußten aussteigen und auf dem grasbewachsenen Feldrain am Wege dahinpilgern. An die Stunde Marsch werde ich zeitlebens denken! Die Dunkelheit war hereingebrochen, aus dem feuchten Boden stieg kalter Nebel, und alle Augenblick glitt der Fuß aus. Am Rande des Waldes wurde der Weg besser, wir entschlossen uns also, auf das Fuhrwerk zu warten. Endlich holte es uns ein, aber wie sahen die armen Tiere aus! Die drei Rappen waren zu Schimmeln geworden, von denen eine dicke Dunstwolke hochstieg.

Der Abend entschädigte uns für alles. Wir saßen mitten in der russischen Wildnis bei einem kerndeutschen Grünrock, dessen rundliches Ehegespons mit ostdeutscher Gastfreundschaft für unser leibliches Wohlergehen sorgte. Und dann mußte ich erzählen und tausend Fragen beantworten, die alle der Heimat galten, bis endlich in dem Jägerblut die Lust zum Fabulieren hochschlug und die Unterhaltung sich den Aussichten für unser Jagdglück zuwandte. Mit großartiger Handbewegung erklärte unser graubärtiger Gastgeber, es sei für alles aufs beste gesorgt, die Hähne würden morgen früh pünktlich zur Stelle sein. Es klang fast so, als ob auch für das Wild dort der Ukas gelte: „Der Bien muß." Die jugendlichen Waldläufer, die uns am nächsten Morgen begleiten sollten, beglaubigten energisch die Behauptung ihres Vorgesetzten.

Nach kurzer Ruhe brachen wir bei völliger Dunkelheit auf. Ein lauer Wind wehte uns entgegen. Der Schnee war auch im Walde fast ganz verschwunden, dafür rieselte längs den Wegen das Schneewasser. Zuerst trennte sich mein Führer mit mir von der Gesellschaft. Nach einer halben Stunde blieb er in einem Stangenholz von etwa Schenkeldicke stehen und forderte mich auf, Patronen einzuschieben: wir seien an Ort und Stelle. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, denn nach meinem Wissen schwingt sich der Hahn schon abends vorher auf dem Baum ein, auf dem er morgens balzen will. Aber daß diese halbhohen Stangen ihm genügen sollten... Nach einer halben Stunde lautlosen Wartens begann der Himmel im Osten sich mit einer fahlen Dämmerung zu überziehen, so daß man die dünnen Kronen der Bäume unterscheiden konnte.

Mein Begleiter stieß mich an und wies auf einen großen dunklen Schatten, der kaum erkennbar am Himmel hervorzutreten begann. Das sei der Baum, auf dem der Hahn balzen werde. Ueberall im jungen Holz wären solche uralten Riesen verstreut... Allmählich wuchs der fahle Schein am Himmel empor, von unten begann bereits ein leichter Schimmer von Rot sich beizumischen. Noch immer war es still. Mich hatte das Jagdfieber erfaßt, daß ich das Blut in den Adern des Halses schlagen hörte. Jetzt — ein paar kurze Laute, als hätte unweit von mir jemand die Hähne seines Gewehrs gespannt — mein Begleiter hatte meine linke Hand gefaßt, mechanisch that ich drei lange Schritte, zu denen er mich fortzog... dann standen wir wie festgewurzelt. Erst beim vierten- oder fünftenmal war ich so weit, daß ich das Schleifen unterschied und von selbst vorwärtssprang.

Jetzt hatte mein Begleiter wieder meinen Arm gefaßt, ich merkte, daß er mich zurückhalten wollte. Auf dreißig Schritt vor uns ragte der mächtige Baum mit weitausgebreiteter Krone auf. Das Gewehr hatte ich schon an die Backe gebracht, aber vergeblich schaute ich nach dem Vogel aus, den ich deutlich hörte. Meine Erregung war aufs höchste gestiegen. Wenn jetzt ein Schuß fiel oder der Vogel uns wahrnahm... Plötzlich sanken mir die Schuppen von den Augen: auf einem starken Ast, viel tiefer als ich ihn gesucht hatte, saß der Hahn. Ganz deutlich unterschied ich den emporgereckten Kopf, die nach unten gespreizten

Flügel! Jetzt Ruhe, sich beherrschen — wer weiß, wann dieser Moment sich mir noch einmal bietet!

Einen Augenblick hatte ich alle Muskeln gestrafft, das Gewehr steht wie im Schraubstock. Nun den Finger krumm ... wie eine Wolke liegt der Pulverdampf vor mir ... drei, viermal fühle ich meinen Puls schlagen, dann höre ich den Vogel dumpf aufschlagen ...

Was ich gefühlt und gedacht während der nächsten Minuten, als ich die kostbare Beute vom Boden hob? Beschreiben läßt sich das nicht, das muß man erleben!

Weidmannsheil!

Fritz Skowronnek

Das Thal Josaphat am Tage des jüngsten Gerichts

(Zu der Kunstbeilage zwischen Seite 16 und 17)

Als der fromme König Josaphat, unter dessen Regierung (914—889 v. Chr.) das Land Juda trotz der Friedensliebe des Herrschers häufig von den Einfällen feindlicher Nachbarn heimgesucht wurde, wieder einmal mit seinem Volke seine Stimme hilfeflehend zu Jehovah erhob, weil sich eine gewaltige Heeresmacht den Grenzen nahte, that der Herr ein Wunder zur Rettung seines auserwählten Volkes. Unter der Führung des Königs Mesa, von dessen Eroberungszügen uns in Inschriftsteinen monumentale Zeugen erhalten sind, waren die Moabiter und die mit ihnen verbündeten Ammoniter und Maoniter herangezogen, um das kleine Juda zu unterjochen. Aber „wo das Thal endet, vor der Wüste Jeruel“, schlug sie die Hand des Herrn. Die Verbündeten gerieten untereinander in Streit, griffen zu den Waffen und rieben sich gegenseitig auf, und als König Josaphat mit den Seinen kam, „siehe, da lagen die Leichname auf der Erde, daß keiner entronnen war.“ Am vierten Tage aber, so erzählt der biblische Chronist (2. Chronika 20) weiter, kamen Josaphat und sein Volk zusammen „im Lobethal; denn daselbst lobeten sie den Herrn. Daher heißt die Stätte Lobethal bis auf den heutigen Tag.“

Wohl ist die Stätte heilig geworden, aber der Name ist ihr nicht geblieben. Schon ein Vierteljahrhundert nach jenem Ereignis hat der Prophet Joel den Namen des Königs Josaphat selber auf das Thal übertragen, und nach dem Sinn dieses Namens („Jehovah richtet“) spricht der Prophet von dem Thal Josaphat, wo der Herr über alle Heiden richten wird. „Die Heiden werden sich aufmachen und heraufkommen zum Thal Josaphat; denn daselbst will ich sitzen zu richten alle Heiden um und um ... Es werden Haufen über Haufen Volks sein im Thal des Urteils; denn des Herrn Tag ist nahe im Thal des Urteils.“

Nachdem das Lobethal zum Thal Josaphat geworden und dieses zur Stätte des Gerichts über alle Heiden, des jüngsten oder des Weltgerichts gemacht worden war, spann die Legende ihre Fäden weiter. Der Name wurde auf eine bestimmte Gegend östlich von Jerusalem, auf das schmale, vom Bache Kidron durchflossene Thal zwischen dem Berge Moria (dem Tempelberg) und dem Oelberg, gedeutet, wie es scheint zuerst von den Kirchenvätern.*) Aber auch die Mohammedaner erwarten das jüngste Gericht an dieser Stelle. Es muß also ein Volksglauben gewesen sein, der sich nach und nach über den ganzen Orient in dem ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung verbreitet hatte.

Aus diesen dürftigen Brocken einer lückenhaften Ueberlieferung hat ein Meister der Malerei eine Schöpfung erstehen lassen, die alles zusammenfaßt, was Jahrtausende über die „letzten Dinge der Menschheit“ erdacht und in bildliche Gestalt gebracht haben. Seit Michelangelo sein gewaltiges Weltgericht als ewiges Memento mori (Denk an den Tod) an die Altarwand der Sixtinischen Kapelle geschlagen hat, hat es kein großer Künstler gewagt, sich mit dem Titanen zu messen. Wer sich aber der Kunstlehren Lessings erinnert, wird wissen, daß die fruchtbarsten Momente für einen Künstler nicht in der Höhe der Katastrophe, sondern in den Augenblicken vor und nach ihr liegen. Und einen solchen Augenblick hat der spanische, in Rom lebende Künstler José Benlliure y Gil ergriffen, indem er schilderte, wie sich am Tage des Weltgerichts im Thal Josaphat die Haufen der erlösungsbedürftigen Menschheit zusammendrängen und in angstvollem Schauer das Hereinbrechen des Himmelslichtes erwarten, aus dem Gottvater und der Heiland der Welt in strahlender Glorie hervortreten werden. Den dem Urteil Entgegenbangenden schwebt aus dunkler Wolkenschicht erst das leuchtende Zeichen des Kreuzes entgegen, das den Erlöser verkündigt. Aller Augen sind auf das heilige Zeichen gerichtet, Hände und Arme strecken sich ihm entgegen, und leidenschaftliche Bewegungen erschüttern alle Leiber, die der Schuldigen wie die der Unschuldigen, die der Heiligen wie die der Sünder, denn niemand weiß, wer reinen Herzens befunden werden wird.

Aus der ungeheuren Gestaltenfülle hat der Künstler nur wenige Persönlichkeiten hervorgehoben, die eine Rolle in der Heilsgeschichte der Christenheit gespielt haben. Aus dem Chorus der aus den Grüften emporsteigenden Gestalten treten in der linken Hälfte des Bildes besonders Dante unter dem Geleit seiner Beatrice, in den Gruppen über ihnen der heilige Hieronymus, der den Stein, mit dem er seine Glieder zur Kasteiung schlägt, emporhält, die Heiligen Augustinus, Franciscus und Gregorius und die heilige Theresa heraus. An der Krone auf ihrem Haupte kenntlich ist die heilige Elisabeth von Thüringen. Der heilige Mann vor ihr, der mit emphatischer Gebärde auf seine Brust weist, ist der edle Schulpfleger armer Kinder, der spanische Edelmann Joseph von Calasanza, der Stifter des Piaristenordens, der sich in Spanien, Polen, Italien und Oesterreich ein großes Verdienst um den Jugendunterricht erworben hat. Wir glauben dem heiligen Herrn nicht unrecht zu thun, wenn wir sagen, daß

*) Eine Ansicht des Kidronthales bei Jerusalem nach einer Naturaufnahme finden unsre Leser in der „Tausend-Bilder-Bibel“ der Deutschen Verlags-Anstalt, Altes Testament. S. 1084.

Benlliure y Gil gerade in der ihn begleitenden Knabengruppe ein Meisterwerk naturwahrer Malerei geschaffen hat. Es sind die prächtigen „Ragazzi“, denen wir auf den Straßen von Rom und Neapel, von Madrid und Sevilla täglich begegnen.

Unter dem Chor der Heiligen schwebt aus der Tiefe die Schar der Namenlosen dem Kreuze entgegen: Mönche, Einsiedler, Märtyrer, Geißelbrüder, aber auch Heiden und sündige Kinder der Welt. Denn in der Gruppe der auf der rechten Seite des Bildes schwebenden und miteinander ringenden Gestalten hat der Künstler ein Sinnbild des menschlichen Kampfes, des unaufhörlichen Ringens des Menschen mit seinen Leidenschaften schildern wollen. Wenn im Hintergrunde rechts aus lodernden Flammen die Umrisse von Jerusalem aufleuchten, so soll das ein weiteres Sinnbild sein, daß sich Anfang und Ende zusammenschließen. Aus Jerusalem stieg der weltbewegende Gedanke des Christentums auf, und in Jerusalem soll nach der Meinung des Malers das Erlösungswerk Christi seine Erfüllung in dem letzten Drama des Menschengeschlechtes, dem jüngsten Gerichte, finden.

Adolf Rosenberg

Geschichte und Bedeutung der schweizerischen Alpenpässe

Die Kenntnis der Alpenpässe ist so alt wie die Geschichte der Völker, die an den beiden Abhängen der Alpen wohnten, überhaupt. Waren die Alpen die trennende Mauer, die den Norden vom Süden, den Barbaren vom gebildeteren Römer schied, so waren die Pässe das Thor, durch das die beiden Völkerschaften frühzeitig miteinander in den Tauschverkehr traten. Von den Felsenhäuptern und Pässen der Alpen schaut für die deutschen Gefilde und die blutgetränkte lombardische Ebene eine mehr als zweitausendjährige Vergangenheit hernieder, in welcher die Alpenübergänge eine wichtige Rolle spielten. Sie dienten nicht nur den friedlichen Handelszwecken, sie gewannen in den kriegerischen Entwicklungen bald eine wichtigere Bedeutung. Schon die Forscher des Altertums gaben sich Mühe, die Wege festzustellen, auf welchen Brennus mit den Galliern, Hannibal mit den Karthagern, die Cimbern und Teutonen über die Gebirge ins römische Reich einbrachen. Wahrscheinlich waren es dieselben Pässe, über welche die Römer später nach Gallien und Germanien hinabstiegen und sich diese Länder unterjochten. Da diese letzteren Alpenübergänge mit Sicherheit festgestellt sind, so lassen sich als die ältesten Pässe folgende bezeichnen: der Mont Cenis, der Große St. Bernhard, der Simplon, Lukmanier, Bernhardin, Splügen, Septimer, Maloja, Julier und Brenner. Der in neuerer Zeit zu so großer Bedeutung gelangte St. Gotthard scheint vor dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts gar nicht bekannt gewesen zu sein.

Die berühmteste Alpenstraße des Altertums führte über den Großen St. Bernhard. Ist es auch nicht mit Sicherheit festzustellen, ob Brennus und Hannibal mit ihren Heeren über ihn gezogen sind — dieselbe Ehre beanspruchen bekanntlich noch der Kleine St. Bernhard und der Mont Cenis —, so steht doch fest, daß Cäsar seinen Eroberungszug nach Gallien und Germanien über den Großen St. Bernhard unternommen hat. Als er 58 v. Chr. die Helvetier und Rauriker besiegt hatte, wandte er sich im folgenden Jahre gegen die Landschaft Wallis, um durch deren Unterjochung über die Passage der Alpen frei verfügen zu können. Unter seiner Herrschaft begann der Ausbau des Saumweges zu einer regelrechten Heerstraße, deren Spuren man heute noch an den steilen Berghängen des Transethals verfolgen kann. Später wurde die Zahl der westlichen Alpenübergänge noch durch die Anlage einer Kunststraße über den Simplon, 196 n. Chr. unter Septimius Severus, vermehrt. Die Spuren dieser Straße, die von Genf über das südliche Ufer des Genfersees, durch das Rhonethal bis Brig und über den Simplon nach Domo d'Ossola und den Lago maggiore führte, sind in den Thalniederungen noch mehrfach nachzuweisen, die Anlage über den Paß ist jedoch nicht mehr festzustellen.

Bedeutend zahlreicher waren die römischen Alpenübergänge im östlichen Teile der Schweiz, deren Wege jedoch alle im Rheinthale zusammenstießen. Sie alle waren Teile der großen Heerstraße, die von Mailand nach Bregenz und Augsburg führte. Der Weg über den Lukmanier scheint nur ein Reitweg gewesen zu sein, doch zogen später große Heere darüber, hingegen führten über den Bernhardin, den Splügen, den Septimer und Julier regelrechte Kunststraßen, deren Ueberreste zum Teil heute noch erkenntlich sind und von der soliden und geschickten Anlage der römischen Straßen Zeugnis ablegen. Die Straßen über den Septimer und Julier waren in einer Breite von 2,70 Meter ausgeführt und durchwegs gepflastert; man führte sie auf der Sonnenseite der Bergwände und wußte auch den Lawinenzügen geschickt zu begegnen. Es ist eigentümlich, daß über die Zeit der Erbauung dieser Straßen keine sicheren Anhaltspunkte vorhanden sind, doch ist es außer Frage, daß sie erst nach der Herstellung der Straße über den Großen St. Bernhard angelegt wurden. Sie gewannen rasch an Bedeutung vor ihren westlichen Rivalen, die nach dem Ende der Römerherrschaft diesseits der Alpen gänzlich in Vergessenheit gerieten, während die Graubündner Pässe im Mittelalter sowohl als Heerstraßen wie als Handelswege in Blüte standen. Der Handel zwischen den italienischen Städten Venedig, Mailand und Genua mit den deutschen Rheinstädten führte über die Bündner Pässe, und auch der orientalische Handelsweg ging, bis zur Entdeckung des Seeweges um Südafrika, von Venedig durch das Etschthal, Engadin, Julier nach Chur und weiter nach Deutschland. Von den Heerfahrten, für die sonst meist der Brenner gewählt wurde, sind zu nennen: der Zug Pipins des Kleinen, 754 oder 755, als er dem Papste Stephan zu Hilfe kam, über den Lukmanier; den gleichen Weg benutzte auch Karl der Dicke, 875, und auch Kaiser Friedrich soll über diesen Paß gezogen sein, als er 1174 seine Feinde im Passe zu Bellenz überraschte. Schon die im siebenten Jahrhundert eingebrochenen Avaren sollen über den Lukmanier gezogen sein, nachdem sie das Kloster Dissentis zerstört hatten.

Konradin III. ging 1128 über den Septimer nach Monza, um sich dort zum König von Italien krönen zu lassen. Friedrich Barbarossa hat 1158

bis 1166 wahrscheinlich denselben Weg genommen, und Friedrich II. zog, als er 1212 als Gegenkönig Ottos IV. berufen worden war, von Verona durch das Etschthal und das Engadin über den Julier nach Deutschland, weil die östlichere Heerstraße, der Brenner, von seinen Gegnern besetzt war. Der letzte deutsche Fürst, der über die schweizerischen Alpen zog, war Sigmund, 1413. Die weitere Frequenz und Bedeutung der Pässe war vielfach von den politischen Konstellationen der Nachbarländer abhängig. So waren im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Septimer und Julier die weitaus frequentiertesten Alpenübergänge, nicht nur weil sie kürzer und ungefährlicher waren als ihre Nachbarn, sondern auch weil sie zum Gebiete des Bischofs von Chur führten, der sich den Umstand, daß die nördliche Fortsetzung der Straße durch sein Gebiet ging, zu nutze machte. In einer Urkunde, die Kaiser Karl IV. dem Bischof 1360 aushändigte, wird den Handelsleuten verboten, in Bünden eine andre Straße zu wählen, als die durch des Bischofs Besitzungen (Oberhalbstein und Engadin) ginge. Andrerseits gelang es wieder dem Hofe zu Turin, als Oesterreich nach Besitznahme der Lombardei die mailändischen Zölle erhöhte, den Haupttransit über den Bernhardin nach Intra am Lago maggiore zu lenken.

Diese gegenseitige Rivalität, die sich nach dem raschen Aufkommen des Gotthardpasses noch steigerte, hatte für die Reisenden das Gute zur Folge, daß man auch für ihre Bequemlichkeit und Sicherheit Sorge zu tragen begann. Die Straßen wurden verbessert, und auf den wilden Bergen, für deren Schönheit man damals noch kein Verständnis besaß, wurden Hospize errichtet, die den Wanderern Schutz und Unterkunft gewährten. Die Unterhaltung der Wege ist jedoch nicht im modernen Sinne zu verstehen; die noch aus der Römerzeit vorhandenen Wege wurden eben so weit ausgebessert, daß sie für Saumtiere und Fußgänger gangbar waren; wirklich fahrbar nach heutigen Begriffen war bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts keine Alpenstraße. Als Oesterreich in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts die graubündnerischen Pässe zu Gunsten des Gotthard sperrte, gerieten die dortigen Wege ganz in Verfall, obwohl 1639 diese Maßregel durch einen spanisch-rhätischen Vertrag aufgehoben werden sollte. Mit welcher Rücksichtslosigkeit der Kampf zwischen Interessenten manchmal geführt wurde, zeigen folgende Eintragungen in den eidgenössischen Abschieden: Im Jahre 1625 heißt es dort: „Weil die Kaufmannsgüter von Lindau und dessen Umgebung nicht mehr über den Gotthard, sondern durch die Bünde und Misox nach Bellenz geführt werden, trägt Uri darauf an, es solle den Faktoren zu Bellenz befohlen werden, den Kaufleuten zu schreiben, daß sie, bei Verlust ihrer Güter, dieselben durch die alte Straße zu fertigen haben.“ Im folgenden Jahre wiederholte Uri seinen Protest, der jedoch nicht in seinem vollen Umfange anerkannt worden zu sein scheint, denn im Jahre 1636 steht in den Abschieden: „Damit die Güter wieder auf die Straßen der Orte geleitet werden, wird den Obrigkeiten anheimgestellt, die Zölle auf denselben herunterzusetzen und die zu Bellenz zu steigern. Auf die Güter der Schwaben, welche den Bernhardin passieren, soll ein Zoll von vier guten Batzen das Stück geschlagen werden.“ Diese Rivalität wird einigermaßen begreiflich, wenn man erwägt, daß der Paßverkehr für viele Orte geradezu eine Lebensbedingung geworden war. Aus den im Laufe der Zeit eingebürgerten Gewohnheiten konstruierte man nach und nach ein Recht, kraft dessen die an den Straßenzügen liegenden Gemeinden das ausschließliche Privilegium des Transportes von Waren und Reisenden für sich beanspruchten und dafür die Instandhaltung der Wege versprachen. Wie das letztere Versprechen oft gehalten wurde, zeigt der Zustand der Straßen am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Unbegreiflich erscheint angesichts des großen Handelsverkehrs über die ostschweizerischen Pässe das vollständige Brachliegen der westschweizerischen Alpenübergänge, des Simplon und des Großen St. Bernhard. In dem ganzen westlichen Alpengebiet gab es nur einen bequemen Uebergang, den Mont Cenis, der daher auch außerordentlich stark frequentiert und als erster Paß 1758 aus einem Saumweg zu einer wirklich fahrbaren Straße umgewandelt wurde. Die Folge war, daß selbst aus der Ostschweiz Güter, die nach Turin und Genua bestimmt waren, ihren Weg über den Mont Cenis nahmen. Wohl unterhandelten schon 1706 die beiden Republiken Venedig und Graubünden wegen Herstellung zweier fahrbarer Handelsstraßen zur direkten Verbindung des Adriatischen Meeres mit den bündnerischen Straßen am Rhein, doch blieb es bei den Unterhandlungen, und erst sechzig Jahre später wurden teilweise Versuche gemacht, das Projekt zu verwirklichen, indem Oesterreich und Graubünden 1763 sich zu einer Ausbesserung der Splügenstraße verpflichteten. Anläßlich eines bedeutend früher unternommenen Versuches, eine Fahrstraße über den Albula herzustellen, ist die interessante Thatsache zu erwähnen, daß bei den Arbeiten am Bergünerstein, 1696, zum erstenmal beim Straßenbau Pulver zum Sprengen verwendet wurde.

Die Herstellung der ersten Alpenstraße, die heute noch als ein Meisterwerk gelten kann, war dem ersten Napoleon vorbehalten. Der kühne Eroberer wußte den Vorteil guter Straßen zu schätzen und erkannte demnach auch die Nützlichkeit eines bequemen Alpenüberganges. Er wählte hierzu den Simplon, den er schon 1797 durch französische Ingenieure genau studieren ließ. Die Ereignisse in Italien eilten seinen Plänen voran. Napoleon machte vom 15.—21. Mai 1800 seinen berühmten, äußerst mühseligen Marsch über den Großen St. Bernhard, und wahrscheinlich haben ihn die dabei gemachten Erfahrungen veranlaßt, am 7. September desselben Jahres den Befehl zur unverzüglichen Inangriffnahme der Arbeiten am Simplon zu geben. Es handelte sich nicht nur um den Bau der Straße über den Berg, sondern auch um die lange Zufahrt zu beiden Seiten. Außer der 63 Kilometer langen Bergstrecke waren noch auf der Nordseite 50 Kilometer bis zum Genfersee und auf der Südseite 69 Kilometer bis Sesto zu bauen. Der Voranschlag für die 182 Kilometer lange Strecke betrug 12116102 Franken; Napoleon hatte in seiner Proklamation an die Walliser sogar 18000000 genannt. Die wirklichen Kosten blieben jedoch — was heutzutage selten vorkommt — beträchtlich unter dem Voranschlag. Die effektiven Kosten betrugen 9750000 Franken. Während fünf Sommern waren durchschnittlich 5000 Arbeiter beschäftigt; es waren im ganzen 611 Brücken, von

denen einige noch heute benutzt werden, und zusammen 525 Meter Tunnels und Galerien herzustellen. Am 25. September 1805 konnte der Erbauer, Oberingenieur N. Céard, berichten, daß die Straße von diesem Tage ab für Infanterie und Kavallerie und in 10—12 Tagen auch für die Artillerie passierbar sei. Das für die damalige Zeit geradezu staunenswerte Werk sollte jedoch nicht die von Napoleon beabsichtigte Rolle spielen, es diente bald friedlichen Zwecken und trug zur materiellen Hebung des Wallis bei. Die Simplonstraße ist heute noch nicht nur die schönste und romantischte, sondern seit der Durchstechung des Gotthard auch die frequentierteste Alpenstraße der Schweiz. Im Jahre 1900 wurden allein ca. 35000 Postreisende über den Paß geführt. Im Sommer verkehren zwischen Brig und Domo d'Ossola je zwei Postkurse täglich, im Winter je einer. Der Simplon ist auch der einzige Paß, der das ganze Jahr ununterbrochen für den Wagenverkehr offengehalten wird, er ist demnach heute der wichtigste der schweizerischen Alpenübergänge. Und doch neigt auch seine Herrschaft sich schon dem Ende zu. Im Innern des Berges meißeln und bohren Hunderte der braunen, nervigen Gnomen des Südens, um dem Dampfroß, diesem unbarmherzigen Zerstörer der idyllisch-romantischen Postkutschenherrlichkeit, den Weg zu bahnen.

Die nächste Alpenstraße entstand durch die Initiative Oesterreichs in den Ostalpen, die Splügenstraße, mit der gleichzeitig die von Piemont unterstützte Konkurrenzstraße über den Bernhardin erbaut wurde. Beide Straßen wurden 1818 in Angriff genommen und waren zwei Jahre später, wenn auch noch nicht fertiggestellt, so doch fahrbar. Der Splügen ist bis zum heutigen Tage der bedeutendste der östlichen Pässe geblieben. Der Warentransport erreichte bis zur Eröffnung der Mont Cenis- und Brennerbahn 270995 Zentner im Jahre, eine Verkehrsziffer, die selbst der Gotthard in seiner Glanzzeit nicht erreichte. Noch heute beträgt die Zahl der Postreisenden rund 30000 im Sommer. Mit dem Bau der beiden genannten Straßen begann eine Aera der allgemeinen Straßenerneuerung, die sich vierzig Jahre später wiederholte. In Graubünden wurde 1820 bis 1828 noch der Julier- und Malojapaß fahrbar gemacht, zu gleicher Zeit, 1820—1825, baute Oesterreich seine berühmte Stilfserjochstraße, und in der Zentralschweiz entstand 1820—1830 die Gotthardstraße, die nach ihrer Vollendung wieder alle ihre Konkurrenzlinien überflügelte. Sie stand an der Spitze der schweizerischen Alpenstraßen, bis ihr durch die Eröffnung der Gotthardbahn nicht nur der gesamte Warenverkehr, sondern auch der größte Teil des Personendurchzugs entzogen ward. Im Sommer wird sie immer noch von den Touristen stark frequentiert. Ihre vorwiegende Bedeutung liegt heute auf militärischem Gebiete, und mit den in den sechziger Jahren erbauten Straßen über die Furka und die Oberalp, sowie der Axenstraße, bildet sie das Netz der militärischen Alpenstraßen, die in dem befestigten Gotthardmassiv zusammenlaufen. Die Furka- und Oberalpstraße haben gerade seit Eröffnung der Gotthardbahn auch im allgemeinen Verkehr gewonnen, da sie von Göschenen aus die Verbindung nach dem Oberwallis und dem Graubündner Vorderrheinthale herstellen.

Zu gleicher Zeit, 1860—1861, wurde die Straße über den Brünigpaß, den seit einigen Jahren auch die Eisenbahn übersteigt, hergestellt: sie wurde hauptsächlich zur Erleichterung des Fremdenverkehrs angelegt, um den Vierwaldstättersee und das Berner Oberland direkt miteinander zu verbinden. Die Zeit von 1860 bis 1873 bezeichnet überhaupt den großartigsten Abschnitt in der Entwicklung der schweizerischen Gebirgsstraßen. Denn außer den bereits erwähnten militärischen Alpenstraßen wurde in diesen Jahren das graubündnerische Straßennetz in großartiger Weise ausgebaut. Es entstanden während dieser Periode die Straßen: Thusis-Schynpaß-Tiefenkasten, Lenz-Wiesen-Davos, die Straße über den Albula, vom Engadin über den Ofenpaß im Tiroler Münsterthal, Steinsberg-Martinsbruck und die Vollendung der Berninastraße. Und kaum war dieses gewaltige Werk vollendet, so wurde schon ein neuer Alpenpaß, der Lukmanier, in Angriff genommen, und 1877 war die Straße von Dissentis bis Biasca an der Gotthardbahn dem Verkehr offen. Mit der Vollendung dieses Baues waren sämtliche historische Alpenübergänge bis auf den Septimer und den Großen St. Bernhard dem modernen Verkehr erschlossen. Die beiden wichtigsten Pässe des Altertums blieben bis in die neueste Zeit ganz unbeachtet. Während jedoch auf dem Septimer jeder Verkehr längst aufgehört hat, wurde der Große St. Bernhard doch noch von Fußgängern stark frequentiert, und dies, sowie seine günstige natürliche Lage führte dazu, daß die Straße allmählich von Martigny bis Aosta ausgebaut wurde. Das letzte Stück vom Hospiz auf der Paßhöhe bis St. Remy auf der italienischen Seite wurde erst im Herbst 1901 fertig erstellt.

Seit jener großen Bauperiode sind bereits wieder einige wichtige Alpenstraßen ausgeführt worden, so jene von Meiringen über die Grimsel nach dem Oberwallis, von Altdorf im Kanton Uri über den Klausenpaß nach Linthal, die Umbrailstraße im Kanton Graubünden, die die Stilfserjochstraße mit dem Münsterthal und der Ofenpaßstraße verbindet, und die Straße von Chur nach Arosa. Andre Projekte tauchen bereits wieder auf, von denen die Ueberführung des Sustenpasses, zur direkten Verbindung des Berner Oberlandes mit dem Gotthard, wohl am ehesten auf Verwirklichung Anspruch hat.

Welch riesige Summen von Kapital und Arbeit sind in diesen kunstvollen, kühnen Bauwerken angelegt, und doch sind sie nur ein Notbehelf auf absehbare Zeit, bis etwas Besseres kommt. Die Zukunft gehört der Eisenbahn. Gotthard, Brünig, Flüela haben den Einfluß der Eisenbahn bereits erfahren, im Simplon und im Albula arbeiten Hunderte von fleißigen Händen, dem Dampfroß einen Weg zu bahnen, über den Bernina ist man im Begriff, eine elektrische Bahn zu bauen, und für die meisten der übrigen Alpenpässe sind gleichfalls schon seit Jahren Durchstechungsprojekte vorhanden, die früher oder später zur Ausführung kommen dürften. Aber wenn auch der große Teil der hastenden, jagenden Welt in dumpfen Waggons durch die finstere Nacht der rauchigen Tunnels eilt, ohne Wissen oder Verlangen nach den auf dem Berge heimischen Schönheiten, so steht es doch dem nach Erhabenheit und Ruhe verlangenden Wanderer frei, den Jahrhunderte alten Weg zu wählen und sich an den Herrlichkeiten der Alpenwelt zu ergötzen.

A. Krenn

Wilhelm Busch

(Hierzu die Abbildungen Seite 68 und 69)

Man ist ein Mensch und erfrischt und erbaut sich gern an den kleinen Verdrießlichkeiten und Dummheiten andrer Leute; selbst über sich selber kann man lachen mitunter, und das ist ein Extrapläsier" — so charakterisiert der große Humorist, der am 15. April seinen siebzigsten Geburtstag feiert, in seiner Selbstbiographie „Von mir über mich" treffend die Wirkungen, die seine Kunst auf die Mitmenschen ausübt, soweit sie überhaupt für Humor empfänglich sind. Ja, wie kaum ein andrer hat er es verstanden, die Schwächen und Thorheiten der Welt, von denen kein Sterblicher ganz frei ist, in Bild und Wort zu bespötteln, und so sicher stets sein Witz den Nagel auf den Kopf trifft, so hat er doch nichts Verletzendes, sondern trägt das Gepräge harmloser Schelmerei. Eine Ausnahme hiervon bilden nur drei seiner Werke: Antonius, Helene und Filucius, mit denen er in der Zeit des sogenannten Kulturkampfes das Gebiet der politischen Polemik betrat und auf jener Seite, der die Pfeile seiner Satire galten, argen Anstoß erregte. Nicht mit Unrecht ist von denen, die sich getroffen fühlen konnten, auf den merkwürdigen Zufall hingewiesen worden, daß gerade auch in diesen Schriften sich ein Zug von Frivolität bemerkbar macht, der sonst dem Künstler-Poeten fremd ist. In der That läßt sich nicht leugnen: während man seine übrigen Werke dem Familientisch, der Hausbücherei zum Ergötzen für jung und alt unbedenklich anvertrauen kann, erscheint dies bei den vielberufenen Drei nicht ratsam. Aber selbst wenn man diese drei der Verdammnis preisgäbe — was unsrerseits keineswegs unbedingt geschehen soll —, so bliebe noch die ganze Schar der andern Schriften, in denen Wilhelm Busch sich als der harmlose Schalk voller sprühenden Humors zeigt, der wohl manchmal recht derb, aber niemals brutal ist, und an dem jedermann sich ergötzt, der nicht unrettbar einem grämlichen Philistertum verfallen ist.

Wilhelm Busch wurde in dem hannoverschen Flecken Wiedensahl als erster Sohn eines wohlhabenden Krämers geboren. Er schildert den trefflichen Vater in einer Art — stets nur mit langer Pfeife, wozu denn wohl auch der geblümte Schlafrock gehörte —, daß man annehmen möchte, jener habe ihm für etliche Figuren Modell gestanden, und stimmt dies, dann ist auch die Vermutung zulässig, der Künstler-Dichter habe in seinem „Schreihals" ein Abenteuerchen seines ersten Lebensjahres zum besten gegeben. Dem Wickelkinde ist aus Versehen die Lichtputzschere mit eingebunden, wogegen der Kleine mörderischen Protest erhebt, um sich erst zu beruhigen, nachdem das Uebel erkannt und beseitigt ist:

> Und Willi, der von Schmerz befreit,
> Lacht laut vor lauter Heiterkeit.

Als der Knabe neun Jahre zählte, kam er zur besseren Ausbildung in das Haus seines Oheims, des Pastors Kleine im Dorfe Ebergötzen, mit dem er später auch nach der Pfarre zu Lüethorst übersiedelte. Mit 16 Jahren bezog er die polytechnische Schule zu Hannover, um sich dem Maschinenbaufach zu widmen, und während der vier Jahre, die er dort verbrachte, genügte er auch der Militärpflicht. Inzwischen war bei ihm die Lust zur Malerei erwacht, der Widerspruch der gütigen Eltern gegen ein solches Umsatteln ließ sich schnell überwinden, und der nunmehr Zwanzigjährige ging auf die Kunstakademie in Düsseldorf, wo ihn der Antikensaal aber nicht besonders zu fesseln vermochte, so daß er bald nach der Antwerpener Kunstakademie übersiedelte, wo er in die Malklasse aufgenommen wurde. Bezwingenden Eindruck machten auf ihn die großen niederländischen Meister: „Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung malerischer Einfälle, verbunden mit stofflich juwelenhaftem Reiz, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, diese Farbenmusik, worin man alle Stimmen klar durchhört, vom Grundbaß herauf, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen."

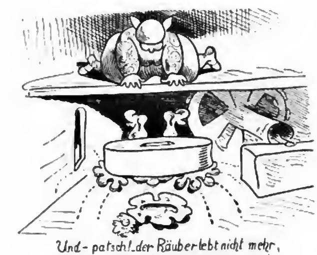
Aber das selbständige Schaffen des jungen Künstlers schlug doch ganz andre Pfade ein. In München, wohin er sich nunmehr begab, trat er in vertrauten Verkehr mit Altersgenossen der edlen Malzunft — darunter die später berühmt gewordenen Wilhelm Diez und Theodor Pixis —, und in dem von ihnen begründeten Verein „Jung München" entfaltete sich ein fröhlicher Humor, der in einer illustrierten Bierzeitung zu drastischem Ausdruck kam. Wilhelm Busch war ein eifriger Mitarbeiter, und schon in diesen Arbeiten, sagt mit Recht Eduard Daelen in seiner Schrift über unsern Humoristen, bekundet sich augenfällig die Hauptstärke des seltenen Talents, die es so außerordentlich zur Karikatur befähigte: mit möglichst Wenigem das Wesentliche zu treffen. Thatsächlich offenbart sich in diesen Bildchen, von denen Daelen in seinem Buche („Ueber Wilhelm Busch und seine Bedeutung", 1886, Düsseldorf, Felix Bagel) eine stattliche Anzahl wiedergiebt, bereits die außerordentliche Begabung für die künstlerische Satire, die den Zeichner später berühmt machen sollte.

Im Jahre 1859 begann Wilhelm Busch für die von Kaspar Braun und seinem Freunde Friedrich Schneider begründeten „Fliegenden Blätter" in München zu zeichnen, und bald gehörte er zu den beliebtesten Mitarbeitern. Ueber diese ersten Schritte in die Oeffentlichkeit sagt der Künstler: „Vielfach, wie es die Not gebot, illustrierte ich neben eignen auch fremde Texte, bald aber meinte ich, ich müßte alles selber machen. Die Situationen gerieten in Fluß und gruppierten sich zu kleinen Bildergeschichten, denen größere gefolgt sind." Den älteren Lesern werden zahlreiche Scherze in Erinnerung sein, die zuerst in den „Fliegenden" oder in den Münchener Bilderbogen und dann später unter verschiedenen Titeln gesammelt erschienen. Wir nennen beispielsweise die „Bösen Buben von Korinth", die von dem Fasse des braven alten Diogenes, den sie schnöde geneckt, platt gedrückt werden, ihre deutschen Vettern „Max und Moritz", deren Name zum geflügelten Worte geworden ist, und „Die beiden Enten", die man allerdings nicht selbst, sondern nur in ihrem beklagenswerten Opfer citiert:

> „Drei Tage war der Frosch so krank,
> Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!"



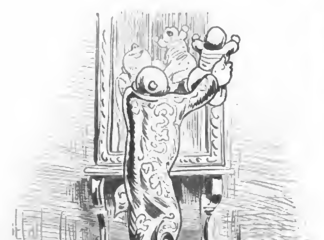
Schon rutscht er auf dem Ast daher,
Der Vogel, der mißtraut ihm sehr.
Aus: „Hans Huckebein, der Unglücksrabe"



Und - patsch! der Räuber lebt nicht mehr,
Der Mühlstein drückt ihn gar zu sehr.
Aus: „Die kühne Müllerstochter"

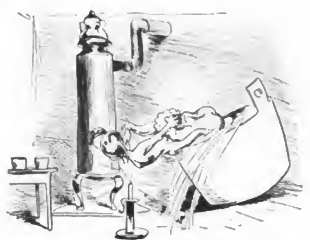


Denn — schnupp! — Der Tante Nase faßt er;
Und nochmals triumphiert das Laster!
Aus: „Hans Huckebein, der Unglücksrabe"



Er läßt ihn in den Spiegel schaun. —
Der Willi schreit, bis daß er braun.
Aus: „Der Schreihals"





Die Wanne wird zu enge
Für dieses Kampfgedränge.
Aus: „Das Bad am Samstag Abend"



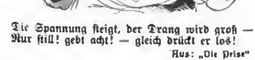
Voll Weisheit öffnet sie den Bund —
Da haben wir's! — Das war der Grund! —
Aus: „Der Schreihals"



Wilhelm Busch



Verdatsch!! — Die alte brave Lene
Kommt leider grad zu dieser Scene.
Aus: „Das Bad am Samstag Abend"



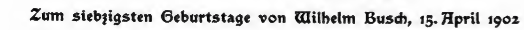
Die Spannung steigt, der Drang wird groß —
Nur still! gebt acht! — gleich drückt er los!
Aus: „Die Prise"



Und — witsch — getroffen ist die Bretzen,
Herrn Bartelmann erfaßt Entsetzen.
Aus. „Das Pusterohr"



Haptschih! — Wer schnupft und dieses hört,
Der findet es beneidenswert.
Aus: „Die Prise"



Zum siebzigsten Geburtstage von Wilhelm Busch, 15. April 1902

So populär nun Wilhelm Busch in kurzer Zeit geworden war, so karg war doch selbst für damalige Verhältnisse der Ertrag seiner Doppelkunst. Andre Verleger, die ebenfalls für ihre Unternehmungen diese ungewöhnliche Zugkraft gewinnen wollten, konnten vom Münchener Verlage nicht einmal die Adresse des Künstlers erfahren, der sich inzwischen nach seiner Heimat Wiedensahl zurückbegeben hatte, bis es endlich Eduard Hallberger, dem Begründer unsrer Zeitschrift „Ueber Land und Meer", gelang, das Geheimnis zu lüpfen. Seiner Aufforderung, auch ihm Beiträge zu liefern, kam Busch bereitwillig nach, und so erschienen in unserm Blatte eine ganze Reihe prächtiger Schwänke: neben dem berühmten „Hans Huckebein", dem Unglücksraben, der mit den ihm beigesellten Scherzen sich der 28. Auflage erfreut, das „Pusterohr", das „Bad am Samstag Abend", die „Kühne Müllerstochter", der schon oben erwähnte „Schreihals" und die „Prise". Diese Humoresken, auch in zwei Bänden bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen, gehören zu dem Besten, was die heitere Muse dem Künstler eingegeben hat, und an Popularität und Verbreitung wird der große „Huckebein" wohl von keiner der andern Schöpfungen übertroffen. Ueberaus glücklich prägt sich darin die Gabe aus, mit wenigem ungemein viel zu erreichen, und nicht minder ergötzlich wie die drolligen Bildchen sind die knappen begleitenden Verse; hier, wie auch bei andern Werken, mag man unschlüssig sein, was lustiger wirkt, der Text oder die Darstellung.

Wir können nun nicht die weiteren Schriften und Schriftchen des Gefeierten im einzelnen anführen, denn ihre Zahl ist viel zu groß, und begnügen uns mit der Angabe, daß seine Werke, nachdem er sich endgültig von den „Fliegenden" abgewandt, im Bassermannschen Verlage zu München erschienen. Nicht jeder von uns wird alle kennen, aber jeder kennt mehr, als er ahnt. Wir brauchen nur an die Menge der Citate im Munde der Gebildeten zu erinnern. Bei Büchmann ist Wilhelm Busch allerdings nur kümmerlich bedacht, aber in der Unterhaltung wie auch in der heiteren Schriftsprache wird er öfter angeführt, als die Redenden oder Schreibenden es sich bewußt sind. Wer daraufhin sich ein oder mehrere Bändchen unsers Humoristen ansieht, wird bald erstaunen über die Fülle des ihm Geläufigen und mit dem großen Kutschke sagen: „Was kraucht da in dem Busch herum!" Wir könnten dies durch eine Fülle ergötzlicher Wendungen belegen, begnügen uns aber mit dem einen, unsern Raumverhältnissen angemessenen Worte:

Enthaltsamkeit ist ein Vergnügen
In Sachen, welche wir nicht kriegen.

Ernst Schubert

Die Sphinx

Von tief-grüngoldenen Schatten umsäumt
In versunkener Gärten Wildnis
Ruht eine steinerne Sphinx und träumt,
Der Ewigkeit Rätselbildnis.

Eine Urne hält ihre Löwenhand, —
Und ruhelos Welle um Welle
Spült niederwärts vom moosigen Rand
Aus Erdendunkel zur Helle.

Ob der Lenz mit frischem Grün sich neut,
Ob der Sommer Blumen und Blüten,
Ob der Herbst ihr welke Blätter streut,
Ob Winterstürme wüten, —

Sie fragt nicht, wem zu Lust und Leid
Ihre fließenden Wasser taugen,
Sie schaut auf den Wechsel der wogenden Zeit
Mit leeren Rätselaugen.

Doch leise klingt der Wellen Lied:
„Wir ruhten, wir ruhten so gerne,
Wir sollen wandern und sind so müd',
Was treibt uns hinaus in die Ferne?

Wie war es uns wohl, als im Erdenschoß
Wir traumlos-selig schliefen.
Wer hat uns erweckt, wer riß uns los
Aus den kühlen, dämmrigen Tiefen?

Um des Lebens Hast unsre süße Rast
Mußten wir willenlos tauschen,
Ein böser Zauber hat uns erfaßt:
Wir müssen wandern und rauschen.

Durch hartes Gestein im Sonnenbrand
Sollen die Wege wir messen,
Bis einst uns wieder das alte Land
Winkt mit Nacht und Vergessen!"

So klinget und singet der murmelnde Chor,
So raunet es Stunde um Stunde.
Die Sphinx, sie horchet mit steinernem Ohr
Und lächelt mit steinernem Munde.

Aug. H. Plinke

Aphrodite

Eine Erzählung aus Griechenland

von

Gottfried Kühn

Es ist an einem Nachmittag des Monats März. Ueber den Oelbaumwäldern Attikas liegt unbewegt die glühende Hitze des Mittags; nur an den Küsten bringt ein frischer Seewind leichte Kühlung. An solchen Tagen wird der Landmann doppelt froh des schattenspendenden heiligen Oelbaums der Athene, unter dessen Laubkronen es sich gut ruhen, leicht arbeiten läßt.

Aber im entlegensten Süden des attischen Landes, wo das alte Vorgebirge Sunion als Grenzwarte sich erhebt, da grünt kein Oelbaum; nur niederes Gestrüpp bedeckt den steinigen Boden, welcher die Sonnenhitze doppelt empfindlich wiederstrahlt.

Und doch lebt auch da ein zufriedenes, weil genügsames Volk.

Gerade dort auf jenen Steinen sitzt solch ein zufrieden Glücklicher auf der ausgedörrten Heide, den selbst eine griechische Mittagsonne nicht im frohen Genießen seines Lebens stören kann.

Ein Bursche ist es von etwa achtzehn Jahren, tief gebräunt an Gesicht und Armen, in der einfachen Tracht des griechischen Hirten, welcher da in aller Ruhe seinen Ziegenkäse verzehrt, den er zeitweise mit einem stark nach Harz schmeckenden Weine anfeuchtet.

Dimitrios ist der Sohn eines Bauern, der da außen sein bescheidenes Gehöft bewohnt. Mit Schulbildung ist er nur wenige Jahre drüben in Laurion geplagt worden. Viel Wissenschaft drückt ihn gerade nicht, höchstens kann er in der Zeitung ein wenig buchstabieren, am liebsten hört er den Vater erzählen von den Turki, den alten Erbfeinden — dann blitzen seine großen schwarzen Augen vor Ingrimm, und er versucht mitzusingen, alte Klephtenweisen aus der großen, ruhmreichen Vergangenheit.

Manchmal kommt auch ein Pope zu Gast, oder es verirrt sich ein Fremder in das abgelegene Gehöft — für gewöhnlich aber ist unser Dimitri allein mit den Eltern, seiner Herde und sich selbst.

So sitzt er auch heute nachmittag auf seinem Throne, der von Ginster umbuscht ist, und beherrscht sicheren Blickes sein kleines Reich. Er ist schon einige Stunden diesen nicht gerade sehr anstrengenden „Regierungsgeschäften" obgelegen, und die untergehende Sonne mahnt zur Heimkehr.

Ein Pfiff, und sein erster Minister, ein zottiger großer Hund, beeilt sich, die zerstreuten Unterthanen zusammenzutreiben.

Aber ein teures Haupt fehlt. Da macht sich der junge Hirt auf die Suche. Bergauf, bergab klettert er an den Hügeln und Felsen; und endlich glaubt er dem Gesuchten nahe zu sein. Ein Sprung noch, und er befindet sich ganz unten am Meere auf einer kleinen Plattform. Die Wellen haben hier einen Felsblock aus seiner Verbindung herausgerissen, so daß eine Höhlung entstanden ist, die Dimitri früher nie bemerkt hat.

Er versucht einzudringen in das enge Felsengelaß, und da fühlt er, — denn zum Sehen ist's zu dunkel, — daß er sich in einer teilweise ausgemauerten Grotte befindet. Bald kann er aber auch sehen, denn drüben am fernen Horizont erhebt sich in hellem Glanze der volle Mond. Der Hirt steht in einem Gewölbe aus alter Zeit.

Nun wird es allmählich licht im Innern, staunend steht der Bursche da, denn im silbernen Scheine des Mondes erblickt er ein wundersam schönes marmornes Frauenbild.

Ohne Gewand, im Glanze ihrer hehren Schönheit: Aphrodite, einstmals wohl eine Götterstatue in dem Tempel auf Kap Sunion und später dann einmal in der abgelegenen Höhle verborgen vor römischer oder fränkischer Raubsucht.

Die Jahrhunderte haben dem göttlichen Leibe nichts anzuhaben vermocht. Wie ein lebendiger Körper erglänzt der leicht gebräunte pentelische Marmor im Lichte des Mondes — die weit geöffneten Augen scheinen zu leben, der weiche Mund, das milde, süße Gesicht — es ist, als müßten sie sich bewegen und die holden ambrosischen Glieder schwellen, wie von warmem Blute durchströmt.

Dimitri hat noch kein Weib gesehen als seine Mutter und gelegentlich einige Frauen in Laurion; verbietet es doch die gute griechische Sitte dem weiblichen Geschlechte, sich öfters als unumgänglich nötig auf der Straße zu zeigen. In strenger Keuschheit ist der Knabe herangewachsen am Herzen der Natur, stets mit sich und den Eltern allein. Ihm ist es nun, als träte ein Neues, Wundersames in sein Leben ein, von dem er nie etwas geahnt hat, das er auch jetzt nicht recht fassen, kaum fühlen kann: Aphrodite! Etwas anzurühren in der wunderbaren Höhle, getraut er sich nicht, er steht nur da mit leuchtenden Augen und klopfendem Herzen. Dann geht er leise wieder hinaus und eilt in mächtigen Sprüngen über Steine und Hügel dem elterlichen Hause zu.

In der Nacht hat der Jüngling einen wunderbaren Traum: das marmorne Götterbild tritt an sein Lager, die holde Gestalt beugt sich über ihn und küßt seine Lippen. Da ist's dem Hirten, als flösse ein neues Leben Feuer gleich durch seine Adern, seine Pulse klopfen, ein nie gekanntes Gefühl durchdringt ihn: er will aufspringen, der Schwindenden nacheilen — und erwacht.

Am folgenden Tage sitzt Dimitri wieder auf seinem gewohnten Weideplatze. Aber er ist ein andrer geworden. Sein treuer Hund, der gegen

Fremde ebenso wild ist, wie er sanft thut gegen seinen Herrn, — er kennt sich heute gar nicht aus. Wenn seine Schnauze liebkosend über das Gesicht des Träumers streichen will, so stößt ihn der Hirt unwirsch weg. Er denkt an andre Küsse, als der alte Freund sie ihm geben kann.

Und sobald die Dämmerung naht, schleicht Dimitri wieder fort, seinem Heiligtume zu. Dann sitzt er klopfenden Herzens im Dunkel, bis der Vollmond sich erhebt, und nun sucht sein trunkener Blick das Marmorbild. Auf einem Stein klettert er so weit hinan, daß er der lebensgroßen Figur Antlitz gegen Antlitz gegenübersteht. Und jetzt, da nur eine Handbreit sein Mund entfernt ist vom Gesichte der Göttin, da gedenkt er seines Traumes, und plötzlich kommt es über ihn wie ein Rausch. Er küßt das Marmorantlitz, den schwellenden Mund, die schmale Stirn. In heißer Glut umarmt er die marmorne Gestalt und preßt sich an sie, indem er Hals und Busen mit heißen Küssen bedeckt. Draußen rauscht das Meer und sanft über dem Kap Sunion der Sturm, der den Frühling begleitet, aber in Dimitris Herz tosen andre Gewalten, die stärker sind als Wind und Wasser, als Felsen und Flut.

So treibt es der Jüngling wochenlang. Jeden Abend besucht er das Heiligtum, mit Lebensgefahr sogar in stürmischen Neumondnächten, und untertags sitzt er träumend bei seinen Schafen.

Er kennt die Sage nicht, die von Pygmalion erzählt, aber er wünscht nicht minder heiß wie jener, daß ihm ein Menschenkind beschert werden möge, das jenem herrlichen Marmorweib gleiche.

Und eines Tages erscheint ein fremder Herr mit seiner Tochter. Er ist ein Gelehrter aus Athen, wohnt vorübergehend in Laurion und durchstreift die Gegend nach Altertümern. Er möchte einen Führer haben, und Dimitris Vater giebt ihm den Sohn mit. Da sieht der Hirt zum erstenmal ein schönes Menschenkind. Wie er das fremde Mädchen erblickt, da empfindet er jenes Gefühl, das ihm sonst nur seine marmorne Göttin hatte einflößen können. Verwirrt steht er da und schlägt die Augen nieder, dieweil das Blut ihm in die Wangen tritt. Sophia ist ein schönes Mädchen. Eine Gestalt, als hätte sie mit den Koren droben am Erechtheion Blumenkörbe getragen, mit goldbraunem Haar und edlem Profil. Dimitrios, du wirst dieser blauen Augen wegen deiner Marmorbraut untreu werden! Und so geschieht's auch. Jeden Morgen eilt der gute Bursche den Fremden entgegen, wenn sie von Laurion gefahren kommen; dann trägt er immer etwas bei sich für die Kyria (Herrin), sei es ein Strauß mühsam zusammengesuchter Blumen oder ein buntes Stück, das er am Strande gefunden hat.

Dann weilt er den ganzen Tag bei dem Gelehrten und berauscht sich in dem Gefühle von Sophias Nähe. Nach solchem Tagewerk findet sich des Abends allerdings keine Zeit mehr, fernwohnende Steingöttinnen aufzusuchen.

Dimitrios liebt das Mädchen wahnsinnig. Es ist die erste Liebe eines unverdorben keuschen und doch in südlicher Sinnlichkeit empfindenden Menschen. Ob das Mädchen seine Gefühle erwidert? Wohl mag sie etwas gemerkt haben von dem Feuer, das in der Brust des Jünglings glüht, aber mit siebzehn Jahren ist man noch nicht gewohnt, solche Dinge besonders tragisch zu nehmen. Sie freut sich in weiblicher Eitelkeit ihres glühenden Anbeters, sie selbst aber liebt vorläufig eigentlich nur ihren guten alten Papa.

Bis jetzt hat der Gelehrte noch nicht viel gefunden. Dies bedrückt ihn um so mehr, als erst vor wenigen Tagen die Kunde durch die Welt drang, welch herrlichen Fund die Deutschen in Olympia gethan, als sie den marmornen Leib des Hermes von Praxiteles an das Sonnenlicht wieder emporgehoben aus tausendjährigem Verborgensein.*) Ueber dieses Ereignis haben sie heute beim Essen gesprochen, dann ist der Gelehrte wieder nach einer benachbarten Ruine gegangen, die er untersuchen wollte, ob sich da Grabungen verlohnten.

Dimitri aber und Sophia sind hinaufgewandert zum Vorgebirge. Das Mädchen hat dem Hirten bei dem etwas steilen Aufstieg den Arm gegeben und stützt sich auch oben noch auf ihn.

Dimitri aber ist außer sich vor Entzücken. Und nun er mit der Liebe im Herzen umherblickt, da kommt ihm die ganze Herrlichkeit der umgebenden Natur, die er sonst immer wie etwas Selbstverständliches hingenommen hatte, zum erstenmal zum Bewußtsein. O, welcher Zauber ewiger Schönheit dringt dort ein in das Herz, dort oben auf jener stolzen, trotzigen Warte, wo die blendend weißen Tempelsäulen emporragen!

Ein tiefdunkler Himmel, ein leuchtend blaues Meer, das die weiten Fernen erfüllt. Ringsum die zackigen Uferfelsen, in der Nähe und in der Ferne die Inseln! Tiefrot steigen die Felsen aus der blauen Flut, und ein leichter blauer Duft liegt über ihren schroffen Zacken und Riffen.

Hochauf spritzt der Gischt der anstürmenden Wogen, und in den hochragenden Säulen singt der Sturm sein mächtig Heldenlied.

Dort in der Ferne liegt Aegina und daneben Salamis. Bis hierher reichte einst das Auge der kriegerischen Göttin, da sie noch hinaussah über ihr Attika von der geheiligten Höhe des Burgfelsens. Und wer jemals da oben stand, in dessen Herz klingt es ewig fort, das süße und doch so mächtige Lied, das die blaue Woge singt, wenn das Gold der Sonne auf ihr glänzt, das aus dem Wehen des Windes herausklingt: „Thalatta, thalatta!"

Wie die beiden da oben stehen, sagt plötzlich das Mädchen: „Wenn doch mein Vater nur auch einmal solch ein Kleinod aus alter Zeit finden würde, das wäre für ihn und auch für mich die größte Freude unsers Lebens!"

---

*) 8. Mai 1877.



Hinterlist. Originalzeichnung von Wilh. Kuhnert

„Auch du würdest dich darüber freuen, Kyria?" fragt darauf Dimitri.

„Und wie!" ruft Sophia lebhaft. „Was meinen Vater freut, das macht auch mich froh!"

„Ich werde euch etwas zeigen," sagt Dimitri leise und blickt dabei in des Mädchens Augen.

Dann führt er den Vater auf steilem, mühevollem Pfade hinab in die Höhle. Die Tochter bleibt oben bei den Säulen und wartet.

Der Gelehrte hat kaum die Statue erblickt, da faßt er den Hirten an der Schulter, schüttelt ihn, küßt ihn fast, gebärdet sich wie närrisch.

„Das ist eines der schönsten Kunstwerke aus griechischer Zeit!" ruft er Dimitri zu, der ganz verdutzt dasteht.

„Bleibe du hier bei Sophia, ich fahre noch heute nach Laurion. Die Kollegen von Athen müssen sofort kommen, um meinen Fund zu bewundern. Und jetzt hole ich gleich einige Fischer, die sollen, bis ich wiederkomme, die Figur in einen Nachen bringen. Morgen muß dann sie nach Laurion geschafft werden!"

Jetzt erst begreift Dimitri, daß er sich von seiner Göttin trennen soll. Ein schneidend Weh zieht ihm das Herz zusammen, aber wenn er an Sophia denkt, wird's ihm wieder wohl.

Er eilt hinauf zu ihr, die ihm freudestrahlend entgegentritt, da der Vater sie mit wenigen Worten schon unterrichtet hat.

„Wie kann ich dir danken, Dimitri!" ruft sie, „du guter, treuer Mensch!" Und sie steht vor ihm strahlenden Antlitzes, mit leuchtenden Augen. Ihre Brust hebt sich und senkt sich im Sturme der inneren Erregung: Aphrodite! Ein schönes Menschenkind im ganzen Zauber der Jugend und Kraft.

Es ist für den armen Dimitri zu viel. Lange hat er sich beherrscht, aber nun ist's zu Ende.

„Ich liebe dich, Kyria!" ruft er aus. „Nur deinetwegen habe ich dem fremden Herrn alles gezeigt!" Und er umfaßt das Mädchen und zieht sie an sich, wie er es dazumal mit seiner Göttin gethan. Aber dem Mädchen ist diese Glut beängstigend, und sie verletzt ihren Stolz. Sie macht sich los, stößt den allzu Kühnen weg und ruft:

„Pfui, Dimitri, so belohnst du unser Vertrauen! Welch häßliche Art, mich anzufallen und zu erschrecken! Geh fort, ich zürne dir ernstlich!"

Dimitri steht da wie vom Blitz getroffen. Er schämt sich seiner Zurechtweisung und ist zugleich zornig. Und daneben regt sich in ihm ein dumpfes Gefühl, an dessen Möglichkeit er in seiner Naivität noch gar nicht gedacht: Ich bin ihr ganz gleichgültig, sie erwidert nichts von dem, was mich schon so lange bewegt.

„Sophia, ich liebe dich," sagt er endlich mit zuckenden Lippen, „sage nur das eine: liebst du mich?"

„Ich liebe meinen Vater," erwidert das Mädchen und wirft trotzig den Kopf zurück, „jedenfalls aber niemals einen solch ungestümen Gesellen, wie du einer bist. Jetzt verlasse mich, ich gehe nach Hause!" Und sie steigt hinab, um auf den Vater zu warten, der in einigen Stunden von Laurion zurückkommen wird.

Dimitri steht noch lange wie geistesabwesend. Diesem Mädchen zuliebe hat er seine Göttin verraten, die jetzt eben auf Tragen und Gurten von Männern den Strand hinabgebracht wird. Nun geht Sophia nach Athen zurück und die andern auch, und er ist wieder allein in seiner Einöde!

In der Seele des armen Dimitri wird's nicht ruhig. Er stürmt hin und her, klettert über Felsen, eilt mit den bloßen Füßen über die spitzen Steine, durchfurcht die dichtesten Gebüsche — er achtet keines Schmerzes. So wird es Abend.

Und endlich sitzt er unten am Meeresspiegel. Da rauschen die Wellen bald so laut und drängen so stürmisch an, daß sein Herz mit aufschreit in seinem Schmerze, und dann murmeln die Wasser wieder leise und tröstend, daß es ihm ruhiger wird in der Seele.

Oben durch des Tempels Säulen saust der Sturm. Unten schaukelt an sicherer Kette das kleine Lastschiff, in dem die Göttin geborgen ist. Und Dimitris Auge fällt darauf. Er stürmt hin; ein Satz, und er ist im Schiffe. Wie ein Rasender reißt er alle Binden und Schnüre ab, die um den Leib der Göttin schützend gelegt sind, und jetzt jauchzt er, da er sie wieder hat. Er hält sie umschlungen und küßt sie: Aphrodite!

„Nun bist du wieder mein, du Liebste! Die falsche Welt soll dich nicht besitzen!"

Und er löst die Kette und stößt ab vom Lande. Hurra, eine herrliche Fahrt! Er grüßt hinauf zu den silbernen Säulen, dann treibt die Flut das Schiff hinaus auf schwarzblauer Woge. Nun sind sie auf hoher See. Da wälzt er der Statue schwere Steinlast nach einer Seite des Schiffes.

Das Boot legt sich langsam zur Seite, nun noch mehr, und jetzt dringen schmeichelnde Wellen ein und umfluten den Leib der Göttin. Tiefer und tiefer senkt sich das Schiff, dann entgleitet ihm langsam die Statue mit dem Jüngling, der sie fest umklammert hält, und über beiden schließt sich das heilige Meer:

Aphrodite!

Komm, o Lenz!

Komm, o Lenz, du Zeit der Wonne,
Lächle mir, auch mir einmal!
Gönne mir von deiner Sonne
Einen einz'gen warmen Strahl!

Streue Blüten auf mich nieder,
Eh es heisst: „Zu spät, zu spät!"
Du bist ewig und kommst wieder,
Aber meine Zeit vergeht!

Aug. H. Plinke

Schutz der Tiere gegen Feinde

In der freien Natur finden sich bei den Tieren die verschiedensten Einrichtungen, den Nachstellungen ihrer Feinde zu entgehen; sie sind entweder auf Schutzfärbung und Schutzzeichnung, durch die sich die Tiere von ihrer Umgebung nur sehr wenig abheben, so daß sie leicht von ihren Feinden übersehen werden, oder auf einen besonders gestalteten Körperbau zurückzuführen. Als ein Beispiel für die letztere Einrichtung nenne ich die Stabheuschrecke, die in ihrer Gestalt einem sich verästelnden Baumzweig ähnelt. Zu erwähnen ist noch, daß auf diese Weise geschützte Tiere solche Orte für ihren Aufenthalt wählen oder solche Stellungen einnehmen, die mit ihrer Schutzvorrichtung in Uebereinstimmung sind und diese in ihrem Wert als Schutzmittel gegen Nachstellungen ergänzen.

Außer diesen sich auf Gestalt, Färbung und Zeichnung beziehenden Eigenschaften giebt es eine große Anzahl verschiedener Einrichtungen für Schutzzwecke, die sich auf die Lebensweise und die Gewohnheiten der Tiere beziehen lassen.

Körperbau und Lebensgewohnheiten der nachstellenden Raubtiere, wie der ihnen zur Beute fallenden Geschöpfe zeigen in gewissem Sinne Uebereinstimmungen, die auf dem Abhängigkeitsverhältnis dieser Tiere voneinander beruhen. Das läßt sich leicht an Beispielen klarmachen. Schärfe der Sinne bei den Beutetieren, wie sie z. B. den Antilopen eigen ist, setzt auch eine gleiche Sinnesausbildung der Raubtiere, denen die ersteren zur Beute fallen, voraus. Auf der andern Seite ist aber nicht zu verkennen, daß, da es sich bei den Raub- und Beutetieren um systematisch weit auseinander stehende Geschöpfe handelt, diese körperlich oft nicht in dem Maße begünstigt sind, als es der Zweck, sei es zur Erlangung der Beute, sei es zum Schutz vor dem Feinde, erforderlich macht. In diesen Fällen wissen sich die Tiere durch Eigentümlichkeiten in ihrer Lebensweise zu helfen. Die große „Flüchtigkeit" der Antilopen wird lange nicht in dem Maße von den sie jagenden Raubtieren erreicht, woraus hervorgeht, daß letztere unmöglich die davonjagende Gazelle einholen können. Sie suchen diesen Mangel auf verschiedene Weise auszugleichen. Viele Raubtiere setzen sich durch Hinterlist in den Besitz ihrer Beutetiere durch Beschleichen. Sie benutzen hierzu nicht nur Deckungen, um in die Nähe der Opfer zu gelangen, sondern berücksichtigen auch deren Lebensweise, indem sie die Abendzeit wählen, wo jene zur Tränke kommen oder sich lagern. Namentlich suchen sie sich aber gegen den Wind heranzuschleichen, damit Gehör und Geruch der Beutetiere ihnen den Fang nicht vereiteln. Eine Scene, wo es dem Löwen gelang, unmittelbar an das Lager der Antilope heranzuschleichen, führt uns der Stift des Künstlers auf dem von uns auf Seite 73 wiedergegebenen Bilde vor Augen. Sehr oft werden aber die vortrefflichen Sinne der Antilopen sie rechtzeitig vor dem heranschleichenden Feinde warnen.

Was dem einzeljagenden Räuber nicht gelingt, das bringen mehrere vereinigt fertig. Deshalb rudeln sich viele Raubtiere zusammen, um gemeinschaftlich das Wild zu umstellen und zur Strecke zu bringen. Der einzeljagende Räuber ist besser im dichten Wald im Vorteil, da er hier mehr Deckung zum Heranschleichen findet. In der offenen und wenig von Pflanzen bestandenen Ebene, in Steppen und Wüsten sieht das Wild viel eher den herannahenden Feind, und es findet auch weniger Hindernisse, flüchtigen Fußes zu enteilen. Hier bietet die Zusammenrottung der Raubtiere den größtmöglichen Jagdvorteil. Aus diesem Grunde rotten sich die Hyänenhunde und Wölfe zusammen. Auch die Löwen werden, den Berichten vieler Reisender zufolge, zu mehreren vereint jagend angetroffen. Diese Jagdmethode mancher Raubtiere wird die Veranlassung zur Zusammenrudelung ihrer Beutetiere, die durch gemeinsame Wachsamkeit und Abwehr sich gegen den gefährlichen Feind zu schützen suchen.

In vereinzelten Fällen paßt sich das Raubtier in seinem Körperbau auch direkt demjenigen seiner Beutetiere an. Als Beispiel hierfür kann der Gepard gelten, der in seiner gesamten Körpergestalt den guten Läufer verrät, namentlich durch seine schlanken und hohen Läufe, durch die er der schnellfüßigen Antilope nachzueilen befähigt ist.

Andre Säugetiere haben die Fähigkeit, sich durch Einscharren ihren Verfolgern zu entziehen. Auf diese Weise entgeht das Erdferkel häufig seinen Nachstellern. Es ist dieses ein sehr scheues Tier, das sich nachts bei dem geringsten Geräusch unverzüglich in die Erde gräbt.

Als ein ganz besonderes Schutzmittel mancher Säuger ist auch das Stachelkleid und die damit in einzelnen Fällen verbundene Möglichkeit des Aufrollens aufzufassen, wie dieses die Igel vermögen.

Die große Kletter- und Schwimmfähigkeit andrer Vertreter der Säugetiere ist ebenfalls ein vorzügliches Mittel, sich den Verfolgungen zu entziehen. Wie sehr sich die Raubtiere den Lebensgewohnheiten ihrer Beutetiere anpassen, lehren auch Eisbär und Leopard. Da die zu vortrefflichen Wassersängern entwickelten Seehunde die Hauptnahrung des Eisbären abgeben, ist der letztere gezwungen, sich zum ausgezeichneten Schwimmer und Taucher auszubilden, während auf der andern Seite der Leopard, um die geschickt kletternden und springenden Affen zu erjagen, sich vortrefflich auf das Klettern und Springen versteht. Ein ganz eigenartiger Schutz, um den Verfolgern zu entgehen, liegt in der Gewohnheit des Hasen, bei der Flucht Haken zu schlagen.

Das Stinktier hält sich seine Verfolger durch Entleerung seiner Drüse vom Leibe; ebenso giebt es auch unter den Amphibien und Insekten Arten, die sich durch Absonderung übelriechender und ätzender Säfte verteidigen. Als Beispiel will ich nur die Kröten und Blattschildläuse anführen. Die Tintenfische, welche einen Beutel mit tintenartigem, d. h. dunkelgefärbtem Inhalt besitzen, entgehen ihren Feinden dadurch, indem sie ihn entleeren und das Wasser in weitem Umkreis dermaßen trüben, daß sie sehr schwer aufzufinden sind. Noch viele ähnliche Beispiele ließen sich dafür anführen, wie weise die Natur ihre Geschöpfe vor gänzlicher Ausrottung zu schützen weiß. Alexander Sokolowsky



Frühjahrstoilette

Strassentoilette aus weissem Tuch

Robe aus pflaumenblauem



Kostüm aus lichtgrauem Tuch

Kostüm aus Voile de soie

Promenadenkostüm aus grauem Tuch

Zu dem Artikel: „Pariser Frühjahrsmoden“ Seite 78

Pariser Frühjahrsmoden

(Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen von Reutlinger, Paris)

Wie Frühlingsahnen liegt es in der Luft, und der weiche, warme Erdgeruch zaubert unsern empfindlichen Nerven schon den Veilchenduft vor, noch weit eher, als sie wirklich ihre blauen Köpfchen dem Lichte zuwenden. Das ist die rechte Stimmung für die Damenwelt, um die neue Frühjahrsausrüstung zu beschaffen, die schon vorhanden sein muß, wenn endlich wirklich der Lenz erwacht ist.

Weißes Tuch bildet das elegante Material der Straßentoilette, die wir hier unsern Leserinnen vorführen. Der Rock fällt unten zu einem doppelten Volant aus, dessen jeweiliger Ansatz durch schmale, wellenförmige, weiße Taffetseidenbiais kaschiert ist. Den Rand des Volants umziehen sie ebenfalls, dicht gedrängt, sechsmal übereinander. Ueber einem breiten Schweizergürtel aus gezogener weißer Taffetseide, der seitlich vorn durch eine schmale Rüsche geschlossen wird, öffnet sich der allerliebste Bolero, der durch einen welligen Fichukragen besonders apart wirkt. Um ihn wie um den Rand des Jäckchens ziehen sich die gesteppten Biais wie am Rock und umgeben im Zwischenraum auch als wellenförmiger Schmuck den Bolero. Die einzelnen Enden laufen in Oesen aus, durch ziselierte Goldknöpfe mit Bergkrystallen gehalten. Das gleiche wiederholt sich auf dem Spitzeneinsatz, der den oberen Teil des Bolero bildet. Gebrannter weißer Chiffon mit Guipürespitze bildet den Einsatz, sowie die untere, zu Puffen abgebundene Hälfte der Aermel, die in spitzen Zacken über das duftige Gewebe fallen.

Weiterhin führen wir unsern Leserinnen ein Promenadenkostüm vor, dessen taubengraues Tuch sich ganz vorzüglich für die abgenähten Säumchen eignet, die oben am Rock, um die Hüften, diesen die notwendige und moderne Enge geben. Den unteren Rand der Jupe ziert ein gestepptes graues Atlasbiais, von dem in Oesenform kleine Schlingen vereinzelt nach oben streben. Ein gleiches Biais umgiebt in griechischer Anordnung in Kniehöhe den Rock, nur die schmale Vorderbahn freilassend. Schmale, nach unten ausspringende Säumchen füllen die unten offenen Quadrate und ziehen sich als Blende bis zum Rockbund hinauf. Die Bluse mit kleinem Schoß hat von unten aufstrebende, von der Schulter abfallende Säumchen und ist, wie der Rock, mit Atlasbiais garniert. Kleine Revers aus weißem Tuch mit Silberstickerei bilden eine graziöse Unterbrechung, nicht minder der Stehkragen, der durch einen Umfallkragen verlängert wird. Aus weißem Tuch gefertigt, zeigt er schwarzes Sammetband als Aufputz, ein Zierat, der sich unten an den weiten, in Säumchen genähten Aermeln wiederholt. Bizarr, aber äußerst kleidsam ist der Hut aus weißem Möwengefieder mit kokettem seitlichen Flügelaufputz.

Wenn der jungen Gattin das köstlichste und echteste Glück der Ehe zu teil wird, sie aber aus Liebe zum Gatten so lange als angängig auch bei Gesellschaften den Vorsitz führen will, da heißt es ganz besonders sorgsam die Toilette wählen. Alle die angehenden jungen Mütter werden es uns daher sicher danken, wenn wir ihnen in dem nebenstehenden Modell einen kleinen Fingerzeig geben, auf welcher Basis ein solches Kleid aufzubauen ist. Voile de soie — Seidenschleier nennt sich das duftige Gewebe, das in hellgrauer Farbe in lang herabfallenden, fließenden Falten die Gestalt umwallt. Eine köstliche altrussische Stickerei in Rot, Blau, Grün, Gold, aus Chenille und Seide, zieht sich vorn herab bis zum Saum, mit ungleich langen Bändchen dem Rock aufgeheftet. Dieselbe Garnitur setzt sich an der Taille fort, um als großer Kragen, über die Schultern fallend, weiterzugehen. Graue Sammetbänder — die gleichen wie am Rock —, mit Pierres de Strass bestickt, bilden, dreimal übereinandergesetzt, den Abschluß und Schmuck der eckig geschnittenen Passe aus gezogener Valenciennespitze. In russischem Stil sind auch die vollen Voile de soie-Aermel gehalten, zweimal unterbrochen durch aufgesetzte Valencienne-Zwischensätze, aus denen auch die das Handgelenk fest umschließenden Manschetten gebildet sind. Die geeignetsten Farben für dies anmutige Kostüm sind grau oder schwarz.

Sammettoiletten bezeichnen den Gipfel des Geschmacks. In Anbetracht dieser Strömung bringen wir ferner eine sehr schöne, elegante und dabei doch solide Robe aus pflaumenblauem Sammet. Das Material wirkt schon allein für sich, und so bedarf es nur eines geringen Aufputzes, denn jedes Zuviel ist vom Uebel und erscheint protzenhaft. Schmale Biais, viermal übereinandergesetzt, trennen den Serpentinvolant vom oberen glatten Rock. Sie sind aus hellerem Atlas in abstechender Nuance, es ist aber genau zu beachten, daß die zwei Farben im Grundton übereinstimmen. Der Gürtel, der Abschluß der Aermel und der Taille, sowie ein scheinbarer Umlegekragen an ihr sind aus den gleichen Biais gefertigt, und nur der kleine Spitzeneinsatz mit prunefarbigem Sammetbändchen erhellt die dunkle Pracht. Von besonderer Schönheit ist der ganz aus gezogenem schwarzen Tüll bestehende flache runde Hut mit aufgebogener Krempe, einem riesigen Tuff Tüll und einer großen, weißen Straußenfeder, sowie die mächtige, überaus kostbare Boa aus Schwarzfuchs, dem für das Frühjahr bestimmten Modepelz.

Bei dem entzückenden Kostüm aus den Ateliers der Maison Doeuillet bildet lichtgraues Tuch, mit vollen helllila Veilchentuffs aus Chenille bestickt, die Grundidee. Dazwischen ziehen sich grünliche Sammetblättchen und lange, lanzettenförmige, unkurbelte Blätter hin, die ausgeschnitten und mit echten Valenciennespitzen wieder gefüllt sind. Ueber diesem enganliegenden Prinzeßkleid, das am unteren Rande eine schmale Zobelverbrämung aufweist, fällt ein rückwärts anliegender, vorn offener Bolero, der wie der Rock mit Blättern und Spitze geputzt ist. Apart sind die Aermel, aus denen unterhalb des Ellbogens eine große Puffe aus Guipürespitze hervorquillt. Den Abschluß dieser Aermelpuffe und des vorn ausgebogenen Jäckchens bilden runde, geflochtene Goldknöpfchen. Col- und Sattelpasse aus Spitzen. Von riesigem Umfange ist der schwarze Filzhut, der überreich mit langen Straußenfedern garniert ist, die an der linken Seite bis zur Schulter herabfallen.

Da uns die moderne Gärtnerkunst fast vergessen läßt, wann die wahre Blütezeit einer Blume ist, so daß uns Veilchen im April, Maiglöckchen im Mai und Rosen im Juni fast unzeitgemäß vor-

kommen, so wollen wir auch auf den Kostümen für die Lenztoiletten nicht seine Embleme haben, sondern ziehen die einer andern Jahreszeit vor. „Robe de printemps“ nennt Jeulin sein reizendes Modell und schmückt dies Frühlingskleid mit — Weintrauben. Das braune Tuch, die große Mode für das Frühjahr, ist hier sehr hübsch arrangiert. Als Volant mit ausspringenden kleinen Säumchen ist die untere Partie gedacht, abgeschlossen und umgeben von einem rückwärts hohen, vorn übereinanderfallenden Bande, das sich nach unten senkt. Darauf befinden sich in reizvollster Nachahmung aus Chenille ineinandergeflochtene Weinranken, ab und zu durch volle lila Weintrauben mit grünem Weinlaub unterbrochen. Der Effekt ist ganz apart. Wie eine angesetzte Schleppe, unter dem breiten Sammetstreifen verlaufend, nimmt sich die in gleicher Weise garnierte Rückbahn des Rockes aus. Auch auf der Taille, mit dem durch Säumchen imitierten Bolero, findet sich das gleiche Rankenwerk wieder. Zackigfallende echte Spitzen über braunen Sammetbändern bilden ein Plastron und den Sattel, sowie die enge, hohe Manschette des Aermels. Sehr kleidsam ist der große Florentiner mit graziösen Rosengewinden und braunen Sammetschleifen.

A. v. N.

Zum Jubiläum der Marine-Infanterie

(Mit fünf Zeichnungen von Adolf Wald)



Garde-Marinier in Sommerparade, 1832

Am 13. Mai begeht die deutsche Marine-Infanterie das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens. Allerdings bezieht sich dieses Jubiläum nur auf die Organisation der Marine-Infanterie in ihrer jetzigen Form. Wollte man ihre Geschichte bis auf die Zeit der ersten Begründung verfolgen, so hätte sie längst ein zweihundertjähriges Jubiläum feiern können, denn schon der Große Kurfürst errichtete im Jahre 1660 eine Art Marine-Infanterie, indem er dem Grafen Dönhoff auftrug, „auf zwei Schiffen, die Seine Kurfürstliche Durchlaucht schicken wird, zwanzig gute, gesunde Musketiere nebst zwei Unteroffizieren von denen in Preußen stehenden Regimentern zu Fuß zu geben und selbige gehörig zu mundieren.“ In jenem Jahre rüstete der Große Kurfürst ein Geschwader aus, um seine Ansprüche gegen Spanien zur See durchzusetzen und zwar, wie die Zukunft lehrte, mit großem Erfolg. Die Instruktion für den Geschwaderchef besagte: „Er soll die Soldaten die Schiffsarbeit lehren und mit der Zeit zu Matrosen machen, weil Wir geneigt sind, selbige alle Zeit zur Marine zu gebrauchen.“

Es wurde also schon damals eine Marine-Infanterie formiert. 1684 errichtete man für die Dienste der afrikanischen Kolonien eine „compagnie de Marine“ in der Stärke von einem Hauptmann, einem Leutnant, einem Fähnrich und 110 Mann. Die Truppe sollte in Emden als Garnisonbataillon stehen und im stande sein, auch für die Kriegsschiffe die nötige Besatzung an Soldaten herzugeben. Schon ein Jahr später erhielt diese Truppe den Namen „Marinebataillon“ und ergänzte nicht nur die Infanterie der Kriegsschiffe, sondern auch die Besatzung der Forts in Westafrika, welche der Große Kurfürst bei Friedrichsberg angelegt hatte. In dem nächsten Jahre wurde diese Truppe auf drei, später sogar auf vier Compagnien erhöht. Im Jahre 1692 waren noch zwei Compagnien vorhanden, welche mit einer Compagnie ostfriesischer Truppen unter Friedrich dem Großen 1744 in ein Garnisonbataillon (Nummer 12) umgewandelt wurden.

Dann kommt die marinelose Zeit, in der Deutschland seine einstige Weltmachtstellung auf dem Meere verlor und es kaum noch wagen durfte, unter eigner Flagge Schiffahrt an den Küsten zu treiben. Erst 1849, als durch Deutschland eine gewaltige Begeisterung für die Errichtung einer Flotte ging, schon um der Anmaßung des kleinen dänischen Staates zu begegnen, der sich gegen das zur See ohnmächtige Deutschland die größten Insolenzen gestattete, formierte man in Preußen ein Marinekommando in Stettin unter dem Namen des „Marinierecorps“, in das auch die „Gardemariniers“ in Potsdam, die seit dem 30. September 1823 bestanden, aufgenommen wurden. Es waren dies 2 Unteroffiziere und 10 Mann, welche von der Garde-Pionierabteilung zur Bedienung der königlichen Lustfahrzeuge auf den Havelseen gestellt worden waren. 1850 betrug das Marinecorps 2 Compagnien in der Friedensstärke von 1 Stabsoffizier, 1 Adjutanten, 1 Unterzahlmeister, 1 Schreiber, 2 Hauptleuten, 2 Premier- und 4 Sekondeleutnants, 2 Feldwebeln, 8 Sergeanten, 10 Unteroffizieren, 40 Gefreiten, 10 Spielleuten, 260 Mariniers und 2 Assistenzärzten. Diese zwei Marinecompagnien sollten zur Ergänzung des Matrosencorps dienen. Man verfügte bei der Begründung der Flotte nicht über eine genügende Anzahl von Matrosen und wollte diese beiden Compagnien im Frieden bei der Küstenflottille, im Kriege für den Ruderdienst (man hatte damals noch Ruderkanonenboote), zum Wachtdienst in den Werften, Forts und See-Etablissements, endlich zum Detachement an Bord der größeren armierten Schiffe verwenden.

Am 13. Mai 1852 erhielten die bisherigen Mariniers die Bezeichnung „Seebataillon“, und zwei Jahre später, 1854, erschien ein Organisationsreglement betreffs der „Seesoldaten“, die für lange Zeit bei der preußischen, später bei der norddeutschen und endlich bei der deutschen Kriegsmarine die Marine-Infanterie bildeten.

In der ersten Zeit stellte man meist Mann-



Premierleutnant im Dienstanzug Seesoldat im Wachtanzug

1852

schaften ein, die entweder an der Meeresküste oder an binnenländischen Flüssen und Seen ein Gewerbe als Fischer oder Schiffer betrieben hatten. Später ging man von diesem Prinzip ab, und heute werden Mannschaften aus dem Bereich des gesamten Deutschen Reiches, mit Ausnahme von Bayern und Württemberg, für die Marine-Infanterie ausgehoben. Die Ergänzung des Offiziercorps des Seebataillons erfolgte bis 1866 durch Annahme von Avantageuren oder Einstellung von Portepeefähnrichen; seit jenem Zeitpunkt aber wurde bestimmt, daß die Ergänzung des Offiziercorps nur durch geeignete, bereits ausgebildete Infanterieoffiziere der Armee zu geschehen habe, die behufs Uebertritts zum Seebataillon bei ihrem Truppenteil ausscheiden und dann zur Infanterie der Armee wieder zurückkehren, nachdem sie eine Anzahl von Jahren im Seebataillon Dienste gethan haben.

Die 3. Compagnie des Seebataillons war im Jahre 1853 errichtet worden, die 4. Compagnie 1859, die 5. 1869, die 6. 1871. In dieser Formation von 6 Compagnien blieb das Seebataillon bis zum Beginn der Regierung Kaiser Wilhelms II. und dem damit zusammenhängenden Aufschwung der deutschen Marine.

Von wichtigen Begebenheiten aus der ersten Zeit seines Bestehens hat das Seebataillon eine einzige kriegerische Aktion zu verzeichnen, die am 7. August 1856 unter dem Befehl des Admirals Prinz Adalbert von Preußen stattfand. Die preußische Dampfkorvette „Danzig", auf einer Uebungsfahrt im Mittelländischen Meer begriffen, wurde an jenem Tage am Kap Tres-Forcas von Riffpiraten angegriffen, die schon wiederholt deutsche Schiffe ausgeplündert hatten. Rasch entschlossen landete der Prinz eine Anzahl Seesoldaten, die sich auf der Korvette befanden, sowie Matrosen und lieferte den Piraten ein Gefecht, in dem sie einen wohlverdienten Denkzettel für ihre Räubereien erhielten. Der 2. Zug der 3. Compagnie des Seebataillons mit 1 Leutnant, 4 Unteroffizieren, 2 Gefreiten und 52 Seesoldaten nahm an dieser Aktion teil.

Bei den Mobilmachungen von 1850 und 1859, 1866 und 1870 waren die Mannschaften des Seebataillons auf den verschiedenen großen Kriegsschiffen verteilt oder thaten Bewachungsdienst am Lande, kamen jedoch nicht zur Aktion. Dafür war der Dienst 1870/71 reich an Anstrengungen und Entbehrungen, da die Truppen monatelang in Alarmbereitschaft in Dörfern und Baracken lagen. Einen herben Verlust erlitt das Seebataillon am 31. Mai 1878 beim Untergang des deutschen Panzerschiffes „Großer Kurfürst" auf der Höhe von Folkestone. 59 Mann, darunter 6 Unteroffiziere, fanden bei dieser Katastrophe ihren Tod. Anfang Juni 1885 gingen 3 Gefreite des Seebataillons mit der Korvette „Augusta" verloren, die auf der Fahrt nach Ostindien verschollen und höchst wahrscheinlich im Golf von Aden einem Cyklon zum Opfer gefallen ist.

Am 6. März 1893 erließ Kaiser Wilhelm II. eine Kabinettsordre, durch die er mitteilte, daß dem Seebataillon eine Fahne verliehen werden solle, deren Nagelung am 19. März im kaiserlichen Palais Unter den Linden erfolgte. Am 1. April wurde die Fahne dem Seebataillon in Kiel feierlich überreicht.

Die Uniform hat verschiedene Wandlungen erfahren. Im Jahre 1852, als das Seebataillon unter diesem neuen Namen errichtet wurde, trugen die Mannschaften einen blauen Waffenrock mit blauem Kragen und Aufschlägen. Der Rock hatte ein gelbes Passepoil und Knöpfe mit dem Anker, wie sie die Marine trug. Die Schulterklappen waren weiß und zeigten einen gelben Anker. Die dunkelblaue Hose hatte eine gelbe Biese. Der Soldat trug das Infanterieseitengewehr, einen Karabiner und war mit Patronentasche und Tornister wie der Infanterist versehen. Sein Anblick war ein höchst komischer für das Soldatenauge, denn er trug einen Artilleriehelm. Die Offiziere trugen blauen Kragen mit goldenen Litzen. Der Rand des Kragens war oben mit silberner Tresse besetzt, ebenso saß eine solche silberne Tresse auf den Aermelpatten. Die Schärpe war aus Silber, die Epauletten waren denen der Marineoffiziere nachgebildet und hatten schon beim Premierleutnant goldene Kantillen und goldene Halbmonde, während das Feld und der Steg des



Feldwebel im Dienstanzug   Hauptmann im Ueberrock   Seesoldat im Marschanzug   Hornist in Bordjacke

1862



Gefreiter im Paradeanzug   Seesoldat im Bordanzug   Adjutant im Dienstanzug   Offizier im Ueberrock   Offizier in Tropenuniform

1886

Epaulettes aus Silber bestanden und ein goldener Anker im silbernen Felde lag.

Die Offiziere trugen den sogenannten Füsiliersäbel der Armee. Dieses Seitengewehr erwies sich jedoch als außerordentlich unpraktisch. Beim Herabsteigen vom Fallreep blieben die Offiziere mit dem Säbel hängen und verletzten sich wiederholt. Als im Jahre 1862 ein Hauptmann John sogar durch diesen Füsiliersäbel beim Absteigen über das Fallreep so unglücklich zu Fall kam, daß er den Tod fand, wurde jener für immer abgeschafft, und die Offiziere erhielten den Marinesäbel mit Korb in schwarzer Lederscheide. Zu gleicher Zeit, nämlich im Jahre 1862, änderte man auch die Kopfbedeckung der Mannschaften und Offiziere. Der Helm hatte sich als durchaus unpraktisch erwiesen. Besonders in den Tropen litten die gelben Metallbeschläge durch Rost außerordentlich. Man entschloß sich daher, den Mannschaften des Seebataillons Tschakos zu geben, die zuerst aus blauem, später aus schwarzem Filz, mit Leder besetzt, angefertigt wurden. Für die Tropen wurde außerdem ein vollkommen weißer Anzug mit Tropenhelm oder weißer Mütze mit weißem Nackenschutz eingeführt. An Bord trugen die Mannschaften eine kurze blaue Jacke, wozu früher noch, wenn die Mannschaften zur Musterung antraten oder an Land gingen, Schöße traten, die man einfach an die Jacke anknöpfte. Den Offizieren wurde gestattet, an Bord dasselbe Bordjackett zu tragen, das auch für die Marineoffiziere vorgeschrieben ist und durch acht kleine Ankerknöpfe verschlossen wird. Nur fallen bei den Marine-Infanterieoffizieren die Kronen auf den Unterärmeln fort, welche die wirklichen Seeoffiziere als Abzeichen tragen.

Die heutige Uniform des Seebataillons hat sich mehr und mehr derjenigen der Infanterie genähert. Heute sind Rock und Hose blau, aber mit weißem Passepoil versehen, die Knöpfe sind gelb und glatt, ohne Anker. Der weiße Kragen hat, ebenso wie die weißen Aufschläge, gelbe Gardelitzen. Auf der weißen Schulterklappe liegen zwei sich kreuzende Anker; das Gewehr ist das Infanteriegewehr, als Bajonett dient das aufsetzbare Seitengewehr. Die Offiziere tragen blaue Uniform mit weißem Kragen und weißen Aufschlägen, zur Parade mit goldener Stickerei auf Kragen und Aufschlägen. Auch einen Interimsrock tragen die Offiziere, welcher blau ist, zwei Reihen Knöpfe und einen weißen Kragen hat. Um den oberen Rand der Aermelaufschläge ist eine weiße Biese angebracht. Auf dem Tschako wird jetzt zur Parade ein Federbusch getragen. Die Achselstücke gleichen ganz und gar denen der Infanterie, nur tragen Offiziere und Stabsoffiziere darauf eine Krone. Die Epaulette hat weißes Feld und weißen Steg, der Halbmond ist aus Gold, die Kantillen der Stabsoffiziere aber sind aus Silber. Um den Epaulettensteg zieht sich eine schwarz-rot-



Seesoldat in Tropenuniform, feldmarschmässig — Soldat in Bluse — Fahnenträger im Paradeanzug — Offizier im Tropenanzug — Offizier in Gala — Gemeiner im Dienstanzug

1902

silberne Tresse. In dem weißen Epaulettenfelde ruhen zwei gekreuzte Anker mit der Kaiserkrone.

Schon seit dem Beginn der achtziger Jahre verzichtete man mehr und mehr darauf, Abteilungen von Seesoldaten mit Unteroffizieren und Offizieren an Bord der Kreuzer und großen Panzerschiffe zu kommandieren. Jetzt finden derartige Kommandos überhaupt nicht mehr statt. Die Marine-Infanterie thut vor allem ihren Dienst an Land, und besonders infolge der Ereignisse in China wird man sich wahrscheinlich entschließen, die Marine-Infanterie zu einer speziellen „Kolonialtruppe" auszugestalten. Der Anfang wurde bereits bei der Besetzung von Kiautschou gemacht; es wurden damals aus den Mannschaften der Marine-Infanterie, die im Laufe der Jahre auf acht Compagnien und infolgedessen auch auf zwei Bataillone angewachsen war, und durch Einstellung von Freiwilligen ein drittes Seebataillon gebildet, das zur militärischen Besetzung von Kiautschou verwendet wurde und heute noch als drittes Seebataillon in Tsingtau steht. Dieses dritte Seebataillon hat auch eine Marine-Feldbatterie gebildet und ist damit eigentlich zu den alten Traditionen des ersten und ältesten Seebataillons zurückgekehrt, das in erster Zeit seine Mannschaften nicht nur zur Bedienung der schweren Schiffsgeschütze hergeben mußte (daher der Artilleriehelm der Truppe), sondern auch im Jahre 1857 die 1. See-Artilleriecompagnie, im Jahre 1859 die 2. und im Juni 1866 die 3. See-Artilleriecompagnie formierte. Der See-Artilleriedienst wurde 1867 dem Seebataillon abgenommen und der neu formierten Matrosenartillerie übergeben, die die Aufgabe hat, die Küstenbefestigungen zu besetzen und hier im Ernstfalle die schweren Positionsgeschütze zu bedienen, die den Zugang zu den deutschen Häfen und wichtigen Küstenpunkten verhindern sollen.

Als im Jahre 1900 die chinesischen Unruhen ausbrachen, wurden zuerst zwei Ersatz-Seebataillone formiert. Diese blieben in den bisherigen Garnisonen Kiel und Wilhelmshaven zurück, während die beiden Seebataillone einer ostasiatischen Infanteriebrigade zugeteilt wurden und nach China abgingen. Für den chinesischen Feldzug wurden auch die Seebataillone mit einer neuen Uniform, die für die Tropen geeignet ist, versehen; sie besteht vor allem aus einem kakifarbenen Anzug mit Tropenhelm und aus Lohgar-Lederzeug. A. Oskar Klaußmann

Die Völker der Erde

(Mit sechs Abbildungen)

Wie die Erdkunde, hat auch die Völkerkunde in den letzten Jahrzehnten unter hervorragender Mitwirkung deutscher Forscher solche Fortschritte gemacht und eine derartige Bedeutung erlangt, daß sie hinter keiner andern Wissenschaft zurücksteht. In gleichem Verhältnis ist mit diesen Fortschritten aber auch das allgemeine ethnographische Interesse gestiegen; Schilderungen fremder Völker werden eifrig gelesen, und man darf behaupten, daß das Verständnis für Fragen der Völkerkunde und das Bestreben, sich über solche zu belehren, gegenwärtig bis in die breitesten Schichten der Bevölkerung gedrungen ist.

Diese Erscheinung hängt offenbar zusammen mit dem ungeheuren Aufschwung und der Ausdehnung aller Verkehrsmittel, der gewaltigen Zunahme unsers Außenhandels und der steigenden Teilnahme Deutschlands am Welthandel, mit der Erwerbung deutscher Kolonien und der Vergrößerung unsrer Kriegs- und Handelsflotte. Alle Ozeane werden von deutschen Schiffen durchfurcht, und in allen Welthandelsplätzen weht die deutsche Flagge. Reisen in fremde Länder sind nichts Außergewöhnliches mehr; junge Kaufleute und Techniker, Gelehrte und Künstler ziehen jahraus jahrein aus, um in fremden Zonen zu lernen, zu wirken und zu forschen. Ein großer Teil von ihnen kehrt über kurz oder lang in die Heimat zurück, andre bleiben als Handeltreibende, Industrielle, Ansiedler u. s. w. dauernd in der Fremde. Da ist es gewiß ein begreiflicher Wunsch der Daheimgebliebenen, über die Länder und deren Bewohner, bei denen jene weilen, sich genauer zu unterrichten. Außerdem bringt fast jede Zeitung, in die wir blicken, Berichte aus allen Weltteilen, die man nur mit wirklichem Verständnis und Nutzen lesen kann, wenn man mit den dortigen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist.

Es wird deshalb freudig begrüßt werden, daß die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart mit einem Unternehmen hervortritt, das in ganz besonderer Weise geeignet erscheint, Laien in die Völkerkunde einzuführen und das Interesse für diese in immer weitere Kreise zu tragen. Wohl fehlt es auf dem Büchermarkte nicht an gelehrten Werken über Ethnographie, Anthropologie in engerem Sinne und Anthropogeographie. Ein Buch aber, das unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen in übersichtlicher und ansprechender Weise, populär im besten Sinne, ihren Inhalt zusammenfaßt, darf wohl darauf rechnen, überall willkommen geheißen zu werden, und eben auf ein solches möchten wir unsre Leser aufmerksam machen.

Sein Titel lautet: „Die Völker der Erde", und der Verfasser, Oberstudienrat Dr. Kurt Lampert, hat schon durch zahlreiche populär-wissenschaftliche Arbeiten in weitverbreiteten Zeitschriften dargethan, daß die hier zu lösende Aufgabe keinem Berufeneren anvertraut werden konnte. Er hat es trefflich verstanden, in scharfen Zügen ein treffendes Bild der verschiedenen Rassen und Stämme zu entwerfen, in jedem Falle das Charakteristische der äußeren Erscheinung, den Typus, mit Kleidung und Schmuck, Waffen und Hausgeräten zu schildern. Auf die unterscheidenden Merkmale der Völker wird ebenso hingewiesen wie auf den Zusammenhang zwischen ihnen, ihre Sprachen und religiösen Anschauungen, ihre Lebensweise in Krieg und Frieden; Sitten und Bräuche, Zeremonien werden erörtert. Auf diese Weise gewinnt der Leser, dessen Aufmerksamkeit durch die lebendige und anregende Darstellung von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt bleibt, eine klare Anschauung von dem Wesen und der Art aller Zweige an dem großen Baum der Menschheit und eine deutliche Vorstellung von ihrer Lebensweise und ihren Daseinsbedingungen.

Um jedoch völlig genügend anschaulich und getreu

zu sein, kann die Schilderung in bloßen Worten nicht genügen; es müssen vielmehr zuverlässige und gut gewählte Illustrationen ergänzend hinzukommen. So sind auch dem in Rede stehenden Werke gegen 650 Abbildungen nach dem Leben beigegeben worden, für die ein ganz einzigartiges Material zur Verfügung stand: eine Sammlung photographischer Aufnahmen, die im Laufe von Jahren mit vieler Mühe und großen Opfern zusammengebracht wurde.

Wir sind in der Lage, unsern Lesern einige Proben dieses reichhaltigen und prächtigen illustrativen Schmuckes vorführen zu können. Bald sinds es einzelne Typen, bald Gruppen oder Scenen aus dem Leben; die moderne Völkerkunde betrachtet ja den Menschen nicht bloß als Einzelwesen, sondern zugleich als einen Teil seiner ganzen „Umwelt“ (Milieu), die gleichfalls mit in Betracht zu ziehen ist. Die Illustrationsproben werden genügen, um zu zeigen, daß diesen Bildern eine durch keine Zeichnung zu erreichende Unmittelbarkeit und Lebenswahrheit eigen ist, sowie daß die photographischen Aufnahmen mit einer technischen Feinheit und Vollendung wiedergegeben sind, die aller Anerkennung wert ist.



Maorimädchen.



Eine Schan-Schönheit

Da ist zunächst das Bild einer birmanischen Prinzessin, deren höchst originelles Kostüm gewiß ganz besonders die Aufmerksamkeit unsrer Leserinnen fesseln wird. Birma ist ein hinterindisches Reich, das die Engländer nach langen Mühen ganz unter ihre Botmäßigkeit gebracht und ihrem indobritischen Reiche angegliedert haben. Die etwa 7½ Millionen starke Bevölkerung besteht aus den eigentlichen Birmanen und einer Anzahl verwandter Stämme, worunter die Schan. Sie gehören zum mongolischen Zweige der menschlichen Völkerfamilie; ihre Sprache ist der tibetanischen und chinesischen nahe verwandt, die Religion vorwiegend der Buddhismus. Die Birmanen zerfallen in sieben soziale Klassen, an deren Spitze die abgesetzte und seitdem in Indien internierte königliche Familie steht, der die dargestellte Prinzessin angehört.

Die Schanstaaten sind jetzt sämtlich aufgeteilt zwischen England, Frankreich und China; ihre Bewohner wandern alljährlich scharenweise von Osten her in Birma ein. Kräftig gebaut und intelligent, sind die Schan auch kultivierter als die übrigen dortigen Stämme. Unter der jüngeren weiblichen Bevölkerung finden sich sogar für den europäischen Geschmack anziehende Gesichter, wie das Bild der



Behausungen der Toda

Schan-Schönheit mit schelmisch-munterem Gesichtsausdruck beweist; ihr Kostüm macht einen reichen und gefälligen Eindruck, und verschiedene Reisende heben die Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzug der Schanfrauen rühmend hervor.

In Ostasien sind die Japaner das Volk der Zukunft, was schon seit dem japanisch-chinesischen



Birmanische Prinzessin

Kriege als feststehend gelten konnte; die Engländer haben es durch ihr Bündnis mit dem rührigen und intelligenten Inselvolk jüngst anerkannt. Wie dürftig unser Wissen über China, selbst bei den sogenannten Kennern, sei, hat erst kürzlich Graf Waldersee hervorgehoben; ganz das Gleiche ist aber bezüglich Japans der Fall. Wir wissen, daß das „Land der blumigen Mitte“ ein Riesenreich ist, dessen Bewohner starr an ihren uralten Ueberlieferungen hängen; Japan, das „Land der aufgehenden Sonne“, dagegen ein Inselreich, dessen Insassen möglichst schnell europäisiert sein möchten. Im übrigen machen wir zwischen den beiden alten Kulturländern im fernen Ostasien und den Menschen darin keinen allzu großen Unterschied, während doch Japaner und Chinesen untereinander so verschieden sind wie etwa ein Europäer von beiden.

Die nach Japan kommenden Fremden gewinnen fast stets einen günstigen Eindruck von den höflichen, gleichmäßig liebenswürdigen und bescheiden auftretenden Japanern, und daher kommt es, daß im Auslande das Urteil über sie als Nation meist viel günstiger lautet als etwa über die Chinesen. Aber auch ihr Volkscharakter besteht aus einem Gemisch guter und schlechter Eigenschaften; es bedarf eben nur längerer Zeit und schärferer Beobachtung, um die letzteren zu erkennen, dann aber wird der Fremde sehen, wie nötig ihre Kenntnis für jeden einzelnen wie für jede Nation ist, die mit den Japanern in Beziehungen treten will. So hat z. B. die Höflichkeit des Japaners die große Schattenseite, daß sie ihn zur Unwahrheit verleitet, und zwar in einem Maße, daß die Lüge kaum als etwas Unrechtes angesehen wird. Ueberhaupt besitzt der Japaner die ganze Verschlagenheit des Orientalen, und man thut gut, dessen stets eingedenk zu sein. Nicht minder äußerlich wie die Höflichkeit ist auch die bescheidene Zurückhaltung Fremden gegenüber, die ganz und gar nicht ihren Grund darin hat, daß er diese etwa als höhere Kulturwesen betrachtet. Er will vielmehr nur seine Neugierde, die einen vorherrschenden Charakterzug bildet, im Verkehr mit ihnen befriedigen und von ihnen lernen. Die Hauptnahrung der Japaner besteht wie bei den Chinesen in Reis, Fisch und Gartengewächsen. Ueberall findet man ambulante Garküchen, und Gemüsehändler durchziehen alle Straßen der japanischen Städte. Unter den Sorten, die sie feilbieten, sind hervorzuheben als auch bei uns bekannte: Bohnen, Kastanien, Rettiche und Gurken; als besondere Leckerbissen gelten: junge Bambusschößlinge und Lotoswurzeln.

Die Kalmüken gehören zu den Mongolenvölkern, die in dem nach ihnen Mongolei genannten weiten asiatischen Binnenlande und dessen nächsten Nachbargebieten ansässig sind. Das Nomadenvolk der Kalmüken bildet die zahlreichste Nation darunter; sie stehen größtenteils unter chinesischer Oberhoheit, sind aber auch schon in großer Anzahl über weite Gebiete Rußlands verbreitet. Bei allen Stämmen besteht der Hauptreichtum in großen Herden von Pferden, Kamelen, Rindern und Schafen. Die Männer sind ausgezeichnete Reiter; die Frauen benutzen bei den Wanderungen gewöhnlich Kamele als Reittiere.

Zu den aussterbenden Völkerschaften gehören die polynesischen Eingeborenen der Doppelinsel Neuseeland, die gewöhnlich Maori genannt werden, nach einem Worte ihrer Sprache, das „eingeboren“ bedeutet. Ihre Anzahl geht immer mehr zurück, und man nimmt an, daß sie in etwa hundertundfünfzig Jahren gänzlich ausgestorben sein werden. Die Männer tättowieren das Gesicht und andre Teile des Körpers, die Frauen das Kinn allein. Männer wie Weiber sind kräftig; bei dem abgebildeten Maorimädchen nimmt sich der Mantel aus neuseeländischem Flachs (Phormium tenax) sehr malerisch aus.

In Nordindien, im Himalajagebiet, findet man

Stämme tibetischen Ursprungs, die sich mit Hindus vermischt haben. Einer der merkwürdigsten darunter ist der Hirtenstamm der Toda, der seit Jahrhunderten ganz abgeschieden in den Nilgherries oder Nilgiribergen Vorderindiens haust. Ihre aus Bambus gefertigten und mit Stroh gedeckten Wohnstätten haben einen so niederen Eingang, daß man nur kriechend in das Innere gelangen kann. Die Toda zeichnen sich durch große Reinheit des Rassentypus aus; sie zerfallen in fünf streng getrennte Kasten, die nie untereinander heiraten. Bei den drei unteren Kasten hat jedes Dorf seinen eignen Priester, der aber nicht etwa Opfer- und andre Zeremonien zu verrichten hat, sondern nur die Pflege und das Melken der Büffelkühe besorgt; dies Geschäft gilt nämlich dem Toda als das allerheiligste. Ein solcher Dorfpriester muß aus einer der beiden ob ersten Kasten stammen und sich durch bestimmte Zeremonien für sein Amt vorbereiten. Außer den eigentlichen Priestern giebt es noch einige Einsiedler, die in eignen Gehöften ein Leben strengster Abtötung führen und bei dem Volke in hoher Verehrung stehen. Obwohl die Toda keine Ureinwohner sind, gelten sie doch bei den umwohnenden Stämmen, namentlich den Bagadar, als die Eigentümer des Grund und Bodens in dem von ihnen bewohnten Berglande; man spendet ihnen daher aus freien Stücken einen jährlichen, in Bodenerzeugnissen bestehenden Tribut. Für sich abgeschlossen wohnen die Toda nun schon seit Jahrhunderten. Sie züchten Büffel und erwerben dadurch ohne große Mühe so viel, daß sie verhältnismäßig bequem leben können; mehr begehren sie nicht, weder Reichtum noch Macht, und andres treiben sie auch nicht, weder Ackerbau noch Jagd.



Kalmükenfrau auf einem Kamel

Nach jenem Goldenen Buche der Republik Venedig, in das die Patrizierfamilien eingetragen wurden, kann man „Die Völker der Erde“ als das Goldene Buch der Menschheit bezeichnen. Dem gediegenen und vornehm ausgestatteten Werk, das zur Erleichterung der Anschaffung in 35 Lieferungen zum Preise von je 60 Pfennig ausgegeben wird, ist ein recht ausgedehnter Leserkreis zu wünschen; man wird nicht leicht ein andres von ähnlich volkstümlicher Haltung finden, das eine solche Fülle des Belehrenden in so anregender Form bietet. Fr. R.



Japanischer Gemusehändler

Litteratur

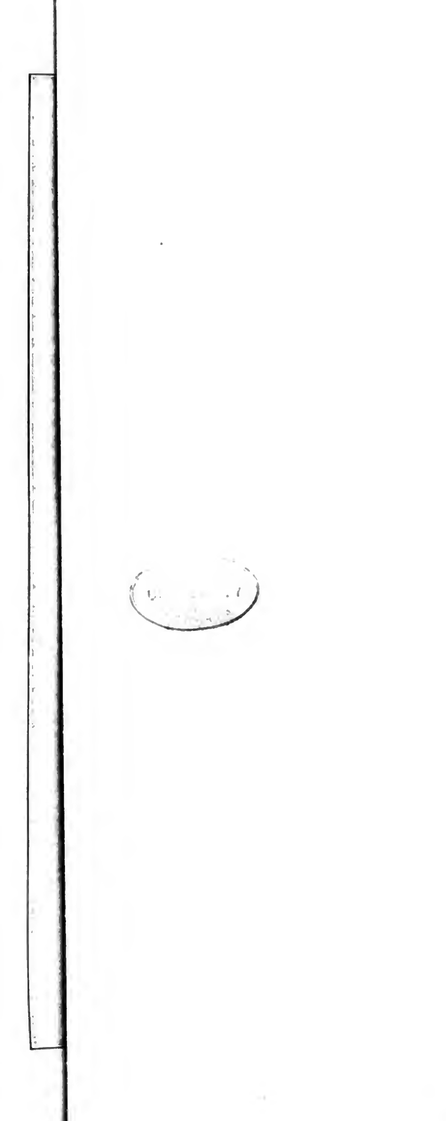
Der Roman „Römisches Fieber“ von Richard Voß, der zuerst in diesem Blatte veröffentlicht wurde, liegt nun auch als Buch vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Was der Dichter in zwanzig Jahren eindringender Beobachtung römischen Lebens geschaut und erfahren, hat er in diesem seinem neuesten Werke mit der souveränen Kraft des gereiften Künstlers und sicheren Seelenforschers zu einem erschütternden Bilde menschlicher Schicksale zusammengefaßt, das bald mächtig auflodernde, bald verhaltene und schmerzlich entsagende Leidenschaft durchflammt. Aus dem Münchner Künstlerleben tritt die Heldin hervor, die eine geheimnisvolle Macht nach Rom zieht, wo sie ihre Künstlerschaft erst zur vollen Blüte zu bringen hofft. Aber bald wird sie aus dem Kreise der deutschen Künstler, aus dem zwei früh gebrochene, nur noch in phantastischen Illusionen lebende Existenzen — zwei mit großer Meisterschaft gezeichnete Charakterbilder — hervorragen, durch unsichtbare Fäden auf die Höhen der römischen Gesellschaft gezogen. Zwischen Palast und Künstlerklause spinnen sich die Fäden enger und enger bis zu einer tragischen Verwicklung zusammen. Mit sicherer Führung der Handlung, mit einer Charakteristik von überzeugender Logik hat der Dichter die Katastrophe so vorbereitet, daß der Leser sie als unabwendlich empfindet und bis zum Schluß unter dem Zauber der Dichtung steht, die den höchsten Rang unter den bisherigen Werken des Autors beanspruchen darf.

— Neun Novellen und Skizzen hat Otto von Leitgeb in einem Bande vereinigt, der seinen Titel nach der ersten Erzählung trägt: „Der verlassene Gott“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Wie in einem Kaleidoskop läßt der Verfasser in diesem Bande Bilder aus dem Leben der modernen Gesellschaft in österreichischen Großstädten und Badeorten und aus dem Volksleben Italiens vor den Augen der Leser vorüberziehen. Der Dichter, der in seinen kulturhistorischen Romanen und Novellen eine stolze Vergangenheit in farbenreicher Schilderung wieder belebt hat, zeigt sich hier als scharfen Beobachter menschlicher Schwächen und Leidenschaften, die sich nur mühsam unter der Tünche der gesellschaftlichen Konvention verbergen, als feinen Satiriker und Humoristen, der selbst die Dissonanzen dieses Lebens ohne allzu grellen Mißton ausklingen läßt. Auch aus seinen Skizzen, die mehr andeuten als ausführen, spricht immer ein echter Dichter, ein Künstler, der seine Gedanken auch in eine ansprechende Form zu gießen weiß und dabei immer von der zügelnden Hand der Grazien geleitet wird. Wo er in das Leben der Gesellschaft hineingreift, die die seinige ist, hat man stets die Empfindung, daß er nicht Ersonnenes und Erdachtes, sondern Geschautes und Erlebtes schildert. Zwei der Erzählungen, die in dem Titel genannte und „Das Gespenst“, werden den Lesern unsrer Zeitschrift noch von früher in angenehmer Erinnerung sein.

— Ein meisterhaft in monumentalen Zügen entworfenes und groß durchgeführtes Charakterbild Friedrichs des Großen aus der Feder des Straßburger Geschichtsprofessors Dr. Wilhelm Wiegand bildet den Inhalt des 15. Bandes der von Professor Ed. Heyck herausgegebenen Monographien zur Weltgeschichte (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Der Verfasser, der sich schon durch mehrere Beiträge um die Erforschung der Geschichte des großen Königs verdient gemacht, hat hier die Ergebnisse seiner Studien zusammengefaßt und ihn nach allen Richtungen seines Wesens, als Feldherr, Staatsmann, Regent, Schriftsteller, Dichter und Kunstsammler erschöpfend charakterisiert, wobei er mit der strengen Unparteilichkeit des unbestechlichen Historikers Vorzüge und Schattenseiten sorgfältig gegeneinander abgewogen hat. Als Endergebnis dieser Betrachtungen tritt die Thatsache hervor, daß die „Spannweite von Friedrichs Wirkung in der deutschen Geschichte unermeßlich“ ist und daß Friedrichs Gestalt „in allen bedeutsamen Augenblicken unsrer neuesten Geschichte führend und wegweisend vorangetreten ist“. Die Anschaulichkeit der Schilderung wird noch durch 140 Abbildungen, meist nach zeitgenössischen Gemälden, Bildwerken, Stichen und Zeichnungen, und durch drei Nachbildungen von Friedrichs Briefen unterstützt. — Von dem ersten Bändchen der Reihe (Die Mediceer) ist zugleich eine zweite Ausgabe unter dem Titel: „Florenz und die Mediceer“ von Professor Dr. Eduard Heyck erschienen, in der der Verfasser die ursprüngliche Darstellung zu einer Kultur- und Kunstgeschichte von Florenz im 15. und 16. Jahrhundert erweitert hat. Demgemäß ist auch die Zahl der Abbildungen, unter denen kein hervorragendes Kunstwerk jener großen Epoche fehlt, auf fast 200 vermehrt worden.

— Ebenso fesselnd wie unterrichtend schildert Franz Hutter seine „Wanderungen und Forschungen im Nord-Hinterlande von Kamerun“ (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn). Im Auftrage der deutschen Regierung machte der Verfasser jene Expedition mit, die in den Jahren 1891—93 der Afrikareisende Eugen Zintgraff ausführte, und an den Forschungen und Entdeckungen, den Gefahren und ernsten Kämpfen hatte er seinen hervorragenden Anteil. Zehn Jahre sind seitdem verflossen, aber in den Verhältnissen jener Gebiete hat sich im wesentlichen nichts geändert, und wenn der Abschluß des Werkes sich bis jetzt verzögert hat, so ist dies nur der sorgfältigen Ausführung und Durchsicht zu gute gekommen. Die Erfahrungen gelten heute so gut wie damals, und betreffs der Forschungen beruft sich der Autor mit vollem Rechte auf Gustav Nachtigal, dem Deutschland einst die Erwerbung von Kamerun zu danken hatte: „Es verschlägt der Wissenschaft nichts, ob sie Ergebnisse heute oder nach fünfzig Jahren erfährt, wenn sie dieselben überhaupt nur erfährt.“ Bei der Lektüre des Werkes nun kommen die verschiedensten Kreise auf ihre Rechnung, nicht nur die Fachgelehrten, die Kolonialfreunde, die Kaufleute und Handelsinteressenten, sondern auch die ganze breite Schicht der Gebildeten, ja selbst wer vorwiegend nur spannende Unterhaltung verlangt, wird reich belohnt. Tragen doch einzelne Abschnitte, unbeschadet des streng wissenschaftlichen Charakters, beinahe das Gepräge der romantischen Erzählung. Beispielsweise verweisen wir auf jene Kapitel, die das Leben auf der Station schildern und keiner Robinsonade an fesselndem Reiz nachstehen. In allen Beschwerden und Gefahren hatte der Verfasser freilich einen nie versagenden Begleiter und Helfer, den unverwüstlichen Humor, der an vielen Stellen zu glücklichem Ausdrucke gelangt. Besonderen Nutzen werden aus dem Buche diejenigen ziehen, die durch wissenschaftliche oder finanzielle Interessen mit unsern westafrikanischen Kolonien verknüpft sind oder solche Beziehungen mit ihnen eingehen wollen. Eine Fülle beherzigenswerter Ratschläge wird ihnen hier zu teil. Wie man in jenen Gebieten sein Leben zu gestalten habe, wie man sich kleiden, sich nähren, seine Behausung einrichten müsse, wie die Eingeborenen zu behandeln seien, darüber erteilt das Werk erschöpfende Auskunft. Nach diesen Weisungen haben diejenigen, die dem Verfasser auf seinen Pfaden nachgehen wollen, es verhältnismäßig leicht; sie brauchen nur seinen Winken zu folgen und vermeiden so von vornherein viele Verdrießlichkeiten, deren Verhütung und Beseitigung der Autor erst durch manche herbe Erfahrung erlernen mußte. Auch nach einer besonderen Richtung ist der Autor als ein Pionier der deutschen Kolonisationsbestrebungen zu schätzen: der bayrische Offizier war der erste, der im deutschen Kolonialgebiete Afrikas eine Truppe aus Eingeborenen bildete und damit solchen Erfolg hatte, daß dieses Vorgehen seitdem überall nachgeahmt worden ist. Von solchen bemerkenswerten Einzelheiten ließen sich noch viele anführen, aber man möge sie lieber in dem Buche selbst aufsuchen. Zahlreiche Abbildungen rücken Land und Leute, Geräte und Waffen der Eingeborenen vor Augen, und wertvolle Kartenbeilagen dienen zur näheren Erläuterung der durchforschten Gebiete.

— Von dem großen Romancyklus, in dem Georg Freiherr von Ompteda den „Deutschen Adel um 1900“ in charakteristischen Typen schildern will, ist kürzlich der dritte Teil: Cäcilie von Sarryn, Roman in zwei Bänden (Berlin, F. Fontane & Co.), erschienen. Die Heldin ist der Typus edelster weiblicher Aufopferung, das Aschenbrödel einer Familie, das alle Lasten auf sich nimmt, unbekümmert um sein eignes Wohl, das selbst sein Herzensglück opfert, um sich im Dienste seiner hilfsbedürftigen Verwandten aufzureiben. Erst hat Cäcilie den Letzten im Elternhause, den Vater, bis zum Tode gepflegt, und dann übt sie das Samariterwerk an den verwaisten Kindern ihrer Schwester, die mit ihrem Gatten das Opfer eines Eisenbahnunglücks geworden ist. Auch den Herangewachsenen bleibt sie die fürsorgliche „Tante-Mutter“, und als ihnen allen der Weg ins Leben geebnet zu sein scheint, muß sie noch einmal ihre ganze Energie aufraffen, um einen ihrer Neffen der Gefahr einer entehrenden Heirat zu entreißen. Mit unsäglicher Liebe hat der Verfasser seine ganze Kraft auf die Charakteristik, die psychologische Zergliederung dieses seltenen Wesens verwendet, und um alles Licht auf seiner Heldin zu sammeln, hat er die Männer mit wenigen Ausnahmen kraftlos, unentschlossen, weichlich gestaltet. Aber auch hierin werden ihm Beobachtung und Erfahrung Beispiele genug geliefert haben, so daß seine Schilderung auch nach dieser Seite unanfechtbar sein dürfte. Nur wird man sich billig fragen, ob denn diese Cäcilie von Sarryn nur für den deutschen Adel um 1900 typisch ist, und nur für ihn allein, und ob nicht solche heldenhaften und selbstlosen „alten Jungfern“ in allen Schichten des deutschen Volkes vorkommen. Als allgemein deutschen Typus wollen wir also diese Gestalt gern gelten lassen und darum das Buch als eine beherzigenswerte, die sittliche Kraft in hohem Grade stählende Lektüre für heranwachsende Mädchen besonders warm empfehlen.



— Das Illustrationswerk „Durch ganz Italien“ (Berlin, Werner Verlag) liegt nun vollständig vor. Die 2000 Reproduktionen, begleitet von einem knappen, aber zur Charakteristik des Dargestellten genügenden Text, führen alle die unvergleichlichen Schönheiten in Natur und Kunst vor, an denen kein zweites Land der Welt so reich ist wie Italien. Keine der geweihten Stätten bleibt unberührt. In bunter Reihe geht es hin und her, mit Venedig beginnend, bis nach Sizilien. Eine gute Photographiensammlung würde ein Vermögen beanspruchen, und viele Italienfahrer kehren der hohen Kosten und auch der schweren Wahl wegen, die immerhin die planmäßige Anlegung einer solchen Sammlung macht, mit dürftigen Schätzen dieser Art zurück. Sie alle werden daher das Werk mit Freude begrüßen.

— Rechtzeitig mit dem Erwachen des Frühlings, wo in jedem deutschen Herzen auch die Wanderlust erwacht, sind zwei der beliebtesten Meyerschen Reiseführer (Leipzig, Bibliographisches Institut) in neuen, wie immer auf das sorgfältigste verbesserten und vermehrten Auflagen erschienen: Thüringen und der Frankenwald (große und kleine Ausgabe in sechzehnter Auflage) und Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Straßburg (in neunter Auflage). Die neue Auflage des Führers durch Thüringen, dessen Vorzüglichkeit von vielen Tausenden erprobt worden ist, ist bis in die letzten Tage herein gesichtet und ergänzt worden, und zwar nicht nur in ihren Ratschlägen für den Fußwanderer, sondern auch in ihren Winken für den Radfahrer. Ein neu eingestellter Abschnitt über das „Photographieren auf Reisen“ wird mit seinen in gedrängter Kürze gegebenen Fingerzeigen den Anhängern der Landschaftsphotographie willkommen sein. Die Kartenausstattung des Werkchens ist allmählich auf einen Umfang gebracht worden, der es im Interesse vieler Reisender wünschenswert erscheinen ließ, zweierlei Ausgaben zu veranstalten, von denen die große alle 25 Karten und Pläne nebst 2 Panoramen enthält, während in der kleinen eine Auswahl von 14 Karten und Plänen gegeben ist. In Bezug auf den Text besteht jedoch kein Unterschied. Auch bei dem Wegweiser durch den Schwarzwald wurde neben der gründlichen Neubearbeitung des vorhandenen Materials für den marschierenden und radfahrenden Touristen der Abschnitt über das Photographieren auf Reisen eingefügt. Der Darstellung beliebter Höhenpunkte, wie Kaiserstuhl, Feldberg u. s. w., ist die des Blauen angereiht worden; ebenso wurde der vom Schwarzwaldverein neu bezeichnete Höhenweg Pforzheim-Basel eingehend berücksichtigt.

— Unter dem Titel „Die Wildleute“ hat der schweizerische Schriftsteller Meinrad Lienert zwei Erzählungen im Verlag von Orell Füßli in Zürich herausgegeben, von denen die eine in fesselnder Weise das Ringen und den Untergang des heidnischen Stammes von Zlumarstalden schildert, den die Abkömmlinge eines verschollenen, sagenhaften Wildvolkes noch bis ins fünfte Jahrhundert hinein zu erhalten vermögen, der aber dem Ansturm der schwyzerischen Thalleute von der Muotah erliegt. Neben dem rührenden Schicksale des heidnischen, listigen Wildmaidleins und ihres Helden Illo dürften besonders auch die Schilderungen der untergehenden religiösen heidnischen Anschauungen und Bräuche und des noch stark mit Heidentum vermischten werdenden Christentums interessieren. Die Erzählung „Der Schellenkönig“ spielt Ende des 18. Jahrhunderts und zwar im sog. Hirthemdenkrieg. Den Helden dieses schwyzerischen Aufstandes gegen die Franzosen läßt der Verfasser von jenem verschollenen Volke der Wildleute abstammen. Das tragische Ende des Schellenkönigs und seiner heldenhaften Geliebten ist tief ergreifend. Das schwyzerische Bergvolk, sein Raten und Thaten in Frieden und Krieg und sein Held können wohl nicht lebenswahrer geschildert werden, als es in dieser farbenprächtigen Erzählung geschieht.

— Schon der zweiten Auflage erfreut sich die Sammlung hinterpommerscher Geschichten, die E. von Oertzen unter dem Titel „Entenrieke“ vereinigt hat (Wolfenbüttel, Julius Zwißler). Wir haben das liebenswürdige Buch erst vor einigen Monaten gewürdigt und dürfen uns darum mit der Angabe begnügen, daß sich ein fröhlicher Humor darin ausspricht. Auch diejenigen, die mit der niederdeutschen Mundart nicht vertraut sind, werden die Geschichten mit Behagen lesen, denn von dem Dialekt ist nur ein sparsamer Gebrauch gemacht.

— Von der rüstig fortschreitenden revidierten Jubiläumsausgabe des „Brockhaus“, des unter diesem Namen längst weltbekannten Konversationslexikons, liegen uns zwei neue Bände vor. Der vierte reicht von Céspedes bis Deutsches Theater, der fünfte von Deutsches Volk bis England — man möchte fast an Absicht denken, daß diese beiden Stichwörter am Anfang und am Ende des neuesten Bandes stehen. Die in beiden Bänden über Deutschland handelnden Artikel füllen zusammen 530 Spalten mit 27 Tafeln und 4 Tabellen — also ein stattliches Handbuch der Vaterlandskunde. Mit besonderem Interesse wird sich jeder in den trefflich unterrichtenden Artikel über den Handel des Deutschen Reiches vertiefen — für die Beurteilung der „brennenden Frage“ des neuen Zolltarifs ist hier authentisches Material in Hülle und Fülle, aber auch in sorgsamer Sichtung zusammengetragen. Es gilt das aber ebenso von sämtlichen andern Artikeln: sie sind durchaus auf den neuesten Stand der Forschung gebracht, alle in Kraft getretenen Aenderungen und Neuerungen auf allen Gebieten des Lebens sind berücksichtigt. So ist z. B. der Artikel „Ehe“ nach den Bestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches umgearbeitet und dabei für den Laien durchaus verständlich geschrieben. Auch Bedürfnisse der Leser deutscher Zunge außerhalb des Reichs sind gewissenhaft berücksichtigt, wie die Vorführung des Eherechts Oesterreichs und der Schweiz beweist. Die Ausstattung mit Karten, Plänen, Bildern und Tabellen ist gegenüber den früheren Auflagen namhaft vermehrt. Genannt seien z. B. die neue Kaiser Wilhelm-Eisenbahnbrücke bei Müngsten und daneben zum Vergleich die älteste Eisenbahnbrücke; die Vorführung der Wappen, Kronen und Standarten des Deutschen Kaisers, die Einteilung des deutschen Reichsheeres und die Standorte im Reich und den Grenzgebieten der Nachbarstaaten, eine tabellarische Verzeichnung der deutschen Kriegsschiffe mit Angabe des Bauorts, des Stapellaufs, der Wasserverdrängung, der Größenverhältnisse, der Pferdekräfte, der Geschütze u. s. w.; die neuen Karten von China, Korea und Japan dienen dem in jüngster Zeit gesteigerten Interesse an den Ländern des fernen Ostens. Auch die Technik hat noch stärkere Berücksichtigung erfahren, das Dampfmaschinenwesen wird in Wort und Bild so vielseitig und gründlich dargestellt, daß der Artikel ein ganzes Lehrbuch ersetzen kann. Alles in allem eine Musterleistung deutschen Fleißes, aber auch des besten Geschmacks. Man schlage nur, um ein Beispiel zu nennen, den Artikel „Claude Lorrain“ auf. Eine sehr schöne Reproduktion eines seiner besten Gemälde bringt die Eigenart des Meisters besser als lange Erörterungen dem Beschauer nahe.

— Daß die Eigenart unsers deutschen Bauernvolkes mehr und mehr verschwindet, ist eine betrübende Beobachtung, der sich wohl niemand mehr verschließen kann. Um so verdienstlicher sind die Bemühungen aller, die sich zu Vereinen zusammengethan haben, um wenigstens auf die Erhaltung der Volkstrachten hinzuwirken, oder die in Wort und Bild festzuhalten suchen, was noch hie und da zu sehen ist. Ein solch verdienstliches Werk ist kürzlich unter dem Titel „Darstellungen aus dem fränkischen Volkstum“, im Anschluß an die Dorfgeschichten von Heinrich Schaumberger, gezeichnet von Rudolf Koeselitz, in die Oeffentlichkeit getreten (zwei Mappen mit 40 Lichtdrucktafeln, Wolfenbüttel, Julius Zwißler). Schaumbergers Dorfgeschichten haben in unsrer Zeit, die aufregende sensationelle Lektüre den idyllischen Schilderungen verschwindenden Volkstums in der guten alten Zeit vorzieht, wohl nicht die Verbreitung gefunden, die sie wegen ihrer liebevollen Kleinmalerei verdienen. Um so dankenswerter ist es, daß jetzt wenigstens die Illustrationen von Rudolf Koeselitz in schönem Druck auf Einzelblättern weiteren Kreisen geboten werden. Fast jedes Blatt ist wegen seiner bildmäßigen Wirkung, wegen der Geschlossenheit der Komposition durch sich selbst verständlich. Gleichwohl hat der Verlag noch für einen Kommentar in einer kleinen, von H. Chr. H. Meyer verfaßten Schrift gesorgt (Heinrich Schaumberger und Rudolf Koeselitz — Dichter und Illustrator), die, reich mit Illustrationen versehen, außer einer Charakteristik der beiden die Inhaltsangaben der Erzählungen Schaumbergers enthält. Man kann dem Verfasser nur beipflichten, wenn er die Zeichnungen des Künstlers mit denen von Ludwig Richter und B. Vautier vergleicht. Namentlich dem letzteren ist Koeselitz sehr nahe gekommen. Das Charakteristische der äußeren Erscheinung dieser fränkischen Bauern hat er ebenso glücklich getroffen, wie er ihr Seelen- und Gemütsleben im Ausdruck ihrer Gesichter erschöpft hat.

— „Aus allen Welten“ betitelt Karl Stangen seine im eignen Verlage zu Berlin erschienenen Reiseerlebnisse. Seit 1867 hat er eine große Anzahl Reisen innerhalb Europas, sowie auch nach vielen außereuropäischen Ländern unternommen; besonders der Orient war häufig zum Ziel ausersehen. Er besuchte vielmal Aegypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, die Balkanhalbinsel, dehnte seine Reisen aber auch auf Indien, China, Japan, Nordamerika aus. Das Buch beginnt mit einigen Gedichten, in denen sich die Auffassung des Autors über den Weltverkehr und über die Schiffahrt widerspiegelt, alsdann folgen Erzählungen in bunter Reihe. Der Verfasser hat die Länder, aus denen er seine Erlebnisse veröffentlicht, zu einer Zeit kennen gelernt, als sie vom großen Touristenstrom noch wenig berührt waren, und ist daher in der Lage, über viele eigenartige Volksgebräuche interessante Mitteilungen zu machen. Er schildert auch seine persönlichen Erlebnisse im Krieg und Frieden, Besuche bei hervorragenden Männern und dergleichen. 84 Illustrationen und eine Karte von Palästina sind beigegeben.

Kunst

Wer sich einen Ueberblick über den gewaltigen Aufschwung verschaffen will, den die monumentale Malerei in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre genommen hat, dem ist jetzt ein vortreffliches Hilfsmittel in einem Prachtwerke geboten, das der Maler *Egon Heßling* in Berlin unter dem Titel *„Dekorative und monumentale Malereien zeitgenössischer Meister“* zu veröffentlichen begonnen hat (Berlin, Bruno Heßling). Das Werk, von dem zwei Lieferungen mit je 24 Tafeln in Lichtdruck erschienen sind, ist auf vier solcher Lieferungen berechnet. Schon aus dem Inhalt der beiden ersten ist zu ersehen, daß der Herausgeber über die hervorragendsten Schöpfungen der neuesten Zeit wohl orientiert ist, und daß er es verstanden hat, die ersten Künstler zur Mitwirkung heranzuziehen, und zwar, was besonders anzuerkennen ist, ohne Unterschied der Richtung, mit voller Unparteilichkeit. Im Gegensatz zu den Herausgebern ähnlicher Werke hat er den Schwerpunkt auf die Figurenmalerei gelegt, ohne die ornamentale dabei zu vernachlässigen. Wir finden die glänzendsten Namen zeitgenössischer Malerei in dieser Sammlung vertreten: F. Geselschap, A. von Werner, Hermann Prell mit den Fresken im Architektenhause zu Berlin und im Rathause zu Hildesheim, W. Friedrich, Max Koch, Carl Marr, Arthur Fitger, Hans Thoma, Hans von Volkmann u. a. Besonderen Dank wird man dem Herausgeber dafür wissen, daß er den Kunstfreunden eine Reihe von dekorativen Malereien von A. Fitger und Thoma zugänglich gemacht hat, die teils in Privathäusern verborgen, teils wenig beachtet sind, obwohl öffentliche Lokale damit geschmückt sind. So werden z. B. die wenigsten Kunstfreunde wissen, daß die höchst humorvollen Wandmalereien im Café Bauer und im Café Storch zu Frankfurt a. M. von Thoma herrühren, der selten etwas Frischeres und Erquicklicheres gemalt hat als diesen Triumphzug des Königs Gambrinus und die meisterlich komponierte Musikantengruppe. Auch die nicht minder humorvolle Sauhatz und die Rückkehr der Jagdgesellschaft, die H. von Volkmann im Restaurant Burghof in Karlsruhe gemalt hat, werden vielen mehr behagen als die meisten seiner Landschaften, die sich in dem Drang nach Vereinfachung immer mehr von der Natur entfernen. Endlich findet man in der Sammlung auch den oft bis zur Unergründlichkeit geheimnisvollen Symbolisten Sascha Schneider mit seinen gewaltigen Wandgemälden in der Gutenberghalle des Deutschen Buchgewerbehauses in Leipzig und den Schweizer Ferdinand Hodler mit seinen vielbefehdeten Fresken in der Waffenhalle des Landesmuseums in Zürich vertreten, die allerdings nur wie verzeichnete Illustrationen in gesucht altertümelndem Stile wirken. Die musterhafte Ausführung der Tafeln in Lichtdruck erhöht den Genuß an dem inhaltreichen Werke.

— Die moderne kunstgewerbliche Bewegung ist bei der Reform der Wohnungsausstattung von der Ansicht ausgegangen, daß sich die historischen Stilarten überlebt haben, und daß nur ein vollständiger Bruch mit ihnen eine Erneuerung unsers Kunstgewerbes von Grund aus herbeiführen könne. Ehe man diese Ansicht zum Dogma erhebt, sollte man sie aber noch einer Revision unterziehen und namentlich untersuchen, ob wir uns bisher nicht unter falschen, durch die Schätze unsrer Museen beherrschten Vorstellungen ein verkehrtes Bild von den historischen Stilarten gemacht haben. Ein höchst willkommenes Material zu dieser Revision bietet uns ein kürzlich erschienenes kleines Bilderwerk: *„Wohnräume des 15. und 16. Jahrhunderts“*, nach gleichzeitigen Darstellungen auf Gemälden u. s. w. herausgegeben von *G. A. Leinhaas* (20 Farbentafeln mit einem Vorwort von *Julius Lessing*; Berlin, Ernst Wasmuth). Nach Gemälden, Miniaturen und Kupferstichen deutscher, niederländischer und italienischer Meister (darunter A. Dürer, L. Cranach, D. Ghirlandajo, Carpaccio) werden uns Prunk-, Wohn-, Speise-, Studier- und Schlafzimmer, eine Küche und eine Handwerkerstube aus den Stilperioden der Gotik und der Renaissance vorgeführt, die denn doch ein ganz andres Bild von der Zimmerausstattung jener Zeiten gewähren, als es uns durch unsre Dekorateure und Möbeltischler, die sich ausschließlich an die Prunkstücke unsrer Museen hielten, vorgetäuscht worden war. Wir sehen mit Erstaunen, daß auch in jenen Zeiten „Schlichtheit und Zweckmäßigkeit der Grundzug des bürgerlichen Wohnhauses gewesen sind,“ daß also damals genau dasselbe die Regel war, das die Reformer von heute als das höchste Ziel ihres Strebens darstellen. Es ist darum durchaus zutreffend, was Julius Lessing, der Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, in seinem Vorworte sagt, „daß nur eine unverständige Nachahmung zu der scheinbaren Entwertung des alten Formenschatzes geführt hat,“ und daß nicht der geringste Grund vorliegt, „die alte, die historische Kunst als etwas Ueberwundenes, Hinfälliges zu behandeln.“ Möge das schöne Werk zahlreiche Freunde finden. Sie werden sehen, daß die höchste Schönheit oft in der höchsten Einfachheit zu finden ist.

— Von der Sammlung *„Berühmte Kunststätten“*, die sich durch ihre praktische Anordnung und ihren reichen illustrativen Schmuck sowohl als Führer an Ort und Stelle wie auch als anregende, vorbereitende und belehrende Lektüre zu Hause den vollen Beifall der Kunstfreunde erworben hat, sind zwei neue Bändchen (12 und 13) erschienen (Leipzig, E. A. Seemann). Im 12. Bändchen schildert *Eugen Zabel*, in Deutschland gegenwärtig der gründlichste Kenner russischer Kultur und Kunst, die fremdartigen Schätze *Moskaus*, in erster Reihe seine phantastischen Bauwerke mit ihrem seltsamen Gemisch von byzantinischer und orientalischer Prunksucht. Weit entfernt, ein Lobredner dieser fremdartigen Kultur zu sein, weist Zabel mit unbefangenem Blick auch auf ihre Schwächen und Widersprüche hin. Es ist wohl das erste Mal, daß der deutsche Leser ein durch keine Voreingenommenheit getrübtes Bild dieser wunderbaren Stadt erhält. Im 13. Bändchen hat *Karl Eugen Schmidt* ein ungemein dankbares Thema behandelt, indem er die Herrlichkeiten der alten Maurenstädte *Cordoba* und *Granada* geschildert hat. Obwohl die maurischen Prachtbauten naturgemäß im Vordergrunde der farbenreichen Darstellung stehen, ist der Verfasser an den Schöpfungen der römischen und christlichen Kulturepochen nicht vorübergegangen.. Die Illustration dieses Bändchens ist besonders schön gelungen. Namentlich erscheinen die reizvollen maurischen Ornamente in tadelloser Klarheit.

— Auf dreißig, in vierzehnfarbiger Chromolithographie ausgeführten *„Künstlerpostkarten“* hat der bekannte Münchener Landschaftsmaler *Otto Strützel* die *schönsten Gegenden Oberbayerns* festgehalten, das die Natur mit so verschwenderischen Gaben ausgestattet hat wie keine zweite deutsche Landschaft gleichen Umfangs. Der Starnberger, der Schliersee, der Hintersee bei Berchtesgaden, der Alpsee mit Hohenschwangau und Neuschwanstein, Reichenhall, Ramsau, Tegernsee, Garmisch, Füßen, der Eibsee mit der Zugspitze — diese und andre Perlen aus dem Strahlenkranze oberbayrischer Prachtnatur werden unsern Augen vorgeführt. Auch wer diese Gegenden nicht kennt, wird nach diesen stimmungsvollen, in reichen Lichteffekten prangenden Bildern den vollen Zauber einer Gebirgsnatur von unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit empfinden. Die ganze Serie dieser im Verlag von *Hugo Moser* in Stuttgart erschienenen Künstlerpostkarten kostet 4 Mark.

— Die berühmte *Goldene Pforte*, das Prachtportal am Dom zu Freiberg i. S., war bisher nur nach seinem theologischen Inhalt, nicht nach seiner künstlerischen Bedeutung gewürdigt worden. Das ist jetzt durch A. Goldschmidt in einer feinsinnigen Stilanalyse geschehen, die im 1. Heft des 23. Bandes des *Jahrbuchs der königlich preußischen Kunstsammlungen* (Berlin, G. Grote) nebst einer trefflichen Lichtdruckwiedergabe des Portals veröffentlicht wird. Danach ist das Portal das Werk eines hochbegabten sächsischen Meisters in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, der byzantinische Motive aufgenommen, sie aber neu belebt hat und außerdem von den französischen Elementen der Magdeburger Dombauwerkstatt berührt worden ist. Das Heft enthält ferner eine Abhandlung von W. Bode über Florentiner Bronzestatuetten im Berliner Museum (von Ghiberti und Donatello) mit Abbildungen in Radierung und Heliographie, ein von A. Krüger meisterhaft radiertes männliches Bildnis, das dem seinem Namen nach immer noch unbekannten sog. Meister von Flémalle zugeschrieben wird, und einen Bericht von Frida Schottmüller über eine verschollene Kreuzigung des Jan van Eyck, die, wie die Verfasserin nachweist, wenigstens in einer italienischen Kopie im Museo civico zu Padua erhalten ist. Diese Kopie ist dem Aufsatz in einer Lichtdrucknachbildung beigegeben.

— Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Kunst und des Kunstgewerbes hat *Elfried Bock* in einer gehaltreichen, mit zahlreichen, vortrefflich ausgeführten Illustrationen versehenen Studie über *Florentinische und venetianische Bilderrahmen aus der Zeit der Gotik und Renaissance* (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G.) geliefert. Es ist das erste Mal, daß dieser wichtige Gegenstand in so umfassender und gründlicher Weise behandelt worden ist. Dem Spürsinn und Sammeleifer des Verfassers ist es gelungen, aus öffentlichen und Privatsammlungen alle künstlerisch hervorragenden Bilderrahmen, die mit den Bildern gleichzeitig entstanden sind, zusammenzustellen. Jeder einzelne wird nach seinem Werte und nach seinem Verhältnis zum Bilde kritisch untersucht und abgeschätzt. Aus der Summe dieser Ermittelungen kann jeder Maler, jeder Kunstfreund eine Fülle von Belehrungen schöpfen, die um so notwendiger sind, als sich Maler und Kunstfreunde lange Zeit gleichgültig gegen die ungemein wichtige Rahmenfrage verhalten haben. Erst in neuerer Zeit hat sich das Verständnis dafür wieder geregt. Daß es aber auch noch in weitere Kreise dringen wird, dazu wird hoffentlich dieses verdienstvolle Buch beitragen.



Zeitgeschichte.

Seinen fünfzigsten Geburtstag feierte am 8. April Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, weithin in deutschen Landen bekannt als feinsinniger Lyriker und Verfasser stimmungsvoller Novellen. In Breslau 1852 geboren, hat der Prinz seinen Wohnsitz auf dem Fideikommiß Haseldorf in Holstein. In die Oeffentlichkeit trat er zunächst 1878 mit den „Liedern an eine Verlorene“, denen später „Tauwasser“ und „Dichtungen“ folgten, die sich bereits der fünften Auflage erfreuen. Von seinen Prosaschriften sind vor allem die „Geschichten aus Moll“, „Bürgerlicher Tod“ und „Der Heiland der Tiere“ zu erwähnen.

— Der deutsche Kronprinz stattete am 7. März den Schlachtfeldern bei Metz einen Besuch ab. In Begleitung des kommandierenden Generals Grafen Häseler fuhr er zunächst nach dem Denkmal der 5. Division auf der Höhe von Gorze, sodann ging die Fahrt nach dem Prinz Friedrich Karl-Denkstein bei Vionville, wo der hohe Herr einen Lorbeerkranz niederlegte, dessen Schleife die Inschrift trug: „Den Helden des 16. August 1870 der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.“ Die weitere Fahrt führte am Denkmal des Infanterieregiments Nr. 57 vorbei nach Rezonville, wo der Kronprinz das Zimmer besichtigte, in dem König Wilhelm I. in der Nacht zum 18. August 1870 geruht. Hierauf begab man sich nach Gravelotte, wo das Mittagessen eingenommen wurde, und alsdann folgte die Besichtigung des Kaiser Wilhelm-Gedenksteins bei dem Pachthof Mogador, wo der Kronprinz ebenfalls einen Kranz niederlegte. Das Gleiche geschah ferner bei dem Denkmal des 1. Garderegiments z. F., dem der Kronprinz bekanntlich als Oberleutnant angehört. Als er mit seiner Begleitung sich St. Privat näherte, wo das Denkmal sich erhebt, ließ der Pfarrer Banzin, der seit 33 Jahren Ortsgeistlicher ist, die Kirchenglocken läuten. Ueberall begrüßte die Bevölkerung den Kronprinzen mit großer Herzlichkeit.

Prinz Emil zu Schönaich-Carolath.

Als Nachfolger des vor kurzem verstorbenen Bischofs von Augsburg wurde Dompropst Dr. Max Lingg in Bamberg ernannt. Er bekleidete außerdem bisher die Würden eines päpstlichen Geheimkämmerers, eines erzbischöflichen geistlichen Rates und war am Lyzeum zu Bamberg als Professor thätig. Bischof Dr. Lingg ist ein Kind jenes schwäbisch-bayrischen Kreises, in den er jetzt als hoher geistlicher Würdenträger zurückkehrt. In Nesselwang am 8. März 1842 geboren, studierte er am Georgianum in München und war eine Zeitlang Erzieher der bayrischen Prinzen Ludwig Ferdinand und Alfons. Im Jahre 1865 empfing er die Priesterweihen und wurde alsbald in Augsburg als Kaplan angestellt. Später kam Dr. Lingg als Lyzealprofessor nach Bamberg; zum Domkapitular wurde er 1881, zum Dompropst 1893 ernannt. Der neue Bischof, ein sehr gelehrter Herr, verfaßte u. a.: „Zivilehe vom Stand-



Aufn. von Hans Böhm, Salzburg.

Das Dyegaard-Stift in Altona. Entworfen von den Architekten Eugen Kühn und Paul Baumgarten in Berlin



Das Stadttheater in Barmen, abgebrannt am 25. März

Cecil Rhodes †

punkte des Rechts“, „Geschichte des tridentinischen Pfarrkongresses“, „Verordnungssammlung für den Klerus der Erzdiözese Bamberg“, „Geschichte des Instituts der Pfarrvisitation in Deutschland“. Auch einen Band Gedichte in schwädischer Mundart, „G'müethle“ betitelt, gab er 1874 heraus.

— Seinen 70. Geburtstag feiert am 30. April der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Ernst von Leyden, der berühmte Kliniker, in Berlin. In Danzig geboren, bezog er 1849 das Berliner Friedrich Wilhelmsinstitut (Pépinière), promovierte 1853 und trat im folgenden Jahre als Militärarzt in die Armee ein. 1865 wurde er nach Königsberg als Professor der Medizin und Direktor der neuen Klinik berufen, in welcher Stellung er zusammen mit Recklinghausen und Spiegelberg der Begründer einer neuen Aera des klinischen Unterrichts wurde. 1872 ging er an die neubegründete Straßburger Universität, siedelte aber 1876 als Nachfolger seines einstigen Lehrers Traube nach Berlin über und übernahm 1885, nach Frerichs Tod, die Leitung der ersten medizinischen Klinik in der Charité. Im Jahre 1894 weilte er, an das Krankenlager des Zaren Alexanders III. berufen, längere Zeit am russischen Hofe und wurde 1895 durch Verleihung des Adels ausgezeichnet. Schon 1881 hatte er den Verein für innere Medizin begründet. In Fachblättern wie auch als selbständige Werke veröffentlichte Ernst von Leyden zahlreiche Schriften aus dem Gebiete seiner Spezialwissenschaft.

— Die orkanartigen Schneestürme der Osterfeiertage sind auch für das **Riesengebirge** nicht ohne **Lawinenstürze** abgegangen. Zunächst lösten sich größere Schneemassen an den Schroffen unterhalb der Prinz Heinrichs-Baude, um sich in die Fluten des Großen Teiches zu stürzen. Ungleich größere Massen aber gingen am Fuße der Schneekoppe über die steilen Serpentinen und seitwärts in der Schlucht des Lomnitzfalles hinab, in den allen Touristen wohlbekannten Melzergrund. Hier im wildromantischen Endkessel, in einer überwältigend großartigen Hochgebirgsscenerie, wurde vor nicht ganz zwei Jahren mit dem Bau des „Einkehrhauses am Lomnitzfall“ begonnen. Es sollte eine willkommene Raststätte für die Koppenbesteiger werden und wurde dies auch nach der im Juli 1900 erfolgten Einweihung zur Freude aller Touristen. Damals aber sprachen bereits erfahrene Gebirgler die Ansicht aus, daß sich jene Stelle der großen Lawinengefahr wegen durchaus nicht zum Hausbau eigne. Am meisten warnte der alte Tir (Winterwärter der Riesenbaude), ein Mann, der sein ganzes Leben lang Winter wie Sommer im Hochgebirge zugebracht, davor, bis er schließlich am 1. April 1900 selbst einer Schneelawine zum Opfer fiel. Und er hatte recht prophezeit! Mit donnerartigem Getöse und an Gewehrsalven erinnerndem Geknatter, das man bis unten im Thale hörte, stürzten am zweiten Osterfeiertage zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags ungeheure Schneemengen, Felstrümmer und Knieholz mit sich reißend, über den schroffen Abhang hinab und fegten das ganze Bauwerk, das mit einem Aufwand von ca. 50000 Mark geschaffen worden war, bis auf die Grundmauern fort. Wie man aus der einen unsrer Aufnahmen ersehen kann, verraten

Das Goldene Buch der deutschen Vereine von New York, Ehrengabe für den Prinzen Heinrich. Entworfen von Theodor Henninger



Phot. Wilh. Fülle, Barmen.

Der Zuschauerraum des [S]



Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphot. Berlin

Dr. Ernst Lieber †

nur noch einige krummgebogene Eisenträger den Ort, an dem das Bauwerk gestanden. Von hier aus mag das Gebäude in beinahe unbeschädigtem Zustande gegen 8—900 Meter abwärts getrieben worden sein, denn auf dem ganzen Wege, den die Lawine einschlug, finden sich nur einige wenige Holzsplitter. In der angegebenen Entfernung angelangt, scheint auch noch eine zweite Lawine im Zuge der Lomnitzschlucht herabgedonnert zu sein, womit die völlige Zertrümmerung der Hausruine besiegelt war. Die Folgen dieses Schlußaktes des gewaltigen Naturschauspiels sind sehr gut durch unsre andre Aufnahme zur Darstellung gebracht. Von dem aus dem tiefen Schnee hervorragenden Stücke Dach ab beginnt das wüste Chaos des Trümmerfeldes. Hier liegen halbvergrabene und zerbrochene Möbel, Tische, Stühle, Schränke u. s. w. umher, dort leuchten rote Matratzen und Bettzeug aus dem blendend weißen Schnee hervor, dazwischen allerlei Hausrat in wildester Unordnung umhergestreut Balken, Bretter, Fels und Mauerreste. Diese Trümmerstraße zieht sich gegen 300 bis 500 Meter in den Melzergrund hinab. Als ein großes Glück muß es angesehen werden, daß das Einkehrhaus zu denjenigen Bauden zählte, die man über Winter ohne Wächter läßt.

Georg Krause



...ttheaters in Barmen nach dem Brande

Wohltätigkeit

Das jüngst fertiggestellte Ruegaard-Stift in Altona ist auf Grund eines Vermächtnisses der am 18. März 1898 verstorbenen Frau Henriette Hedwig von Ruegaard errichtet worden. Die mit einem Kapital von mehr als zwei Millionen Mark fundierte Stiftung hat den Zweck, Witwen und Töchter unvermögender Offiziere, Beamten, Prediger, sowie andre den gebildeten Ständen angehörende alleinstehende weibliche Personen durch Gewährung von Freiwohnungen nebst Geldbeihilfen zu unterstützen. Der mit dem ersten Preise von 1000 Mark ausgezeichnete Entwurf der Berliner Architekten Eugen Kühn und Paul Baumgarten wurde zur Ausführung bestimmt. Die mit einem Kostenaufwand von 500000 Mark errichteten Stiftsgebäude enthalten 42 Einzel- und 10 Doppelwohnungen mit je einem Wohn- und einem, bezw. zwei Schlafzimmern, Küche, Keller und Bodenraum. Die Stiftung soll vorzugsweise Angehörigen schleswig-holsteinscher Familien zu gute kommen, aber Verwandte der Stifterin allen andern Bewerberinnen vorgehen. Mit einem Teile der Freiwohnungen ist, soweit die Bewohnerinnen durch den letzten Willen der Stifterin sich nicht schon im Genusse einer Leibrente befinden, eine Beihilfe von jährlich 500 Mark verbunden. Geldpräbenden in Höhe von je 500 Mark können auch an nicht im Stift Wohnende verteilt werden.

Phot. J. W. Hornung, Tübingen.

Professor Dr. Eduard von Pfleiderer †

Bühne

Das Stadttheater in Barmen ist in der Nacht zum 25. März ein Raub der Flammen geworden. Der Brand, der anscheinend auf dem Schnürboden durch Kurzschluß der elektrischen Leitung aus gekommen war und nach 1 Uhr entdeckt wurde, griff mit so rasender Schnelligkeit um sich, daß trotz aller Anstrengungen der Feuerwehr eine Rettung unmöglich war. Nur ein Teil der Bibliothek und der Kassenschrank konnten geborgen werden. Die Bühnenmitglieder haben ihre gesamte Theatergarderobe verloren, und besonders schwer wurde durch den Verlust der Requisiten der Direktor Steinert betroffen, unter dem die Bühne einen



Phot. Georg Alpers jun., Hannover.

Geheimrat Prof. K. W. Hase †

glänzenden Aufschwung genommen hatte. Das Theatergebäude stand noch nicht 28 Jahre. Es wurde an Stelle des am 25. November 1875 durch Feuer vernichteten Baues nach Plänen des inzwischen verstorbenen Kölner Baurates Pflaume errichtet und am 1. Oktober 1876 seiner Bestimmung übergeben.



Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Georg Fürst Münster von Derneburg †

Am 1. Mai vor fünfzig Jahren hat Bernhard Baumeister zum ersten Male die Bühne des Wiener Hofburgtheaters betreten, wo er als Charakterdarsteller noch heute unerreicht dasteht. Ein solches Jubiläum hat nicht seinesgleichen in der Geschichte des Burgtheaters. Baumeister – eigentlich Baumüller – ist am 28. September 1828 in Posen geboren. Mit neunzehn Jahren trat er zuerst in Schwerin auf, spielte dann in Hannover und Oldenburg, überall kaum länger als ein Jahr verweilend. In Wien, wo er am 1. Mai 1852 zum ersten Male gastierte und 1857 das Dekret als k. k. Hofschauspieler erhielt, dem dann die Ernennung zum Regisseur folgte, spielte Baumeister anfänglich Naturburschen und Bonvivants. Auf der vollen Höhe seiner Künstlerschaft stehend hat er später als „Falstaff“, „Piepenbrink“, „Götz“ und „Petruchio“ wahre Glanzleistungen geschaffen. Von „Baumeister-Rollen“ zu sprechen, ist in Wien schon längst ein Schlagwort geworden. An seinen „Falstaff“ erinnert eine Statue an der Außenseite des Prachtbaues am Franzensring. Als Gipfelpunkt seines künstlerischen Schaffens kann der „Richter von Zalamea“ gelten. Wie selbst kleinere Rollen mit künstlerischer Meisterschaft gespielt werden können, zeigte Baumeister als Kammerdiener in „Kabale und Liebe“, als „erster Schauspieler“ in „Hamlet“ und als „Kent“ im „König Lear“.

Kunstgewerbe

Unter den Ehrenspenden, die dem Prinzen Heinrich auf seiner Amerikareise dargebracht wurden, nimmt einen hervorragenden Platz das „goldene Buch“ der deutschen Vereine ein. Es ist ein Album, dessen aus feinstem Kalbleder hergestellte Decke der amerikanische Adler in Silber ziert, umgeben von den dreizehn Sternen der ursprünglichen Staaten der Union. Das Buch liegt auf einem silbernen Untersatz von reicher Ornamentik. Die vier Ecken des Untersatzes ruhen auf amerikanischen Adlern, und Ornamente ziehen sich die Seiten des Sockels entlang. In der Mitte der Langseite befindet sich in einem Medaillon ein Indianerkopf. Das Schloß ist ebenfalls auf das reichste verziert. Das Ganze ruht auf einem Untersatz von Mahagoni. Das Kunstwerk ist nach Entwürfen von Theodor Henninger, einem Sohn der Stadt Karlsruhe, hergestellt. Das Album enthält zwanzig Blätter, die ebenfalls von Henninger in kunstvoller Weise mit Ornamenten versehen wurden; einige sind wahre Meisterwerke der Miniaturmalerei. Das erste Blatt zeigt das Bildnis des Prinzen in Photogravure. Auf dem zweiten Blatt gewahrt man eine allegorische Gruppe, die Freundschaft zwischen Deutschland und Amerika symbolisierend, das amerikanische Wappen und den deutschen Reichsadler, mit Eichenlaub verbunden. Das dritte Blatt enthält eine poetische Widmung, und dann folgen auf den übrigen Blättern die Unterschriften der Mitglieder der Exekutive, des Generalkomitees, des Ehrenausschusses und sämtlicher Präsidenten der Vereine, die an dem Fackelzug zu Ehren des Prinzen teilnahmen.

Phot. von Prof. Koller, Budapest.

Koloman von Tisza †

Verkehr

Wohl kein Bahnhof der Welt weist eine so luxuriöse Ausstattung auf wie der neue Bahnhof der Paris-Lyon-Mittelmeer-Bahn in Paris. Besonders reich geschmückt sind die beiden Restaurationssäle, die an Wänden und Decken Gemälde von der Hand erster französischer Künstler zeigen. Neben einer Darstellung der Stadt Paris sieht man eine Reihe herrlicher Landschaften aus jenen Gegenden, die die Bahn durchquert. Besonders reizvoll ist das von Gervex gemalte Deckengemälde des großen Saales. Es giebt auf der einen Seite ein Bild von der berühmten Blumenschlacht in



Der neue Lyoner Bahnhof in Paris



Restaurationssaal im Lyoner Bahnhof zu Paris

Aufn. von Chusseau-Flaviens, Paris

Das Deckengemälde im grossen Saale des Lyoner Bahnhofes zu Paris (Blumenschlacht in Nizza und Orangenernte von Henry Gervex)

Nizza, auf der andern eine idyllische Scene aus der Orangerie.

Die eben vollendeten Uferanlagen am Düsseldorfer Rheinhafen bilden den Abschluß der umfangreichen Bauten, die seit zehn Jahren vorgenommen wurden, um der mächtig aufblühenden Stadt den gebührenden Anteil am Rheinverkehr zu sichern. Nachdem im Süden durch den Hafen, im Norden durch den Brückenbau das Rheinufer neuzeitlich umgestaltet war, blieb nach Beseitigung der Schiffbrücke noch das 855 Meter lange eigentliche Stadtufer in den Strom vorzuschieben und als Uferstraße auszubauen. Das ist in drei Jahren mit einem Kostenaufwand von 3½ Millionen Mark geschehen. Der 20 Meter breite Staden mit vier elektrisch betriebenen Kranen dient dem Personen-, Stück- und Eilgutverkehr, dem direkten Umschlage zwischen Schiff, Bahn und Fuhrwerk, sowie der Abfertigung der hier anlegenden, ab Köln direkt mit den Hafen des Mittelmeeres, der Nord- und Ostsee verkehrenden 32 Rhein-Seedampfer, während die Hochuferstraße den langersehnten Deichschutz gewährt, dann aber auch mit ihrer baumbestandenen Rheinpromenade, dem breiten Fahrwege und dem bequemen Bürgersteige an der Stadtseite das lange vermißte Bindeglied in der großen Düsseldorfer Ringstraße bildet. Ein großer Teil der Hochuferstraße ist nach niederländischer Art unterkellert, wodurch 3000 Quadratmeter Lagerraum gewonnen und unschöne Schuppen auf dem Werft überflüssig geworden sind, und die Rheinpromenade wird gegen das Werft durch ein durchbrochenes Gitter aus bayrischem Granit, dem mancherlei reizvolle Zwischenbauten eingefügt sind, wirksam abgeschlossen. Erwähnt seien nur im Süden ein zierliches Turmhäuschen, der „Hafenvogt“, in der Mitte das Pegelhäuschen und weiter südlich das Düsselschlößchen, das auf nur 100 Quadratmeter Grundfläche mit seinem 36 Meter über das untere Werft sich erhebenden kupfergedeckten Turme, einem zweiten, niedrigeren mit bastionsartiger Zinne, mit seinem stolzen Giebel und freudig-rotem Ziegeldache einem Bau aus dem romantischen Mittelalter gleicht. Nördlich der neuen Brücke, auf der in gleicher Profilierung terrassenförmig angeschütteten ehemaligen Golzheimer Insel entfaltet sich die diesjährige Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung. J. C. H.

Paul Kuss †

Heer und Flotte

Der zum diensthuenden Flügeladjutanten des Kaisers Wilhelm ernannte Major von Plüskow, bisher Kommandeur des 1. Bataillons 1. Garderegiments z. F., ist bekannt durch seine ungewöhnliche Körpergröße. Er wurde am 16. Oktober 1873 Leutnant bei der Leibcompagnie des 1. Garderegiments z. F. Von 1879 bis 1883 war er zur Unteroffizierschule in Potsdam kommandiert und war dann dem Erbprinzen von Meiningen zur Dienstleistung überwiesen. 1888 wurde er Adjutant der 1. Garde-Infanteriebrigade, trat aber im folgenden Jahre wieder zur Leibcompagnie des 1. Garderegiments zurück. Am 19. September 1888 wurde er Hauptmann und Chef der 5. Compagnie, die er bis 1890 behielt, um dann Kommandeur der Leibcompagnie zu werden. Am 30. Mai 1893 wurde er aggregierter Major und am 18. Oktober 1897 Kommandeur des 2. Bataillons, das er 1900 mit dem 1. Bataillon vertauschte. Herr von Plüskow ist mehrfach zu besonderen Sendungen nach dem Auslande kommandiert worden, so nach Konstantinopel zur Ueberbringung von Geschenken an den Sultan und nach dem Haag zu den Vermählungsfeierlichkeiten.



Dr. Max Lingg, der neuernannte Bischof von Augsburg

Denkmäler

In Hannover ist ein Grabdenkmal für Franz Wilhelm Metz enthüllt worden, den hochverdienten Förderer des Turnwesens und aller kraftstählenden Leibesübungen, der zugleich auch ein Hauptbegründer der freiwilligen Feuerwehr in Deutschland war. Am 18. Oktober 1817 zu Leipzig geboren, wirkte Metz in seiner Vaterstadt, alsdann in Darmstadt, Mannheim und Hannover. In letzterer Stadt war er 47 Jahre thätig und verschied dort am 27. April 1901. Das jetzt enthüllte Denkmal, ein Werk des Bildhauers Karl Gundelach in Hannover, ist ihm von Freunden und ehemaligen Schülern errichtet worden.

Der westfälische „Bauernkönig“ Burchard Freiherr von Schorlemer-Alst hat schon sieben Jahre nach seinem Tode (17. März 1895) sein Denkmal erhalten. Schlicht und einfach, wie er lebte, in packender Aehnlichkeit erhebt sich sein überlebensgroßes Bronzestandbild auf granitenem Sockel vor dem Ständehause der Provinz Westfalen in Münster. Das auf Kosten des westfälischen Bauernvereins errichtete Denkmal trägt am Sockel Namen, Geburts- und Todestag, sowie die Widmung. Das Standbild ist eine Schöpfung des westfälischen Bildhauers Bernard Heising aus Wiedenbrück, der 1896 mit seinem Werk „Der verlorene Sohn“ in Berlin den für Bildhauer ausgesetzten großen Staatspreis errang.

Phot. Max Stuffler, München.

Franz Nachbaur †

Unterricht

Fräulein Dr. phil. Barbara Klara Renz erhielt an der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München eine Anstellung als Volontärin. Sie ist Herausgeberin der unter dem Protektorat der Prinzessin Therese von Bayern erscheinenden Zeitschrift „Völkerschau“ und hat sich bekannt gemacht durch das Buch „Schwäbische Philosophen diesseits und jenseits des Ozeans“, das die von ihr gehaltenen Vorträge über ethnographische Themata wiedergiebt. Bis vor drei Jahren war Fräulein Dr. Renz an verschiedenen höheren Frauenschulen Amerikas als Dozentin der Philosophie und Philologie thätig. Ein schlichtes Dorfkind, in Altenstadt a. Iller (Schwäbisch Bayern) am 12. Dezember 1863 geboren, hatte die außerordentlich Lernbegierige, in unablässigem Kampfe mit idealen und materiellen Interessen liegend, zuerst das Gymnasium absolviert, dann in Zürich ihr Lehrerinnenexamen in modernen Sprachen und später an der Universität zu Rom das Staatsexamen in altklassischer Philologie, spekulativer Philosophie, Litteratur und Geschichte gemacht. Weiter widmete die Dame noch in New York sechs Semester dem Studium der altklassischen und sozialen Wissenschaften.



Der Lawinensturz im Riesengebirge: Frühere Stätte des Einkehrhauses am Lomnitzfall



Aufnahmen von Georg Krause, Hirschberg i. Schl.

Der Lawinensturz im Riesengebirge: Trümmer des von der Lawine fortgerissenen Einkehrhauses



Aufn. von Selle & Kuntze, Hofphot., Potsdam.

Oberstleutnant von Plüskow, der neue Flügeladjutant des Kaisers

Totenschau.

Cecil Rhodes, der vielberufene „ungekrönte König von Südafrika“, ist am 26. März in Kapstadt, wo er seit längerer Zeit krank daniederlag, gestorben. Am 7. Juli 1853 zu Bishop-Stortford in Hertfordshire als Sohn eines Geistlichen geboren, begab er sich im Alter von 18 Jahren nach Natal, wo sein Bruder Herbert eine Baumwollplantage betrieb. Von dort reiste er nach Colesberg Kopje (dem heutigen Kimberley), wo damals bereits Diamanten gegraben wurden. Im Jahre 1873 kehrte er nach England zurück, um in Oxford zu studieren, ging aber bald von neuem nach Südafrika, wo er sich durch erfolgreiche Spekulationen, namentlich durch Vereinigung einer Anzahl von Diamantgruben in der De Beers-Gesellschaft, ein großes Vermögen erwarb. Er ließ sich in das Kapparlament wählen, wurde im Jahre 1884 Finanzminister und 1890 Ministerpräsident der Kapkolonie. Rhodes war der rücksichtsloseste Vorkämpfer der englischen Interessen in Südafrika, sein Ziel war die Vereinigung aller Länder bis zum Sambesi zu den „Vereinigten Staaten von Südafrika“. Er suchte dies zunächst dadurch zu erreichen, daß die beiden Burenrepubliken völlig isoliert und von britischem Gebiet umstellt wurden. Schon im Jahre 1885 war Betschuanaland (westlich von Transvaal) unter britisches Protektorat gestellt worden, und vollends wurden die Burenstaaten von den britischen Polypenarmen umfaßt durch die Eroberung der Gebiete nördlich von Transvaal. Rhodes war im Jahre 1889 in die Direktion der Südafrikanischen Gesellschaft, der berüchtigten Chartered Company, getreten, und hatte dieser einen Freibrief für die Besiedelung von Matabele- und Maschonaland ausgewirkt, die später ihm zu Ehren den Namen Rhodesia erhielten. Ende 1895 setzte die Chartered Company mit Rhodes an der Spitze den von Jameson geleiteten Einfall in Trans-



Prof. Dr. Ernst von Leyden



Die neue Uferanlage am Düsseldorfer Rheinhafen



Bernhard Baumeister

vaal ins Werk; nach dessen Scheitern leugnete Rhodes seine Mitschuld, verantwortete sich bei der Regierung in England und durfte nach Afrika zurückkehren. Doch nahm er, da inzwischen von der Regierung Transvaals seine Schuld nachgewiesen worden war, 1896 seine Entlassung als Premierminister und als Mitglied des Vorstandes der Chartered Company. Daß er bei der Einfädelung des Krieges mit Transvaal die Hand im Spiele hatte, ja daß er der eigentliche Urheber dieses unseligen Krieges gewesen ist, läßt sich mit Bestimmtheit annehmen.

— In seiner Vaterstadt Kamberg im Taunus verstarb am 31. März Dr. Ernst Lieber, der bekannte Führer der Zentrumspartei im Deutschen Reichstag wie im preußischen Abgeordnetenhause. Am 16. November 1838 geboren, studierte er in Würzburg, München, Bonn und Heidelberg Philosophie und Rechtswissenschaft. Kaum 32 Jahre alt, wurde er in das Abgeordnetenhaus gewählt, 1871 auch in den Reichstag, in dem er den Wahlkreis Montabaur-St. Goarshausen seitdem ununterbrochen vertrat. Er hatte sich dem Zentrum angeschlossen, in dem er bald eine hervorragende Rolle spielte, und nach Ludwig Windthorsts Tode, 1891, übernahm er die Führung der einflußreichen Partei. Unter seiner Leitung vollzog sich allmählich eine Annäherung des Zentrums an die Regierung, die ihren deutlichen Ausdruck in der zustimmenden Haltung gegenüber dem Flottengesetz von 1898 erhielt.

— In Tübingen verschied am 4. April Prof. Dr. Edmund von Pfleiderer, ein jüngerer Bruder des bekannten Theologen Dr. Otto Pfleiderer in Berlin. Zu Stetten im Remsthale am 12. Oktober 1842 geboren, studierte auch er zunächst Theologie und machte den Feldzug von 1870/71 als Feldprediger im württembergischen Heere mit. Hierauf wirkte er als Pfarrer in Sindelfingen, nahm jedoch 1873, inzwischen durch philosophische Schriften bekannt geworden, die ihm von der Universität Kiel angetragene Professur für Philosophie an. 1877 wurde er nach Tübingen berufen, wo er einst studiert hatte, und entfaltete hier als Lehrer und Gelehrter ein höchst verdienstvolles Wirken. Seine umfassende schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Gebiete der philosophischen Wissenschaft. Seine letzte größere Arbeit war das 1896 erschienene Werk „Sokrates und Plato“.

— Am 28. März starb in Hannover im 84. Lebensjahre Geh. Regierungs- und Baurat Professor Konrad Wilhelm Hase, der „Altmeister“, wie ihn seine zahlreichen Schüler nannten, und wie er sich lieber anreden hörte als mit den Titeln, durch die seine Verdienste vom Staate anerkannt waren. Die schöne mittelalterliche Architektur seiner Vaterstadt Einbeck, wo er am 2. Oktober 1818 geboren war, regte ihn zum Studium der Baukunst an, dem er sich zuerst praktisch, dann theoretisch in Hannover und München widmete, um hinterher durch Studienreisen in Deutschland, Frankreich und Italien seine künstlerische Anschauung zu erweitern und zu vertiefen. Sein Verdienst ist es, die mittelalterliche Baukunst, namentlich die gotische Backsteinarchitektur, neu belebt und ihre Formen nicht nur dem Kirchenbau, sondern auch der Profanarchitektur wieder dienstbar gemacht zu haben. Als Lehrer hat Hase nahezu 50 Jahre an der technischen Hochschule in Hannover gewirkt und den Weltruf dieses Instituts mit begründen helfen. Neben dieser akademischen Thätigkeit hat der Meister im Sinne mittelalterlicher Baukünstler einen tiefgehenden Einfluß auf seine Schüler auch im geselligen Verkehr ausgeübt und in der von ihm gegründeten „Bauhütte zum weißen Blatt“ die kunstbeflissene Jugend, die sich um ihn gesammelt hatte, im angeregten Verkehre belehrt und begeistert. Ebenso reich gesegnet war seine praktische Thätigkeit: außer der Wiederherstellung der romanischen Stiftskirche in Loccum, der St. Godehardi- und St. Michaeliskirche in Hildesheim, der Nikolaikirche in Lüneburg und des spätgotischen Rathauses in Hannover schuf er eine große Reihe von Monumentalbauten: die Marienburg bei Nordstemmen, die Christus-, die Apostelkirche und das Museum in Hannover, das Gymnasium Andreanum und das Postgebäude in Hildesheim, die Zionskirche in Linden und manche andre Bauten, die in ihrem gediegenen Material und dem ihre Formen belebenden künstlerischen Geiste den Stempel des „Wahren, Echten, Edlen“ tragen, das ihm als Wahrspruch für seine schöpferische Thätigkeit vorschwebte und ihn selbst in seinem Wesen und Wirken charakterisierte. Reiche äußere Ehren sind ihm im Leben zu teil geworden und mit dem müden Meister ins Grab gesunken; sein Geist aber lebt in den Werken, die er hinterließ, und in denen der Tausende, die er als Schüler für alles Schöne begeistert hat und die auf dem von ihm gelegten Grunde weiterbauen.

Aug. H. Plinke

In Hannover verschied am 28. März Fürst Georg



Phot. K. F. Wunder.

Das Grabdenkmal für Franz Wilhelm Metz in Hannover. Von Karl Gundelach

Münster von Derneburg, viele Jahre hindurch kaiserlich deutscher Botschafter in London und Paris. Einem alten westfälischen Adelsgeschlechte entstammend, das 1792 die Reichsgrafenwürde erhielt, wurde er am 23. Dezember 1820 in London als Sohn des bekannten hannoverschen Diplomaten Ernst Grafen zu Münster-Ledenburg geboren, der seit 1814 am Londoner Hofe den verantwortlichen Posten eines hannoverschen Kabinettsministers bekleidete. Graf Georg studierte in Bonn, Heidelberg und Göttingen und widmete sich dann der diplomatischen Laufbahn. Von 1856 bis 1864 war er außerordentlicher Gesandter Hannovers am Petersburger Hofe und bemühte sich im Jahre 1866 vergebens, den König Georg V. zu einer preußenfreundlichen Politik zu bestimmen. Nach der Annexion Hannovers wurde er im Jahr 1866 in das preußische Herrenhaus berufen; von 1867 bis 1870 vertrat er den Wahlkreis Goslar im Norddeutschen Reichstag und gehörte von 1871 bis 1873 dem Deutschen Reichstag an. In dem zuletzt erwähnten Jahre zum deutschen Botschafter in London ernannt, verließ er 1885 die Weltstadt an der Themse, um den durch die Berufung des Fürsten zu Hohenlohe zum Statthalter der Reichslande freigewordenen Botschafterposten in Paris einzunehmen. Hier war er erfolgreich bemüht, bessere Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich herzustellen, und wurde am 29. August 1890 durch Verleihung des Fürstentitels ausgezeichnet. In Rücksicht auf sein hohes Alter trat er am 28. November 1900 in den Ruhestand.

— In Budapest verschied am 23. März Koloman von Tisza, der frühere ungarische Ministerpräsident. Zu Geszt im Biharer Komitat am 16. Dezember 1830 geboren, studierte er die Rechte und widmete sich alsdann dem Staatsdienst. Im Jahr 1861 wurde er ins Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich bald zum Führer des linken Zentrums aufschwang; als solcher machte er der Deákschen Partei eine Reihe von Jahren Opposition. Erst im Jahre 1875 gab er seinen widerstrebenden Standpunkt auf und ermöglichte durch Verschmelzung seiner und der Deákschen Fraktion die Bildung der großen liberalen Partei, an deren Spitze er trat. Im Ministerium Wenkheim übernahm er im März 1875 das Ministerium des Innern und am 21. Oktober auch die Ministerpräsidentschaft, die er bis zum 13. März 1890 behielt. Nur im Jahre 1878 gab es eine kurze Unterbrechung, als die Besetzung Bosniens und der Herzegowina Schwierigkeiten bereitete; Tisza trat mit dem ganzen Ministerium zurück, übernahm aber die Regierung bald wieder, nachdem die Andrassysche Politik in den Delegationen gesiegt hatte.



Fräulein Dr. phil. Barbara Klara Renz

— Zwei bedeutende Bühnenkünstler sind am gleichen Tage, 21. März, dahingeschieden. In München starb Franz Nachbaur, der einst gefeierte Tenor, und in Temesvar, wo er sich auf einer Konzertreise befand, erlag Paul Bulß, der treffliche Bariton, einer tückischen Krankheit. Nachbaur erblickte am 25. März 1830 auf Schloß Gießen am Bodensee als Sohn eines Oberamtsrichters das Licht der Welt und war zunächst zum Ingenieur bestimmt. Aber während er noch am Polytechnikum in Stuttgart studierte, ward seine herrliche Tenorstimme entdeckt. Auf den Rat Heinrich Sontheims, des berühmten Tenors, der noch heute hochbetagt in Stuttgart lebt, trat er zunächst am Stadttheater zu Basel in den Chor ein, um die nötige Bewegungsfreiheit auf der Bühne zu gewinnen, und nahm alsdann Gesangsunterricht bei Lamperti in Mailand. Hierauf folgten rasch wechselnde Engagements an verschiedenen Bühnen, ohne daß ihm großer Erfolg blühte, bis in Prag die entscheidende Wendung eintrat. Nachdem ihm erst einige bedeutendere Rollen anvertraut waren, entwickelte sich seine Kunst überraschend schnell, und ein glänzender Glücksstern ging ihm in München auf, wohin er 1866 berufen wurde. An der dortigen Hofoper erlangte er durch die Gunst des Königs Ludwig II. und die Anerkennung Richard Wagners eine Ausnahmestellung, wie wohl kaum ein Sänger vor oder nach ihm. Der König überschüttete ihn mit Zeichen der Anerkennung und behandelte ihn als persönlichen Freund. In München und in den deutschen Städten, die er als Gast besuchte, wurde er lange Jahre — namentlich als Wagnersänger — gefeiert. Auch nachdem er Abschied von der Bühne genommen hatte, behauptete er noch eine einflußreiche Stellung in dem musikalischen Leben der bayrischen Königsstadt.

Paul Bulß, der fern von der deutschen Heimat dahinschied, war 1849 auf Rittergut Birkholz in der Prignitz geboren. Auch er vollendete seine Gesangsstudien bei Lamperti in Mailand und kam nach verschiedenen Engagements 1876 an die Dresdener Hofoper, wo er schnell eine erste Stellung errang. Seine schöne, ausgiebige Baritonstimme, seine ritterliche Erscheinung und sein gewandtes Spiel machten ihn zu einem bevorzugten Liebling des Publikums sowohl in Dresden wie in Berlin, wohin er 1888 übersiedelte. Der dortigen Hofoper gehörte er bis zum Jahre 1900 an. Auch als Konzertsänger leistete er Bedeutendes, und eine hervorragende Rolle spielte er im gesellschaftlichen Leben Berlins. Auf den Rennplätzen war er eine wohlbekannte Erscheinung, er hielt sich prachtvolle Pferde und war auch ein Meister im Turf, der manchen Sieg errang.

Geschichts- und Genremaler M. Neffers, 82 J., † 21. März, Düsseldorf. — Wirkl. Geh. Rat Herzog, vormals Staatssekretär der Reichslande, 75 J., † 23. März, Berlin. — Kardinal Erzbischof Dr. Missia, † 23. März, Görz. — Fürstin-Mutter Marie zu Wied, 77 J., † 24. März, Neuwied. — Major Johann Stefanovic von Vilovo, Kriegshistoriker und Hydrograph, 81 J., † 24. März, Wien. — Hofphotograph Joseph Löwy, Inhaber der großen Kunstanstalt J. J. Löwy, † 24. März, Wien. — Dr. Salomon Mandelkern, bed. Kenner der oriental. Sprachen und Lexikograph, 56 J., † 24. März, Wien. — Feldzeugmeister Graf Philipp Grünne, vormals Corpskommandant in Prag, 69 J., †



Das Freiherr von Schorlemer-Alst-Denkmal in Münster
Von Bernard Heising



Der deutsche Kronprinz am Prinz Friedrich Karl-Denkstein bei Vionville

25. März, Dobersberg in Niederösterreich. — Hofkapellmeister Fr. Wilhelm Stade, auch als Komponist bekannt, 87 J., † 26. März, Altenburg. — Hofrat Prof. Josef von Storck, vorm. Direktor der Wiener Kunstgewerbeschule, 72 J., † 27. März, Wien. — Prinz Karl Schwarzenberg, Legationssekretär bei der österr. Botschaft in Tokio, 31 J., † 1. April, Shanghai. — Prinz Friedrich Wilhelm von Ardeck, 43 J., † 1. April, Warmbrunn. — Museumsinspektor Prof. August Lenz, 74 J., † 1. April, Kassel. — Amalie Buchheim, Kustodin der Sammlung mecklenburgischer Altertümer im Museum zu Schwerin, 83 J., † 1. April. — Dr. Alexander Bittner, Chef der geologischen Reichsanstalt in Wien, 53 J., † 1. April. — Romandichter Dubut de Laforest, 49 J., † 2. April, Paris. — Ernst Lauth, vormals Bürgermeister von Straßburg, Führer der elsässischen Protestpartei, 75 J., † 3. April Straßburg. — Ignaz Horica, jungtschechischer Reichsratsabgeordneter, 43 J., † 3. April, Marseille. — Naturforscher Andreas Reischek, 57 J., † 4. April, Linz. — Weinhändler Oswald Nier, 60 J., † 5. April, Berlin. — Prof. Dr. Hans Buchner, Vorstand des Hygienischen Instituts in München, 52 J., † 5. April. — Hofrat Prof. Dr. Joseph Schöbl, bed. Augenarzt, 65 J., † 6. April, Prag. — John Wodehouse, Earl of Kimberley, Führer der liberalen Partei im engl. Oberhause, 76 J., † 8. April, London.



Aufnahmen von Hofphot. E. Jacobi, Metz

Der deutsche Kronprinz am Kaiser Wilhelm-Gedenkstein bei Gravelotte

Handschriften-Beurteilung

M. H. B., Metz. Aengstlichkeit, Engherzigkeit und Kleinlichkeit sind bei Ihnen nicht zu Hause. Sie haben einen Zug ins Große, müssen sich ausdehnen und ausleben können, haben Initiative und streben vorwärts. Daß Sie bloß höheren, idealen Zwecken nachstreben, ist damit keineswegs gesagt, Sie haben Sinn für Besitz und verachten materielle Genüsse nicht. Sie sind energisch, thätig, lebhaft im Denken und Fühlen, resistenzfähig. Wo Sie sich für jemand interessieren, protegieren Sie gern, wollen dann aber auch, daß Ihr Wille berücksichtigt werde, und wissen ihm nötigenfalls in etwas scharfer Weise Berücksichtigung zu verschaffen. Aus dem Kreis Ihrer persönlichen Interessen treten Sie schwer heraus.

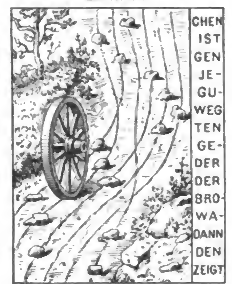
Jean H., Luxembourg. Sie sind ein schwieriger, schwer zu durchschauender und richtig zu verstehender Charakter. Heftig, leidenschaftlich und dabei sehr empfindlich. Sehr protektionslustig, aber unberechenbar in den Gefühlen.

Br. O. M., Wien. Eine in jeder Beziehung über dem Durchschnitt stehende, ausgesprochene Individualität (der ganze Duktus), sowohl anpassungsfähig als auch fähig, eigne Wege zu gehen (eigenartige Formen und dabei gewandte Verbindung des d mit dem nachfolgenden Buchstaben). Mehr Verstandes- als Gemütsmensch, selbstbeherrscht (feste und dabei ziemlich steile Schrift, gerade Linienrichtung). Ein klarer Kopf (klare Schrift), auch scharfsichtig. Hält auf Vornehmheit, vornehme Allüren und Formen (obere Rundungen an den kurzen Minuskeln), hat auch Selbstgefühl (s. großes E), tritt aber bescheiden auf und ist frei von aristokratischem Dünkel (M nicht treppenförmig abgestuft). Des weiteren ergiebt sich aus den Schriftzügen, die des knappen Raumes wegen nicht wiedergegeben werden können, noch folgendes: geistige Lebhaftigkeit, Widerspruch, rasches Erfassen, etwas Mißtrauen, Streben nach Vorsicht. Alles in allem: eine bedeutende, vornehm-einfache Schrift, die – um Ihre Frage zu beantworten – von einem Herrn und nicht von einer Dame herrühren dürfte. Uebrigens läßt sich das Geschlecht nicht immer mit solcher Bestimmtheit feststellen, da es bekanntlich weibliche Männer und unweibliche Frauen giebt, also vereinzelte Männer eine weibliche und ebenso vereinzelte Frauen eine männliche Schrift haben.

L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz.

Für müssige Stunden

Bilderrätsel



Silbenrätsel

1.

Hier zaghaft erbeten und dringend begehrt,
Dort unaufgefordert und reichlich gewährt,
Nennt's auch eine Staffel für männliches Streben,
Dem höhere Ziele vielleicht noch gegeben.

2.

Oft stürmisch gerufen, oft ängstlich gescheut,
Nach Arbeit und Mühen es viele erfreut,
Mit Spannung erwartet, genügt es nicht allen,
Und manchen zu früh scheint der Vorhang gefallen.

1. 2.

Wenn fest auf die göttliche Weisheit wir baun
Der Liebe des Vaters im Himmel vertraun,
So werden ergeben wir uns hineinfinden,
Laßt auch sich von uns das Warum nicht ergründen.

M. Sch.

Buchstabenrätsel

Es dient uns, schneller fortzukommen,
Und ist gewöhnlich umfangreich,
Doch wird die Spitze ihm genommen,
Verliert es seine Größe gleich.

Nun ist es künstlich, fein und zierlich,
Und nur geübter Hand es glückt;
Behandeln muß man es manierlich,
Sonst wird's am Ende gar verrückt.

M. Sch.

Umstellrätsel

Das Teuerste liegt oft darin,
Doch dauernd ihm es nicht behagt,
Und strebt nach Größerem sein Sinn,
Mein Wort drum nicht den Dienst versagt,
Und läßt sich bei Gelegenheit
Gefallen neue Thätigkeit.

Fort mit dem Kern, den Fuß voran!
Wer nun wohl zu behaupten wagt,
Daß völlig er erfassen kann,
Was ihm die neue Deutung sagt,
Die doch ein gläubiges Gemüt
Auf unser Leben auch bezieht.

M. Sch.

Trennungsrätsel

Will meiner Frau ich eine Freude machen,
So schenk' ich ihr ein Bild, das sie begehrt;
Doch liebt sie weniger die alten Sachen,
Die neuen Meister sind's, die sie verehrt.

So fragt' ich jüngst sie vor dem heil'gen Feste:
„Zu welcher Richtung zieht's dich diesmal hin?"
„Mein Wort (getrennt)," sprach zögernd da die Beste,
„Ein Wort (vereint) liegt mir schon lang im Sinn."

Bl.

Worträtsel

Wohl muß Börse, Kopf und Hand
Für das Wort mit Aus sich plagen,
Doch wird Geld und Müh' verwandt
Oft mit freudigem Behagen;

Wenn den Bund die Liebe schloß
Und die Eltern ihn gesegnet,
Oder ein ersehnter Sproß
Jubelndem Empfang begegnet.

Aber bei dem Wort mit Be
Herrschen Stille, Ernst und Trauer,
Mag nicht immer auch das Weh
Tief sein und von langer Dauer.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 9:

Des Kryptogramms Ostermorgen: Man liest, von links unten beginnend, zuerst die Buchstaben, die von einem Kreis eingeschlossen sind, hierauf die mit zwei Kreisen und endlich die mit drei Kreisen: Vom Eise befreit sind Strom und Bäche. (Goethe, Faust I.)

Des Silbenrätsels: Landwehrstammrolle.

Des Worträtsels: Rose, Marine — Rosmarin.

Des Rätsels: Wider — Widerspruch, Widerwille.

Des Silbenrätsels: Vorbild.

Des Worträtsels: vorfahren — Vorfahren.

Des Bilderrätsels: Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XIX

Von Dr. F. Binder in Weimar (Neu)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XX

Von Gotthard Heinrich in Altefähr (Rugen).
(Neu.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XXI

Von Dr. Hans Hoche in Freienwalde (Oder).
(Neu.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XVI:

W. 1. Db4—e3
S. 1. e5—e4
W. 2. De3—e5†
S. 2. Kf5×e5, -g4, g6
W. 3. Th3—h5, De5—h5, f6 matt.

A.

S. 1. f4—f3
W. 2. Th3—g3
S. 2. e5—e4 od. bel.
W. 3. De3—f6, ×f3 matt.

B.

S. 1. b5—b4
W. 2. De3—f3
S. 2. e5-e4, Kf5-g5, g6
W. 3. Df3—h5, g4 matt.

C.

S. 1. Kf5—g4
W. 2. Ke7—f6
S. 2. f4—f3 oder bel.
W. 3. De3×f3, —e8 matt.

Auflösung der Aufgabe XVII:

W. 1. Lb4—f8
S. 1. Ke4×d5
W. 2. Kf3—e2†
S. 2. Kd5—c4, d4, e5, e6
W. 3. Da3—b4, c5, d6, e7 matt.

A.

S. 1. g5—g4†
W. 2. Kf3—f4 und
W. 3. Da3—b4, ×d3 matt.

B.

S. 1. f5—f4
W. 2. Td5—e5†
S. 2. Ke4—d4
W. 3. Lf8—g7 matt.

C.

S. 1. Le8—b7
W. 2. Lg2—f1†
S. 2. Ke4×d5, Sb2—d3
W. 3. Da3—d6, ×d3 matt.

Auflösung der Aufgabe XVIII:

W. 1. Se2—g1
S. 1. Ke4—d3
W. 2. Ld4—e3†
S. 2. Kd3×e3, —e4, e2
W. 3. Dd8—d4, d2 matt.

A.

S. 1. Ke4—f4
W. 2. Ld4—e5† und
W. 3. Dd8—d4 matt.

B.

S. 1. g4—g3
W. 2. Dd8—e7†
S. 2. Ke4—d5, d3, f4
W. 3. De7—e6, e2, h4 matt.

Partie Nr. XIII

Kürzlich zu New York gespielt.

Spanische Partie.

Weiß: J. Lißner. — Schwarz: J. S. Lond. (Die Spieler sind nicht die bekannten Aufgabenkomponisten, wohl aber deren Brüder.)

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	14. Sc7×a8	De5—e8
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	15. Lc1—e3	De8×a8
3. Lf1—b5	d7—d6	16. Tf1—d1	b7—b6
4. d2—d4	e5×d4	17. Dg3—g5†	Sg8—f6 [4])
5. 0—0 [1])	Lc8—d7	18. e4—e5	h7—h6
6. c2—c3 [2])	d4×c3	19. Dg5—h4	g7—g5
7. Sb1×c3	Sc6—e5	20. Le3×g5	Th8—g8
8. Sf3×e5	d6×e5	21. Lg5×f6†	Kd8—c8
9. Dd1—d5	c7—c6	22. g2—g3	Tg8—g4
10. Dd5×e5†	Dd8—e7	23. Td1×d7!	Tg4×h4
11. De5—g3! [3])	c6×b5	24. Ta1—d1	Lf8—e7
12. Sc3—d5	De7—e6	25. Td7×e7†	Kc8—f8
13. Sd5—c7†	Ke8—d8	26. Te7—d7	Kf8—g8
		27. Td7—d8†	Aufgegeben.

[1]) Die Rochade ist an dieser Stelle der Partie eine Neuerung.

[2]) Das Spiel wird nun eine Mischung von spanisch und schottisch.

[3]) Damit vermeidet Weiß den Damenabtausch und leitet ein hübsches Angriffsmanöver ein.

[4]) Auf Kd8—e8 folgt 18. Td1×d7 Ke8×d7 19. Ta1—d1† und Weiß gewinnt.

Partie Nr. XIV

Turnierpartie, gespielt zu Göteborg am 7. August 1901.

Französische Verteidigung des Königsspringerspiels.

Weiß: F. Englund. — Schwarz: S. Aberstén.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Sc3—a4	Le7×b4† [3])
2. Sg1—f3	**d7—d6**	18. Ke1—e2	d4—d3†
3. d2—d4	e5×d4	19. c2×d3	Dd7—g4†
4. Dd1×d4	Sb8—c6	20. f2—f3	Sg6—f4†
5. Lf1—b5	Lc8—d7	21. Ke2—e3	Sf4—d5†
6. Lb5×c6	Ld7×c6	22. Ke3—f2	Dg4—g5
7. Lc1—g5!	f7—f6	23. Tb1—d1 [4])	Dg5—e3† [5])
8. Lg5—f4	Sg8—e7	24. Kf2—f1	Sd5—b6
9. Sb1—c3	Se7—g6	25. Lg3—f2	De3—g5
10. Lf4—g3	Lf8—e7	26. Sa4×b6	c7×b6
11. Dd4—d2	Dd8—d7	27. Lf2×b6	Td8—d7
12. Sf3—d4	0—0—0 [1])	28. Lb6—f2	Td7—b7
13. b2—b4	d6—d5	29. Da6×c6	Th8—e8? [6])
14. Sd4×c6 [2])	b7×c6	30. Lf2—g3†	Tb7—e7
15. Dd2—e2	d5—d4	31. Td1—e1	Dg5×g3
16. De2—a6†	Kc8—b8	32. Dc6—b5†	Kb8—a8 [7])
		33. h2×g3	Aufgegeben.

[1]) Schwarz sollte mit der Rochade noch warten. Weiß kommt nun sofort zum Angriff.

[2]) Auch mit 14. b4—b5 d5×e4 15. b5×c6 Dd7×d4 16. c6×b7† Kc8×b7 17. Ta1—b1† Kb7—c8 18. Dd2×d4 Td8×d4 19. Sc3—b5 kam Weiß in Vorteil; doch ist der Textzug stärker.

[3]) Etwas besser war hier, wie die „Tidskrift for Skak" meint, Kb8—a8 nebst Td8—b8.

[4]) Beide Spieler waren in Zeitbedrängnis und wählten deshalb die nächstliegenden Züge. 23. e4×d5 war durchaus ungefährlich; die Fortsetzung konnte sein: Dg5—d2† 24. Kf2—g1 Td8×d5 25. Lg3—f2 Td5—a5 26. Lf2×a7† Kb8—a8 27. Da6×c6† Ka8×a7 28. Dc6×c7† und im nächsten Zuge Matt.

[5]) Oder Sd5—e3 24. Td1—e1! mit der Drohung 25. Ta1—b1. Zieht Schwarz zur Abwehr 24. . . . . Dg5—b5, so folgt 25. Lg3×c7† Kb8×c7 26. Da6×b5 oder 25. . . . . Kb8—a8 26. Sa4—b6† mit Damengewinn.

[6]) Ein Fehler, der indessen den Verlust lediglich beschleunigt. Zu retten war das schwarze Spiel ohnehin nicht mehr.

[7]) Oder Te7—b7 33. Te1×e8† Kb8×e8 34. Db5—e8† Kc8—c7 35. h2×g3

Schachnotizen

Vom 3. Februar bis 12. März fand in Monte Carlo ein großes internationales Turnier statt, an dem 20 Schachspieler aus aller Herren Ländern teilnahmen. Es hatte jeder mit jedem eine Partie zu spielen; Remisen zählten zur Hälfte — für jeden ein Viertel — und waren durch nachzuspielende Partien, die gleichfalls halb zählten, zu vollen Partien zu ergänzen. Von 19 Partien, die jeder zu spielen hatte, gewann G. Maroczy-Budapest 14½ und erstritt damit den ersten Preis, bestehend in 5000 Franken und einem Kunstgegenstand im Werte von etwa 1000 Franken; ihm folgte H. N. Pillsbury-New York mit 14½ Gewinnpartien — zweiter Preis: 3000 Franken. Der dritte und vierte Preis, 2000 und 1500 Franken, fielen an D. Janowski-Paris (14) und R. Teichmann-London (13½). Den fünften, sechsten und siebenten Preis, 1000, 700 und 500 Franken, teilten K. Schlechter-Wien, Dr. S. Tarrasch-Nürnberg und Wolf-Wien, die je 12 Gewinne zählten, zu gleichen Teilen.

Aus Industrie und Gewerbe

Die Mode hat sich heuer speziell den Seidenstoffen zugewendet, und wohl nie erzeugte sie eine größere Mannigfaltigkeit als für diese Frühjahrs- und Sommersaison. Die führende Rolle haben, wie es in einem Rundschreiben der Seidenstoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Cie. in Zürich heißt, die wegen ihrer vielseitigen und praktischen Verwendbarkeit bei den Damen beliebten Foulard-Stoffe. Neben der reichen Auswahl neuer Dessins auf Marine-Fond und Noir-Fond mit Weiß in verschiedenen Webarten sind damassierte Foulards auf glänzenden Peau de Soie oder mattem Peau de Gant-Grund, deren Konturen des Webedessins vom Druckdessin scharf gedeckt sind und einen brokatähnlichen Eindruck hervorbringen, höchst elegant und kleidsam. Bei den meisten Foulards sind es die Farbstellungen, die das wichtige Moment bilden. Es ist, als ob der Pinsel eines Watteau mit seinen weichen alten Pastelltönen diese entzückenden Farbenkompositionen hervorgebracht hätte, und sieht man die Dessins in Rokoko und Louis XV., glaubt man sich 150 Jahre in die Zeit der Schäfer und Schäferinnen an die französischen Höfe zurückversetzt. Daneben giebt es auch wieder einfache Sachen in Punkt- und Blumeneffekten auf Ottoman, Croisé oder à la Liberty. Zu Blusen und ganzen Roben sehr begehrt sind Louisine-Gewebe; glatte, einfarbige und moirierte Louisines, façonnierte, gestreifte durchbrochene und chinierte Louisines, Louisine faç.-chinée, Pompadour, Watteau ꝛc. Nicht unerwähnt lassen wollen wir die im Genre Linon gebrachten Louisines und die Rohseiden ähnlichen Gewebe, Linons rayé und façonné, die von der Mode sehr begünstigt und für leichte Sommertoiletten beliebt sind.

Briefmappe

W. N. in Bern. Als kurzgefaßte Lehrbücher der Heraldik, aus denen Sie die Anfangsgründe erlernen können, sind Hildebrandt, Wappenfibel, E. v. Sacken, Katechismus der Heraldik, und A. v. Keller, Leitfaden der Heraldik, zu empfehlen. Heraldische Zeitschriften werden von den Vereinen „Herold“ in Berlin und „Adler“ in Wien herausgegeben. Die Veröffentlichung von Artikeln über Heraldik in Unterhaltungsblättern würde nur ein kleines Publikum finden, da solche Artikel die Elementarkenntnisse der heraldischen Wissenschaft voraussetzen. Uebrigens geben Ihnen unsre beiden großen Konversationslexika (Meyer und Brockhaus) über Spezialfragen genügende Auskunft.

W. A. in G. Die Herzoge von Broglie sind ein ursprünglich piemontesisches Geschlecht, das Mitte des 17. Jahrhunderts nach Frankreich übersiedelte.

L. H. in Berlin. Für den Inseratenteil ist die Redaktion nur insofern verantwortlich, als sie keine Anzeigen zuläßt, die gegen das Straf- und Preßgesetz verstoßen. Ueber den guten Geschmack üben wir in diesem rein geschäftlichen Teil kein Richteramt aus.

A. H. W. in S.-T., Kalifornien. Die Dichtungen haben Schwung, sind aber in der Form nicht vollkommen. So müssen wir selber auf den Abdruck verzichten. Eine Probe des in Aussicht Gestellten unter Beigabe von Photographien werden wir gern empfangen.

K. F. in L. Christine Hebbel, die Witwe des berühmten Dichters, feierte am 9. Februar d. J. ihren 85. Geburtstag.

G. S. in M. Die „kupferne Hochzeit“ ist ein Scherz, erdacht im Gegensatz zur silbernen, goldenen und Diamant-Hochzeit. Zur Silbernen gehören bekanntlich 25 Jahre des Ehestandes, die Hälfte davon sind 12½, und so begeht ein vergnügtes Ehepaar, das gern Feste feiert, den Tag, da es vor 12½ Jahren den schönen Bund geschlossen hat, als kupferne Hochzeit.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

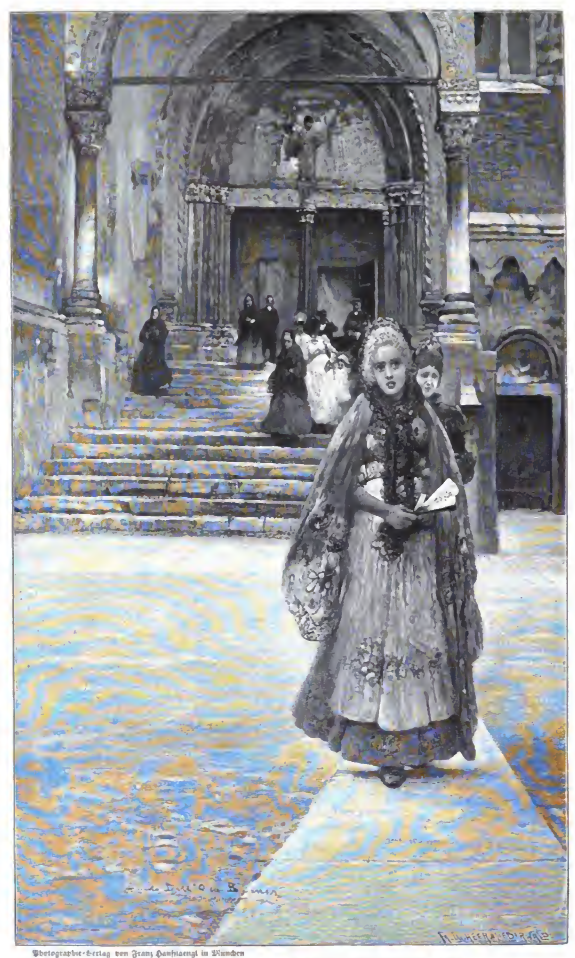




Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten





Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Nach der Andacht. Nach dem Gemälde von A. Dall'Oca Bianca

Die Wacht am Rhein

Roman von **C. Viebig**

(Schluß)

War die Garnison auch ausgerückt, die Stadt kam darum doch nicht zur Ruhe, und das war auch gut. Noch strömte es immer mit frischen Kräften zur Grenze, es schien, als zöge Deutschlands ganze Waffenmacht an Düsseldorf vorbei; draußen auf der Wasserstation, weit vor der Stadt, passierten Truppenzüge Tag und Nacht. Patriotische Lieder aus vollem Halse singend, hingen die jungen Burschen mit halbem Leib zu den Waggonfenstern heraus, sie schmetterten mit allem Jugendeifer: Hurra, hurra! Wie lange noch, und statt des munteren Singens würde man Stöhnen hören, und statt der lachenden Gesichter, der winkenden Arme, die nach Biergläsern und Butterbroten zappelten, Wunden sehen, bleiche Gestalten auf Bahren heben, die nichts mehr verlangten als einen stillen Unterschlupf, ein Bett zum Ruhen, vielleicht auch zum Sterben. Jetzt galt es, Lazarette zu rüsten.

Herr Schnakenberg war ungemein thätig. Er war zwar erst in der letzten Nacht vorm Ausrücken der Garnison, in einen Militärtransport eingepfercht, verschmutzt und verschmachtet, von Karlsbad angekommen — zwei Tage und zwei Nächte hatte die Reise gedauert —, jetzt aber holte er nach, was er bislang versäumt. Diese strapaziöseste Tour seines Lebens kam auch noch auf Conto der Franzosen, deren wollte er eingedenk bleiben. Er that alles, um sich an ihnen zu rächen. Tagelang konnte man ihn auf der Wasserstation geschäftig hin und her rennen und den durchpassierenden Vaterlandsverteidigern Zigarren in die ausgestreckten Hände stecken sehen — feine Marke, keine Liebeszigarren! — und kleine Heftchen: „Vorwärts! Auf nach Paris! Drei Kriegslieder für deutsche Soldaten von Emil Rittershaus," und Flaschen mit Cognac und Magenbitter und wollene Leibbinden. Nichts war ihm zu teuer. Auch bei so und so viel Komitees war er im Vorstand, unter keinem Aufruf fehlte sein Name — er hatte ja keine Kinder, wozu sollte er sparen? Die da auszogen fürs Vaterland waren alle, alle seine lieben Söhne.

So wie Herr Schnakenberg thaten viele in Düsseldorf; man war nie knauserig gewesen, jetzt wurde man fast verschwenderisch. Es war ja auch, als ob alles Geld sich verdoppelte, zwei Thaler hatten sonst nicht weiter gelangt wie jetzt einer; es ruhte ein Segen darauf. Und es war auch, als ob die Häuser weiter würden, die Räume größer. Wie hätte man sonst so viel Betten aufschlagen können? Die Nönnchen krochen in die engsten Winkel zusammen und überließen ihr Refektorium und ihren Betsaal. Die Schwestern vom heiligen Franziskus, die von Mariahilf, die Kreuzschwestern, die Karmeliterinnen, selbst die armen Dienstmägde Christi im Klösterchen zu Bilk stellten ihre Kräfte und alles, was sie sonst noch besaßen, zur Verfügung. Das neue Marienhospital wurde rasch eingeweiht, im evangelischen Krankenhaus wußten die Diakonissen nicht, wo ihnen der Kopf stand, so viel hatten sie herzurichten; aber zwei Hände wurden zu zwanzig. Und die Kaserne, die alte Kaserne mit ihren engen Blocks, dem niedrigen Offizierkasino und den verräucherten Kantinen wurde zum größten Lazarett. Da wurde gekehrt und gescheuert, frisch gekalkt und gestrichen, geräuchert und mit Karbol gespritzt. Auf dem Exerzierplatz wurden Baracken gebaut.

Josefine sah stündlich hinüber: wie sie sich da beeilten und schafften! Bald würden die ersten Verwundeten kommen. Das Herz krampfte sich ihr jetzt oft zusammen in einem jähen Schmerz, und doch hatte sie gute Nachricht von ihrem Peter. Dreimal hatte er ihr schon geschrieben, freilich nur Feldpostkarten mit Bleistift, aber sie sah doch seine schöne, deutliche Handschrift, und sie fühlte es aus jeder Zeile heraus, aus jedem Wort: er war ruhig. Das erste Bataillon marschierte jetzt durch die Eifel auf Trier; er schrieb kaum was vom Krieg, die blühende Heide oben auf dem hohen Venn, die wunderbaren Sonnenauf- und -niedergänge entzückten ihn. Auch daß er nicht marode geworden beim glühenden Brand des Tages, wie so manch andre, schrieb er, daß er sich nicht die Füße durchgelaufen, sondern daß er gut marschiere in den wollenen Strümpfen, die sie ihm gestrickt, und in den neuen Stiefeln, die sie ihm beim Schuster Einbrodt hatte machen lassen. Ja, er war ganz ruhig — Gott sei Dank! — aber sie, sie war es nicht mehr.

Im Lädchen war kaum etwas zu thun, ruhelos irrte sie umher, hierhin, dorthin, vom Gärtchen bis zum Speicher — da oben stand noch ihr Bild versteckt in der Bodenkammer. Sie zog es aus der Kiste und kauerte sich davor nieder. Es lachte sie an, aber da, da der Zug zwischen den Augenbrauen — ‚der denk't an, dat se mal Leid kriegt' —, nein, sie konnte es nicht mehr an-

sehen, mit bebenden Händen warf sie das Bild in die Kiste zurück. Nein, so konnte sie's nicht mehr aushalten! Sie schrieb Briefe auf Briefe an ihr Kind; wann und wo würden die ihn erreichen?! Es genügte ihr nicht; wie konnte er fühlen, daß sie ihn umgab mit ihrer Liebe, mit ihren Wünschen, mit ihren Gebeten zu jeder Stunde, zu jeder Minute? Nur was thun, was thun! Wie eine Erlösung kam ihr der Gedanke, daß sie sich ja anbieten könnte, wie so viele Frauen und Mädchen thaten, Kranke und Verwundete zu pflegen. Und der Ferdinand hatte ihr ja gesagt, ums Geschäft brauche sie sich keine Sorge zu machen, er wolle schon für den Rummel einstehen; und dann war doch auch noch der Fritz da, und der sagte: „Mutter, du kannst ruhig gehn, ich paſſ' schon auf."

So lief sie hinüber in die Kaserne. Der alte Oberstleutnant, der, längst zur Disposition gestellt, nun noch einmal in Aktion getreten war, freudig die Lazarettverwaltung übernommen hatte und schneidig, wie ein Junger, kommandierte, sah sie unter seinen weißen Brauen hervor freundlich an. Ja, die taugte ihm, die war besser als die enthusiasmierten Damen, die ihm beinahe das Bureau einliefen.

Josefine nannte ihm ihren Mädchennamen. Rinke — Rinke — ja, ja, da entsann er sich. Soldatenblut, das war hier am Platz! Und er teilte ihr das größte Revier zu: Hof I mit all seinen Blocks und der früheren Feldwebelwohnung, und das Offizierkasino noch dazu.

Als er ihr dann die Hand gab, sah er ihr forschend ins Gesicht:

„Sie haben einen Sohn dabei, Frau Konradi?"

„Jawohl, Herr Oberstleutnant."

„Und ich ihrer drei," sagte er, und es zuckte um seinen buschigen Schnurrbart. —

Kranke waren schon eingetroffen, Schwache, die auf den Eilmärschen zusammengebrochen waren, Mariahilf hatte sie aufgenommen; aber noch harrte man der Verwundeten. Wie ein dunkler Vorhang hing's der Stadt vor den Augen — wer lüftete ihn?

Man hörte nichts von denen da draußen. Man munkelte von einem Geplänkel an der Grenze, von einem Treffen bei Saarbrücken. Aber wer war dabei gewesen, und war's glücklich oder unglücklich ausgefallen? Vermutungen sprachen sich von Mund zu Mund; kein Gerücht so unmöglich, daß es nicht kolportiert worden wäre. In einer qualvollen Ungewißheit verstrichen so die ersten Augusttage.

Da plötzlich ein Extrablatt, in Riesenlettern war's angeschlagen — daß die Mauern nicht einfielen, die Bäume nicht umstürzten, die es trugen, dies:

„Glänzender, aber blutiger Sieg der kronprinzlichen Armee bei Weißenburg."

Und kaum hatte man sich von dem Donnerschlag, der herrlich und furchtbar zugleich die Spannung löste, in etwas erholt, ein zweiter Donner:

„Siegreiche Schlacht bei Wörth."

Ein gellender Schrei stieg gen Himmel: Sieg, Sieg! Wer fragte vorerst nach Verlusten? Man las nichts von „blutig", nur: Sieg, Sieg! In hellem Jubel stürmte das Volk durch die Straßen; stolze Freudenfeuer, in jedem Herzen, in jedem Auge entzündet, lohten empor: Sieg, Sieg!

Die Zeitungsexpeditionen wurden gestürmt; sie mußten ihre Thüren und Fenster verrammeln. Man wollte mehr wissen, man forderte gierig sein Teil am Geschehenen: „Wieviel Franzosen tot? Wieviel gefangen? Wieviel Kanonen erbeutet? Hat der Feind nun genug gekriegt?!"

Die Nacht vom 6. auf den 7. August wurde ein vielstündiges Freudenfest, wer hätte an Schlafen gedacht? Sieg, Sieg — das prickelte wie Champagner. Wer konnte noch bange sein, wenn Freudenschüsse es dröhnten, wenn alle Glocken es sangen: „Sieg, Sieg!"

„Deutschland, dein Sonnentag erscheint!" rief der begeisterte Dichter Rittershaus. Fürwahr, ein Sonnentag schien angebrochen, schon schimmerte der Rhein golden, die Krone, die versunkene, hob sich von seinem Grund strahlend zum Tageslicht. Sieg, Sieg!

Zwei große Schlachten gewonnen! Wahrhaftig, der seltsame Mann, der noch immer in der Bockhalle rief: „Maran atha — kommt, der Herr ist nahe! Hört ihr den Donner, er kündet die nahe Wiederkunft des Herrn Herrn!" hatte recht! Das jüngste Gericht brach an über die Franzosen.

Sieg, Sieg! Josefine wurde mit fortgerissen vom allgemeinen Jubel, auch sie war im Rausch. Ein unbeschreiblicher Enthusiasmus hatte auch sie ergriffen. Mit flatternden Röcken lief sie über die Straße, mit hochgeröteten Wangen und blitzenden Augen; sie konnte es nicht genug hören, es nicht genug selber künden:

„Sieg!"

Sie konnte nicht stillsitzen; wie flüssiges Feuer lief es ihr durch die Adern — Sieg! Wie würde sich der alte König freuen! Der würde jetzt noch mehr von Herzen lächeln wie damals! Er grüßte das Vaterland mit segnender Hand, und das Vaterland grüßte ihn wieder mit erhobenem Schwert: Sieg, Sieg!

Josefine war stolz, auch ihr Sohn trug ein Schwert. Nur nachts in stiller Stunde wollte ihr Herz bangen: wo war er? Zuletzt hatte sie aus dem Biwak an der Saar einen Brief bekommen — sie trug ihn stets mit sich herum —, so einen lieben, verständigen, zärtlichen Brief: „Es geht mir sehr gut. Viele Küsse an Dich und meinen Bruder, auch an Onkel Friedrich und Onkel Ferdinand", aber „wohin wir marschieren, das wissen wir nicht," das stand auch darin. Wenn er's nicht wußte, wie sollte sie's dann wissen? Wo war er, wo war er?! Eine unbezwingliche Angst ergriff sie dann plötzlich, eine Pein, keiner gleich, die sie je empfunden; mitten in den Freudentaumel hinein, der gar nicht enden zu wollen schien, hätte sie schreien mögen: „Peter, wo bist du, Peter, Peter?!"

War er am Ende auch bei dem Gefecht gewesen, das in diesen Tagen bei Spicheren stattgefunden? Wohl war eine Depesche gekommen, nach der am 6. August dort ein Treffen gewesen sein sollte, aber Näheres war noch nicht bekannt, die siegreiche Schlacht am selben Tage bei Wörth verschlang vorderhand alles andre. Spicheren — Spicheren — ein komischer Name, ein häßlicher Name! Wo lag Spicheren? Sie fragte ihren Jüngsten, der wußte es auch nicht, aber er brachte seinen Schulatlas, und da saßen sie, Wange an Wange gedrückt, die Köpfe gebeugt, und suchten Spicheren und fanden es nicht.

„Weißte,“ sagte Fritz zuletzt ganz enttäuscht, — er hatte gehofft, der Mutter mit seiner Weisheit dienen zu können — „ich seh' ens in de Expedition vom Blättchen, da hängt en Spezialkart' vom Kriegsschauplatz, da will ich ens kucken!“ Und er lief eilfertig.

Als er wiederkam, wartete die Mutter schon vor der Hausthür. Aber als er außer Atem schrie: „Spicheren, dat is nur en Dorf — Spicherer Berg steht auf der Kart' mit enem Sternchen derbei —, nit weit von Saarbrücken,“ da wankten ihr die Kniee. Von der Saar, von der Saar hatte er ja zuletzt geschrieben, und nahe bei Saarbrücken war nun die Schlacht gewesen! Lieber Gott, nur eine Nachricht von ihm, einen Satz, eine Zeile, ein einziges Wort!

Es war ein Glück, daß jetzt die ersten Verwundeten kamen. Die Eisenbahn hatte welche gebracht, und auch auf dem Rhein waren vier Schiffe angekommen, vollgepfropft, Mann bei Mann; die ersten Franzosen, Zuaven, Turkos darunter. Halb Düsseldorf drängte sich an der Landungsbrücke und am Zollthor.

Ha, da waren sie ja, die Franzosen, die Spitzbuben, die Erzkujone! Ein erregtes Gemurr summte, ein unterdrücktes Räsonnieren und Schimpfen; Knaben, die auf die Laternenpfähle geklettert waren und an den Simsen der Häuser hingen, streckten lang die Zunge heraus: „Franzos', Franzos', rote Hos'!“ Aber als nun die Schwarzen passierten, Kerle, wie mit Stiefelwichse beschmiert, die langen Leiber in schmutzig-weiße Burnusse gewickelt, mit den Zähnen klappernd unter dem trübverhangenen Himmel, da wurde die Empörung ganz laut.

„Wie se de Zähn' fletschen! Un so en Biester hat de Napoleon auf unsre Junges jehetzt!“

Ja, nun glaubte man's, was man wie ein Märchen angehört, daß diese braunen Teufel schreckliche Schandthaten an Verwundeten und Toten verübt, ihnen die Augen ausgestochen, die Finger abgehackt hatten, um so manchem treuen Landwehrmann den Ehering von der im Todeskampf zusammengekrallten Hand zu ziehen.

„Helau, helau! Schlagt se tot, die Schweinhund'!“

Es war gut, daß Polizei aufgeboten war und die den Transport geleitenden Unteroffiziere die Waffe blank trugen. Und gar per Droschke wurden noch die meisten transportiert, — konnten die Kerle nicht bis zur Kaserne laufen?! Die Erbitterung wuchs und wuchs, um plötzlich einem langgezogenen, zitternden: „Ah!“ Platz zu machen. Man wich zurück und stellte sich doch auf die Zehen. „St, st! Ein Toter!“

Von vier Männern getragen, schwankte die Bahre, mit einer Pferdedecke überspreitet.

O, der Arme war auf dem Transport, eben vor der Ankunft, gestorben! War's ein Deutscher, ein Franzose? Man wußte es nicht. Man sah nichts von ihm, nur eine kräftige junge Hand hing schlapp an der Seite unter der Decke vor. Der jähe Tod hatte dieser jungen kräftigen Hand nichts anhaben können, sie war noch mannhaft und muskulös; nur gebleicht war sie, wie weißes Wachs.

Eine plötzliche Beklemmung war über die Zuschauer gekommen, und als ein Gassenjunge noch kreischte: „Franzos', Franzos'!“ da zog ihn ein ehrsamer Bürger am Schlafittchen vom Laternenpfahl herunter und gab ihm einen tüchtigen hinten vor.

Im tiefsten Schweigen setzte der Zug seinen Weg fort — still, still. Immer Neue kamen vom Rhein herauf, Wagen, Bahren und mühsam Daherschreitende; der mit dem umwickelten Kopf sich taumelnd auf den stützend, der den Arm in der Binde trug. Alles durcheinander, preußische, bayrische und französische Uniformen — Arme, Elende, Beladene. Leichtverwundete, Schwerverwundete, aber alle todesmatt, seufzend, in Schmerzen ächzend. —

Die Kasernenbetten waren rasch belegt, die pflegenden Nonnen huschten auf leisen Sohlen hin und her, die gehetzten Aerzte reinigten ihre Sonden und griffen nach neuem Verbandzeug. Und auch Josefine lief der Schweiß vom Gesicht. Mit ihren starken Armen hatte sie manchen helfen ins Bett heben, manch bleicher Kopf hatte an ihrer Brust geruht, während Arzt und Nonne den wunden Leib verbanden.

Helfen, helfen — an etwas andres hatte sie gar nicht denken können den ganzen Tag, und die Nacht schlief sie zum erstenmal, seitdem der Peter ausgerückt, wieder ganz ruhig, so recht sanft, wie ein müder, von seinem Tagewerk befriedigter Mensch. Keiner jener wirren Träume, die sie so oft gequält, kam ihr; ihr Jüngster mußte sie am Morgen rütteln, sonst wäre sie gar nicht aufgewacht.

Das pausbäckige Knabengesicht war heute etwas blaß, es sah ängstlich und neugierig zugleich aus; auch der Invalide ging um die Schwester herum mit einem merkwürdig betroffenen Gesicht und einem etwas verlegenen Lächeln. Er bemühte sich, besonders forsch zu sein, aber es mißlang. Doch Josefine merkte von alledem nichts, sie eilte nur, daß sie hinüberkam in ihre Kaserne. Dort fand sie gleich alle Hände voll zu thun; so hörte sie nichts von dem, was beängstigend durch alle Straßen lief, was bald



Die Vo

Nach dem Gemälde



Leserin
von L. Emile Adan

wie ein hellloderndes Schadenfeuer den Leuten über den Köpfen zusammenschlug.

Endlich nähere Nachricht über Spicheren!

„Furchtbarer Kampf, von größeren Dimensionen, als nur geahnt. Starke Verluste, neununddreißiger Füsiliere im Feuer."

„Unsre Neununddreißiger, unsre braven Füsiliere!" Ein plötzlicher Schreck lähmte die Herzen, die noch eben in Siegesfreude hoch geschlagen. Das bei Spicheren war auch ein Sieg gewesen, aber niemand jubelte darüber. Wie eine Ahnung schweren Leides zog es durch die Stadt. Ach, wer hatte nicht einen Vater, einen Sohn, einen Bruder, einen Freund, einen Liebsten dabei! Spicheren, Spicheren — dies Wort bohrte sich ein, mitten ins Herz, spitz wie eine Nadel.

Wer war verwundet? Viele. Wer war tot? Viele.

Blasse Gesichter sahen sich an, auf den Straßen, an allen Ecken standen Leute in Trüppchen bei einander und flüsterten bang:

„Haben Sie ne Sohn derbei?"

„Och Jeses, ja!"

„Un Sie?"

„Un Sie?"

„Ich auch!"

„Meine Bruder steht bei de Neunundbreißiger!"

„Och Jott, och Jott, meine Mann, meine Mann!" Eine weinende junge Frau kam herzugestürzt, ihr Kindchen auf dem Arm. „Is et wahr? Is et dann wirklich wahr, sind se alle tot? O, meine Mann, meine Mann!"

Ueberall Angst, tödliche Bangigkeit, herzklopfende Erwartung. Was würde die nächste Stunde bringen?! Noch waren keine Verlustlisten veröffentlicht, man erfuhr ja auch das Schlimme noch früh genug — hoffe noch, wer hoffen kann! Scheu sah einer den andern an: wer würde zuerst in Schwarz gehen?

Das angstvolle Geraune der Stadt war endlich auch bis in die Kaserne gedrungen — „Spicheren, mörderische Schlacht, Neununddreißiger fast aufgerieben!" Die Verwundeten rührten sich ächzend und spitzten die Ohren. Spicheren — da gab's wieder neue Leidensgefährten. Spicheren — die Wärter flüsterten es auf den Korridoren, die Nonnen bewegten betend die Lippen, die Aerzte zogen die Brauen erwartungsvoll hoch und sahen nach ihren Instrumenten. Achtzehn Schiffe mit Verwundeten waren signalisiert, heut abend noch sollten sie eintreffen.

Josefine hatte noch nichts von den Gerüchten gehört. Sie saß am Bett eines Schwerkranken. Das war ein junger französischer Fahnenträger; vielleicht daß er gerade die Fahne schwenkte und schreien wollte „Vive la France!", als die Granate krepierte, die ihm beide Arme zerschmetterte, und die Kugel geflogen kam, die ihm zur rechten Wange hineinfuhr und zur linken wieder hinaus. Vor wenig Tagen erst war er angekommen, und es hatte Josefine gegraust, als sie zum erstenmal sein nur notdürftig verbundenes, von Blut und Eiter bedecktes Gesicht gesehen. Und ganz seltsam war es ihr geworden, als sie ihn in ihres Vaters Stube fand, fast an derselben Stelle, wo einst dessen Bett gestanden. Auch der hatte hier gelitten.

Sie biß die Zähne zusammen und ging dem Arzt zur Hand, so flink und so geschickt, daß Schwester Daria, die am Nebenbett Beschäftigte, ihr unter dem kohlschwarzen Nonnenkopftuch hervor, zu dem die roten jungen Wangen und die blanken Augen seltsam standen, zulächelte.

Auch jetzt lächelte Schwester Daria, als sie zum Bett des Fahnenträgers trat und Josefine die Tasse mit Milch, aus der diese dem Dürstenden mit Mühe einige Löffelchen einflößte, aus der Hand nahm.

„Gehen Sie nach Haus," sagte sie sanft. „Sie müssen Mittag essen und auch ein bißchen ruhen."

„Und Sie, Schwester?"

Die Nonne sah heiter drein:

„O, ich! Ich bin das ja gewöhnt. Und da ist auch ein Jung' draußen, der fragt nach Ihnen. Ich glaub', es ist Ihr Sohn."

„Der Fritz? Was will der?!" Josefine fuhr so hastig empor, daß der Fahnenträger die Augen nach ihr rollte.

„St!" Die Nonne legte ihr die Hand auf die Schulter. „St! Haben Sie schon von Spicheren gehört?"

„Spicheren?" Josefine blickte sie erschreckt an.

„Bei Spicheren ist eine mörderische Schlacht gewesen," sagte die junge Nonne so sanft, daß ihre Stimme wie ein Hauch das Ohr umschmeichelte. „Aber so einer fällt im Krieg, wird sein Tod ein christlicher Tod sein und die Thür zum ewigen Leben."

XXVI.

Wenn nur die Ungewißheit nicht gewesen wäre! Aber nein, keine Ungewißheit mehr, es war schreckliche Gewißheit. Josefine fühlte es an dem stummen Händedruck, mit dem der Oberstleutnant sie begrüßte, als er ihr auf dem Hof begegnete: er hatte Mitleid mit ihr.

Da waren einige Glückliche, die Nachricht von den Ihren bekommen hatten — sie hatte keine Nachricht von ihrem Sohn. Nun war der 12. August schon herangekommen; wenn er noch lebte, hätte er ihr Kunde gegeben, das wußte sie ganz genau. So suchte sie ein schwarzes Kleid hervor, sie mochte kein andres tragen. Stumm und starr that sie ihre Pflicht, die Verwundeten folgten ihr mitleidig mit den Blicken, aber wagten nicht, sie zu fragen.

So rastlos war Josefine noch nie umhergegangen, von Block zu Block, treppauf, treppab, von Bett zu Bett; ihre Füße waren dick geschwollen durch die Anstrengung, sie merkte es nicht. Die Nonnen baten: „Ruhen Sie doch," aber sie schüttelte stumm verneinend den Kopf. Wie konnte sie ruhen?! Wieder von Block zu Block, treppauf, treppab, von Bett zu Bett!

Es ging auf den Abend des 13. August, die warme Dämmerung senkte sich bereits auf die Ahornbäume im Kasernenhof; der lag ganz still, nur ein paar Wärter huschten in die Küchen.

Doch jetzt eine laute, klagende Frauenstimme, die bis hinauf zu Josefine drang; und dann des Oberstleutnants dringendes Zureden:

„Gnädige Frau, hier ist er nicht, ich versichere Sie! Gnädige Frau, beruhigen Sie sich doch! Sie regen sich unnütz auf, er ist nicht hier!"

Zwei ängstliche Mädchenstimmen baten:

„Liebe Mama, hier ist er nicht, du hörst es ja! Mama, komm doch nach Haus, bitte, bitte! Papa wird ja Nachricht schicken, komm doch, Mama, bitte!"

„Gnädige Frau, wie können Sie nur zweifeln! Wäre er hier, ich müßte es doch wissen!"

„Aber Leute sind doch hier, die mit ihm in der Schlacht waren, Verwundete! Die haben ihn gekannt! Ach, sie mußten ihn ja kennen!" Der laute Klageton wurde noch lauter: „Die will ich fragen!"

„Gnädige Frau, so sehr ich bedaure, der Eintritt ist nicht gestattet — besonders so spät — ich — gnädige Frau bemühen sich vielleicht morgen früh noch einmal —"

„Ich muß sie fragen! Gleich, jetzt!"

Das war Verzweiflung! Josefine zuckte zusammen. Jetzt hörte sie auch schon eilende Schritte auf der Treppe — da gab's kein Zurückhalten — die Thür zum ersten Zimmer wurde aufgerissen, eine schlanke Dame stürmte herein, sie schlug den Schleier zurück, und ihre großen, dunkeln, wie Irrlichter flackernden Augen fuhren über die Betten hin. Sie sah Josefine.

„Ist hier mein Sohn, mein Eugen?"

„Die gnädige Frau sucht ihren Sohn; der Leutnant vom Werth war mit bei Spicheren," sagte der Oberstleutnant erklärend und blinzelte der Pflegerin zu. „Er ist nicht hier, gnädige Frau — darf ich bitten?"

Er bot ihr den Arm, um sie wegzuführen, aber sie beachtete es nicht. Wie auf Flügeln eilte sie immer weiter die Betten entlang, über jedes Lager beugte sie sich, mit einem Laut jammernder Enttäuschung fuhr sie jedesmal zurück, aber sie eilte weiter, weiter, durch alle Stuben, durch den Krankensaal im Offizierskasino, von Block zu Block, treppauf, treppab, von Bett zu Bett.

Den weinenden Töchtern und dem zugleich verwirrt und ärgerlich dreinblickenden Oberstleutnant blieb nichts übrig, als ihr zu folgen.

Auch Josefine folgte, mechanisch, wie hingezogen — die Frau suchte ja ihren Sohn!

Am letzten Bett drehte sich Frau vom Werth um.

„Er ist nicht hier!" schrie sie in einem herzzerreißenden Ton, und dann fiel ihr flackernder Blick auf Josefines schwarzes Kleid.

Auge in Auge sahen sich die beiden Mütter.

„Sie sind in — Trauer?" sagte Frau vom Werth stockend, und im Ausdruck des Entsetzens krampften sich ihre Züge zusammen. „Um — wen?"

„Um meinen Sohn!"

„Um Ihren Sohn?!"

Mit einem Wehlaut fiel die elegante Dame der andern in die Arme; sie schluchzte herzbrechend: „Mein Eugen war mit bei Spicheren, wir haben keine Nachricht, mein Mann ist hingereist, er sucht ihn — o mein Gott, mein Sohn!"

Josefine blieb stumm, aber sie zitterte am ganzen Leibe — das war die schöne Frau vom Werth, die reiche Frau vom Werth, jetzt so arm wie sie! Das war die Cäcilie von Clermont, die einst mit ihr auf der Schulbank gesessen?! Sie suchte und fand keine Aehnlichkeit mehr, alle Schönheit war weggeweint.

„Kennen Sie mich noch?" flüsterte sie traurig. „Ich bin die Josefine Rinke."

„Rinke, — Josefine — Rinke — ah, Fina, Finchen!" Die unglückliche Frau rang die Hände. „Ach, Fina, was ist uns geschehen!"

Sie löste sich auf in Thränen, aber Josefine konnte nicht weinen. Vergebens hängten sich die Töchter, schöne schlanke Mädchen, an ihre Mutter — sie stieß sie von sich.

„Mein Eugen, mein Sohn!"

Endlich ließ sich Frau vom Werth von Josefine fortführen, diese leitete sie die Treppe hinunter. Unten im Hof, unter den wispernden Ahornbäumen, unter den Sternen, die blaß heraufzogen, standen sie kummervoll noch wenige Augenblicke zusammen.

„Mein Sohn, mein Eugen!" ächzte Frau vom Werth, als sie, halb ohnmächtig, von ihren Töchtern gestützt, an die wartende Equipage wankte. Der Oberstleutnant schlug den Schlag zu und wischte sich den Schweiß ab: Gott sei Dank, daß das vorüber! —

Am nächsten Morgen veröffentlichte die Zeitung die freilich noch längst nicht abgeschlossene erste offizielle Verlustliste des neununddreißigsten Regiments: „Tot . . . Verwundet . . . Vermißt . . . Summa . . ."

Die Summa war groß.

Unter den Toten war Füsilier Peter Konradi verzeichnet; unter den Vermißten Sekondeleutnant Eugen vom Werth.

Aber auch der war tot; kurze Zeit darauf stand folgende Anzeige in allen Blättern:

„Den Heldentod fürs Vaterland starb infolge einer am 6. August im Gefecht bei Spicheren erhaltenen schweren Verwundung unser einziger, inniggeliebter Sohn Eugen Ernst August vom Werth, Sekondeleutnant im Niederrheinischen Füsilierregiment Nr. 39.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen."

Herr vom Werth hatte ihn gefunden. In einem Lazarett war er gestorben. Der gebeugte Vater hatte seinen Stammhalter unter unsäglichen Mühen mit in die Heimat geschleppt. Ob es wirklich der Eugen war? Er hatte den Sarg nicht mehr öffnen lassen können. Aber so hatte

die unglückliche Mutter doch wenigstens nun den schwachen Trost, auf dem Grabe Blumen pflegen und sie mit ihren Thränen begießen zu können. —

Wo der Peter begraben lag, das konnte der Mutter niemand sagen. Und wenn sie hingeeilt wäre und hätte mit ihren Nägeln die blutgedüngte Scholle des großen Totenackers aufgerissen — sie hätte ihn nicht gefunden.

„Er ist im ewigen Leben," sprachen die Oberin, Mutter Clara, die Mägde Christi, Schwester Eustachia und Schwester Daria, die mit Josefine zusammen pflegten.

„Wär' et dir so lieber?" tröstete der Invalide und wies auf sein fehlendes Bein.

„Ich reis' hin," versicherte Schnakenberg, „so wie et irjend anjeht. „Wat de vom Werth kann, kann ich auch. Un wenn ich ihm auch nit mitschlepp', den Peter, ne schöne Stein lass' ich ihm da setzen."

„Du hast noch einen Sohn," sagte Bruder Friedrich, „verjiß dat nit! Un de wird jroß wachsen in der neuen Zeit — wer mit Thräne sät, wird mit Freud' ernten!"

Und der Kleine schmiegte sich an sie:

„Mutter, ich bleib' bei der!"

Trost, so viel Trost! So viel mitleidsvolle Blicke, so viel teilnehmende Händedrücke, so viel schwarze Kleider, wie sie selbst eins trug, ringsumher! Und doch kam in ihr Herz kein Friede. Ihr Sohn tot, von den Franzosen erschossen, gemordet! Ihr schöner blonder Junge von diesen Bestien hingemetzelt! Eine Wut überkam sie gegen die rotbehosten Horden, gegen den Napoleon, der all dies Unglück verschuldet. Auf der Straße sangen die Knaben Spottlieder:

„Was krauchst da in dem Busch herum?
Ich glaub', das ist Napolium —"

Das that ihr wohl. Und als ein paar französische Offiziere, die, den Arm in der Binde, spazierten, von der Straßenjugend belästigt und beschimpft wurden, hätte sie sich mit bücken und einen Stein aufraffen mögen: ‚Was wollt ihr hier, ihr Räuber, ihr Mörder — Brot, Obdach, Pflege? Krepiert! Gebt mir meinen Sohn wieder, meinen Peter!‘ Sie fühlte einen wilden Haß in sich, eine brennende Wut. Alles in ihr empörte sich, wenn sie sah, daß es Leute gab, die verwundete Franzosen, besonders Offiziere, in ihre spezielle Obhut und Privatpflege nahmen. Sie stimmte lebhaft denen bei, die darüber murrten. Mußten nicht die Franzosen warten, zurückstehen, bis erst alle, alle Deutsche versorgt waren?! Und es kamen deren so viele: Preußen, Bayern, Sachsen, Hessen, Württemberger, Hannoveraner und so mancher rheinische Jung'.

Man hatte geglaubt, unendlich viel Betten zur Verfügung zu haben, aber immer waren es deren noch nicht genug; aus dem Arresthaus wurden Arrestanten zum Exerzierplatz geführt, um dort Matratzen fertigen zu helfen. Allerorten sammelte man Geld, Kleidungsstücke, Lebensmittel. Die reichen Hammer Bauern fuhren ganze Wagen Gemüse und Kartoffeln bei der Kaserne vor, und auch vom Wochenmarkt lud dort ein hochbepackter Karren ab, zu dem selbst das ärmste Bäuerchen von den Eiern seiner wenigen Hühner, der Butter seiner einzigen Kuh beigesteuert. Es galt, alle die langsam der Genesung Entgegengehenden zu kräftigen und alle die rasch dem Tod Verfallenden noch zu erquicken.

Täglich ging Josefine zur Mutter Brenzen, der Apfelkönigin, die das schönste Obst der Stadt vor Konditor Geislers Thür feil hatte. Da thronte die Brenzen, die Füße auf dem Stovchen, Winter und Sommer ins gleich graue Umschlagetuch gehüllt, den mit schwarzen Bartstoppeln reichlich umsetzten Mund brummig geschlossen. Sie war berüchtigt grob. Aber jetzt lächelte sie und zeigte ihren einzigen Stockzahn: „Für Euer Kranken? Da!" Und sie legte noch drei extragroße, herrliche Trauben auf das Pfund obenauf und steckte ein paar Handvoll der erlesensten Spalierbirnen in Josephinens Ledertasche. „Nehmt ens, freut mich, wann 't de Junges schmeckt — bis morjen!"

Manchem im Wundfieber Durstenden that so die alte Brenzen wohl. Die Augen der Kranken leuchteten auf, wenn Josefine mit den Früchten kam, besonders die Augen der Franzosen: „Ah, Früchte, Früchte! Fast so schön wie zu Hause in Frankreich!" Aber Josefine ging an ihnen vorbei; für alle hatte sie nicht genug.

Mit dem französischen Fahnenträger in der Feldwebelstube ging es schlecht; beide zerschmetterten Arme hatte man ihm amputiert, seine Schußwunde durch die Backe drohte brandig zu werden. Grausam entstellt, lag er regungslos; er klagte nicht, er konnte ja nichts sagen, nur seine Augen sprachen aus dem verschwollenen Gesicht und folgten sehnsüchtig der Traube, die Josefine täglich seinem Nebenmann reichte. Sie hatte sich wenig mehr um ihn gekümmert und seine Pflege fast ganz den Nonnen überlassen; wozu sollte sie ihr längst vergessenes Französisch wieder hervorholen!

Heut kam die Nonne gelaufen: „Ach, haben Sie keine Traube mehr? Ich glaube, der Franzos' möchte gern eine, er sah Ihnen so nach, die Thränen kamen ihm in die Augen."

Josefine hatte nur noch eine Traube, und diese letzte war für einen andern bestimmt.

„Er wird bald sterben," setzte die Nonne hinzu.

Da ging sie und holte die Traube, zögernd, fast widerwillig. Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Gier sah ihr der Franzose entgegen und bewegte die trockenen Lippen:

„Des rai — des rai —!"

Das war nur ein unartikuliertes Stammeln, mehr ein Wunsch als ein Wort. Eine große, saftige Beere drückte Josefine ihm in den mühsam ein wenig geöffneten Mund, und so fort, alle Beeren, bis die Traube nur noch ein leeres Gerippe war. Mit einem Seufzer und einem Hauch wie „merci!" schloß er die Augen.

„Der arme Junge," sagte Schwester Daria,

„wer weiß, zu Haus hat er vielleicht einen Weingarten gehabt!“

Arm, ja, aber es gab doch noch mehr arme Jungen! Josefine hätte ihm am liebsten kein Mitleid gegönnt, und doch ging sie nun morgens und abends zu ihm und erquickte ihn mit dem Saft einer Traube. Das war fast das einzige, was er zu sich nahm. Er wartete schon immer darauf, er lauerte auf sie, das merkte sie wohl. Aber sie sprach nie zu ihm, das konnte sie nicht über sich gewinnen. Ihr Peter, ihr Peter! — sein blutiger Schatten reckte sich auf zwischen ihr und diesem da.

Am dritten Abend gab sie dem Fahnenträger wieder seine Traube, da sah er sie an, so bittend, so herzbeweglich, so über alle Maßen traurig, daß sie sich über ihn neigte; zum ersten Male erwiderte sie seinen Blick. Und sein Auge schweifte von ihrem schmerzversteinerten Gesicht hinunter über ihr schwarzes Trauerkleid; mit einer eminenten Willensanstrengung hob er ein wenig den Kopf und nickte:

„Pau—vre mère!“

Was, was hatte er gesagt?! Sie saß wie erstarrt, ganz erschrocken. Meinte er sie, oder dachte er an seine Mutter? Sie wußte es nicht, es war auch gleich. Arme Mutter — arme Mutter — es sprang ihr plötzlich etwas wie ein Reifen vom Herzen, und lang entbehrte, heftige Thränen stürzten ihr jäh aus den Augen und blendeten ihren Blick. Das war nicht mehr der feindliche Fahnenträger, ein verhaßtes französisches Gesicht — das war nur ein Sohn, auch einer Mutter lieber Sohn! Pauvre mère — das hatte sie getroffen in innerster Seele.

Mühsam ihr Schluchzen bezwingend, blieb sie an seinem Bett sitzen noch bis gegen Mitternacht; sie sah, es ging zu Ende. Die Stunden schlichen, das Lämpchen an der Wand brannte trübselig, als wollte es erlöschen, matte Fliegen kreisten langsam oben an der getünchten Decke. Sie hatte ihr Taschentuch gezogen und wischte ihm ab und zu den Schweiß von der Stirn; dann öffnete er jedesmal die Augen und sah sie an.

„Ma—man!“

Es war nur ein Hauch. Sie fröstelte und zitterte und weinte.

Endlich mußte sie doch gehen, die Nonne, die die Nachtwache hatte, kam und trieb sie fort. Langsam schritt sie über den Kasernenhof heim, kaum konnte sie voran, so schwer trug sie — aller Mütter Leid lag ja auf ihr.

Die Ahornbäume rauschten einen Trauerchor; als sie das schwere Kasernenthor öffnete, gähnte die Straße dunkel wie ein Grab. Verstummt die Vaterlands- und Siegeslieder, nur der Nachtwind wimmerte um die Ecken eine klägliche Melodie, es klang wie Weinen.

Als sie am nächsten Morgen mit dem frühesten ihre Traube brachte, war der junge französische Fahnenträger tot. Er war einer der ersten, der auf der zum Kirchhof neu zugekauften Parzelle — weit rechts ab vom großen Mittelkreuz, an der Duisburger Chaussee — begraben wurde.

Und andre folgten ihm nach.

*

Der große Sieg bei Mars la Tour war errungen, wieder hatten die Glocken geläutet, Raketen geknattert, der Oberbürgermeister vom Balkon des Rathauses herab ein dreimaliges Hurra auf König und Heer ausgebracht, und wieder hatte Platz für Verwundete not gethan, und die Tonhalle mit ihren Festsälen war zum neuen Lazarett eingerichtet worden, und auch die Maler hatten ihren Malkasten geöffnet.

Und wiederum der glänzende Sieg bei Gravelotte, Jubelruf und Klageschrei zugleich — die braven Neununddreißiger hatten bei Gravelotte wieder heran gemußt, und wenn der Tod auch ihre Reihen nicht niedergemäht wie bei Spichern, so hatte doch mancher dran glauben müssen. Der 22. August brachte sieben Schiffe mit Verwundeten, zwei davon ganz voll Turkos und Zuaven. Aber die Bürger rannten nicht mehr hin, die Schwarzen anzugaffen; nun hatte man deren genug gesehen — arme Kreaturen, die dankbar waren für einen Trunk und einen Bissen Brot.

In der Kaserne war schon manches Bett leer geworden, manch einer, der darin gelegen, war schon wieder ins Feld gerückt, manch andrer auch als kriegsuntüchtig in die Heimat entlassen und mancher an einen ganz stillen Ort verzogen. Nun waren die siebenhundert Betten wieder frisch gefüllt, abgerechnet all die Passanten, die nur einen Tag ausruhten, um dann, frisch verbunden und gelabt, weitergeschafft zu werden.

Wer hatte noch Kraft zum Pflegen? Alle. Keiner war müde. Auch Josefine nicht; noch kein Tag, an dem ihre Füße sie nicht getragen, ihre Arme versagt hätten. Ihr Saal im Kasino lag voll, ihre Blocks auch, und unter allen hatte sie nun zwei alte gute Bekannte zu pflegen: Unteroffizier Schmidt und den jungen Hucklenbruch, den hatte bei Gravelotte die Kugel in die Brust getroffen.

Bett an Bett lagen jetzt die beiden Rivalen, die sich einst so gemieden, aber es war nicht der Zufall, der das so gefügt, Schmidt hatte flehentlich darum gebeten. Beide waren sie ja am selben Tag verwundet worden, beide hatten sie unsäglich lange Stunden unweit voneinander auf dem Schlachtfeld geschmachtet, bis es Schmidt gelungen war, auf allen vieren zu dem schon bewußtlosen Kameraden hinzukriechen und ihm aus der Feldflasche, die er einem toten Tambourmajor aus der starren Hand gewunden, ein paar Tropfen einzuflößen. Dann hatte auch ihn das Bewußtsein verlassen, Seite an Seite waren sie beide hinübergeschlummert in die starre Unendlichkeit, bis sie, doch wieder erwachend, sich im gleichen fliegenden Feldlazarett fanden. Beide wurden sie mit dem gleichen Transport heimwärts geschafft, und die ganze furchtbare Reise hindurch hatte Schmidt, dem so ein kleiner Granatsplitter am

Kopf noch lange nicht alle Schneid genommen, den nach Luft ringenden Hucklenbruch, dem der Atem durchs Kugelloch in der Lunge pfiff, in halbsitzender Stellung gehalten. Die wenigen Stunden Schlaf hatte der arme Junge an seiner Brust gefunden.

„'ne faule Sache," flüsterte er bekümmert Josefinen zu, die in halb schmerzlicher, halb freudiger Erregung des Wiedersehens an sein Bett geeilt war, und wies mit dem Blick hinüber nach seinem Nebenmann. Der lag, wächsern und still, in seinen Kissen, bis aufs letzte erschöpft vom Transport, vom Betten, Untersuchen und Verbinden.

Wie oft hatte der Hucklenbruch seelenvergnügt in ihrem Lädchen gesessen, und nun mußte er so daliegen! Das Herz im Leibe drehte sich Josefine um.

„Ja, denn man lieber jleich weg," flüsterte Schmidt, und dann sah er Josefine ganz seltsam an, seine sonst so kecken Augen wurden feucht und nachdenklich.

„Ich habe Ihnen auch noch was zu bestellen, Frau Konradi, 'nen —" er stockte und strich sich verlegen den Schnurrbart — „'nen Jruß!"

„Von wem?" Der Atem stockte ihr, sie fühlte, sie wußte es, von wem! Warum fragte sie noch? Es konnte ja nicht anders sein, sie empfand es am wilden, rasenden Schlagen ihres Herzens, jetzt kam etwas, ein Gruß, ein Gruß von — von — Ihre Kniee brachen ein, unwillkürlich sank sie am Bett nieder und faltete die Hände krampfhaft: „Gott, vom Peter!"

Der Verwundete nickte; die Botschaft wurde ihm nicht leicht, seine Stimme klang aufgeregt: „Da — aus meinem Rock, jeben Se mal her — aus der Brusttasche — so, mein Notizbuch. Ich habe nämlich — was Jeschriebenes für Sie, 'nen Zettel, ich habe immer höllisch drauf ufjepaßt."

Sie konnte das Notizbuch nicht gleich finden, ihre Hände zitterten so sehr.

Nun kniete sie wieder am Bett, und Schmidt machte umständlich das Büchelchen auf, suchte umständlich darin — sie hielt den Atem an und riß die Augen auf: was würde sie lesen? Daß er tot war, das wußte sie ja, aber wie war er gestorben, wie?!

Dauerte das Suchen denn Stunden? Wie eine Ohnmacht umnebelte es ihre Sinne, ihre Lippen zitterten, ihre Hände auch, kein Wörtchen konnte sie lallen, aber jetzt — jetzt, gleichsam aus weiter Ferne schlug Schmidts Stimme an ihr Ohr: „Er starb wie ein Held!"

Da seufzte sie tief auf, als sollte der Atem ihre befreite Brust sprengen, und riß gierig den Zettel an sich. Sie schrie laut auf: das war ihr Zettel, ihres Vaters Zettel, den sie dem Sohn in letzter Stunde zugesteckt beim Ausmarsch! Und er hatte das Vermächtnis angetreten.

Da stand: „Ueber alles die Ehre!" und darunter gekritzelt mit Blut: „Liebe Mutter, adjüs."

„Ehre, wem Ehre jebührt," sagte Schmidt. „Der Junge war en janzer Kerl, bis zum Tode."

Josefine drückte dankbar die Hand, die ihr den Zettel überbracht, dies Teuerste, was sie von nun an in ihrem Leben hatte.

Viele Tage trug sie das verknitterte, vergilbte, blutbefleckte Papier auf ihrer Brust, da lag es und gab ihr ungeahnte Kraft, aber dann schloß sie es doch in die Truhe, in ihr Nähkästchen, zu den Andenken ihrer Jugend und Ehe. Jetzt hatte sie den Talisman nicht mehr nötig, sie war ruhig geworden in sich. Nicht mehr von der steinernen Ruhe jener ersten Zeit, nein, Gott sei Dank, sie konnte weinen, aber in ihre Thränen mischte sich das Gefühl des Stolzes: Mein braver Sohn!

*

Von ihren Kranken empfing Josefine besondere Zeichen des Vertrauens.

„Schreiben Sie an meine Mutter," bat mancher Soldat.

Und so saß sie denn an den Betten und ließ sich in die Feder diktieren von schwachen Stimmen, aber von Herzen, die jetzt doppelt stark empfanden für die Mutter daheim.

Und wunderliche Antworten liefen ein aus Nord und Ost und Süd und West des weiten Deutschen Reiches; aber immer, trotz der lächerlichsten Orthographie, trotz aller Verquickung, las man's heraus, das in Angst und Liebe und Sehnsucht gestammelte: „Mein lieber Sohn!"

„Werte Frau," sagte der Unteroffizier Schmidt eines Tages — er war schon in der Besserung und schlurfte bereits in Filzpantoffeln bis zum Bett des Westfalen —, „werte Frau Konradi, würden Sie für mir nich auch mal en kleenes Briefchen schreiben?"

„Jern."

„Na, nämlich" — er zupfte schon wieder an seinem Schnurrbart und versuchte ihm den früheren kühnen Aufwärtsstrich zu geben — „na, da ich nun doch mal keen Jlück bei Sie habe" — er sah ihren ernsten Blick und nickte — „nehm' ich ja nich übel, is ja jetzt janz natürlich, und denn auch schon von wejen Hucklenbruchen — wär' mich wirklich penibel. Na, nämlich, ich habe mich's jeschworen, als mir die Kugeln man so um de Ohren pfiffen und die Kameraden um mich 'rum fielen in Schwaden, wie jemäht: Junge, Junge, wenn de 'rauskommst, wirste 'ne alte Schuld wieder jutmachen! Denn die Schramme da am Schädel rechnet nich, die is balde heil, und ich mache noch mal los. Also ich habe da nämlich en Mächen zu sitzen, an de Panke wohnt se, jroßer Staat ist jerade nich mit se zu machen, arm is se man, und auch lange nich so hübsch wie Sie, werte Frau! Na — aber se hat nu mal 'nen Jungen von mir! Also, haben Se die Jüte, werte Frau, schreiben Se schon man los: ick wer' ihr heiraten. Es drückt mir 's Herz ab, ich kann nich warten, bis ich alleine schreiben darf. Die Aujuste wird jeheirat't stantepe, sowie der Krieg 'rum is. Denn, wissen Se, so in 'n Krieg wird einen janz schnurrig zu Mute: 's is lange nich so, als wie die Leute sich denken. Un mit die

Bejeisterung is et man so so, und mit den Haß uf den Feind ooch. Davon weeß man jarnischt in de Schlacht, man weeß von sich selber so jut wie jarnischt, wat befohlen wird, wird jemacht: einfach rin! Muß 't nu mal sin, denn man los! Dat können Sie mir jlauben. Aber an die Juste schreiben Se man, bitte!"

*

Die Firma S. Sternefeld am Alleeplätzchen annoncierte fettgedruckt, die halbe letzte Seite im Blättchen allein für sich in Anspruch nehmend:

„Fahnen, Fahnen!

Fahnen in allen Größen, Fahnennessel, Flaggentuch und so weiter."

Wer noch keine Fahne im Besitz hatte, rannte heute eilig hin und kaufte, die große Eingangsthür klappte den ganzen Tag, 'raus — 'rein, 'rein — 'raus.

„Sie wünschen?"

„Fahnen, Fahnen!"

„Schwarz-weiß?"

„Nein, schwarz-weiß-rot!"

Ein Meer von Schwarz-weiß-rot hatte sich über die Stadt ergossen; zu jeder Bodenluke, zu jedem Mansardenfenster heraus steckte bald eine lange Stange, und lustig flatternd und sich freudig blähend im frischen Herbstlüftchen, klatschte das schwarz-weiß-rote Tuch gegen das untere Stockwerk. Das klang wie Wellenrauschen, wie Musik einer stürmischen Brandung: „Sedan, Sedan!"

Ueberall flaggte und wimpelte es; der Jägerhof, das Rathaus, die Kaserne, das Theater, die Kirchen, die Schulen, die Thore, die Rheinbrücke, selbst der alte Jan Willem hatten sich geschmückt. Um alle Dächer rauschte es, durch alle Lüfte sauste es: „Sedan, Sedan!" Große Flaggen, kleine Flaggen, schmale Wimpel, breite Wimpel, kostbares Tuch, dünner Nessel, verwaschener Kattun, Papierfähnchen, — aber strahlender Sonnenschein lachend über alle und übermütig dreinharfender Wind: „Sedan, Sedan!"

Wer freute sich nicht! Die Verwundeten setzten sich auf in ihren Betten, sie horchten mit gespanntem Ohr. Der Rhein brauste es, Kanonen donnerten es — wer hätte gedacht, daß die je solchen Jubel künden könnten — „Sedan, Sedan!" Gefangennahme des Kaisers Napoleon. Kapitulation der Armee Mac Mahons bei Sedan!

Sedan — was wollten die Franzosen nun noch? Ihr Kaiser gefangen, ihre größte Armee gefangen, nun mußte es Friede, Friede werden!

Gegen Mitternacht war die erste Kunde nach Düsseldorf gekommen, atemlos hatte ein Depeschenbote sie in die schon schlummernde Stadt getragen; aber vorbei der Schlaf, vorbei die Ermüdung, die Leute stürzten aus ihren Häusern, auf den Straßen und Plätzen fanden sie sich zusammen, sie schüttelten sich die Hände, sie küßten und umarmten sich, sie lachten mit weinenden Augen: nun kam der Friede!

Leuchtend stand ein Stern am Himmel, und plötzlich fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten — fromme Stimmen in heiliger Nacht.

Am kommenden Morgen zogen unzählige Schulkinder durch die Straßen, Maler Camphausen mit seinem weißen Bart hatte sich an die Spitze der rosigen Jugend gestellt, er zog voran mit dem Trommlerchor. Und die bekränzten Knaben und Mädchen schmetterten aus ihren hellen Kehlen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall —"

In allen Kirchen Gottesdienst, von allen Orgeln Dankeshymnen; ins Beten klang Jubel hinein: „Der Kaiser, der Kaiser gefangen!"

In der Kaserne war ein Faß Bier aufgelegt, die Liebesspende eines begeisterten Bierbrauers; es trank davon, wer trinken durfte, und andre stießen mit Wein an.

Herr Schnakenberg kam gerannt mit ein paar ganz besonderen Bouteillen unterm Arm — alter Rheinwein, firn und golden wie Harz. „Wat Extras, Finken, für dein' Kranken," flüsterte er der Stieftochter zu und steckte ihr die Flaschen unter die Schürze. „Hurra, wir haben ihn, den Napolium!"

Sie freuten sich alle. Als Josefine zum Mittagessen nach Hause kam, hatte der Invalide das ganze Schaufenster beflaggt und zugleich einen merkwürdigen Geschäftssinn dabei entwickelt; zu Fähnchen hatten die bunten Kriegstaschentücher gedient: Weißenburg, Wörth, Spichern, Mars la Tour, Gravelotte, sogar König Wilhelm und der Kronprinz, Moltke und Roon — selbst der von Bismarck hatte dran glauben müssen. Die Straßenjugend hatte nicht allein vor so viel Pracht gestanden, auch Leichtverwundete, die draußen schon umherspazieren durften, waren hereingekommen und hatten gekauft.

„No, wenn alle jett thun, können wir doch nit ganz müßig sitzen," brummte Ferdinand, als die Schwester ihn belobte, und dann fing er an, auf sein Bein zu fluchen, wenn das nicht schon weggeschossen wäre, wäre er ja überhaupt mit ausmarschiert. Aber er begann nicht mehr seine alte Geschichte: „Wir hatten die fränkische Saale überschritten —", die bekam man seit einiger Zeit nicht mehr zu hören; er war klein geworden im großen Krieg, und der Geruch des Lazaretts, der Hauch der vielen Leiden, den die Schwester aus der Kaserne mit herüberbrachte, ließen sein eignes, mißvergnügtes Gejammer ganz verstummen. Er war gierig darauf, zuweilen mit ihr herüberzugehen und ihr bei kleinen Diensten für die Kranken hilfreiche Hand zu leisten. Auch der Junge durfte ab und zu mit der Mutter kommen, er lernte jetzt Französisch und war ein guter Schüler, so konnte er als Dolmetscher dienen, wo ihre paar Brocken nicht ausreichten. Mancher Franzose streichelte ihm über den Kopf: „Ah, merci, mon petit, dieu vous benisse!" Er hatte viel Freunde unter den Feinden.

Aber waren denn diese armen Kranken wirklich Feinde? Was konnten sie für den Krieg? Die — gar nichts! Waren sie nicht weggerissen

aus ihrer Familie, vom Pflug, vom Webstuhl, vom Maschinenrad, von all dem, was sonst ihr Leben ausgemacht, nur gehorchend dem Befehl? Es wollte Josefine nicht aus dem Sinn, was ihr der „helle Berliner", wie die andern den Schmidt neckend nannten, gesagt hatte: „Mit der Begeisterung ist das Mumpitz und mit dem Haß auf den Feind auch." Und liebten die Franzosen ihr Vaterland nicht auch? Es sollte sehr schön in Frankreich sein. Mußte es ihnen nicht weh thun, wenn die Kanonen Sieg donnerten und die Glocken Freude läuteten und alles Volk jubelte?

Unten auf dem Kasernenhof, unter den Ahornbäumen, spielte heute nachmittag die Musik. Da stand, was Beine hatte, und schrie Hurra. Selbst die Nonnen waren an die Fenster geeilt. Das erste Eiserne Kreuz war nach Düsseldorf gekommen, hierher in die Kaserne!

Der Glückliche, dem es verliehen wurde für besondere Bravour, war Unteroffizier Schmidt. Ja, das war einer! Der hatte gesagt, als sie die vom Feind besetzte Waldhöhe stürmten und der Zugführer zusammenbrach: „Nu, Kinder, druf wie Blücher! Aber erst wer' ick mir noch eene ins Jesicht pflanzen." Und er hatte seine Stummelpfeife angesteckt, und dann war's losgegangen wie ein Donnerwetter; und der Feind wich.

Der Oberstleutnant hatte es sich hübsch ausgedacht, diesen allgemeinen Freudentag dem Tapferen zu einem besonders festlichen zu gestalten. Im Kreise standen das Wachtkommando und die Blessierten — Franzosen waren auch darunter — und in der Mitte stand Schmidt.

Josefine lugte hinunter — wie schneidig, trotz des verbundenen Kopfes, der Schmidt bereits wieder war, in voller Uniform! Und der Oberstleutnant umarmte ihn und heftete ihm selber das Eiserne Kreuz auf die Brust. Eine Nonne trat in den Kreis und kredenzte dem Helden Wein. Und der Oberstleutnant stieß mit ihm an, hob dann sein Glas und hielt eine Ansprache. Die Rede schloß:

„Ein Hoch dem Braven, der hier unter uns steht, ein Hoch unsrer Armee, die Frankreich in den Staub gezwungen, ein Hoch Seiner Majestät unserm Heldenkönig!"

Man verstand jedes Wort oben in den Krankensälen, deren Fenster geöffnet waren. Das war ein jubelndes Rufen und Schreien, ein Hoch und Hurra, und die Musik stimmte an: „Heil dir im Siegerkranz!"

Josefine schloß das Fenster. Es lagen hier so viel Schwerkranke, fast lauter Franzosen. Aber auch durch die geschlossenen Scheiben drang deutlich die markige Musik. Dort im Bett, nahe dem Fenster, hatte sich der junge Juwelier aus Paris ganz nach der Wand gekehrt und das Kissen mit beiden Händen gegen die Ohren gedrückt. Was hatte er nur? Er verstand deutsch — erschrocken sah Josefine nach ihm hin, sein Körper zuckte unter der Decke wie im Krampf. Jetzt schlug ein unterdrückter Laut an ihr Ohr — er schluchzte: „Oh ma patrie, ma pauvre patrie!"

Da schlich sie hinaus, sie mochte ihn nicht ansprechen, sich gar nicht bemerklich machen — oh ma patrie! — nicht seine schmerzliche Scham belauschen. Draußen auf der Treppe begegnete ihr Schwester Daria, die kam atemlos vom andern Block herüber:

„Frau Konradi, ach, da sind Sie ja! Mit dem Hucklenbruch geht es wieder so schlimm."

„Wieder ein Blutsturz?" fragte Josefine erschrocken.

Die Nonne nickte: „Es ist schon nach Ihrem Herrn Pastor geschickt. Derweilen betet unsre Mutter Clara mit ihm."

Auf den Zehen trat Josefine zu Hucklenbruch ein; man hatte den Armen schon seit ein paar Tagen ganz allein gebettet in dem Raum, der einst der Feldwebelwohnung als Küche zugehört. Jedes Geräusch hatte dem Leidenden Pein gemacht. Aber jetzt standen die Fenster nach dem Hof weit offen, die schöne Nachmittagssonne flutete voll herein und die Musik und das Singen — der Sterbende wurde des alles nicht mehr gewahr.

„Höher — höher —" hauchte er nur noch mit verlöschender Kraft.

Kissen nach Kissen stopften sie ihm hinter den Rücken, noch immer nicht hoch genug; noch immer keine Luft — „höher — höher" — da setzte sich Josefine auf den Bettrand und nahm den nach Atem Ringenden stützend in ihren Arm.

Hucklenbruch war ein guter evangelischer Christ; ob er seine letzte Stunde nahen fühlte, wer weiß, aber er hatte plötzlich Verlangen geäußert nach dem Abendmahl. Es war ja noch nicht allzuviele Jahre her, daß er's mit seinen Eltern zum erstenmal genommen zu Bielefeld in der Kirche, im langen Konfirmandenrock, das Myrtensträußchen im Knopfloch.

Nun kam der Geistliche.

„Nehmet hin und esset — das ist mein Leib — der für euch gegeben wird —"

Feierlich klangen die Einsetzungsworte, getragen von der heraufschallenden festlichen Musik. Aber der danach Begehrende konnte den Leib des Herrn nicht mehr empfangen, das Schlucken versagte.

„Nehmet hin — und trinket alle daraus —"

Wohl neigte der Geistliche sich über das Bett und hielt dem Sterbenden den Kelch an die Lippen, aber der Wein verschüttete; der bleiche Mund streifte nur des Kelches Rand. Hucklenbruch merkte das nicht, ein verklärter Ausdruck lag auf seinem blutleeren Gesicht, mit dem jetzt verblaßten Sommersprossensattel über der scharf gewordenen Nase; seine Augen waren ganz nach oben gekehrt.

Vor seinen Ohren spielte leise die Orgel der Bielefelder Kirche: „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd' der Welt —", da war eine große, andächtige Gemeinde, immer neue wallten zum Altar, immer neue — aber er hatte schon genossen, er war nun wohl vorbereitet. Und Vater und Mutter führten ihn fort — heim.

Unten auf dem Hof setzte die Musik einen

Augenblick aus. Der Geistliche breitete die Hände zum Segen und sprach das Amen. Neben der würdigen Oberin lag die junge Daria auf den Knieen. Auch die Nonnenhände hoben sich empor: „Amen, Amen!"

Strahlender und strahlender vergoldete der warme Sonnenschein Stube und Bett und den Sterbenden. Rauschend hub die Musik von neuem an, höchster Jubel stieg zu höchsten Höhen:

„Heil dir im Siegerkranz.
Heil König dir!"

*

Bis in die sinkende Nacht Jubel, Musik, Transparente, Illumination, bengalische Flammen. An den Rheinufern loderten Feuertonnen, — und Menschen, Menschen, froh erregte Menschenscharen. Das knatterte und knallte, blies und fiedelte, jauchzte und frohlockte. Fünfzehnhundert Träger schwangen ihre Fackeln, greller Schein überglänzte alles, flüssiges Feuer tropfte aufs Pflaster, wie bespritzt mit Blut standen die weißen Mauern der Häuser. Hin zum Jägerhof wallte der endlose Zug, und Fürst und Fürstin von Hohenzollern traten auf den Balkon, das Volk grüßte hinauf, und sie grüßten hinab; der Fürst brachte dem König und der Armee ein donnerndes Hoch, ein dreifach donnerndes Hurra antwortete.

Im Hofgarten reckten die Bäume ihre schon herbstlichen Blätter ins Fackellicht, und der stille Weiher spiegelte den Glanz wieder. Ein letzter sommerlicher Hauch strich säuselnd durchs hohe Gras. Der Herbst war vor der Thür, der Winter würde kommen, Schnee und Eis bringen, aber was machte das? Träume standen auf, frühlingsfrische, hoffnungsgrüne Träume; in den Wipfeln rauschte es: „Friede, Friede!"

XXVII.

Es waren rauhe Herbsttage, die nun folgten, selten hatte der Wind so geblasen und den schäumenden Gischt des Rheins so hoch an die Ufermauer hinaufgespritzt. Selten hatte die große Prozession, die sich, wie alljährlich um diese Zeit, auf die Wallfahrt zur Mutter Gottes nach Kevelaar begab, so ungünstiges Wetter gehabt. Aber nicht Regen, nicht Sturm hielt die frommen Pilger ab; nie war der endlose Zug endloser gewesen, der Düsseldorf betend passierte und dem sich hier noch endlose Beter anschlossen. Es waren der bekümmerten Seelen heuer mehr denn je, die in der Kapelle, worinnen schon so viele geopferte Wachsgebilde an den Wänden hängen, vorm wunderwirkenden Gnadenbild neue wächserne Füße und Hände niederlegten.

Schwarz hing das Kartoffelkraut auf dem Acker, modrig roch es auf den Feldern, die Störche sammelten sich auf den Hammer Wiesen, die Schwalben zogen fort, und frostig waren die Nächte.

Vorsichtige Leute bestellten Kohlen und suchten die warmen Sachen aus der Mottenkiste, bald war der Winter da — aber ob auch der Friede?

Es war eine bittere Enttäuschung; hatten doch selbst die Soldaten aus dem Felde an die Ihren von baldiger Heimkehr geschrieben, aber Sedan hatte den Frieden nicht gebracht. Wohl saß Napoleon auf Wilhelmshöhe, wohl hatte Straßburg kapituliert und Orleans war erstürmt, doch noch immer mußten die deutschen Jungen vor Metz im Morast liegen, frieren und sich langweilen.

Ganze Waggons wollener Hemden, Strümpfe, Leibbinden gingen von der Stadt dorthin ab. Besorgt sah man die Rheinnebel steigen und sinken, schüttelte den Kopf über die unendlichen Regengüsse, lief verdrießlich mit Schnupfen und roter Nase umher — wie sollte es wohl erst den Armen in den sumpfigen Metzer Gräben ergehen? Und wie vor Paris?! Man war des langen Krieges recht herzlich müde. Täglich bohrten sich Tausende begieriger Augen in die Spalten der Zeitung: kleine Ausfälle bei Metz, nichts Neues vor Paris — das war die stete Losung. Wann denn, wann denn endlich?! Sollten die armen Jungens nicht einmal Weihnachten zu Hause feiern?

Aengstliche Seelen nahmen's als schlechtes Zeichen, daß im Nordwesten der Stadt eines Abends ein Nordlicht auftauchte, man brauchte gar nicht auf die Sternwarte zu rennen, ein jeder sah's mit bloßem Auge. Voll unheimlichen Scheines, groß und seltsam, mit rotem Kranz stand es über dem Strom — warum kam das hierher, wie hatte sich das vom Polar an den Rhein verirrt? Das bedeutete Blut, noch viel Blut.

Es half nichts — Metz halsstarrig, vor Paris nichts Neues — man mußte sich auf den Winter gefaßt machen. Der Pelzmarkt war im Gange, seufzend kaufte manches Bäuerlein sich ein Paar Winterfäustlinge und dachte dabei an seinen frierenden Sohn — da kam die Nachricht: „Metz hat kapituliert!"

Wohl war die Freude groß, und die Stadt ließ sich nicht lumpen mit Festesglanz, aber es war nichts gegen den Jubel von Sedan; jetzt schlug das Herz zu sehr dem Frieden entgegen.

Der November brachte bitteren Frost, die Kartoffeln wurden teuer, und die Kohlenpreise stiegen rapide. Kinder von ausgerückten Landwehrmännern trippelten mittags in die Häuser der Wohlhabenden und ließen sich die Suppentöpfchen füllen, für sich und ihre Mütter und die hungernden Geschwister. Im Hofgarten lasen arme Buben Holz auf, Wohlthätigkeitsvereine verteilten Feuerung. Nun galt es nicht allein, Charpie zu zupfen, nun hieß es auch, Strümpfe stricken, Röcke nähen, Hemdchen zuschneiden, Mäntel zurechtmachen für die Familien der fernen Krieger. Und der Bedürftigen waren viele.

Auch Josefine gab — Gott' sei Dank, sie konnte ja geben! Wenn auch alle Geschäfte klagten, ihr Lädchen ging. Sie hatte ihren Halt an der Kaserne, die gab ihr Kundschaft, die verließ sie nicht. Die alte Kaserne! Sie fühlte sich wieder ganz darin zu Hause.

Treppauf, treppab, von Block zu Block, von Bett zu Bett.

Nun hatte sie viele neue Gesichter unter ihren Kranken, kaum einige der ersten Gäste waren noch da. Sechzig lagen draußen auf dem Kirchhof, und der Winterschnee deckte sie zu. Unteroffizier Schmidt mit seinem Eisernen Kreuz war längst wieder seiner Compagnie nachgerückt.

„Der wird schon wieder Schwung in die Gesellschaft bringen," hatte der Oberstleutnant gesagt. „Ein Kerl wie der ist unbezahlbar. Immer fidel. Und namentlich zum Requirieren wie geschaffen. Treibt keiner ein Pfund Fleisch mehr auf, der Schmidt kommt gewiß noch mit 'ner fetten Gans unterm Arm!"

Auch die in der Kaserne Zurückgebliebenen vermißten ihn; er hatte sie alle aufgekratzt, aber in Paris mußte er doch mit einziehen, das war sein Traum. Und dann wurde die „Jnste" geheiratet, hatte sie ihm doch eine selige Antwort gegeben und dem Bengel die Hand zum Gruß geführt: „Lieba Vata!"

Der Rhein trieb mit Eis, es war so kalt, so grimmig kalt, wie sich's die ältesten Düsseldorfer nicht erinnern konnten, und doch kamen die jämmerlichen Franzosen ohne Mäntel, ohne Schuhe, zerrissene Lappen um die Füße gewickelt, viele gar ohne Strümpfe, mit erfrorenen Zehen. Wenn's hoch kam, hatte einer noch die Lumpen einer Pferdedecke. Das waren die Kriegsgefangenen, die Reste der großen Armee, die nach der Festung Minden eskortiert wurden oder nach den Baracken auf der Wahner Heide. Durch die Eifel waren sie marschiert, über die öden, endlosen Hochlandsstrecken, auf die der Schnee fiel wie ein Leichentuch. Sie hatten den Winterstürmen nichts mehr entgegenzusetzen gehabt: keinen gesättigten Magen, keine warmumhüllten Glieder, vor allem kein hoffendes Herz mehr — die gloire verloren, alles verloren! Verstohlen blieb manch einer zurück, der Zug war endlos, wer merkte sein Fehlen? Mutlos streckte er den ausgemergelten Körper in den Schnee und starb.

Josefine war zugegen, als wieder ein Zug mit Kriegsgefangenen in Düsseldorf ankam. Ein eisiger Winterregen, der wie mit spitzigen Eisstückchen peitschte, ging nieder; in den halbzerflossenen Schnee des Exerzierplatzes hatten sich die Unglücklichen hingeworfen. Sie waren zu Tode erschöpft. Sterbenden glichen sie alle, und Sterbende waren auch unter ihnen. Dort trug man einen ins Stroh des nächsten Stalles; bis auf den Platz war er noch gewankt, nun hatte er geendet. Und hier schrie einer in höchsten Nöten: „Mon dieu, mon dieu! Ah, comme je suis malheureux!"

Allen klapperten die Zähne, alle waren blau vor Frost, allen bluteten die Füße. Halbnackt streckten sich ihre mageren Glieder aus den abgerissenen Uniformen, alle ohne Haltung, alle ohne Disciplin; sie hörten auf kein Kommando mehr, den Nonnen rissen sie die Blechnäpfe mit heißer Suppe aus den Händen, packten die Gefäße und stülpten sie sich in der Gier des Trinkens fast über den Kopf.

Josefine konnte nicht mehr an sich halten, im ersten Impuls unendlichen Mitgefühls kniete sie nieder und stützte die Elendesten. Blut, Wunden, Kanonendonner, Todesröcheln — es war nichts gegen dies! Die Thränen gossen ihr herab, sie hatte keine Hand frei, und so tropften sie in die Suppe, die sie den Verschmachteten reichte.

Allen wurden die Füße verbunden — eine kurze Rast — und dann hieß es weiter. Aber die Unglücklichen wollten nicht weiter, sie blieben im Schnee liegen — hier wollten sie sterben. Es hatten sich zahlreiche Zuschauer eingefunden, nicht wenige unter ihnen weinten. Ein armer Arbeiter zog plötzlich seine Stiefel aus und reichte sie einem der Franzosen, der nur Lappen um die Füße gewickelt hatte; dabei fluchte er. Und auch andre stießen Verwünschungen aus — nicht die Besiegten, die hatten nicht einmal Kraft mehr zu einer Verwünschung — sie, die Siegreichen, verwünschten den Krieg. Nur Friede, Friede! Was sie an Geld in der Tasche hatten, gaben sie her.

Josefine war nach Haus gestürzt — auch sie mußte geben, den Armen geben, was sie besaß an Hemden, Strümpfen, Kleidern. Die Sachen ihres Peter hatte sie nie, nie hergeben wollen, diese teuren Kleidungsstücke, diese heiligen Andenken — nun gab sie sie doch. Ein häßlicher Schwarzer warf seine zerlumpten Hosen weg und kroch mit Zähnefletschen in die ihres Peter, und ein todblasser Tambourmajor hüllte sich in den großen Mantel, den ihr Aeltester noch von seinem Vater geerbt. Alles gab sie her — nun hatte sie nichts mehr. Mit schmerzlichem Bedauern zeigte sie ihre leeren Hände.

Heute fühlte sie sich zum erstenmal erschöpft, heute fühlte sie zum erstenmal die Kälte des Winters, den schneidenden Wind, der ihr die Haare um die Schläfen peitschte. Heute mußte sie zum erstenmal einen Augenblick ruhen; aber als sie heim kam, waren der Bruder und Fritz nicht da. Thüren und Schränke und Kommoden hatten sie offen gelassen — wohin? Aber schon kamen sie atemlos wieder, der Knabe führte den Invaliden, der ging auf dem Glatteis höchst mühselig, aber er lamentierte nicht.

„Finchen," schrie er noch im Eintreten und wischte sich den Schweiß der Anstrengung ab, „die armen Teufel! Heiliges Kanonenrohr, wie ist da unser einer gegen dran! Fina, schimpf nit, aber ich hab' denen mein' andre Bux' un auch wat Unterzeng und ne Rock mitgegeben — ich hab' ja so viel!"

Da nickte sie ihm zu.

*

In die ernsten Stunden trüber Wintertage brachte der Besuch von Bruder Friedrich ein freundliches Licht. Ruhig, aber doch von einem gewissen Selbstbewußtsein erfüllt, teilte der Schlosser der Familie mit, daß er demnächst die Aussicht habe, selbständig zu werden, das heißt so gut wie selbständig: ein Konsortium von Geldleuten hatte ihn, neben einem kaufmännischen Direktor, zum

technischen Leiter eines neu zu gründenden großen Etablissements für Fabrikation von Eisenbahnschwellen und Schienen ausersehen. Mit Beendigung des Krieges sollte das Unternehmen ins Leben treten, bedeutendes Kapital stand zur Verfügung, und sein Kontrakt war unterzeichnet.

„Ja,“ schloß er mit aufquellender Freude, „dat wär' früher nit e so leicht passiert, nur ene simple Schlosser, und so en Stell'! Aber heutzutag' jeht dat. In der Industrie wird nur jefragt: ‚Wat leist' de?‘ Hör, du, mein Jung'“ — er legte dem interessiert lauschenden Fritz die Hand auf den Kopf —, „du sollst ordentlich in die Lehr'! Direktor — dat is mir noch lang' nicht jenug für dich, selber dein 'hören muß sie, die Fabrik!“

Herr Schnakenberg war Feuer und Flamme, als er von des Stiefsohnes Aussichten hörte.

Wenn der Junge Kaution stellen mußte, er kam dafür auf! „Ne, danke,“ hatte der Schlosser mit Stolz gesagt, „Kaution brauch' ich nit. De Krupp sagt für mich jut, un dat is jenug!“

Der Krupp konnte schon gutsagen; seine Kanonen spieen die französischen Festungen an — Thionville, Montmédy und wie sie alle hießen —, daß sie klein beigaben; und gar das große Paris schien zu zittern vor dem Gebrüll der Geschütze von Friedrich Krupp.

Mit Ungeduld wartete man auf die Kapitulation von Paris — wenn Paris fiel, das „große Sündenbabel“, dann mußte es doch Friede werden!

Weihnachten war gekommen, jedoch Christkindleins sanfte Lieder wurden noch immer übertönt von rauher Kriegsmusik. Aber die unschuldigen Kindlein sangen doch unverzagt: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Wer hätte sie schweigen heißen mögen?! Und auch in der Kaserne erklangen Weihnachtslieder.

Für mächtige Tannenbäume war gesorgt. Viele Abende hatte Josefine mit den Nonnen an dem Schmuck für den Riesenbaum gearbeitet, der in dem größten Krankensaal, dem Offizierskasino, stehen sollte. Die junge Schwester Daria mit den roten Wangen war unermüdlich im Schneiden bunter Papierketten und zierlicher Körbchen. Und sie war so voller Lust dabei, in ihrer kohlschwarzen Tracht so heiter, als wäre sie eine glückliche Mutter, die ihren Kindern den Christbaum putzt. Josefine mußte sie oft erstaunt, fast bewundernd ansehen, diese still freundlichen Gestalten in den schwarzen Kutten; sie fühlte die alte Neigung wieder erwachen, die sie einst als Kind zu den lieben Nönnchen hingezogen — diese hier waren wahrhaft ehrwürdig!

„Gloria in excelsis deo“ leuchtete es in bunten Farben vom Spruchbande des Engels auf dem Transparent im Weihnachtssaal. Ein ganzes Jahr hatte das Transparent versteckt gestanden in irgend einem verstaubten Winkel, nun hatten geschäftige Hände es hervorgeholt und unterm Tannenbaum aufgestellt. Josefine hatte nichts davon gewußt, nun sah sie es plötzlich bei der Bescherung im vollen Lichterglanz, und das Herz stand ihr still vor freudigem Schreck — das war ja das Werk ihres Sohnes! Das war von ihm übrig geblieben hier in der Kaserne: Gloria in excelsis deo! Und in die Freude mischte sich der Schmerz; aber der Schmerz übermannte sie nicht, ein heiliges Entzücken trug ihr Empfinden höher. Sie schlang die Finger ineinander und hörte still das uralte Weihnachtsevangelium an, das der Geistliche verlas: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Ein Chor sang, Schwester Darias Sopran schwebte hoch und hell über den rauhen Männerstimmen. Alte, vertraute Weihnachtslieder und ein Duft vom Tannenbaum — da fiel auch Josefine ein mit voller, kräftiger Stimme.

Andächtig hörten die Franzosen zu, als die „prussiens“ sangen; sie kannten nicht die deutsche Weihnachtsfeier, aber sie gefiel ihnen. Wie die Kinder streckten sie die Hände aus nach den Aepfeln und Nüssen und nach dem Korinthenblatz: „Ah, weiße Brot, oh, merci, merci, weiße Brot, très bon!“

Dann baten sie, auch ihrerseits etwas vortragen zu dürfen. Zwei rotbehoste Kerle traten vor — der eine trug noch den Arm verbunden, der andre den Kopf — und führten eine Scene auf mit Gesang und Tanz. Hei, wie die Fußspitzen flogen! Immer dem andern bis an die Nase! Die Verwundeten, die noch zu krank waren, ihre Betten längs der Saalwand zu verlassen, ließen sich stützen, um mit gereckten Hälsen auch etwas von der Aufführung zu ergattern. Urdrollige Kerls! Die Zuschauer verstanden nichts, aber sie wanden sich vor Lachen. Eine harmlose Fröhlichkeit wurde allgemein, manch deutscher Landwehrmann, der bangend gedacht, es an diesem Abend vor Heimweh nach seinen Kindern nicht aushalten zu können, amüsierte sich königlich. Und die Franzosen sprangen immer höher und tanzten immer feuriger; heute war alles „malheur“ vergessen, sie wiegten sich auf dem Beifall, sie genossen das bescheidene Glück, bewundert zu werden.

Leise stahl sich Josefine hinaus. Rauh war draußen die Winternacht, durch die sie schritt, die Erde, auf die ihr Fuß trat, hartgefroren. Kahl standen die Ahornbäume, erstarrt wie im Todesschlaf, aber ihr Herz schlug warm und lebensvoll und doch voll Ruhe.

Gloria in excelsis deo — in ihr war Friede!

*

Am 18. Januar ließ sich der greise König Wilhelm im Hauptquartier zu Versailles vom starken Bismarck die junge Krone des auferstandenen Deutschlands auf die Stirn drücken.

Das war eine Erfüllung.

Der Rhein rauschte mächtig, und in sein Rauschen mischte sich der Jubelhall der Ufer. Nun waren Wünsche erfüllt, die man längst als hoffnungslos begraben. Warum hatte man denn

einst laut gemurrt und die rote Fahne gehißt auf den Barrikaden? Warum hatte man ein unterdrückbares Sehnen getragen all die Jahre? Warum hatte man des Volkes Jugend hingegeben auf Schlachtfeldern? Alles nur darum!

Es war ja die alte Märchenkrone, die so lange im Rhein geruht, tief unten. Nun sollte sie erstehen in neuem Glanz, sie blinkte golden wie die Sonne. Und wie die Sonne würde sie glänzen, mit gleicher Fülle über alle, über ein einiges und über ein freies Volk.

Manch alter Achtundvierziger, manch roter Demokrat jubelte mit; alles Volk freute sich.

Zwar kamen noch immer Verwundete, zwar rückte noch immer neuer Landwehrersatz aus, aber man glaubte nicht mehr an Schlachten. Das große Paris kapitulierte, das so hartnäckige Belfort folgte — nun war das Eis gebrochen!

Und Tauwetter flutete über die so lange winterliche Natur. Das erste Starenpaar war in Josefinens Gärtchen erschienen und bezog häuslich den Starenkasten im Birnbaum. Der Lenz brach also wirklich an.

Ach, nun war auch die weiße Taube des Friedens gewiß nicht mehr fern! Bald kam sie geflogen und baute ihr Nest für ewige Zeiten unterm Giebel des Hauses.

Am 28. Februar meldete eine Depesche für ganz Deutschland:

Friede!

XXVIII.

Nicht so rasch, als man gedacht, rückten die beliebten Neununddreißiger wieder in ihre Garnison ein. Sie wurden noch immer erwartet, obgleich der Frühling schon mit Macht über Deutschland gekommen war und des Rheines sonnenbeglänzte Wellen ruhig zwischen blühenden Ufern dahinflossen.

Im Düsseldorfer Hofgarten waren die Veilchen bereits verblüht, reichere Blumen drängten zur Entfaltung, schon ließen die Kastanien auf der Königsallee die weißen Blättchen ihrer Blütenkerzen niederwehen und zeigten die Ansätze erster Früchte, da hieß es: sie kommen, sie kommen! Anfang Juni sollen sie hier sein, vielleicht auch ein paar Tage später, aber sie kommen doch endlich, sie kommen!

So war noch nie zu einem Empfang gerüstet worden — geliebte Kinder kehrten ja heim, die Heldensöhne der Stadt. Wie sollte man sie nur würdig genug begrüßen? Kanonendonner und Glockengeläute war selbstverständlich, und Flaggen sollten wehen aus jedem Haus und lustige Wimpel auf der Rheinbrücke winken, Ehrenpforten sich wölben, das alte Zollthor selbst sollte sein düsteres Grau unter grünen Gewinden verbergen. Sogar, wo irgend ein Loch im Pflaster war, jetzt wurde es schleunigst ausgebessert. Die Buchbinder kleisterten Inschriftenschilder, die Maler pinselten drauf: „Herzlich willkommen!" Die Wirte schafften Fässer in die Keller, die Hausbesitzer ließen ihre Fassaden neu abputzen, die Hausfrauen scheuerten vom Speicher bis zum Keller, die Schuster stellten gestickte Pantoffeln in die Fenster — das Eiserne Kreuz darauf mit Eichenzweigen —, die Gärtner düngten rasch ihre Lorbeerbäume noch einmal — die konnten ja nicht üppiges Grün genug haben —, und auf dem Grafenberg wurden die Eichbäume ausgeräubert. Die Schreiner hämmerten an den Ehrenpforten, die Schneiderinnen nähten die Nächte durch an festlichem Weiß für die jungen Mädchen und Kinder, die Violinisten spannten neue Saiten, die Posaunisten probierten den Jubelchor, die Trommler übten die schönsten Wirbel, und die Dichter dichteten. Alles in Emsigkeit, in rüstender Geschäftigkeit, in festlicher Erwartung.

In der Kaserne hatte das Lazarett nun ein Ende; wieder wurde dort geweißt und getüncht, gekehrt und gescheuert. Bald haftete kein Hauch der Wunden, des Leidens den Wänden mehr an, der frühere Knaster- und Schimmelduft, der alte, treue Kasernengeruch, würde wieder einziehen, zusammen mit den wackeren Füsilieren.

Das Scheiden aus der Kaserne wurde Josefine schwer. Die letzten Genesenen hatten ihr die Hand geschüttelt und waren in die Heimat abgereist; da hatte sie noch lange einsam in der ehemaligen Feldwebelwohnung gestanden und vom Platz am Fenster auf den sonnigen Exerzierplatz hinausgestarrt. So viele Soldaten, so viele Soldaten würden da bald wieder exerzieren, aber von denen, die sie liebte, war keiner mehr darunter!

Sie hielt sich mit der Hand am Fensterbrett, für einen Augenblick wurde ihr schwach — hier an dieser Stelle, hinter den roten Geranienstöcken, die einstmals die Scheiben geziert, hier hatte sie oft als Kind und oft als Mädchen Auslug gehalten, hier hatte ihr der Vater das Märchen von Anno dreizehn erzählt — ei, wie hatte er doch gesagt?

‚Und die keine goldenen Broschen und Armbänder hatten, ließen sich ihr schönes Haar abschneiden und opferten es fürs Vaterland.'

Das hatte so herrlich geklungen, und — sie erinnerte sich dessen wohl — da hatte sie sich auch gern ihr Haar abschneiden lassen wollen fürs Vaterland.

„Ach —!"

Es war ein zitternder Seufzer, der ihrer Brust entfloh, beide Hände drückte sie gegen das hämmernde Herz — jetzt hatte sie mehr geopfert.

„Vater!" Sie wußte nicht, ob sie laut gerufen, sie wußte auch nicht, ob ihr Antwort ward, aber es hallte etwas durch die leeren Räume — horch! Ein Schauer überlief sie, kein Schauer der Furcht, ein Schauer heiliger Scheu.

Leise, auf den Zehenspitzen war sie hinabgeschlichen.

Nun rüstete auch sie zum Empfang. Kamen die Neununddreißiger wirklich jetzt bald, so sollten die guten Jungen auch alles finden, wie sie es liebten. Und wie sie's liebten, das wußte sie ganz genau: kurze Pfeifen mit Porzellanköpfen





mit dem bunten Kaiser Wilhelm drauf, Knotenstöcke, recht derb in der Faust, stark, ums Bündel dranzuhängen beim Wandern in die Heimat; und Taschentücher, Taschentücher, rot und gelb, groß wie Windeln, mit Schlachtenbildern und Pulverdampf und Kanonen und Franzosen und Preußen. Sie schaffte emsig in der Frühsommerwärme, ihre Wangen glühten dabei; sie dekorierte ihr Fensterchen, sie kroch auf einen Stuhl und ließ sich vom Bruder den Hammer reichen, um die Nägel einzuschlagen, dran die Guirlande hängen sollte; Grün, Grün in Menge wollte der Fritz aus dem Busch holen. Auch über die Thür sollte ein Kranz kommen, darin die Inschrift: „Herzlich willkommen" — o Gott, wie schön hätte der Peter das gemacht! Bitterliche Thränen schütteten ihr plötzlich über die heißen Wangen — ihr Peter, der kam nicht mit zurück!

Am letzten Sonntag, bevor die Truppen kamen, erschien auf einmal Bruder Friedrich früh am Morgen. Mit Beginn des Friedens hatte er seine neue Stellung angetreten; er hatte es der Schwester geschrieben, aber Zeit zum Besuch hatte er bisher noch nicht gefunden. Nun kam er, in feierliches Schwarz gekleidet, einen Cylinder trug er auch und seine Glacés; sie war erstaunt, wie stattlich er aussah, das war er wohl seiner neuen Stellung schuldig? Er trug einen Kranz, aus Lorbeer gewunden, die ersten roten Rosen des Jahres darin, und — und —

„Finchen," sagte er, zog den Handschuh ab und wischte sich mit der schwieligen Rechten gleichsam verlegen über die ernste Stirn. „Nu is Friede, un ich hab' en Stellung, wie ich se in meinem frechsten Traum mir nie hätt' träumen können! Was unser Vater wohl dazu jesagt hätt'?! Heut' is mein erster Feiertag. Komm, mach dich ens fertig, lassen wir all zusammen nach'm Kirchhof jehen."

Sie machten sich auf den Weg. Schon war in vielen Straßen geflaggt, die Bürger konnten es nicht mehr erwarten — bald, bald kamen sie ja! Es war heute milde, sanfte Luft, ein lichtgrau verhangener Himmel; noch schien die Sonne nicht, aber sie würde scheinen, man merkte es an der heller und heller sich färbenden Wolkenschicht. Grüner schimmerte das Grün der Bäume, erfrischt von einem köstlichen Getröpfel in der Frühe, die Kastanienbäume warfen schon breite Schatten, die Lindenbäume der Alleestraße strömten leisen Duft aus, ihre goldigen Blüten fingen an, sich zu öffnen.

An der Schaubschen Buchhandlung am Alleeplätzchen lauter Kriegsbilder und -Bücher: „Dreißig schöne alte Lieder wider den Franzmann" — „Va banque Louis Napoléon" — „Enthüllungen aus den Tuilerien" — „Welche sollen des Deutschen Reiches Farben sein?" — „Alldeutschland in Frankreich hinein! von Adolf Strodtmann" — „Wachenhusens Tagebuch vom Kriegsschauplatz" — hier ein kleines rotes Büchlein in leuchtender Farbe mit dem Eisernen Kreuz: „Kriegsdepeschen" — und dort: „Kriegsgefangen. Erlebtes 1870 von Th. Fontane".

Schmetterlinge, bis hierher verflogen, streiften mit ihren zarten Flügeln das Schaufenster. Bienen summten, angelockt von den Blumendüften der Häuser; alle Leute hatten ihre Gärten geplündert, jetzt mußte man Sträuße im Fenster haben, Rotdorn und Goldregen, Iris und Pfingstblumen, letzten Flieder und erste Rosen, — schöner blühte es doch nie mehr im Jahr. Heitere Mädchengesichter blickten drüber weg, manch einer Jungen klopften die Pulse: er kam wieder, nun war er bald da! Ob er sie noch kannte? Den Chignon hatte sie abgeschafft — wer mochte den wohl noch tragen? Einen Strauß wollte sie ihm werfen, einen Rosenstrauß, und einen Kranz, einen Kranz von lauter Lorbeer. Sie konnte es nicht erwarten.

Und Kinder spielten vor den Thüren: der Vater kommt! Je, wie die Mutter vor Freuden aufschrie, wenn der Vater in die Thür trat! Und ob er was mitbrachte? Eine Puppe im Tornister oder ein kleines Chassepot? Sie konnten es nicht erwarten.

Und Eltern fragten sich: wie wird er aussehen, der Junge? Er hat gewiß einen Bart. Sie konnten es nicht erwarten.

Die ganze Stadt konnte es nicht erwarten; man fühlte es ihr an, es lag in der Luft, es vibrierte im unruhigen Gebimmel der Sonntagsglocken, die über dem Gewirr der alten Gassen von der Bolkerstraße und Ratingerstraße her ertönten. Auch sie konnten es nicht erwarten, sich auszuhallen im Freudengeläute.

Die Geschwister gingen still, Josefine zwischen den Brüdern. Der Invalide war in voller Uniform, und den Fritz hatte er neben sich, dann brauchte er kaum seinen Stock.

Im Hofgarten tirilierten die Vögel, stark duftete der Jasmin und all die andern blühenden Büsche; jedes Unkraut am Wegrand blühte, jedes Ding, noch so bescheiden, trug heute sein bestes Kleid — sie kommen, sie kommen!

Der Rhein rauschte hinterm Napoleonsberg, und das Rauschen der Wellen mischte sich mit dem Wind, der die Wasser kräuselte, zur Melodie: sie kommen, sie kommen.

Selbst hier draußen am fernen Kirchhof merkte man die Erwartung der Stadt. Die Wege waren geharkt, das Unkraut ausgejätet, die Gräber geschmückt. Manch einer der Heimkehrenden würde doch hergehen, einen guten Kameraden zu besuchen.

Die Geschwister wandelten erst den breiten Mittelweg bis zum großen Kreuz. Das war eine Pracht von Rosen rechts und links, ein berauschender Duft; man ging wie zwischen lauter Gartenbeeten. Josefine war lange nicht hier gewesen, nun blickte sie erstaunt — was war das dort für ein herrliches Monument? Auf dunkelm Sockel, ganz aus weißem Marmor, leuchtete es hinter schmiedeeisernem Gitter und hob sich blendend aus einem Flor von Blumen. Unwillkürlich hemmten sie den Schritt, dort waren Leidtragende.

Vor dem weißen Monument kniete eine ganz mit langen Trauerschleiern verhüllte Frauengestalt. Jetzt erhob sie sich; den Kopf tief gesenkt, wie gebrochen hing sie am Arm eines Offiziers. Es war ein Oberst. Der Invalide machte Front, als er passierte; ernst, aber freundlich dankte der Offizier. Ei, das war mal ein jugendlicher Oberst! Noch ein schlanker, schöner Mann mit blitzenden Augen!

„Habt ihr dat Kreuz auf seiner Brust jesehn? Dat war 't Eiserne Kreuz erster Klass'," tuschelte ganz aufgeregt der Invalide.

Josefine hatte es nicht gesehen, auch nicht den eleganten Herrn in Zivil, der dem Paare folgte, zwei schwarzgekleidete junge Mädchen neben sich. Sie hatte auch die Dame unter all den Schleiern nicht erkannt, wohl aber hatte ihr Blick, seltsam angezogen, während der kurzen Begegnung auf dem Gesicht des Obersten geruht. Wer war das? Den mußte sie doch kennen! Und da — plötzlich durchfuhr es sie — die Erinnerung kam rasch wie ein Pfeil — jetzt wußte sie's: das war der Viktor gewesen!

Sie trat auf das Monument zu. Unter dem jungen sterbenden Helden, den ein Engel zum Himmel weist, stand mit goldenen Buchstaben eingraviert:

Eugen Ernst August vom Werth
Sek.-Lt. im Niederrh. Füsilier-Regt. Nr. 39.

Ja, der Viktor von Clermont hatte hier mit seiner Schwester das Grab des gefallenen Neffen besucht.

Arme Cilly, hatte sie noch immer keinen Trost gefunden? Wie sie dahinwankte!

Noch einmal sah sich Josefine um, aber von den Trauernden war nichts mehr zu erblicken, es war ihr nur, als sähe sie noch ein letztes Blinken der Epauletten zwischen den Büschen. Der Viktor! Ein zartes Lächeln spielte um ihre Lippen — wie stattlich, der schien noch gewachsen — schon Oberst! Aber sein liebes Gesicht noch wie früher, nur nicht mehr so strahlend heiter, so vergnügt! Ach ja, viele Jahre lagen dazwischen; sie seufzte leicht — da war sie eben an ihrer Jugend vorbeigegangen! Sie stand in Gedanken verloren — ja, ja, heute morgen, als sie vorm Spiegel ihr Haar gekämmt, hatte sie die ersten grauen Fäden im noch vollen Blond gefunden.

Der Fritz zupfte sie am Aermel und drängte voran, die Onkels waren schon weiter gegangen; da raffte sie sich auf und machte große Schritte.

Das Grab vom Feldwebel Rinke lag jetzt nicht mehr abseits und allein, mit wenigen ungepflegten Hügeln in der Nähe. Jetzt waren hier auch Blumen gepflanzt, die Hecke erweitert, es grünte Hügel bei Hügel, Kreuz bei Kreuz — Franzosen und Deutsche reihten sich dicht um des alten Preußen Grab.

Friedrich legte seinen Lorbeerkranz darauf nieder; Josefine bückte sich, um hier und da zu ordnen und ein Unkräutchen auszuziehen, sie kniete dabei hin und blieb so — eine lange Weile.

Um sie die große Stille, kein Laut zwischen Himmel und Erde, regungslos stehen die Büsche, kein Säuseln in den Bäumen, die Wolken dicht. Doch jetzt ein starker Luftzug vom Rhein her, man hört die Wellen rauschen, der Wind ist umgesprungen. Jetzt kommt er plötzlich daher und beugt die stolzen Kronen und bläst in die grauen, verhängenden Wolken, daß sie auseinanderfahren wie eilends geschobene Kulissen. Das geht mit Zauberschnelle, Hülle fällt auf Hülle, der letzte Vorhang weg — da steht sie, die Sonntagssonne, voll im Mittag, ohne Schleier, groß, blendend, leuchtend, und lacht hinunter auf die strahlende Erde.

„Jetzt scheint die Sonne, Vater, siehst du?!" Es war Josefine fast, als müsse sie ihm das laut hinunterrufen in seine dunkle Kammer. Eine kindliche Liebe zu dem Toten ergriff sie plötzlich. Ihre Lippen murmelten:

„Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre — lieber Vater, ich dank' dir!"

Langsam richtete sie sich auf, aber dann stand sie fest auf ihren Füßen und nahm ihren Knaben an die Hand. Der war nun ihr einziger, ihr letztes Glück — oder nein, noch ein Glück hatte sie, ein schmerzliches freilich, dem sie auch noch Thränen schenken würde in stillen Stunden. Aber es war ein Glück: sie hatte einmal etwas empfunden, eine Begeisterung, die sie über sich selbst erhoben. Ihr Bestes hatte sie hingegeben fürs Vaterland, so wie der Vater sie gelehrt.

Und wenn jetzt der König kam, wie damals in ihrem Traum, und seine Hand ausstreckte: „Was giebst du mir?", dann konnte sie auch ihre Hand ausstrecken und, über das Grab ihres Sohnes weg, weg über Gräber von Tausenden von Söhnen, ihm weite, schöne Länder zeigen: das ganze, große, geeinigte Deutschland im höchsten Mittagssonnenglanz. Und stolz zu ihm sagen:

„Das gab ich dir!"

Und er?

Könnte er es je vergessen?!

Letzte Stunde

Wenn sich meine Tage neigen
Einst zu ihrem letzten Ende,
Möcht' ich in des Todes Schweigen
Stille halten deine Hände.
Tief zu meinem müden Haupte
Müßtest du dein junges bücken;

Was ich liebte, hoffte, glaubte,
Faßt' ich einmal noch mit Blicken,
Fühlt' ich glücklich mir zur Seite.
Und mit einem Liebesworte,
Das du gäbst als Weggeleite,
Ging' ich durch des Todes Pforte.

Aug. D. Plüte

Die Elzthalbahn

Ein Wandertag

von

Wilhelm Fischer

(Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen von German Wolf, Hofphotograph in Konstanz)

Sidney Whitman, der englische Freund des Fürsten Bismarck, hat in einem seiner Essays über Deutschland davon gesprochen, daß der Wald im Gemütsleben und in der Geschichte des deutschen Volkes eine große Rolle spielt; er weist sogar darauf hin, daß noch heutzutage das Waldleben auf die Phantasie unsers Volkes eine ungeheure Macht ausübt. Mister Sidney wird es mir nicht verübeln, wenn ich klipp und klar heraussage, daß diese Erkenntnis des deutschen Gemütslebens — made in germany ist. Kein andrer als der Einsiedler vom Sachsenwalde konnte diesen Ausspruch gethan haben, den sogar ein Goethe, der von einer deutschen Hamletnatur spricht, unterschreiben könnte; und kein andrer als Fürst Bismarck hat ihn gethan. Indessen, dieser Ausspruch trifft den Nagel auf den Kopf: sein Autor sei, wer er sein möge, wahr und kernbismarckisch, d. h. kerndeutsch ist er empfunden. Das deutsche Waldleben übt in der That eine große Macht auf die Phantasie unsers Volkes aus. Diese Macht ist es auch, die mich in das in seiner ganzen gewaltigen Schönheit wenig bekannte Elzthal bei Freiburg geführt hat.

Rechts und links Bergriesen, schneebedeckt und baumreich. Neben der Straße, mit ihr fast parallel laufend, die Elzthalbahn, die vielleicht in kurzer Zeit durch ihren Ausbau für den Südwesten Deutschlands, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, die Bedeutung hat, die man für Mitteldeutschland dem Mittellandkanal prophezeit. Ein Blick auf die Eisenbahnkarte genügt, um selbst den Laien davon zu überzeugen, daß man hier wieder einmal A gesagt hat und nicht gern B sagen möchte. Die Bahn endigt nämlich nach einer von Denzlingen bis Elzach erstiegenen Höhe von 127 Metern sang- und klanglos als veritable Sekundärbahn in dem freundlichen Schwarzwaldstädtchen Elzach. Von dort bis Haslach oder Hausach ist nur ein Katzensprung — denkt man. Aber wer da meint, er könne von da z. B. direkt nach Stuttgart fahren, der ist auf dem Holzweg. Um von Elzach nach Stuttgart fahrplanmäßig zu kommen, muß man wieder nach Denzlingen zurück, und wenn man Glück hat und Anschluß erhält, dann hat man die Wahl, entweder über Freiburg die Schwarzwaldbahn zu benutzen oder aber über Karlsruhe-Durlach-Pforzheim danach zu trachten, Stuttgart zu erreichen. Der moderne Mensch muß ja „eisenbahnmäßig“ erzogen sein; ich weiß nicht, wer das gesagt hat und ob darüber eine Reichsgerichtsentscheidung besteht oder nicht, aber die Eisenbahn als Erzieher möchte ich, gerade was diesen wunden Punkt des süddeutschen Bahnnetzes angeht, nicht gelten lassen. Wir haben Veranlassung genommen, unsre Leser auf dem Wege der Illustration mit der Elzachthalbahn bekannt zu machen. Es sind nicht nur touristische und für die betreffende Gegend höchst wichtige volkswirtschaftliche Interessen, die uns veranlassen, dies „Waldleben“ im „Südwestwinkel“ des Reiches deutschen Lesern zu erschließen; es ist gewissermaßen unsre Pflicht, diese Frage instruktiv anzuschneiden.

„Abseits vom Strome der Touristen und abseits von den großen Verkehrsadern zieht sich das obere Elzthal zwischen hohen tannenbewachsenen Granit- und Gneiswänden in leichten Windungen dahin. Wie eine Idylle liegt das liebliche, stille Thal unter dem Wanderer, der von der Höhe des Hörnleberges den Blick darüber und nach dem Kaiserstuhle, den Vogesen, ins Rheinthal schweifen läßt.“ So schildert uns in seiner interessanten Weise der um die



Ertzenbachbrücke bei Elzach



Aubachbrücke bei Bleibach

Förderung touristischer Interessen hochverdiente Ottomar Krauß-Elzach das von ihm so geliebte



Bleibach

Wallfahrtskirche

Höhenthal. Ich bin ehrlich genug, meinem Herrn „Kollegen aus Neigung" als Berufsschriftsteller hiermit kund und zu wissen zu thun, daß im großen und ganzen der Deutsche ein Thal, das „wie eine Idylle liegt", nicht besonders zu schätzen weiß; er liest nicht einmal Idyllen, geschweige, daß er sie aufsucht: ihm muß sein „deutsches Waldleben" auf dem Präsentierteller entgegengebracht werden, und so geht er denn hin, deutsche Idylle rechter Hand, deutsche Idylle linker Hand, und ergötzet sich im Ausland; es läßt sich ja zu Hause dann später so schön erzählen, wie die „Jungfrau" der Schweizer Alpenwelt aussieht und die andern Riesen, die die Wolken kratzen! Indessen hat Ottomar Krauß das Recht, sein Wirken um den Schwarzwald nicht mit der bekannten Predigt in der Wüste verwechselt zu wissen; sollte die touristische Erschließung des herrlichen Höhenthales gelingen, so würde sie das Hauptverdienst des schriftstellernden Elzacher Apothekers sein. Meine Leser können sich davon überzeugen, dieweil in den sämtlichen Elzthalstädtchen Waldkirch, Gutach, Bleibach, Nieder- und Oberwinden und Elzach selbst in den besten Hotels der Pensionspreis nicht mehr als höchstens 3,50 Mark beträgt; also ein sogenanntes billiges Vergnügen. So unbequem aber auch eine Benutzung der Elzthalbahn sein



Elzach

mag, so interessant und lohnend ist sie in ihrer Art; der Berg kommt einmal nicht zu Mohammed, und Mohammed muß deshalb zum Berg.

Die Elz wird in ihrem oberen Lauf Elzach genannt, entspringt an der Wasserscheide Rhein-Donau am Briglirain in einer Höhe von 1050 Metern im Granit; sie hat ein Totalgefälle von rund 900 Metern und mündet bei einer Länge von 90 Kilometern zunächst Kappel in den Rhein. In ihrem Laufe nimmt sie 87 forellenreiche Bäche auf, u. a. die Wilde Gutach, Yach, Biederbach, die Dreisam und die Glotter. Weinkenner — im Wein liegt ja Wahrheit nur allein — wird insbesondere der letztgenannte Bach anheimeln, seines bekannten Weines wegen, der im Glotterthale wächst. Der Glotterthäler ist berühmt, weil er den Kopf klar läßt, und berüchtigt, weil er lähmend in die Beine fährt: aber sonst läßt sich nichts gegen ihn einwenden.



Kollnau



Gutach

Das obere Elzthal selbst, das uns angeht, wird, wie die ganze Gegend überhaupt, vom Kandelberg beherrscht, der den großartigsten Rundblick bietet, den sich der Naturfreund nur wünschen kann. Bei günstigem Wetter genießt man von seiner Pyramide einen Auslug in die Schweizer Alpenwelt und kann auch einen Blick auf Straßburgs herrliches Münster thun. Die Kandelsagen sind ja durch unsern waldfreudigen Wilhelm Jensen jedermann bekannt. Sinnreich ist die Sage von dem durch den Berggeist gebannten Hirtenknaben, der als Fels jetzo die Sündflut von Waldkirch abhält. Damals, als Frau Sage durch die Gauen zog, kannte man das Hasten und Jagen unsrer Zeit noch nicht, dieses elementarste der Elemente, das auch Waldkirch und mit ihm das ganze Elzachthal nicht verschont hat, in dem eine geradezu beispiellose Industrie sich ausbreitet.

Die Industrie im Elzachthal steht wacker auf den Beinen und trotzt dem Sturm der Zeit, wie der Hirtenknabe oben auf dem Kandel. Es wird Bergbau betrieben, und neben Baumwoll- und Seidenspinnereien giebt es Brauereien, Orgel- und Orchestrionfabriken, ferner in Waldkirch die beiden großen Edelsteinschleifereien Gebrüder Trenker und August Wintermantel. Durch ihre wirtschaftliche Fürsorge für ihre Arbeiter reiht sich den größten Industriellen der gesamten Welt die Schappeseidenfabrik Gütermann & Cie. in Gutach, deren Anwesen das untere Bild S. 125 festhält, ebenbürtig an. Für ihre Arbeiter hat diese Weltfirma — ihre Nähseide ist wohl jeder Leserin in des Wortes voller Bedeutung durch die Finger gelaufen — neben Wohnhäusern, die diesseits und jenseits der Elz liegen, Schulen und das nach ihrem Gründer Max Gütermann benannte Max-Spital erbaut.

Es ist eine Lust, dies schöne Thal zu durchwandern, das jedem das Seine giebt. Der Jäger, d. h. der weidgerechte Schütze, findet in den dichten Wäldern der ragenden Berge was da kreucht und fleucht: den stolz balzenden Auerhahn, den scheuen Reiher, das majestätische Hochwild und den König der Lüfte. Man erzählte mir von einem bekannten, sehr gelehrten Basler Herrn, daß ihn jeder von ihm geschossene Auerhahn auf 50—60 Mark zu stehen komme. Und der Tourist, was kann er sich Schöneres träumen, als die berühmten Berge mit den herrlichen Abhängen, die zauberhaften Thäler, die man so eigenartig nur noch im burgenreichen Hardt findet, was sich ja auch durch die Uebereinstimmung der geologischen Verhältnisse erklärt! Und dazu für den wirklichen Kurmenschen die würzige Wald- und Höhenluft, der allheilende Tannenduft! ...

Von der Abgangsstation Denzlingen, von wo die Straße ins Glotterthal führt, geht die Bahn nach der 263 Meter hoch liegenden Amtsstadt Waldkirch, die dank ihrer Industrie seit 1850 von 2600 Einwohnern auf mehr als 5000 Einwohner gestiegen ist. Unser Bild zeigt die Kastelburg, von deren Turm man einen schönen Rundblick genießt. Die Ruine Schwarzenberg (658 Meter hoch), von der nur noch spärliche Ueberreste vorhanden sind, ist durch eine Sage wohlbekannt. Die Burg wurde von den alten Kastenvögten des adligen Frauenstiftes zur heiligen Margaretha im zwölften Jahrhundert erbaut. Einer dieser Vögte, der ehr- und tugendsame Herr Konrad von Schwarzenberg, hatte sehr viel von Nietzsches Uebermenschen in sich; er lebte in Saus und Braus und stellte weiblicher Schönheit nach. So verlangte er von einem seiner Hörigen, daß er ihm sein Töchterlein aufs Schloß sende. Der Leibeigene flehte um Gnade, Herr Konrad aber meinte höhnend: „Weil du, Hund, so jämmerlich bitten kannst, gebe ich dir die Wahl. Entweder bringst du mir dein Töchterchen oder den Kirschbaum vor deinem Hause um Mitternacht, mit den Wurzeln und allem, was drum und dran hängt.“ Lachend ging er davon. Auf das Jammern des Vaters kam ein Männlein gegangen, das Hilfe verhieß. Um Mitternacht flogen die Schloßthore knarrend auf, und als der Ritter erschien, hielt draußen ein Wagen, den drei Rappen zogen. Der Kirschbaum lag darauf. Das Männlein aber sagte: „Sieh dir die Pferde an, Ritter. Der eine Rappe ist dein Vater, der andre dein Großvater und der dritte dein Urahn. Sie alle büßen in der Hölle. Auf dein Geheiß sind sie gekommen.“ Der Ritter bekreuzte sich und wurde ein gar freundlicher Herr.



Fachbrücke bei Elzach

Von Waldkirch nach dem nahen Kollnau führt die Bahn über die Elz. In einer kleinen halben Stunde erreichen wir Gutach und Bleibach. Hier beherrscht die berühmte Wallfahrtskirche die Gegend. Wie sich die griechischen Städte um Homer stritten, so streiten Bleibach, Nieder- und Oberwinden sich



Waldkirch

um das Recht, die Kirche ihr eigen zu nennen; eingepfarrt ist sie zu Oberwinden, dessen Pfarrer die Pflicht hat, mehrere Male im Jahre an der oft verschneiten oder von Bergnebeln verhüllten Stätte die Wallfahrer zu empfangen. Der Aufstieg nach der etwa 600 Meter über der Thalsohle auf dem 906 Meter hohen Hörnleberg gelegenen Kirche erfolgt meist von Bleibach. Die Endstation Elzach hat etwas über 1000 Einwohner. Die Station liegt nahe am Fluß und ist u. a. durch ihre Kirche, in der sich die Grabdenkmäler zweier Pfalzgrafen von Tübingen befinden, interessant. Auch hier ist die Industrie zukunftsreich, zumal es ziemlich sicher ist, daß die neu eröffnete Bahnstrecke in absehbarer Zeit nach Haslach oder Hausach durchgeführt wird.

Die neue Bahnstrecke thut ja hin und wieder dem landschaftlichen Bilde des lieblichen Elzthales Abbruch, aber sie erschließt dafür auch das stille, abseits vom Verkehr gelegene idyllische Höhenthal den Touristen und Sommerfrischlern; sie liegt im industriellen Interesse der ganzen Gegend und wird ihr zum Segen werden, zumal die Handels- und Verkehrsinteressen Freiburgs, des Elzthales und Württembergs auf eine Fortsetzung der Elzthalbahn nach Hausach drängen.

„Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg“

Eine naturwissenschaftliche Plauderei

von

Th. Bell

In Goethes herrlichem Gedichte „Mignon“ heißt es: „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.“ Die gelehrten Ausleger geben hierzu im Anschluß an die eigne Erklärung des Dichters die Erläuterung, daß hiermit, wie überall bei den ersten Versen der Strophen, was ja aus dem ganzen Zusammenhange sofort erhelle, etwas Wichtiges vorgetragen, auf etwas Sonderbares aufmerksam gemacht werden solle. Im nachstehenden möchte ich nun den Nachweis liefern, daß sich der Dichterfürst sowohl wie seine Ausleger in einem Irrtum befunden haben, wenn sie in diesem Vorgange etwas Wunderbares erblickten. Ein Vorwurf kann ihnen allerdings um so weniger daraus gemacht werden, als es sich hierbei um Dinge handelt, denen selbst die modernen Naturforscher nicht die wünschenswerte Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Warum erscheint es uns denn wunderbar, daß ein Tier im Nebel den Weg findet? Die Antwort kann selbstverständlich nur die sein, daß wir Menschen im Nebel — je nach dessen Dichtigkeit — weniger oder gar nichts sehen können. Berühmt oder vielmehr berüchtigt ist ja der Londoner Nebel, in dem viele Menschen nicht im stande sind, die ihnen seit langen Jahren bekannten Wege zu finden. Indem wir diesen Gedankengang entwickeln, machen wir zwei böse Fehler. Zunächst vergessen wir, daß allerdings der Kulturmensch die Fähigkeit verloren hat, in unbekannten Gegenden den richtigen Weg zu finden, ferner daß sein Ortsgedächtnis sehr schlecht ist, daß aber bei den Tieren und den wilden Völkern die Sache ganz anders liegt. Sehr richtig sagt Perty: „Manche Tiere haben eine besondere Gabe, weite und verwickelte Wege zu finden, wenn sie sie auch nur einmal gemacht haben.“ Rengger berichtet, daß Pferde in Paraguay, die die mehr als 100 Stunden weite Strecke von Villa real nach den Missionen nur einmal zurückgelegt hatten, nach mehreren Monaten auf diesem Wege nach Villa real zurückkamen. Ein Bullenbeißer, den d'Obsonville in Pondichery aufgezogen hatte, begleitete ihn und einen Freund nach dem 300 Stunden entfernten Bangalor, eine Reise durch Flüsse und über Berge, die fast drei Wochen währte. Bei Bangalor verlor sie der Hund und lief nun den weiten Weg nach Pondichery zurück, gerade nach dem Hause des Artilleriekommandanten Beylier, eines Freundes von d'Obsonville, mit dem dieser zusammenlebte. Lassen sich Fälle, wo Hunde solche Leistungen vollbrachten, etwa noch durch deren erstaunliche Geruchsschärfe erklären, so begreift man nicht, wie Katzen, deren Geruch so schwach ist, im Sacke meilenweit fortgeschafft, den Weg wieder zurückfinden. Noch erstaunlicher ist die Geschichte einer bei der Insel Ascension im Stillen Ozean gefangenen Schildkröte, der man Buchstaben und Ziffern in den Panzer einbrannte. Im Britischen Kanal wurde sie ins Meer geworfen, weil sie dem Verenden nahe schien, aber zwei Jahre darauf bei Ascension wieder gefangen. Ganz rätselhaft ist auch der Vorgang mit jenem, dem Kapitän Dundas gehörigen Esel, von dem Franklin in seinem „Leben der Tiere“ berichtet. Auf der Fregatte „Ister“ von Gibraltar nach Malta verschifft, wurde das Tier ins Meer geworfen, als das Schiff auf den Sandbänken von Gat, über 200 Seemeilen von Gibraltar, scheiterte. Es erreichte schwimmend das Land und fand den kürzesten Rückweg nach Gibraltar durch gebirgige, von Flüssen durchschnittene Gegenden.

Die Zigeuner besitzen noch diese merkwürdige Orientierungsgabe, was schon daraus hervorgeht, daß eine in der Nacht zersprengte Bande sich ohne Wegweiser — solche sind ja für sie ohne Bedeutung, da sie nicht lesen können —, ohne Befragung von Eingeborenen auf kürzestem Wege wieder sammelt. Der ausgezeichnete Kriminalist Groß erzählt folgenden Fall: Als es sich im Occupationsfeldzuge 1878 kurz vor der Einnahme von Serajewo darum handelte, eine Verbindung zwischen der östlich marschierenden Seitentruppe und der längs der Bosna südwärts kommenden Haupttruppe herzustellen, kamen einmal mitten in der Nacht, etwa um zwei Uhr, zwei Husaren zu den Vorposten, mit Papieren an den Höchstkommandierenden. Die zwei hatten nur die Richtung angezeigt erhalten, in der sie zu reiten hatten, und den Auftrag, österreichische Vorposten zu finden, die sie zu General von Philippovic zu weisen hätten. Die zwei Husaren, ein Korporal und ein Gemeiner, waren gegen Abend fortgeritten und ununterbrochen durch Terrain der schwierigsten Art, das überdem dicht vom Feinde besetzt war,

gekommen; sie mußten zweimal Flüsse durchschwimmen und kamen doch in unbegreiflich kurzer Zeit an. Man fragte den Korporal, wie er denn in dem Lande, in dem er vorher nie gewesen war, sich so habe zurechtfinden können, und er antwortete: „Ich nix wissen, aber Komerod is Zigeuner!" Der Zigeuner hat dann auch sich und seinen Korporal glücklich wieder zurückgebracht.

Es ist also einleuchtend, daß, wenn ein Tier bei hellem Lichte seine Heimat oder einen Weg, den es schon einmal gemacht hat, wiederfindet, darin für den Tierbeobachter nicht das geringste Wunderbare liegt. Aber auch daß ein Maultier im Nebel den Weg findet, ist absolut nichts, was zum Erstaunen Anlaß giebt. Es kommt nur von unserm unglücklichen anthropozentrischen Standpunkte her, d. h. dem Standpunkte, alles von unsrer Sinnesorganisation aus zu betrachten. Weil bei uns der Hauptsinn das Auge ist, deshalb schließen wir voreilig von den Tieren, daß es bei ihnen ebenso sein müsse — hierin liegt der zweite Fehler —, obwohl wir uns täglich überzeugen können, daß sich bei ihnen teilweise die Sache anders verhält, z. B. bei den Hunden. In meinem Buche „Polyphem ein Gorilla" führe ich folgendes Beispiel an: Vor mir liegt ein Bilderbogen, der folgende Geschichte enthält. Ein Herr badet und läßt seinen Hund zur Bewachung der Kleider zurück. Als er sich anzuziehen beabsichtigt, will ihn der Hund nicht die Kleider nehmen lassen, denn in der Dämmerung erkennt er seinen Herrn nicht. Da kommt letzterem ein rettender Gedanke; er weiß, wie gern sein Hund apportiert, wirft daher ein Stück Holz weit ins Wasser und kann sich inzwischen ankleiden. Beide ziehen dann friedlich nach Hause. Der anthropozentrische Standpunkt ist hier treffend zum Ausdruck gebracht. Der Mensch erkennt mit den Augen, folglich muß es auch der Hund thun, obwohl man sich in jeder Minute davon überzeugen kann, daß sich der Hund mit der Nase orientiert. Nicht weil er seinen Herrn in der Dunkelheit nicht erkannte, fällt ihn der Hund an. Das ist völliger Unsinn, denn jeder Hundebesitzer wäre ja nicht sicher, daß er im Bette oder beim Aufstehen in der Dunkelheit von seinem vierfüßigen Freunde angefallen würde. Der Hund erkennt vielmehr seinen Herrn aus dem Grunde nicht, weil er durch das Baden die ihm bekannte Ausdünstung verloren hat. Deswegen allein hält er den Ankömmling nicht für seinen Herrn. Als jedoch der letztere seine Kleider wieder angezogen hat und dadurch die dem Hunde bekannte Ausdünstung zeigt, ist alles wieder in Ordnung.

Wie wichtig der Geruchsinn für das Leben der Hunde ist, geht schlagend aus Untersuchungen hervor, die Biffi und nach ihm Schiff anstellten. Sie zerschnitten säugenden Hunden den Riechnerven und den Riechkolben. Nachdem dies geschehen war, krochen die Hündchen scheinbar gesund im Lager umher; aber sie konnten die Zitzen der Mutter nicht mehr finden, und es blieb nichts übrig, als sie mittels einer Spritze zu ernähren. Sie machten Saugversuche an einem erwärmten Schafpelze und merkten die Nähe der Mutter gewöhnlich erst durch Berührung. Als sie zu laufen begannen, verirrten sie sich und fanden das Lager nicht wieder. Fleisch und Brot in der Milch ließen sie liegen, zogen später das Fleisch dem Brote nicht vor, nahmen das Futter nur durch das Gesicht wahr und ließen sich deshalb leicht und in der allersonderbarsten Weise täuschen. Feuchtigkeit und Wärme eines Gegenstandes leitete sie dabei oft gänzlich fehl. Schweflige Säure und andre starke Gerüche beachteten sie gar nicht. Ammoniak und Aether bewirkten erst viel später als bei andern Hunden Niesen. Als die Tiere größer wurden, zeigten sie nicht die geringste Anhänglichkeit an den Menschen.

Genau wie bei den Hunden, ist bei den Pferden und Eseln der Hauptsinn die Nase, während die Augen nur schwach sind. Von der Feinheit des Geruchs dieser Tiere mag folgendes eine Vorstellung geben. „Während meines Aufenthaltes in Texas," erzählt Houzeau, „verschwand plötzlich das Pferd eines meiner Nachbarn, das vor seiner Thür mit gefesselten Füßen gegrast hatte. Wir suchten es mehrere Stunden lang vergeblich, obwohl der Horizont auf mehrere Kilometer Entfernung frei war und wir genau wußten, daß wilde Pferdeherden nicht durchgezogen waren. Nach langem Suchen entdeckten wir es endlich in 4400 Meter Entfernung von der Wohnung bei einer Stute." Und Espinas berichtet, wie es ihm in Korsika passiert sei, daß drei Esel auf einem von andern Eseln beschmutzten Wege plötzlich anhielten, die Köpfe in die Höhe reckten, die Lippen zurückzogen, mit einem außerordentlich komischen Ausdruck die Augen weit aufrissen und dann in unbeschreiblicher Aufregung zu schreien anfingen.

Das Maultier, als Bastard von Eselhengst und Pferdestute, besitzt dieselbe feine Witterung, dafür aber auch dieselben schwachen Augen. Diesen Zusammenhang zwischen scharfem Sehen und schlechter Nase z. B. bei Menschen, Affen, Katzen, Windhunden (die hinsichtlich der Sinne unter den Hunden eine Ausnahmestellung einnehmen, denn sie sehen gut, können aber nicht riechen), Vögeln u. s. w. und umgekehrt zwischen feiner Nase und schlechten Augen habe ich in meinem erwähnten Buche ausführlich dargethan. Nicht aus Dummheit scheut das Pferd vor dem Steinhaufen, sondern weil es mit seinem schlechten Gesichte den Gegenstand nicht deutlich erkennen kann. Weil ein blindes Pferd, ein blinder Hund u. s. w. nur in ihrem Nebensinne beeinträchtigt sind, deshalb können sie — bei ihrem vorzüglichen Ortsgedächtnisse — ihre Dienste noch ganz leidlich verrichten. Deshalb muß der Käufer eines Pferdes sich vorsehen, daß er kein blindes Roß bekommt. Verwandte von mir besaßen jahrelang einen völlig erblindeten Hund, dessen Gebrechen kein Fremder ahnte, da das Tier in den ihm bekannten Räumlichkeiten sich außerordentlich flink bewegte.

Es ist nun einleuchtend, daß der Nebel nur für diejenigen Geschöpfe erschwerend wirkt, die, wie die Menschen, als Grundsinn die Augen haben, z. B. die Vögel. Deshalb kann der Fischadler keine Fische fangen, solange der Nebel auf dem Wasser schwebt. Für diejenigen Tiere dagegen, die sich mit der Nase orientieren, ist der Nebel kaum viel schlimmer, als wenn wir einen starken Schnupfen haben. Deshalb finden die Hunde auf dem Sankt Bernhard im dichtesten Nebel die im Schnee verschütteten Personen. Schon die Alten haben ganz richtig beobachtet, daß der Wolf, dessen Hauptsinn ebenfalls die Nase bildet, im Nebel am gefährlichsten ist, weil er eben wenig darunter leidet. Umgekehrt ist ein feinnasiger Hund — aber nicht

etwa ein städtischer, dessen Nase gewöhnlich nichts taugt — an einem Orte, wo starke Gerüche auf ihn einwirken, z. B. in einem Tabaksladen, sehr betreten, weil sein Geruchsvermögen sozusagen „benebelt“ ist.

Wenn ein gelehrter Hund die Menschen vom Hundestandpunkte aus beschriebe und dabei als Kuriosität bemerkte: „Selbst in einer Apotheke findet der Mensch die richtigen Gegenstände sofort,“ so würden wahrscheinlich alle Leser herzhaft darüber lachen. Und doch ist es genau derselbe einseitige Standpunkt, wenn der Dichter als etwas Wunderbares hervorhebt: „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.“

Edmund von Zoller †

Nahezu achtzigjährig, verschied am 1. April in dem Männerkrankenhause Salon bei Ludwigsburg Hofrat Dr. Edmund von Zoller, nachdem er lange Jahre hindurch als Schriftsteller, Redakteur und Bibliothekar eine eifrige und erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet hatte. In erster Linie aber widmete der Hingeschiedene den belletristischen Zeitschriften, die im Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart erschienen, der später in die jetzige Deutsche Verlags-Anstalt umgewandelt wurde, seine ungewöhnliche Arbeitskraft und hervorragende Begabung. Wir erfüllen daher nur eine Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit, wenn wir an dieser Stelle in kurzen Zügen ein Bild seines thätigen Lebens zu entwerfen versuchen.



Edmund von Zoller

Edmund von Zoller war am 20. Mai 1822 in Stuttgart geboren; er studierte in Tübingen und Heidelberg Philosophie, Geschichte und Sprachen, um sich dann, nachdem er längere Reisen im Ausland gemacht hatte, in seiner Vaterstadt als Schriftsteller niederzulassen. Sein Vetter und Freund Eduard von Hallberger begründete am 1. September 1848 mit anfänglich sehr bescheidenen Mitteln einen eignen Verlag, in dem er auch einige Zeitschriften herausgab, von denen F. W. Hackländer die „Militärbibliothek“ und Zoller das „Zentralorgan für die deutschen Bühnen“ redigierte. Jahrzehnte hindurch blieben diese beiden Männer mit dem sich rasch erweiternden und immer mehr aufblühenden Verlage verbunden, und Hallberger hatte ihnen einen wesentlichen Teil seiner ungewöhnlichen Erfolge zu danken. Ein echter Freundschaftsbund verknüpfte diesen genialen Verleger mit seinen beiden Hauptmitarbeitern, der bis zum Tode Hackländers im Jahre 1877 und dem frühzeitigen Tode Eduard Hallbergers 1880 bestehen blieb. Das gleiche Verhältnis währte dann auch zwischen Zoller und Karl von Hallberger fort, der an des Bruders Stelle trat, bis zu seinem 1890 erfolgten Ableben.

Im Jahre 1853 plante Eduard Hallberger die Herausgabe einer illustrierten Familienzeitschrift größeren Stils unter dem Titel „Illustrierte Welt“. Zoller stand ihm dabei mit Rat und That zur Seite und leitete das neue Unternehmen mit kundiger und sicherer Hand auf die Wege, die es noch heute verfolgt. Als er dann im Sommer 1858 mit Eduard Hallberger und dessen Gattin, Karl Hallberger und Hackländer in dem französischen Seebade Trouville weilte, wurden dort in gemeinsamem Zusammenwirken die Pläne für ein neues Unternehmen entworfen: die illustrierte Zeitschrift „Ueber Land und Meer“, die durch die vornehme Ausstattung und die Reichhaltigkeit und Gediegenheit ihres sorgfältig ausgewählten Inhalts epochemachend in der Geschichte des deutschen Zeitschriftenwesens werden sollte. Als Herausgeber war Hackländer thätig, während Zoller von 1859 bis 1867 und dann wieder von Juli 1881 bis Juni 1885 als verantwortlicher Redakteur zeichnete. Die große Beliebtheit, die unsre Zeitschrift sich von Anbeginn an in weitesten Kreisen zu sichern wußte, ist mit in erster Linie der Wirksamkeit Edmund von Zollers zu danken gewesen. Sein umfassendes, gediegenes Wissen, sein scharfes, sicheres Urteil in litterarischen Angelegenheiten machten ihn, der auch eine ganze Reihe von fremden Sprachen vollständig beherrschte, zu einem Redakteur ersten Ranges, der feinfühlig den Regungen des Zeitgeistes folgte und den Geschmack seines Publikums nicht nur zu treffen, sondern auch zu leiten verstand.

Eine Reihe von Jahren hindurch redigierte Zoller auch noch die Hallbergersche „Deutsche Romanbibliothek“, die als Ergänzung von „Ueber Land und Meer“ ins Leben gerufen wurde und noch gegenwärtig erscheint; ferner die auf breitere Kreise berechnete illustrierte Zeitschrift „Zu Hause“, an deren Stelle später die „Illustrierten Romane aller Nationen“ traten. In dieser einflußreichen Stellung übte er einen bedeutsamen Einfluß auf

das litterarische Leben Stuttgarts, aus und ganz besonders hat er hervorragend mitgewirkt, den Zeitschriftenverlag in der schwäbischen Residenz zu seiner jetzigen Bedeutung emporzuheben.

Zoller hatte sich inzwischen im Jahre 1863 mit Emma Freiin von Crailsheim vermählt, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster Ehe vereint geblieben ist. Neben zahlreichen journalistischen Arbeiten fand er noch Muße zur Abfassung gediegener wissenschaftlicher Werke, unter denen solche zur Ordenskunde obenan stehen; er war eine hervorragende Autorität auf diesem Gebiet. Ungemein rührig war er ferner als Uebersetzer; er übertrug zahlreiche Dichtungen, Romane u. s. w. aus dem Französischen, Englischen, Schwedischen, Dänischen, Holländischen, Spanischen und Portugiesischen; achtundzwanzig Jahre hindurch ist er auch bei den württembergischen Gerichten als Dolmetscher thätig gewesen. Im Jahre 1885 wurde Zoller als Direktor an die Königliche Hofbibliothek in Stuttgart berufen; im November 1899 trat er von diesem Amte zurück, als sich die Altersbeschwerden mehr und mehr geltend machten. Da seine Hinfälligkeit und Pflegebedürftigkeit rasch zunahm, wurde er auf eignen Wunsch am 2. Juli 1901 in die oben genannte Anstalt gebracht, wo er nun sanft entschlummert ist. Edmund von Zoller war ungemein liebenswürdig im Verkehr, gern gefällig und stets zu helfen bereit, ein lauterer Charakter und ein edler Mensch; alle, die ihn gekannt, werden ihm ein treues Angedenken bewahren.

E. M.

Der Schwur der drei Bundesgenossen von Tirol 1809

(Hierzu das Bild Seite 132 und 133)

Mit gerechtem Stolze denkt der Tiroler seiner Väter, die in sturmbewegter Zeit, als der gewaltige Welteroberer Napoleon dem bezwungenen Europa den Fuß auf den Nacken setzen zu können vermeinte, heldenhaften Mutes für Fürst und Vaterland die Waffen erhoben und in Kampf und Sieg ihrem Volke unvergänglichen Ruhm erwarben. Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeier, Joseph Speckbacher und der Kapuzinerpater Haspinger, das sind die Namen, welche jedem mit der Tiroler Heldengeschichte des Jahres 1809 einigermaßen Vertrauten geläufig sind. Doch hat jedes Thal, jedes Dorf Tirols fast seine eignen Helden, denen es ein warmes Gedenken bewahrt.

Zu Meister Defregger, der wie kein andrer von jeher jene große Zeit in seinen Werken verherrlicht hat, gesellt sich in neuerer Zeit Albin Egger, eine noch jugendliche Kraft, die das Tiroler Bauernleben von seiner religiösen Seite schildert und die Scenen der denkwürdigen Zeit der Tiroler Erhebungen im Jahre 1809 entnimmt. Albin Egger, am 29. Januar 1868 in Striebach bei Lienz (Pusterthal) geboren, bezog 1884 die Akademie in München, wobei ihm der Maler Hugo Engl freundschaftlich zur Seite stand. Der Zeichenunterricht, den Egger bei seinem Vater, der damals in Lienz Heiligenmaler war, genossen hatte, war für ihn eine gute Grundlage gewesen, und nicht weniger die vom wahren Feuer der Begeisterung erfüllten Gespräche des Vaters über Kunst, besonders der alten Meister. Dies bildete und weckte den Keim zum „Malerwerden" in des lebhaften Jünglings Brust. Das Tiroler Landesstipendium, dessen Egger so sehr bedurfte, wurde ihm trotz fleißigen Einreichens nicht zu teil; doch malte er 1895 für die Tiroler Heldengalerie am Berg Isel einen „Speckbacher". Eggers glänzender Stern im Nebel des Umhertastens in seiner Jugend war jedoch sein großer Pfarrgenosse von Dölsach, Defregger.

Die Professoren Hackl und Lindenschmit waren Eggers akademische Lehrer in München. Eine „Heilige Familie" in Rembrandtscher Art gefiel sehr, dann ein „Karfreitag", später das große „Ave Maria nach dem Kampfe am Berg Isel 1809". Darauf folgte ein Bild „Feldsegen", das in Wien die Karl Ludwigs-Medaille bekam, sodann „Der Schwur der drei Bundesgenossen von Tirol, 1809". Das letzte große Bild, „Das Kreuz", erhielt in Wien 1901 die große goldene Medaille. Seit zwei Jahren hat der Künstler seinen ständigen Wohnsitz in Wien.

Den Lebenslauf des talentvollen jungen Malers kennen zu lernen, wird unsern Lesern von Interesse sein angesichts des von uns wiedergegebenen Bildes „Der Schwur der drei Bundesgenossen", das die Stimmung jener Zeit meisterlich widerspiegelt. Schwer lastete die Fremdherrschaft auf dem armen Land Tirol, ein furchtbarer Unmut gegen die Bedrücker hatte sich des Volkes bemächtigt. „Es ist Zeit!" Diese mit Ungeduld erwartete Losung war zugleich mit einem wohldurchdachten Aufruf Hofers und Teimers am 9. April 1809 an alle Getreuen ergangen. Zumeist waren dies wohlhabende Gastwirte an der Heerstraße, die schon vermöge ihres Gewerbes eine weitreichende Orts- und Personenkenntnis besaßen; sie zogen zunächst in jeder Gemeinde einen zuverlässigen Mann in das Vertrauen, und dieser warb wieder seinerseits vertraute Teilnehmer. Bei den Wirten gingen die geheimen Boten aus und ein und verteilten Flugschriften, Proklamationen und ermunternde Briefe. Unauffällig kamen in ihren Gaststätten die Landleute von nah und fern zusammen und empfingen hier ihre Weisungen. Durch zuverlässige Fuhrleute waren sie auch vor allem in der Lage, geheime Botschaften weiter zu befördern und für Herbeischaffung von Gewehren, Munition und Lebensmitteln für Mann und Roß Vorsorge zu treffen, die dann vorläufig in sicherem Versteck geborgen wurden. Zu einer solchen geheimen Besprechung haben sich in schmuckloser Wirtsstube unsre drei Bundesgenossen zusammengefunden. Das Wirtshaus „Zum Kreuz" in Brixen war das Rütli, wo Martin Schenk, Kreuzwirt zu Brixen, Peter Kemenater, Wirt zu Schabs, und Peter Mayr, Wirt „an der Mahr" — ungelehrt, wenig geübt, von hoher Einfalt, aber stark im Gemüt, — die Hände und die Herzen zusammenflochten, das preisgegebene Vaterland noch einmal zu retten vom Fremdlingsjoch, aus der allgewaltigen Hand des Tyrannen der Welt und auf den Leichen der Feindesheere, die jetzt stolz und zahlreich heran-





Der Schwur der drei Bundesgenossen von Tirol 1809

Nach dem Gemälde von A. Egger-Lienz (Text S. 131)

zogen, es noch einmal hoch und laut in die Lüfte flattern zu lassen, das Banner des Aufstandes und der Selbsthilfe, als ihnen niemand mehr half als sie selbst und der alte Gott.

Ernst, tieftrauriger, der schweren Lage sich voll bewußter Ernst, aber zugleich heroischer Mut, der, ausdauernd, solange die starke Faust noch Kraft besitzt, in der Verzweiflung um das Erbe der Väter zu allem fähig wird, liegt in der Haltung und den einfachen, aber edeln Gesichtszügen der Männer, die, aufgewachsen in der großartigen wilden Bergnatur, gewohnt sind, Katastrophen und Gefahren bei der Arbeit im Hochgebirge jeden Augenblick furchtlos ins Antlitz zu schauen. Der felsenfeste Glaube, daß eine ewige Vorsehung der Menschen und der Völker Geschicke leitet, die innige, zu jedem Opfer bereite Liebe zum teuren Vaterlande, das mannhafte Vertrauen auf die eigne, in ärgster Not erprobte Kraft und die unerschütterliche, bis zum Tode bewahrte Treue gegen das angestammte Herrscherhaus, diese Kardinaltugenden des Tiroler Volkes sind der Welt ein Vorbild geworden und haben zu bewunderten Erfolgen geführt.

Trümmer hier und dort, verfallene Kreuze, Bildstöckchen mit verwischten Fresken und neue schöne Denkmäler sind Tirols Erinnerungszeichen an die Ländergier des Korsen. Gras wuchert um sie, Föhren und Lärchen gucken durch gähnende Fensteröffnungen und Breschen malerischer Ruinen, wo früher die stutzenbewehrten Verteidiger standen. Ueberall im Etsch-, Eisack- und Pusterthale blutgetränkter Boden! Wo damals Geschütze dröhnten und Sterbende jammerten, schrillen heute Grille und Laubheuschrecke; der Eisenbahnzug fauft durch die Thäler, und der Wald hat wieder Besitz ergriffen von einstigem Eigentum und schmückt mit grünendem Laub zerfallene Bollwerke. Milde wehen die Lüfte um die heute nicht mehr schreckhaften Spuren der Greuel von 1809.

Albert Ellmenreich

An der Gola Planina

Bosnische Skizze

von

M. von Ekensteen

Auf der Straße von Banjaluka nach Jaice führt Gorgio Hristar sein kleines, struppiges Pferd; es ist mit Holz beladen, und er geht mit breiten Schritten daneben her. Den Fes hat er aus der braungebrannten Stirn weit zurückgeschoben und die ärmellose Jacke aufgeschlagen, so daß der breite Gürtel mit den bunten Verschnürungen zu sehen ist.

Die Sonne brennt heiß auf die Felsenmassen, und feiner weißer Kalkstaub wirbelt von der breiten Straße auf. Nur lose hält Gorgio den Leitriemen; mit vollen Backen stößt er den Dampf aus seiner Zigarette. Hie und da schnalzt er mit der Zunge und ruft ermunternd: „Hei! Zimbo!“ Dann wiehert das kleine Tschuchenpferd auf und bläht die Nüstern, als wollt' es sagen: „Ich komme schon, du mußt aber nicht vergessen, daß dein Alter mir die Vorderfüße in der Jugend verschnürte, damit ich mir den Ziegentritt für die schmalen Kletterwege angewöhne; jetzt geht's hübsch langsam — aber sicher.“

Zuweilen rastet Gorgio, um eine neue Zigarette anzuzünden; dann lehnt er sich an das derbe Holzgeländer, schaut zu den steil abfallenden Ufern des Vrbas mit seinen krystallklaren Wellen hinab und freut sich an dem lauten Rauschen über mächtige Felsblöcke und dem schäumenden weißen Gischt. Manchmal auch eilt sein scharfes, durchdringendes Auge die Bergabhänge empor zu alten verwitterten Burgen und trinkt sich satt an dem herrlichen Anblick der dunkeln Wälder; aber die meiste Zeit geht er in Gedanken verloren und vergißt Zimbo, Vrbas und die Gola Planina.

Die schwarze Bozika hat es ihm angethan, die lustigste und schönste Dirne ringsum im Land. Sie hat weder Vater noch Mutter, aber sie singt und jubelt hell wie die Amsel, die das Nest vergißt, sobald sie flügge geworden ist. Auf einer kleinen Insel, wo die Pliva sich seeartig erweitert, dient sie beim reichen Jablonska, dessen Mühle von alten Bäumen umschattet ist.

Gorgio wohnt am rauschenden Vrbas in einem alten Häuschen, das sich bis zum äußersten Rande der überhängenden Felsen vorgewagt hat; wie ein Schwalbennest lugt es in die tiefe Schlucht hinab, wo, an den Berg Hum gedrängt, die Wasserfluten hinschießen, weit im Bogen Jaice umgehend. Es dröhnt und braust Tag und Nacht um sein Häuschen, und er lauscht mit Entzücken der altgewohnten Melodie der Wassermassen, die sich mit donnerndem Getöse als Wasserfall über die zackigen, zerrissenen Felsen senkrecht in den Vrbas stürzen.

„So wild wie die schwarze Dirne mit der dicken Zopfkrone!“ murmelt er vor sich hin, und dann geht es ihm durch die Gedanken: ‚Und doch muß die wilde, grollende Pliva sich dem Vrbas ergeben!‘

Ehe Bozika zu Jablonska in den Dienst ging, hat auch sie in dem Häuschen mit dem leuchtendweißen Anstrich und dem rauchgeschwärzten Dach gewohnt: Gorgios Mutter hat sie großgezogen, und gerade als die altersschwache und arbeitsmüde Frau starb, war sie stark und kräftig zu jeder Arbeit.

„Nun mußt du bleiben und die Suppe für uns beide weiter kochen!“ hat Gorgio gesagt. „Der Forellenfang und der Holzhandel werfen genug ab für uns.“

Da hat sie gelacht, so seltsam laut, daß ihm der Klang wehe gethan hat.

„Ich gehe in Dienst, ich will Geld verdienen!“

„Wozu brauchst du Geld?“

„Meinst du, ich wollt' all mein Lebtag mit Holzschuhen gehen und so groben Kleidern? Eine goldgestickte Sammetjacke will ich haben, einen seidenen Gürtel und einen weißen Wollmantel, wie Kluschs Marina!“

Mit einem bösen Blick hat Gorgio sie angesehen: „Weißt du, wo die Marina geendet hat?“

„Wie sollt' ich's nicht wissen! Irgendwo, wo jemand sie lieb gehabt hat! Mir gilt's gleich, was böse Mäuler von dem reichen Frauengemach eines

Türken in Sarajewo erzählen! Sie hat gute Tage, reichen Schmuck, seidene Hosen und edelsteinverzierte Jacken!"

Gorgio hat hellauf gelacht und sich dann verächtlich zur Seite gewendet. „Bist nicht wert, daß die Mutter um dich geweint hat, ehe sie starb!"

Statt der Antwort hat Bozika die Schultern gezuckt, und acht Tage später war sie in der Mühle. — —

Wenn Gorgio sein Tschuchenpferdchen blank putzt und vom offenen Unterbau seines Häuschens die Pliva aufwärts schaut bis zu dem dunkeln Punkt, wo sich die Bäume verdichten, dann pfeift er oft zwischen den Zähnen hindurch; das klingt spitz wie Zischen, und seine Kameraden wissen, daß er dann übel gelaunt ist und man ihn nicht reizen darf.

So ist's auch heute; bei jedem Kardätschenstrich sieht er den Fluß hinauf und denkt mit Groll an eine Mühle, die von den Wassern getrieben wird. Jimbo schüttelt ungeduldig die krause Mähne; sein Herr macht es ihm heute entschieden nicht recht; der fährt kreuz und quer über sein Fell, als ob er ihm zum erstenmal die Toilette machte, und kein einziges Schmeichelwort hat er ihm noch gesagt!

Gorgio pfeift in kurzen, abgerissenen Stößen, und ob auch sein Blick immer wieder in die Ferne eilt, er hat gar keinen Sinn für die herrliche alte Königsstadt Jaice, die so malerisch daliegt, gekrönt vom stolzen Kastell, und wie ein seltsames, übereinander getürmtes Konglomerat weißer Häuser im türkischen Stile aus dunkeln Baumgruppen herübergrüßend.

Wenn er den Striegel ausklopft, thut er es so hastig und zornig, als ob ihm jemand ein Leides gethan hätte, und mit krauser Stirn ruft er eine Verwünschung die Schlucht hinab. Das wilde Wasser und die zernagten Felsen, die drohend überhängen, als sollten sie mit den angebauten Häusern jeden Augenblick in die Tiefe stürzen, passen so ganz zu seiner finsteren Stimmung. Da unten im Strombett der einsame mächtige Felsblock, um den die Wellen prallen, als wollten sie ihn zermalmen, kommt ihm vor wie sein eignes Bild: so einsam steht auch er, so wild tost um ihn das Leid.

Plötzlich hält er inne. Ein breiter Sonnenstrahl fällt in die schäumenden, aufspritzenden Vrbaswellen, und um den einsamen Felsblock glitzert und sprüht es in allen Regenbogenfarben. Jimbo wiehert auf, ungeduldig scharrt er die spärliche Streu.

Ein eilender Schritt naht, und in das Rauschen und Tosen klingt heller Sang:

„Und nichts Lieberes weiß ich
Auf der weiten, weiten Welt,
Als wenn mich der Liebste
Am Herzen hält!"

Einen Augenblick pocht Gorgios Herz so laut und schnell, daß ihm der Atem stockt. So singt nur die Bozika; keine andre hat eine so süße, klare Stimme!

Ehe er es noch recht ausgedacht hat, steht sie vor ihm, rot die Wangen vom schnellen Gang, die Augen leuchtend. Wie sie Jimbo streichelt, schüttelt er die Mähne und bläht die Nüstern; dann wiehert er wieder, lauter und heller als das erste Mal.

„Einen frohen Morgen, Gorgio!"

Er schiebt ein wenig an seinem Fes und knöpft die weiten Aermel seines Hemdes zu, die er bei der Arbeit zurückgeschlagen hatte.

„Frohen Tag! Hast du dich endlich einmal besonnen, daß du hier groß geworden bist?" sagt er mürrisch.

Sie lacht hell auf: „Hast nicht ganz recht, Gorgio! Besonnen hab' ich mich schier jeden Tag darauf, aber — was sollte ich denn in dem Hause, wo es für mich nur noch Suppe zu kochen gab?"

„Giebt's auf der Mühle Leckerbissen?"

„Du verstehst mich wieder nicht recht! Mutter Karitzas Suppe war mir lieber als des Müllers Mahl, aber — nur um dem verdrossenen Gorgio Suppe zu kochen, war mir meine Zeit zu lieb und wert."

„Aha! Um Lohn war dir's! Ich weiß es noch, wie dir der Putz im Kopf stach!"

„Es ist nicht ganz so, wie du meinst, aber — schön ist der Lohn doch gewesen! Schau nur her, was ich heute alles dafür in der Stadt eingekauft habe! Einen schöneren Festtagsstaat kann auch die Marina nicht haben!"

Und wichtig kramt sie aus einem Paket weichen, weißen Wollstoff, ein reichgeziertes Sammetmieder, bunte Perlenschnüre, ein feines, bauschendes Linnenhemd und die ärmellose Frauenjacke.

Nur mit halbem Blick streift Gorgio all den bunten Kram; ein fast verächtliches Lächeln kräuselt seine Lippen, und spöttisch sagt er: „Das sieht ja ganz wie Hochzeitsstaat aus und paßt zu deinem verliebten Lied! Hat es dir der reiche Müller angethan?"

Bozika lächelt über sein verdüstertes Gesicht, und die Frage umgehend sagt sie: „Sieh doch nur her, auch für den Liebsten hab' ich eingekauft. Sind sie nicht schön, die feinen, blauen Hosen, die gestickte Jacke und der breite Gürtel mit der bunten Verzierung?"

Es flimmert böse in Gorgios Augen auf, und eine rote Welle jagt ihm der Zorn ins Gesicht; er packt Bozika beim Handgelenk, daß die bunte Jacke zur Erde fällt, und so fest ist sein Griff, daß sie vor Schmerz die Zähne zusammenpreßt. Er drängt sie zu den weithinausragenden Felsen, die den Sturz der Pliva in zahllose Einzelfälle trennen, und das donnernde Getöse der Wassermassen mit seiner zürnenden Stimme übertönend, ruft er: „Dich und deinen Liebsten zugleich stürze ich da hinunter, mitsamt euerm Hochzeitsstaat! Hast du mich verstanden?"

Bozika erbebt, als sie seine zornheisere Stimme hört, aber es leuchtet etwas Triumphierendes in ihren Augen auf, als sie ihm voll und ruhig ins Antlitz sieht und langsam fragt: „Warum?"

„Warum?!" sagt er mit zuckenden Lippen und ergreift nun auch ihr zweites Handgelenk. Flimmernd bohrt sich sein Blick in ihre Augen: „Warum?! Fragst du's wirklich? Weil ich dich keinem andern gönne!"

Und wieder fragt sie: „Warum?", aber es bebt ein verhaltenes Jauchzen durch ihre Frage, und es rieselt etwas durch ihren Körper, das sie zittern läßt.

Gorgio starrt in ihr Gesicht; etwas Sieghaftes erfaßt ihn plötzlich, und er läßt ihre Hände fahren, um sie in die Arme zu schließen und fest ans Herz zu drücken; ganz leise haucht er: „Weil ich dich lieb gehabt hab', so weit ich denken kann!"

Sie ringt sich aus der Umarmung los und mißt ihn vom Wirbel bis zur Zehe; ihm dünkt, sie sei noch nie so schön gewesen. Trotzig fragt sie: „Und doch sollte ich nur deine Suppe kochen?"

Jetzt dämmert ihm ein leises Begreifen auf; nun ist er es, der hellauf lacht: „Die mir jahraus, jahrein die Suppe kocht, ohne je einer andern das Recht dazu einzuräumen, die könnte doch nur mein Weib sein!"

„So erklärst also du deine Liebe?"

Bei ihrer spöttischen Frage erfaßt ihn plötzlich wieder ein Bangen: „Was soll der Hochzeitsstaat?" fragt er.

„Gefällt er dir nicht? Ich denke, schön müßt er dich kleiden! Ob ich wohl dein Maß getroffen habe?"

„Hexe! So gehört er mir?"

„Wem anders, als dem ich die Suppe zeitlebens kochen soll?"

„Ach! Bozika, dann eile nur und kündige dem Müller den Dienst!"

„Ist bereits geschehen, nächsten Monat bin ich frei!"

Gorgio lacht: „Warst du deiner Sache so sicher?"

„Es mußte ja doch sein! Weißt du nicht mehr, daß du mich immer der Pliva verglichen und Mutter dich den grollenden Vrbas nannte? So mußt' ich ja doch zu dir!"

Er legt den Arm um sie, und wie sie dem Hause zugehen, jubelt sie laut:

„Und nichts Lieberes weiß ich
Auf der weiten, weiten Welt,
Als wenn mich der Liebste
Am Herzen hält!"

Zimbo hat ungeduldig den Boden zerstampft; sein Herr hat ihn zum ersten Male zu füttern vergessen; jetzt klopft ihm Gorgio schmeichelnd die Flanken und giebt ihm doppelte Ration. Zimbo spitzt die Ohren: so zärtlich klang noch nie seines Herrn Stimme!

Am Abend — Bozika ist längst wieder auf der Mühle — sitzt Gorgio auf einem Felsenvorsprung und lauscht dem Wasserfall; der singt heute lauter süße Melodien, und Gorgio kann es gar nicht verstehen, warum er sie erst heute hört, und wieso nur das Rauschen, das ihn stets in den Schlaf sang, ihn heute wach hält und ihm eine so heiße Sehnsucht nach Bozika ins Herz trägt. Ob die Wasser etwas wissen von seiner Liebe, seinem Glück und den Küssen, die sie getauscht?

Die ganze Nacht sinnt Gorgio der Frage nach.

Nachfolger der Seeschlange

Seitdem die Seeschlange, die früher alljährlich um die Zeit der Hundstage in den Spalten der Zeitungen auftauchte, sich grollend in die Fluten des Ozeans gestürzt hat, wo er am tiefsten ist, um nie wieder aufzutauchen, hat die allzeit rege Phantasie der Reporter sich auf die Tiere geworfen, denen die gewöhnliche Meinung geringe Geistesgaben zuweist. Und nach der alten Regel, daß ein Bericht um so glaubwürdiger erscheint, je genauer die einzelnen Angaben sind, werden naturhistorische Beobachtungen mitgeteilt, in denen weder der Name des Forschers noch der Ort des Vorfalls fehlt. Ja, in den meisten Fällen wird als Quelle des Berichts eine ausländische wissenschaftliche Revue angegeben. Will man solche Berichte auf ihre Richtigkeit prüfen, dann stellt sich sehr oft der sonderbare Umstand heraus, daß die als Quelle citierte Zeitschrift nicht existiert. In journalistischen Kreisen ist deshalb schon lange die Ansicht verbreitet, daß eine große Anzahl der interessanten Vorgänge aus dem Tierreich, die von allen Blättern gern nachgedruckt werden, nichts weiter sind als geschickte Erfindungen. Man thut deshalb gut daran, allen solchen Schilderungen, die nicht so beglaubigt sind, daß sie jederzeit nachgeprüft werden können, mit unbegrenztem Mißtrauen zu begegnen.

Welchen Umfang das Geschäft mit solchen Notizen angenommen hat, kann man daraus ersehen, daß eine Kontrolle der Tageszeitungen in jeder Woche etwa acht bis zehn derartiger Schilderungen zu Tage fördert. Da liest man von einer Schildkröte, die in Amerika ein überaus strenges Examen auf ihre geistigen Fähigkeiten hat bestehen müssen. Sie hat ein kunstvoll gebautes Labyrinth durchwandern müssen, um zu ihrem Futternapf zu gelangen, und nicht nur diese Aufgabe gelöst, sondern bei mehrfachen Wiederholungen den kürzesten Weg herausgefunden und fortan regelmäßig benutzt. Bei einer zweiten, noch schwereren Prüfung rollte die Schildkröte unversehens eine schräge Fläche hinab, und so klug war das Tier, daß es sofort begriff, um wieviel schneller es auf diese Weise an sein Ziel gelange. Seitdem läßt die Schildkröte sich jedesmal über die schräge Fläche hinabfallen...

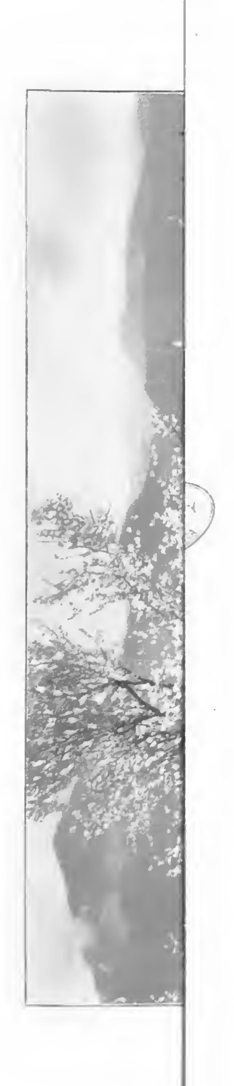
Einer solchen Geschichte widmen ernsthafte Blätter fünfzig Zeilen und darüber ihres ohnehin beschränkten Raumes!

Sehr beliebt sind auch die Bewohner des nassen Elements. Da wurde neuerdings der Heimatssinn der Fische erörtert und als positive Beobachtung mitgeteilt, daß jeder Lachs zum Laichen genau in denselben Quellbach zurückkehrt, in dem er selbst aus dem Ei geschlüpft ist. Wer die Beobachtungen angestellt hat, wurde leider nicht berichtet, dagegen wurde allen Ernstes behauptet, daß „man" einzelnen Lachsen metallene Bänder um den Leib gelegt hat und die so bezeichneten Tiere dann immer an der Stelle wiederfand, von der sie stammen.

Der selige Freiherr von Münchhausen würde, wenn er noch lebte, an solchen Geschichten seine helle Freude haben. Es ist ja geradezu unglaublich, was hier der Leichtgläubigkeit des deutschen Lesepublikums zugemutet wird! Bekanntlich wandert der aus dem Ei geschlüpfte Lachs, sobald er eine gewisse, ziemlich geringe Größe erreicht hat, aus den Bächen, wo er geboren ist, dem Meere zu und steigt erst, nachdem er mehrere Pfund schwer geworden ist, wieder zu den Quellen hinauf, um selbst dort zu laichen. Ein metallener Ring, den man ihm in frühester Jugend um den Leib legt, würde — die erforderliche Befestigung vorausgesetzt — den Fisch nicht nur am Wachstum hindern, sondern wahrscheinlich seinen Tod herbeiführen!

Die ganze Geschichte erinnert lebhaft an die in alten Chroniken lebenden Hechte, die ebenfalls auf Ringen das Datum ihrer Geburt mit sich herumtragen.

Man hat es augenscheinlich bei einer ganzen Anzahl solcher Berichte mit einer verschmitzten





Spekulation auf die Vorliebe des Publikums für interessante Beobachtungen zu thun, die manchmal bekannte Thatsachen geschickt variiert, sehr oft aber auch unrichtige Anschauungen erzeugt und verbreitet. Die Kritiklosigkeit, mit der solche Schilderungen nachgedruckt werden, kann gar nicht scharf genug gerügt werden. Da kann man mitten im Winter lesen, daß „kürzlich!“ beim Blatten mittels Buchenblattes im Elsaß eine gehörnte Ricke erlegt worden sei. Daß Ricken aufs Blatt springen, ist jedem Jäger wohlbekannt. Es kommen auch, wenngleich sehr selten, Ricken vor, die einen schwachen Ansatz von Gehörn tragen. Wunderbar ist nur, daß die Notiz mit der Zeitbestimmung „kürzlich“ im Winter auftaucht, obwohl das Blatten nur im Juli und Anfang August geübt wird. Man wird dadurch veranlaßt, den Vorfall, dessen Beschreibung den weidgerechten Jäger vermissen läßt, als nicht beglaubigt anzusehen.

Leser mit gutem Gedächtnis, die derartige Geschichten als Ausschnitte zu sammeln pflegen, machen bald die Beobachtung, daß gewisse Stoffe, nach nicht allzu langen Pausen neu eingekleidet, regelmäßig wiederkehren, genau wie in den Witzblättern die Scherze über den Besuch der Schwiegermutter oder den zu spät heimkehrenden Pantoffelhelden. Zu diesen Stoffen gehören: der große Wels, die uralte Frau, die beinahe noch Friedrich den Großen als Kind gekannt hat, der treue Hund, der, hundert Meilen weit weg verkauft, nach Hause findet, die vom Verbrecher gezähmte Spinne — erscheint auch als Fliege verkleidet —, die Katze, die den Vogel ihres Herrn gegen eine andre Katze verteidigt u. s. w. Die Lachse, von denen oben berichtet wurde, sind auch alte Bekannte: es sind die ins Wasser versetzten Störche, die mit einem Ring ums Bein nach Aegypten davonziehen und im nächsten Frühjahr pünktlich an die Stätte ihrer Geburt wiederkehren.

Der phantasievolle Mann, der diese Geschichte ummodelte, fand leider bei den Lachsen keine Beine vor, die er mit Metallringen versehen konnte. Deshalb legte er das Erkennungszeichen kurz entschlossen den Fischen um den Leib. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse reichten augenscheinlich nicht hin, um die Tragweite dieser Variante zu übersehen. So gab er dem sachverständigen Beurteiler das beste Kennzeichen für den Wert der geschilderten Beobachtung.

Eine große Anzahl solcher Notizen wird aber nicht von der Kritik ereilt. Und das ist sehr bedauerlich, denn es setzen sich dadurch falsche oder wenigstens schiefe Vorstellungen von den Fähigkeiten der Tiere im Publikum fest, die noch schwerer auszurotten sind als die lebendigen Jungen des Aales oder die Dachse, die zur Winterszeit vom eignen Fett leben.

F. Sk.

Das neue Bundeshaus in Bern

(Mit Abbildungen nach photogr. Aufnahmen des Verfassers)

Aus grünen Gärten am Aare-Ufer erhebt sich über alten, dunkelbraunen, echt bernischen Holzhäusern auf massigem Terrassenmauerwerk der stolze Bau des neuen schweizerischen Parlamentsgebäudes, dessen feierliche Einweihung am 1. April erfolgte. Auch in diesem Baudenkmal bekundete das Schweizervolk einen altbewährten idealen Sinn, demzufolge es für seine öffentlichen Bauten, Schulen, Kirchen u. s. w. das Allerbeste für gerade gut genug erachtet und ihnen daher nicht nur die schönsten und am meisten dominierenden Plätze vorbehält, sondern auch vor hohen Kosten nicht zurückschreckt.

Das neue Gebäude, das nunmehr die zwei bisherigen Bauten der Bundesversammlung und Verwaltung zu einem Ganzen verbindet, wurde während der letztvergangenen acht Jahre mit einem Kostenaufwand von mehr als 8 Millionen Franken errichtet. Von den auf das Ausschreiben hin eingelaufenen 36 Entwürfen wurde der mit dem zweiten Preis bedachte des Schweizer Architekten Hans Auer (geb. 26. April 1847 zu Wädenswyl) zur Ausführung angenommen. Zu jener Zeit war Auer Professor in Wien, von wo er als Baumeister des bisherigen Bundeshauses Ende der achtziger Jahre nach Bern berufen wurde; seit 1890 gehört er auch der dortigen Hochschule als Professor für Geschichte der Architektur und Plastik an.

Im ganzen zeigt sich der Bau als das Werk eines ausgereiften, auf der Höhe stehenden Künstlers, der seinen Landsleuten damit ein Nationaldenkmal von hervorragender Bedeutung schuf, das dem Schweizervolk stets ein Symbol der Einheit und Zusammengehörigkeit sein wird. Im Innern betritt man vom Haupteingang her die große Treppenanlage des Vestibüls unter dem Kuppelbau, über die man in die Korridore und Sitzungssäle gelangt. Hier wie in der Wandelhalle und teilweise auch im großen Parlamentssaale fällt dem Beschauer nächst der wunderbaren Harmonie der Architektur vor allem die ausgedehnte Verwertung und Kombination der verschiedenen Gesteinsarten und ihrer verschiedenen Farbentöne auf, so daß durch diese geniale Benutzung ursprünglichster Mittel auch in der dekorativen Wirkung eine Gesamtharmonie erreicht wurde, die sich kaum übertreffen läßt. Nebenbei sei bemerkt, daß diese Kuppelhalle eine ganz ähnliche akustische



Professor Hans Auer, Erbauer des neuen Bundeshauses in Bern

Klangwirkung aufweist wie die vielbesuchte Befreiungshalle bei Kehlheim. Diese Eigentümlichkeit kann besonders um die stille Mittagszeit wahrgenommen werden; stellt sich nämlich jemand annähernd unter den Mittelpunkt der Kuppel und läßt da auf irgend eine Art einen Accord erklingen, so tönt es wie mächtiger Orgelklang durch den Raum, und nach zehn Minuten noch sind die allmählich verklingenden Töne vernehmbar.

Im Aeußern präsentiert sich das Bauwerk insofern als Unikum, als es sich auf seiner Südfront auf der eingangs erwähnten hohen gemauerten Terrasse aufbaut und mit seinen massigen und doch edeln Formen das weite, offen davorliegende Gelände beherrscht. Von dieser Terrasse bietet sich Berner Oberlandes, und dieses Gesamtbild verfehlt nicht, im Herzen des Beschauers tiefen und nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen.

Die Feier der Uebergabe am 1. April vollzog sich in einfach würdiger Weise; es widerspricht der Schweizernatur, ernstere Feierlichkeiten mit großem Pomp zu inszenieren. So beschränkte sich die Feier der Uebersiedelung der Bundesversammlung lediglich auf einen kurzen Festzug durch die Bundesgasse über den Bundesplatz vor das neue Parlamentsgebäude, wo der Baumeister mit kurzer Ansprache die Schlüssel überreichte. Inzwischen überflutete das von nah und fern herbeigeströmte Volk den geräumigen Platz, der sich vor der Nordfront nach der Stadtseite ausbreitet.



Nordfront

die herrlichste Fernsicht. Ueber die alten Holzhäuser, die sich friedlich um den Fuß des gewaltigen Mauerwerks der ersteren schmiegen, über die grünen Gärten und die Schlangenlinien der Aare, über Hügel und Felder schweift der Blick hinüber zu den im blendenden Glanze ewigen Schnees strahlenden Bergen des

Im neuen Parlamentssaale hielt Bundespräsident Zemp die Festrede, auf die Vizepräsident Meister und Ständeratspräsident Reichlin antworteten, und nach einer kurzen formellen Sitzung folgte als Schluß ein Festbankett.

Rudolf Schlatter

Aus dem Reiche der Sterne

Der wichtigste unter allen Weltkörpern ist für uns die Sonne. Ohne ihr Wärmespenden könnte kein Leben auf der Erde gedeihen; ja, wenn die Sonne nicht mehr unsern Planeten erwärmte, müßte hienieden sogar alle Bewegung bald aufhören, und selbst die atmosphärische Luft würde zu einem festen Körper erstarren. Diese entscheidende Bedeutung der Sonnenwärme ist erst in neuerer Zeit völlig klar erkannt worden, und damit hat zugleich die Frage nach Herkunft, Dauer und Größe der Wärmespenden durch die Sonne eine eminente Bedeutung erhalten.

Die Sonne ist ein glühender Gasball. Der Durchmesser der uns sichtbaren kreisförmigen Scheibe beträgt in Wirklichkeit 1 400 000 Kilometer, d. h. er ist 109 mal so groß als der Durchmesser unsrer Erde. Die Sonnenkugel ist so ungeheuer groß, daß, wenn sie hohl wäre und die Erde sich im Zentrum von ihr befände, der Mond innerhalb dieser Kugel um die Erde laufen könnte, ja er bliebe



Südfront



Gesamtansicht der Südfront

Das neue Bundeshaus in Bern



Das neue Bundeshaus in Bern. Sitzungssaal des Nationalrats

dann stets noch 40000 Meilen unter der Sonnenoberfläche. Dieser ungeheure Ball übertrifft an Volumen unsre Erde 1300000 mal, und seine Oberfläche ist 12000 mal so groß als die Erdoberfläche. Wäre also die Sonne ein Weltkörper mit fester und flüssiger Oberfläche, so hätten auf dieser 12000 Kontinente von der Größe Asiens, Afrikas, Amerikas, Europas und Australiens Platz, ferner 12000 Meere, jedes von der Ausdehnung unsers Großen Ozeans, des Atlantischen, Indischen und der polaren Eismeere, und wenn alle diese Festländer und Meere bestimmte Namen trügen, so würde es wahrlich keine geringe Leistung sein, diese Benennungen auswendig zu lernen und stets gegenwärtig zu haben. Allein die Sonne ist kein fester Weltkörper wie unsre Erde, sondern, wie gesagt, ein glühender Gasball, der im Zentrum am heißesten und dort infolge des Druckes, der von allen Seiten in dieser Richtung stattfindet, auch am dichtesten ist. Vom Sonnenmittelpunkt aus nimmt die Dichte der glühenden Gase nach außen hin allmählich ab, ja nach den Forschungen der allerjüngsten Zeit ist der sichtbare Rand der Sonnenscheibe nur eine optische Täuschung; in Wirklichkeit dehnen sich die glühenden Gase über den Rand bis ins Unmerkliche aus. Daß die Sonne ein Körper ist, der sich im Zustand höchster Glut befindet, daran kann kein vernünftiger Mensch zweifeln, auch ist ihre Temperatur höher als irgendwelche Temperaturen, die wir künstlich herstellen können. Aber wie hoch mag diese Temperatur sein, nach Graden unsers Thermometers gemessen? Diese Frage ist sehr schwierig zu beantworten, und erst in neuester Zeit ist man in dieser Beziehung zu einigermaßen befriedigenden Ergebnissen gelangt. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nahmen die Physiker an, daß die Sonnentemperatur mehrere hunderttausend Grad betragen müsse, ja der berühmte Astronom Secchi in Rom schätzte sie auf einige Millionen Grad. Damals hatte man von den richtigen Verhältnissen, die zwischen der ausgestrahlten und durch das Thermometer oder das Gefühl bemerkbar werdenden Wärme und der Temperatur des wärmestrahlenden Körpers bestehen, noch keine klaren Vorstellungen. Heute aber weiß man, daß zwei Körper von gleicher Temperatur sehr verschieden große Wärmemengen ausstrahlen können, je nach der Beschaffenheit ihrer Oberfläche; außerdem ist bekannt, daß ein nicht unerheblicher Teil der Sonnenwärme beim Durchgang durch die Erdatmosphäre in dieser verbleibt und den Boden nicht erreicht. Diese und andre Umstände müssen in Rechnung gezogen werden, wenn man die wirkliche Wärme-



Das neue Bundesh

strahlung und die effektive Sonnentemperatur ermitteln will. Der nächste Schritt ist, festzustellen, wie groß in einem bestimmten Maße die Sonnenstrahlung ist, die jedem Punkte der Erdoberfläche zu teil wird. Als solches Maß hat man die Wärmemenge genommen, die erforderlich ist, um auf jedem Quadratcentimeter der Erdoberfläche ein Gramm Wasser um einen Grad zu erwärmen. Genaue Untersuchungen haben dann ergeben, daß die Sonnen-



Das neue Bundeshaus in Bern: Vestibül



n Bern: Vestibül

wärme so groß ist, daß sie pro Quadratcentimeter ein Gramm Wasser um 4° C. erwärmt. Mancher könnte meinen, dies sei nicht eben viel; aber wenn man diese Wärmemenge für die ganze Erdoberfläche und auf das Jahr berechnet, so kommt man auf ungeheure Zahlen. Um das Ergebnis dieser Berechnung kurz auszudrücken, möge bemerkt werden, daß die Sonnenwärme ausreicht, um während des Jahres eine Eisschicht zu schmelzen, die 67 Meter hoch den ganzen Erdball bedeckte. Das ist also die Wärmemenge, die Jahr für Jahr der Erde zu teil wird und von der hienieden alle Kraft und jede Bewegung bestritten wird: die Bewegung der Luft in den Stürmen, die Wellenbewegung des Meeres, der Kreislauf des Wassers von den Wolken zum Erdboden und in Gestalt von Wasserdampf wieder empor zu den Wolken; ferner das Wachsen der Pflanzen und Tiere und alle Bewegungen und Regungen des Menschen bis zu den leisesten Zuckungen. Aber die Erde empfängt durchaus nicht sämtliche Wärme, die die Sonne aussendet, sondern nur den kleinsten, ja einen verschwindend geringen Teil davon. Denn die Sonne strahlt nach allen Richtungen des Weltraums Wärme aus, und nur diejenigen Strahlen, die unsre Erde treffen, sind in der obigen Berechnung enthalten. Die ganze Wärmestrahlung der Sonne ist, wie mit mathematischer Sicherheit, d. h. mit absoluter Gewißheit, berechnet werden kann, 2250 Millionen mal größer als derjenige Teil, der der Erde zuströmt. Erst nachdem diese Wärmestrahlung der Sonne auf die Erde festgestellt worden, konnte man dazu übergehen, die effektive Sonnentemperatur zu ermitteln, und die neuesten Untersuchungen ergaben, daß diese 7000° C. beträgt. Wird auch der Verlust, den die Sonnenwärme bei der Strahlung durch die

minder heißen Teile ihrer eignen äußersten Atmosphäreschichten erleidet, mit berücksichtigt, so ergiebt sich als Temperatur der Sonnenoberfläche 7800° C. Wie hoch die Glut im Innern des ungeheuren Sonnenballs ist, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls müssen dort Temperaturen herrschen, die alle Vorstellung übersteigen. Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß der Verlust an Wärme, den ein heißer Körper durch Strahlung erleidet, ersetzt werden muß, wenn seine Temperatur nicht sinken, d. h. wenn der Körper nicht allmählich erkalten soll. Genau das gleiche gilt auch für die Sonne; sie sendet ununterbrochen so viel Wärme aus, daß, wenn der ganze Sonnenball aus besten Steinkohlen bestände, diese in 21000 Jahren verbrannt sein würden. Die Sonne aber leuchtet und glüht viel länger, und auch während der historischen Zeit hat sich keine Abnahme ihrer Strahlung bemerkbar gemacht. Woher bezieht sie den Ersatz für ihre verloren gegangene Wärme? Auch diese Frage hat die neuere Forschung beantwortet, wie wir im nächsten Artikel sehen werden. R.



Einzug der schweizer Bundesversammlung in das neue Bundeshaus zu Bern (Text S. 137)

Urlaubsidyll

Ich ging dem Frühling entgegen
Im ersten Morgenstrahl
Auf lieblichen Bergeswegen,
Derweil ihr noch schliefet im Thal.

Ich stieg auf des Berges Gipfel
Und streckte im Moose mich aus,
Sah über die blühenden Wipfel
In weite Ferne hinaus.

Rings um mich sonnige Stille,
Kein Lüftchen regt sich im Raum —
Grüngoldene Waldidylle,
Du bist wie ein süßer Traum.

Wohl ist's, als hört' ich scharren
Mein Rößlein leis' im Stall,
Als rief's durch Laub und Farren
Wie ferner Trommeln Schall.

Doch nur die Käfer summen
In keuscher Einsamkeit,
Sie summen und verstummen —
O, schreite langsam, Zeit!

Clotilde von Schwartzkoppen

Narro!

Eine ergötzliche Hofgeschichte

von

August Sperl

I.

Man schrieb das Jahr 1580, und es war Sonnwendtag.

Aus der Tiefe unermeßlicher Forste wölbte sich zwischen schwarzgrünen Wipfeln hoher Tannen und hellgrün leuchtenden Kronen mächtiger Eichen und Buchen die kahle Kuppe des Hügels empor gleich einem Schädeldache.

Fern im Westen, über den langgestreckten Waldbergen, neigte sich die Sonne hinter zerrissenen Wolken ihrem Niedergange entgegen. Sie zog Wasser, und vor den düstern Schluchten hingen gigantische Schleier.

Gegen Mitternacht dehnte sich das bewohnte Land hinaus in verschwommene Weiten: smaragdgrüne Matten, flimmernde, lichtfunkelnde Felder, künstliche Weiher, anzuschauen wie grauglänzende Glastafeln, blinkende Dörfer und Märkte.

Und im Thale drunten, über dem vielgekrümmten Flüßlein, lag, umschlungen von ihrem Wassergraben, eingepfercht in ihre zackigen Ringmauern, zu Füßen des großen, uralten Schlosses die kleine Stadt, und ihre spitzigen Türmchen und hochgiebeligen Häuser reckten sich trotzig empor in die Abendluft.

Auf dem höchsten Punkte der Hügelkuppe schichteten höfisch gekleidete Knechte dürres Holz und Reisig zu einem niederen Stoße, und ein dicker Vogt gab ihnen Weisung. Abseits am Waldrande schmückten lachende Mägde eine gebräunte Holzschenke mit Kränzen und Laubgewinden, und in den Wipfeln und Kronen summte leise der Frühlingswind.

„So, der hat die richtige Höhe!" sagte der Vogt, trat ein paar Schritte zurück, nahm einen Anlauf und sprang schwerfällig über den Holzstoß. „Nicht zu hoch und nicht zu nieder, gerade recht," vollendete er schnaufend und wischte über sein rotes Gesicht.

Die Knechte stießen einander an und lachten verstohlen, die Mägde kicherten und guckten, und eine von ihnen rief schnippisch herüber: „Wenn Ihr den zwingt, Herr Florian, hernach kann der alt' Herr Hofmeister auch noch drüber hüpfen heut nacht, trotz Fußgicht und Blähhals!"

„Aber Hilde, da muß ich doch bitten, da taxiert man einen alten Soldaten zu gering! Ich spring' mit meinen fünfundvierzig Jahren noch jederzeit —"

„Ins Feuer, nit nur übers Feuer für 'n sauberes Mädel!" sagte einer von den Knechten und machte sich am Holzstoße zu schaffen.

„Du hältst dein Maul, Hannes!" befahl der Vogt.

„Ich hab' nit Euch gemeint, sondern mich, Herr Hofpfortner," sagte der andre trotzig.

„Mit meinen fünfundvierzig Jahren spring' ich noch —" wollte der Dicke vollenden.

„Uebers ganze Fürstentum von Oberhinternungenau bis Unternagebein, Herr Florian!" rief die Magd.

„Der richtige Katzensprung das!" lachte ein grauer Knecht.

Zornig wandte sich Florian: „So spöttlich reden geziemt sich einmal nicht, daß du's weißt, Zaches. Nicht für einen getreuen Unterthanen Seiner Fürstlichen Gnaden und erst recht nicht insonderheit für einen vom Hofgesinde, der Nahrung und Kleidung und Lohn aus der gnädigen Hand nimmt."

„Hab' nit spöttlich reden wollen, hab' nur gemeint, der Sprung wär' nit groß, und das wird wohl wahr sein!" verteidigte sich der Knecht. „Und Nahrung und Kleidung, ja, das bestreit' ich nit; aber mit dem Lohn —?" Er hielt inne und sah grinsend auf seine Mitknechte. „Mit dem Lohn —?" Er zog seine beiden Hosentaschen heraus und schüttelte sie heftig. „Mit dem Lohn, Herr Florian, da hapert's diemalen — oder könnt Ihr sagen, da klappert's immerdar, Herr Florian?"

„Ob du dein Maul hältst!" rief der alte Soldat. „Ist nun solch ein Schalksknecht und Sadducäer wohl auch wert, daß ihm Fürstliche Gnaden zuweilen in weiser, wohlmeinender, väterlicher Absicht die paar Groschen Lohn allergnädigst eigenhändig aufheben und sicher verwahren?"

„Na, aus der Bibel braucht mich der Herr Florian auch nit gleich zu schimpfen, dazu wird sie ja doch wohl nit vorhanden sein!" murmelte der Knecht und steckte die leeren Hosentaschen umständlich wieder in die Hosen zurück. „Und was das Aufheben anlangt, so möcht' ich das jezuweilen schon lieber eigenhändig selber besorgen, will mich aber beileibe nit versündigen an meiner hohen Obrigkeit und gnädigen Herrschaft."

Würdevoll wandte sich der Vogt und Hofpfortner ab und vollendete den Satz, in dem er stecken geblieben: „Noch wie 'n Junger von fünfundzwanzig Jahren spring' ich über den Scheiterhaufen zur Sonnwendzeit, hab' ich sagen wollen, Hilde. Aber wenn mir eine immer das Wort vorwegschnappt, gleich wie die Henne dem Hahn das Korn, hernach —"

„— ist — eben — die Henne — geschwinder — als der Gockel — oder — meint — Ihr — anders — Herr Florian — Abendschein?" sagte Hilde, die Magd, im langsamen, näselnden Tone des alten Soldaten, und die Mägde an der Schenke kreischten vor Vergnügen.

„Die kann sich alles 'rausnehmen, die! So wenn unsereiner käm', nur halb so frech!" brummte der graue Knecht vernehmlich.

„Maul halten!" gebot ihm der Hofpfortner mit Würde. „Weiß dieser und jener, ja, geschwinder, das sind sie auch in vielen Stücken, die Weiberleute, viel geschwinder als wir Mannsleute. — Aber nun vorwärts! Was steht ihr und gafft?" wandte er sich zu den Knechten. „Hurtig, hurtig! Das Grünzeug aufklauben, das Reisig aus dem Wege! Hurtig, immer hurtig! Wenn uns nur das Wetter keinen Streich spielt und der Regen das griechische Feuer nicht auslöscht, heut' abend!" Er wandte sich schwerfällig und betrachtete prüfend die Wolken. „Und das sag' ich euch, klappen muß die Geschichte, klappen wie rechts und links, wie Blitz und Knall —!" Er wandte sich abermals und blinzelte zärtlich nach der Magd: „Wie Blitz und Knall, und wie Schmätzlein und Küßlein!"

„'n alter Geck!" brummte der graue Knecht.

„Was?" schrie der Vogt.

„Alles ist weg," beeilte sich jener zu sagen.

Hilde, die Magd, aber rief: „Ei, Herr Florian, was wißt denn Ihr von Schmätzlein und Küßlein, Herr Florian?"

„Ich? Na, da ist eine aber doch sehr auf dem Holzweg, muß ich bitten! Da könnt' ich erzählen, wenn —" Er hielt inne und fuhr verlegen über seinen Mund. „Blitz und Knall, Hilde, Blitz und Knall, das muß ich doch wohl kennen aus meinen Feldzügen — oder nicht?"

„Ei, ei, Herr Florian!"

„Als ein altgedienter Soldat, Hildchen!"

„Ei, ei, ei, Herr Florian!"

Mit lauter Stimme rief der Hofpfortner in den Wald: „Ihr da drinnen, hört ihr? Habt ihr alles fein vorbereitet, daß der Schein des griechischen Feuers hierher fällt heute nacht und Seine Fürstliche Gnaden und die ganze gnädige Herrschaft anleuchtet mit himmlischem Glanze, kurzum, daß es klappt wie Blitz und Knall?"

„Fertig, Herr Florian!" kam die Antwort zurück, und ein paar Knechte traten aus dem Walde.

„Na, dann ist's recht," sagte der Hofpfortner und stellte sich mit gespreizten Beinen vor den Holzstoß. „So, nun geht!"

Murmelnd und kichernd und lachend schickte sich das Gesinde zum Heimweg an, und der Hofpfortner wartete, bis die ersten im Walde verschwunden waren, dann rief er befehlend: „Alle, nur die Hilde bleibt!"

„Und warum, Herr Florian?" fragte die Magd und wandte sich halb zurück.

„Weil ich's befehle!" entschied der Hofpfortner. „Alle ab, alle andern ab!"

„Befehle?" wiederholte die Magd schnippisch, während die andern mit Lachen gar im Walde verschwanden. „Ich hab' meine Arbeit gethan, und ich kann auch gehen."

„Kraft meines Amtes!" erklärte der Vogt und wollte es rauh hervorbringen. Aber es gelang ihm nicht. „Hilde!" sagte er zärtlich.

„Aber Florian!" murrte die Magd.

„Aber Hilde, merkt's eine denn nicht, warum ich mir eine zurückhalte?" Er kam mit verliebten Aeuglein näher.

„Aber Florian!" platzte Hilde, die Magd, los und streckte ihm die Fäuste entgegen. „Das kann doch jeder merken, der nit gerade auch vernagelt ist. Warum sollt's denn allein ich nit merken?"

„Na, Hilde," sagte der alte Soldat mit selbstgefälligem Lachen und strich den langen Bart, „diesmal hab' ich's aber doch fix gemacht? Diesmal hat's doch geklappt wie Blitz und Knall? Diesmal bin ich kraft meines Amtes fixer gewesen als die Henne, und das muß einer Gewissen doch gefallen haben — nicht?"

„Zugetappt seid Ihr, wie 'n alter Brummbär, Florian," greinte Hilde. „Und ins Gerede bringt Ihr mich, und bin ich denn nit ein ordentliches Ding, das was hält auf sich, und ist etwa einer, der mir Böses nachsagen kann — nu?"

„Aber Hilde," bat der alte Soldat und kam ganz nahe heran; „aber Hilde, so greine doch nicht! Was wir zwei miteinander haben, das kümmert keinen nichts. Aber greine doch nicht!" Und er wollte ihre Wange streicheln mit großer Zärtlichkeit.

Entrüstet wich die Magd zurück und funkelte ihn zornig an wie eine Katze: „Aber wir zwei beide haben doch gar nichts miteinander?"

„I was, Hilde, so sei doch nicht unklug!" begann der alte Soldat. „Schau mich an, ich bin 'n ehrlicher Kerl, kein junger Springinsfeld und Tausendsasa, hab' ehrliche Absichten, hab' 'n gut Stück Leben hinter mir —"

„Jawohl, das klappt alles wie Küßlein und Schmätzlein," murrte die Magd und stemmte die Arme in die Seiten. „Weiß alles, bin nit so dumm, wie Ihr ausseht!"

„Ach was, das hab' ich ja doch nur gleichnisweise gesprochen!" brummte der alte Soldat.

„Nimmt jeder, was ihm zum Gleichnis am gätlichsten liegt, Florian!"

„Nu ja denn, Hilde, das wäre mir freilich sehr gätlich gelegen," schmunzelte der Hofpfortner. „Wenn ich's nur auch nehmen dürfte vom Fleck weg!" Und er versuchte, den Arm um sie zu legen.

Die Magd schlug ihn auf die Hand, daß es klatschte: „Ich bin aber keine von denen, die sich vom Fleck lassen wegnehmen und sich wegwerfen an den nächstbesten Schnauzbart."

„Aber Hilde," sagte der Freier gutmütig, „was läßt mich denn eine zappeln wie der Bub' den Maikäfer am Schnürlein? Ich bin 'n ehrlicher Kerl, ich bin 'n alter Soldat, und also

vorwärts drauf! Hilde, will mich nun eine Gewisse haben mit Leib und Seel', mit Haut und Haaren? Zum ersten — zum zweiten und zum dritten und letzten Male?"

„Ei, was thut denn so 'n fürstlicher Hofpfortner und Vogt mit einem Weib?"

„Was? Na, das thät sich dann schon finden im zweiten Teil. Was halt Seine Fürstliche Gnaden mit unserm gnädigen Hannele auch, da sind wir alle gleich, Hildchen, hoch und nieder, arm und reich. Was denn? Ei, halt gern haben — was sonst? Schlag ein, Hilde! Das müßt' ja klappen wie Blitz und Knall, die Hilde und der Florian!"

„Ihr wißt recht wohl, was ich meine," sagte die Magd nachdenklich. „Ein fürstlicher Hofpfortner und Vogt hat ja selber kaum Platz in seinem engen Stüblein, Herr Florian!"

„Muß aber nicht immer bleiben in dem engen Stüblein, Hilde," meinte der alte Soldat mit pfiffigem Lächeln.

„Wie habt Ihr gesagt?"

„Na, könnt's nicht sein, Hilde, daß Fürstliche Gnaden dem Florian Abendschein auf den Herbst oder Winter die Försterei in der Wiesenau versprochen haben?" sagte der Vogt und kam vertraulich näher.

„Mit dem schönen Försterhaus?" rief Hilde, und ihre Augen funkelten.

„Samt funfzehn Morgen Feld, fünf Schaff Korn und andern Emolumenten," bemerkte der Freier selbstgefällig.

Hilde trat nun ein wenig näher, zupfte an ihrem Schürzenbändel und schlug zärtlich die Augen auf: „Wenn ich, wenn ich mich aber, Herr Florian, wenn ich mich nun aber fürchten thäte vor, vor des Herrn Försters großem Barte?"

„Ei, Hildchen, dann wird er eben abgenommen vom Meister Kinnfraß," sagte der alte Soldat und strich aufgeregt über seinen langen Bart.

„Ach nein, Herr Förster," schmeichelte Hilde und kam noch näher, schlug die Augen nieder, strich ihr Kleid zurecht, seufzte herzbeweglich und flüsterte: „Ach nein, Herr Förster, beileibe nicht, der steht Euch doch so gut, der schöne Bart!"

„Und er gefällt dir, Hildchen? Ei, das klappt ja wie Blitz und Knall!" rief der Vogt.

„Und —" Hilde that sehr verlegen, kam aber noch ein wenig näher; „und wie — Küßlein und Schmätzlein, Herr Förster!" vollendete sie tief aufatmend und hob die Aeuglein schalkhaft zu ihm.

„Hilde!" schrie der alte Soldat und breitete die Arme aus.

Aber wie ein Kobold entwand sich ihm die Magd und sprang zurück. „Nein, nein, nein, Herr Florian!" Sie sah ihn zärtlich an, warf ihm eine Kußhand zu und sagte neckisch: „Alles in Ehren, Herr Florian!"

„Nun denn, ein Küßlein in Ehren!" bettelte der alte Soldat.

„Ei, so fangt mich eben, Herr Förster!" lockte die Magd und eilte leichtfüßig zu Thale.

Und keuchend sprang der dicke Florian Abendschein hinter ihr her über Gras und Kraut, über Stock und Stein. „Aber so warte doch ein wenig, Hilde — Hilde —!"

*

Tiefer sank die Sonne. In majestätischer Stille lag das weite Land. Nur eine Wildtaube gurrte, nur ein paar Amseln schluchzten im abendlichen Walde.

Auf der Kuppe des Hügels ging ein festlich gekleideter Paggio hin und her, murmelnd und mit den Armen agierend, und es tönte in abgerissenen Sätzen:

‚Huldin, fürstliche Frau, dir liegen die Völker zu Füßen
— — —
Dir liegen die Völker zu Füßen —
— — —
Zu Füßen — —!'

Der Paggio blieb stehen, zog ein Stücklein Papier aus dem Wamse und blickte darauf:

‚Huldin, fürstliche Frau, dir liegen die Völker zu Füßen
Gleich der dürstenden Saat, welche im Winde sich wiegt.
Oben pranget in Pracht die Sonne am Himmelsgewölbe,
Jedem nicket sie zu, ach — und die Sonne bist du!

‚Es ist bloß der zweite Vers, der mir nicht in den Kopf will, das andre geht dann wie am Schnürchen,' murmelte der Knabe. Und innig wiederholte er:

‚Jedem nicket sie zu, ach — und die Sonne bist du!

‚In diesem Pentameter habe ich doch alles niedergelegt, was mich im Herzen bewegt,' seufzte er. ‚Niedergelegt — Herzen bewegt? Ei, das ist ja ein Reim, Friedrich, ein tadelloser Reim. Den mußt du dir merken! — Jedem nicket sie zu — jedem. Ach, das ist's ja eben! — Und doch, und doch: sie muß es ja längst ahnen, daß sie meine Huldgöttin ist, und fühlt es sicher wonnig weh im Herzen; aber sie getraut sich's nicht zu zeigen vor ihren Völkern.'

Zornig ballte er die kleine Hand gegen das Schloß im Thale:

‚Weh ihm, dem grimmen Drachen,
Der sie bei Tag und Nacht
Mit neidgeschwollnem Lachen
In seinem Horst bewacht!'

Dann aber wandte er sich ab, die hellen Thränen liefen ihm über die roten Wänglein, und er seufzte herzbeweglich: ‚Ach, das ist ja das Tragödische, daß ich den hassen muß, der mich armes Waisenkind kleidet und nährt und lernen läßt — o du finsteres Schicksal!' Und bitterlich weinend begann er aufs neue stoßweise:

‚Huldin, fürstliche Frau, dir liegen die Völker zu Füßen
Gleich der dürstenden Saat, welche im Winde sich wiegt.

‚Jetzt hab' ich's ganz fest inne,' murmelte er. ‚Ich denke, es ist am besten, ich lege mich noch ein wenig hinter die Eiche dort und weine mich gar satt, bis sie kommen!'

Und langsam ging er an den Saum des Waldes, warf sich ins Moos und vergrub den Kopf in den Armen.

*

Tiefer neigte sich die Sonne. In majestätischer Stille dehnte sich das weite Land. Und in das Gurren der Wildtaube und in das Schluchzen der Amseln mischte sich das leise Weinen des unglücklichen Paggio. Aber es währte nicht lange, dann hatte er sich sachte in den Schlaf geweint, hinter der dicken Eiche im Moose.

Die Wolken verzogen sich allgemach, und am klaren Himmel sank die Sonne gegen die Berge.

Zwei Männer kamen aus dem Walde empor auf die Kuppe. Kohlschwarz gekleidet war der eine, und leise knisterte und rauschte bei jedem seiner Schritte die Seide auf seinem Leibe. Der hohe, hagere Geselle hatte ein gelbes, kahl rasiertes Gesicht; nur ein kleines, kohlschwarzes Mücklein starrte unter seiner Lippe. Auf dem Haupte trug er ein schwarzes Barett, von dem drei schwarze Straußfedern nickten. Die schwarzen Federn staken in einem goldenen Köcherlein; am Wamse hinunter funkelten große goldene Knöpfe.

Der andre war ein unruhiger, kleiner Kerl in höfischer Kleidung.

„Also hier ist die Bühne, auf der die Komödie gespielt werden soll, Imbricius?" fragte der Hagere und musterte mit einem geschwinden Blicke den Holzstoß, die Schenke und den ganzen weiten Platz.

„Hier versammelt sich bei anbrechender Dunkelheit der Hof, nach altem Brauche mit der Bürgerschaft das Sonnwendfeuer abzubrennen," kam die Antwort zurück.

Der Hagere wandte sich nach dem Walde und ließ einen schwachen Pfiff ertönen.

Sogleich knackten die dürren Zweige, und es erschien einer, auch ganz in Schwarz gekleidet, nur mit brennroten Knöpfen am Wamse und mit brennroten Federn auf dem Barette. Der trug ein Kistchen unterm Arme.

Schweigend wies der Hagere auf den Stamm einer mächtigen Fichte. Eilig lief der andre mit seinem Kistchen hinter den Baum.

„Und er liebt es, wenn man ihm schmeichelt?" wandte sich der Hagere zu dem Höfischen.

„Den Buckel läuft mir's kalt hinunter, bedenke ich, was für mich auf dem Spiele steht!" flüsterte dieser und schüttelte sich.

„Auf das, was Ihr etwa denkt oder nicht denkt, kommt bei dem Handel überhaupt das Geringste an," sagte der Schwarze mit überlegenem Lächeln. „Eure Denkarbeit könnte in den nächsten Monaten Müllers Esel so nebenher besorgen, das merkt Euch! Hat mich nun der fürstliche Schreiber Imbricius endlich verstanden?"

„Und wenn ich nun aber nicht weiter mitgehen will?" murmelte der andre störrisch. „Wenn ich nun hintrete und warne meinen gnädigen Herrn, bitte ihn, Fürstliche Gnaden mögen sich hüten, es geht etwas vor, es schleicht etwas im Finstern, was, weiß ich nicht, aber Fürstliche Gnaden wollen sich hüten! Wie dann?"

Der Hagere schwieg und blickte angelegentlich in die sinkende Sonne.

Trotzig fuhr der andre fort: „Ja, das werde ich thun, ich werde warnen. Ich werde ihm erzählen von dem unheimlichen Schwarzen —"

Der Gegner lachte leise und sah dem Schreiber ins Gesicht. Dann wandte er sich wieder ab und blickte in die sinkende Sonne.

„— von dem unheimlichen Schwarzen, der gestern auf einmal vor mir gestanden ist in meiner Behausung zu nachtschlafender Zeit, als wäre er aus der Erde gewachsen. Erzählen, daß ich ihm Gelegenheit verschaffen sollte, an den fürstlichen Hof zu kommen, und wer weiß, was noch, — warnen, Fürstliche Gnaden wollen sich hüten, so wahr ich's treu meine mit dem fürstlichen Hause!"

Der Hagere lachte kurz auf: „Dorthin auch noch, an die Buche, aber gehörig verteilen!" rief er seinem Diener zu. „So wahr ich's treu meine, Schreiberlein?" wandte er sich an seinen Begleiter und klopfte ihn auf die Schulter. „Wißt Ihr was? Ich bedarf Euer nun gar nicht. Zum Fürsten komme ich auch ohne Euch. Aber dann werde ich, der Graf von Santaporta, ihm bei Gelegenheit etwas mitteilen: Fürstliche Gnaden, es ist mir doch seltsam gewesen, wie sich Euer Diener verfärbte, als ich ihm einen Gruß vom regierenden Bürgermeister einer gewissen Reichsstadt, nicht weit von hier gelegen —"

„Ist kein Wunder," fiel ihm der Kleine zornig in die Rede, „kein Wunder, wo wir doch fortwährend im Prozesse liegen mit besagter Reichsstadt, und nun läßt mich der Regierende grüßen! Weiß wirklich nicht, wie ich zu der Ehre komme!"

„So, das wißt Ihr nicht?" fragte der Schwarze spöttisch. „Nun, ich denke mir, vielleicht hat der regierende Bürgermeister irgend einmal ein besonderes Wohlgefallen an Eurer reckenhaften Gestalt gewonnen!" Die stechenden Augen musterten das dürre Schreiberlein, und es erklang ein leises Lachen. „Will Euch vielleicht anwerben!"

„Spart Euern —, ich habe den Regierenden noch mit keinem Auge gesehen!" rief Imbricius.

„Und dann," fuhr der andre fort, „werde ich, der Graf von Santaporta, des weiteren warnen: Fürstliche Gnaden, obwohl der Regierende Euern Schreiber noch mit keinem Auge gesehen, hat er ihn doch aufs beste grüßen lassen durch mich."

„In der That, ich weiß nicht, was Ihr wollt!" rief der Schreiber mit verzerrtem Gesichte.

„Und dann werde ich sagen: Fürstliche Gnaden, er ist ein Ehrenmann, Euer Schreiber, doch er hat einen Fehler, er leidet an Gedächtnisschwäche. Merkwürdig ist mir nur, daß er trotzdem nicht vergessen hat, am nächsten Abende zu mir auf den Berg zu kommen —"

„Aus purer Gefälligkeit!" rief der Kleine.

„— auf einen Pfiff, wie ein Hündlein, Fürstliche Gnaden!" fuhr der Schwarze fort. „Aber eines rate ich, Fürstliche Gnaden, in Anbetracht der großen Gedächtnisschwäche besagten Schreibers, verwahrt das Eurige bei Tag und Nacht, er könnte am Ende einmal vergessen, was sein ist und was Eurer Fürstlichen Gnaden!"

„Herr!" fuhr der Kleine auf, und seine Stimme überschlug sich. „Herr, glaubt Ihr, ein Hergelaufener vermöchte unsereinen bei Seiner Fürstlichen Gnaden nur so im Handumdrehen anzuschwärzen?"

Wohlwollend legte der Graf seine Rechte auf die Schulter des Schreibers: „Ein Hergelaufener? Ich bin der Graf von Santaporta! Soll ich Euch vielleicht diesen Namen durch meinen Diener auf den Buckel schreiben lassen um Sonnwend?"

„Ein Hergelaufener, der sich, wer weiß, mit welchem Rechte, Graf von Santaporta nennt!" rief der Schreiber und riß sich los.

„Und wenn nun dieser Graf von Santaporta sagt: Fürstliche Gnaden, Ordnung ist vonnöten in städtischen Angelegenheiten, der Regierende aber hat Eures Schreibers Quittung über die zweihundert Goldgulden zurzeit verlegt — befehlet ihm, daß er eine neue ausstelle!"

Imbricius war zusammengezuckt: „Seid Ihr der Leibhaftige?"

„Vielleicht," murmelte der Schwarze und kreuzte die Arme. „Und wenn dann der Graf von Santaporta oder der Leibhaftige — Euch kann's ja gleich sein, wer — wenn nun einer von diesen weiter sagt: Fürstliche Gnaden, zählt Eure Dokumente, und wenn Euch vielleicht eine alte Urkunde fehlen sollte —"

Imbricius stürzte auf die Kniee, hob die Hände auf und wimmerte: „Gnade!"

„— wenn Euch vielleicht eine Urkunde fehlen sollte, viel schöne Grüße vom regierenden Bürgermeister, und er hat eine Abschrift!" vollendete der Schwarze.

„Gnade!" wimmerte der Schreiber.

„Dummer Kerl!" brummte der Graf und versetzte ihm einen Stoß mit der Stiefelspitze. „Steht auf! Was — Gnade?"

Zitternd erhob sich der Schreiber und wischte an seinen Beinkleidern.

„Ich pflege mir meine Rösser zuzureiten, Wertester, sonst nichts," sagte der Graf verächtlich. „Das ist Euch nun wohl klar — oder nicht?"

„Ja!" stieß Imbricius hervor.

„Recht, mein Sohn! Und merket Euch: für meine Person ist es mir ganz gleichgültig, daß Euer Herr auf Grund jener verschwundenen Urkunde den Erbprozeß gewinnen müßte, so gleichgültig, als hätte ich ein paar Geviertmeilen Landes auf dem Monde zu beanspruchen. Ganz gleichgültig — solang das Rößlein gehorcht!"

„Macht, was Ihr wollt, mit mir!" murmelte der Schreiber. „Doch laßt mich nun nicht lange zappeln, macht's kurz! Was ist Euer Begehr?"

„Das wird sich finden — eines nach dem andern, mein Sohn! Nebenbei bemerkt, unglaublich dumm, wenn einer nur die halbe Arbeit liefert — eine Abschrift, wo man das Original in Händen hatte!"

„Das ist meine Sache gewesen," bemerkte Imbricius mit einem scheuen Blick auf das gelbe Gesicht.

„Eure Sache? Nun, auch das wird sich finden, mein Sohn," kam die spöttische Antwort zurück. „Aber die Zeit ist kostbar. Er hält also etwas auf Schmeichelei?"

Finster blickte Imbricius vor sich hin. Stoßweise gab er Bescheid: „Ist sie zugegen, dann seid sparsam und hütet Euch. Sie hat scharfe Augen. Habt Ihr ihn aber allein, dann je kräftiger, desto besser! Und wenn man tagtäglich einen Salbentopf über ihn ausschüttet, so ist sein Bedarf noch nicht zur Hälfte gedeckt."

„Und er traut diesen Augen?"

„Wie seinen eignen. Es sind aber noch zwei andre Augen vorhanden, und ich würde Euch warnen, hütet Euch vor diesen wie vor jenen, wenn nicht —"

„Nun, wenn nicht —?"

„Des Fürsten Schwester —"

„Die Prinzessin Ulrike!" unterbrach der Graf den Schreiber nachlässig.

„Wenn Ihr ohnedies alles wißt!" rief Imbricius mit emporflackerndem Trotze.

„Weiter!" befahl der Graf drohend.

„Ja, ich meine die Prinzessin Ulrike," fuhr der Schreiber widerwillig fort; „doch haben diese Augen zurzeit nicht viel zu bedeuten bei Hofe; denn sie sind etwas angetrübt."

„Warum?"

„In kurzem — aber mir ist, als wäre ich eine Zitrone, und Ihr preßtet mich aus!"

„Haltet Euch meinetwegen für einen nassen Waschlappen, aber macht vorwärts!" drängte der Graf.

„In kurzem: der drittgeborene Prinz eines Landes — nun, irgend eines Landes weit von hier — das ist Amtsgeheimnis —"

Der Graf lachte laut auf.

„Dieser Prinz hat vor etlichen Monaten um die Schwester Seiner Fürstlichen Gnaden, die Prinzessin Ulrike, angehalten. Man erzählt sich, die beiden hätten einander an einem dritten Hofe kennen gelernt —"

„Und der Fürst hat seine Zustimmung verweigert," unterbrach ihn der Graf.

„Ihr wißt?" fragte Imbricius.

„Gewiß," sagte der Graf nachlässig. „Aber warum — das ist mir soeben entfallen."

„Nichts könnt Ihr wissen von der ganzen Geschichte!" platzte der Schreiber halb zornig, halb ängstlich heraus. „Des Prinzen Frau Großmutter oder Urgroßmutter oder was weiß ich, ist nur von gemeinem Adel gewesen, und deswegen verweigert der Fürst seine Zustimmung."

„Und wie leben die Schwägerinnen miteinander?" inquirierte der Graf.

„Wie zwei Schwestern."

„Das besagt viel und wenig in einem Worte," meinte der Graf.

Von der Waldschenke her kam der Diener: „Sein alles fertig, wird brinnen, daß es Fraid sein, da, dort, hoben Herrschaften noch nie gesehen solches Feuer sein Lebtag!"

„Ich denke, wir machen uns auf den Weg!"


E SHIP



Für die Schiffbrüchigen
Nach dem Gemälde von G. E. Robertson

mahnte der Schreiber ängstlich. „Die Sonne ist drunten, es dämmert, Herr Graf."

„Also vorwärts!" befahl Santaporta. „Vorwärts!" wiederholte er ungeduldig, als Imbricius doch noch einen Augenblick vorn am Rande der Kuppe stehen blieb. „Was gafft Ihr denn?"

Langsam wandte sich der Schreiber ab: „Je nun, den Galgen drüben auf dem Hügel hinter der Stadt hab' ich mir angesehen, Herr — Graf!"

„Der steht mir gut!" antwortete dieser, und die drei verschwanden im dunkeln Walde.

Aus dem weichen Moose hinter dem dicken Eichenstamme erhob sich der Paggio und trat heraus ins Freie.

‚Aber was war denn nun das?' fragte er halblaut und rieb seine Aeuglein. ‚Hätte ich's nicht ganz genau gehört, ich dächte, es habe mir nur geträumt. Puh, das garstige, gelbe Gesicht! Und warum der Schreiber nur auf einmal zu Boden gesunken ist und — ich hab's doch gehört — um Gnade gebeten hat?'

Er sann ein wenig. Dann ballte er die Händchen und rief: ‚Oder wollen sie vielleicht heute abend eine Komödie spielen, mein Carmen auszustechen, und haben hier eine Probe abgehalten? Zweihundert Goldgulden — Urkunde —?

‚Ach was,' murmelte er ärgerlich, ‚daß nur meine Verse glatt fließen! Was kümmert mich der Schreiber!'

Und hastig zog er die Rolle aus seinem Kleide und begann mit lauter Stimme:

‚Huldin, fürstliche Frau, dir liegen die Völker zu Füßen —'

und freundlich guckte der Mond über die Wipfel der Tannen und Eichen auf den deklamierenden Paggio.

Da traten aus dem finstern Walde zwei Gestalten, ein Mann und ein Weib, und wollten an der Schenke vorüber auf die Plattform des Berges empor. Doch als sie den deklamierenden Knaben im Mondlichte erblickten, griff das Weib nach der Hand des Mannes und zog ihn zurück in den Schatten. „Der Paggio!" raunte sie ärgerlich.

„Warte, Schatz, den werden wir gleich aus dem Wege haben!" sagte der Mann und ging mit langen Schritten ins Freie.

„Heda, was treibst du denn? Heulst du den Mond an?"

„Ach, Ihr seid es, Junker?" sagte der Knabe mit Zurückhaltung. „Ich bereite mich auf das Fest vor. Ich begrüße ja doch, wie sich's gebührt, Ihre Fürstliche Gnaden heute abend mit einem Carmen! Wer denn sonst?" fügte er mit Stolz hinzu.

„Na dann los — hören lassen!" sagte der Hofjunker.

„Ihr wolltet mein Carmen hören?" fragte der Paggio mit entschiedenem Mißtrauen. „Wirklich?"

„Und ob!" drängte der Junker. „Aber geschwinde, 's ist nimmer viel Zeit übrig, ehe sie kommen!"

„Gewiß, gewiß!" rief nun der Paggio eifrig. „Wir Sänger, müßt Ihr wissen, wir Sänger recitieren unsre Carmina so gerne vor kunstverständigen Ohren. Wenn ich nur wüßte, ob Ihr in der That auch kunstverständige Ohren habt?" fügte er mißtrauisch hinzu.

„Na und ob — aber vorwärts!"

Und mit lauter Stimme begann der Knabe:

„Huldin, fürstliche Frau —"

Als er aber den Vers geschrieen hatte:

„Jedem nicket sie zu, ach, und die Sunne bist du!"

brach der Junker in schallendes Gelächter aus.

Mit bebenden Lippen fragte der Paggio: „Ist vielleicht etwas nicht richtig im Versmaß, weil Ihr den Strom meiner Poesie so unsanft hemmet?"

„Jedem nicket sie zu —!" lachte der Junker und kam nahe heran. „Ja, sag, hast du denn die Sunne schon einmal mit dem Kopfe wackeln sehen, mein Junge?"

„Das ist licentia poetica!" erklärte der Sänger mit Selbstbewußtsein. „Das versteht Ihr nicht!"

„Ei, dann möchte ich dir raten, Junge, bring auch noch den Mond unter in deinem Carmen, wie er sich mit beiden Pratzen auf den dicken Bauch schlägt, und die Sternlein, wie sie Purzelbäume schlagen vor Verehrung! Und stelle dich so, daß der Strom deiner Verse gleich den Berg hinunterlaufen kann heut' abend. Es wäre mir angst und bang um unsre fürstlichen Herrschaften, wenn die am Ende weggeschwemmt würden von dem — Wasserfalle, mein lieber Paggio, Tollpaggio!"

Bleich, mit zornigen, thränengefüllten Augen kam der kleine Sänger heran und rief mit halberstickter Stimme: „O, daß ich keinen Degen habe! Wie notwendig wär's jetzt, Euch zu züchtigen auf der Stelle! Aber wartet — Ihr habt mich nicht ungestraft gehöhnt!"

„Kalt Blut, Bübchen, reg dich nicht auf und schone vor allem dein Stimmlein, daß du nicht heut' abend krächzen mußt wie ein junger Rabe!" spottete der andre. „Aber hast du nicht mehr Lust, mir das Carmen gar anzuvertrauen?"

„O — Ihr — Ihr — Ihr!" Der Paggio brach in Schluchzen aus, wandte sich und stürzte mit fliegenden Haaren den Weg hinunter zu Thale.

„Aber Griffo, du hast das arme Kerlchen doch arg unsanft behandelt!" sagte das Weib und trat aus dem Schatten ins Mondlicht.

„I, das bring' ich schon wieder zurecht," meinte der Hofjunker und zog das Weib an sich. „Was muß auch der Guck-in-die-Luft gerade jetzt da herumstorchen, wo wir uns mit knapper Not ein paar Augenblicke weggestohlen haben von den andern? — Ach, Wiltrud, wie ist mir das Herze so schwer! Wie sind uns doch die Wege verrammelt, kann gar nicht sehen, wo's hinaus will! Wenn du mir nur auch treu bleibst, jetzt, wo alles ganz anders gekommen ist!"

„Aber Griffo!" sagte sie und schlang die Arme leidenschaftlich um seinen Hals und küßte

ihn. „Hab' ich dir's denn nicht gelobt im Herbste, da auf dieser Stelle — hast du's denn rein vergessen?"

„Ach, Wiltrud, das hab' ich freilich nicht vergessen — aber es ist ja doch seither alles anders gekommen!"

„Du meinst, weil der Fürst den dummen Wald verlieren wird vorm kaiserlichen Hofgericht, Griffo?"

„Jawohl, hat sich was — dummer Wald!" murrte der Junker. „Vierzigtausend Morgen schönster Eichenwaldung an die Pfeffersäcke verlieren, und das nur, weil im letzten Augenblick die alte Urkunde verschwunden war! Und im Herbst bin ich Forstmeister in optima spe gewesen über die Hälfte dieses Waldes — und jetzt? Na, ich bin ja sogar inzwischen ernannter und wohlbestallter Forstmeister geworden, aber ein Forstmeister ohne Wald, ein Lohgerber ohne Felle, ein Reiter ohne Pferd, ein Bischof in partibus infidelium!" Er lachte bitter auf.

„Die dumme Urkunde!" seufzte sie.

„Die Urkunde ist eine Kaiserurkunde und wäre an und für sich ebensowenig dumm wie der Wald, Liebste, nur müßte man beide haben," sagte er.

„O, vielleicht findet sie sich doch noch unverhofft, Griffo! Das Gute muß ja siegen!" Sie machte ein verzücktes Gesicht.

Heftig schüttelte er den Lockenkopf: „Nein! Wenn sie nicht in ein Mausloch geschlüpft ist, im Archiv haben wir alles und jedes umgewendet, der Kanzler und ich. Die wahre Treibjagd ist's gewesen, und Staub haben wir geschluckt, ach, du hast ja gar keinen Begriff davon, was es heißt, nach solch einem Stück Pergament zu jagen, wollt' sagen zu suchen!" Er schüttelte sich, als steckte ihm der Staub des fürstlichen Archivs noch immer in Nase und Schlund.

„Und sie war im Herbste gewiß noch vorhanden, diese Urkunde?"

„Im Herbste? Vor drei Monaten habe ich sie selbst noch in diesen meinen Händen gehalten, Wiltrud!"

„Ja, da war doch der Prozeß schon längst anhängig?" fragte sie.

„Sollte ja unser letzter Trumpf sein, die Urkunde, Liebchen! Und da sie endlich vorgelegt werden mußte, war sie verschwunden."

„Hat man denn keinen Verdacht, Griffo?"

„Verdacht? Je nun!" Er zuckte mit den Achseln. „Da ist der Imbricius, ein goldtreuer Mensch, vor dem jeder Verdacht Halt machen muß. Da ist der Kanzler —" Herr Griffo lachte. „Na, der gute, alte Kanzler hat sie natürlich nicht gestohlen! Aber Ordnung ist keine gewesen, es hatten je und je auch noch andre Leute Zutritt. Jetzt freilich, wo die Kuh aus dem Stall ist, hat Fürstliche Gnaden eine scharfe Ordnung verfügt, darf nur noch der Kanzler das Gewölbe betreten."

„Und also ist der Waldprozeß ganz und gar verloren?" fragte sie seufzend.

„Mit der Urkunde war er gewonnen, ohne die Urkunde müssen wir ihn verlieren über kurz oder lang, Wiltrud."

„Und sag, so 'n Stück altes Pergament, so 'n altes, gelbes, häßliches, sag, das soll uns das Leben verbittern, Griffo?"

„Ja, das Leben!" Er lachte grimmig. „Weißt du, Liebste, da giebt's nun verschiedene Leben: Bauernleben, Bürgerleben, Pfaffenleben und Junkerleben. Aber ein Hundeleben müßt's werden, wollt' einer auf einen leeren Geldbeutel, einen alten Namen, einen Klepper, der dem gnädigen Herrn gehört, eine Schlafkammer im fürstlichen Schlosse und einen Stuhl an der Junkertafel ein Edelmannsleben zu zweien begründen."

„Und die Liebe?" fragte sie zärtlich.

„O du goldiger Schatz!" rief er und preßte sie ans Herz. „Aber haben sie denn nicht auch dir in der Schule gelehrt, daß zweimal nichts wieder nichts giebt? Oder meinst du, wenn das eine Nichts ein armer Hofjunker und das andre Nichts eine arme Hofjungfer ist, und die multiplizieren sich, dann kommt ihnen zu Gefallen mal was andres heraus, als —" Er hielt inne und lachte vor sich hin: „Meinetwegen ein halbes oder ein ganzes Dutzend – weitere Nichtserlein, einerlei, ob sie nun in Röcklein oder Höslein herumlaufen?"

„Ach, wer wird so abscheulich reden!" rief sie entsetzt und hielt ihm den Mund zu. „An so was denkt ja doch mein Herz nicht!"

„Um so mehr das meine," brummte er zwischen ihren Fingerlein hervor. „Aber komm, laß uns wenigstens einander satt küssen, ehe wir wieder die Dienstgesichter aufstecken müssen!"

Und er zog sie aufs neue an sich und küßte den schmollenden Mund. —

„Ein Liebespaar, welch freundlicher Anblick!" ertönte eine scharfe Stimme. Und als der Hofjunker und seine Braut auseinanderfuhren, er zornig und sie geschämig, wie sich's geziemte, da trat aus dem finstern Walde ein höckeriger Geselle in der doppelfarbigen Kleidung eines Narren heraus ins Mondlicht.

„Pack dich, oder ich packe dich am Kragen und werf' dich den Berg hinunter, wo er am steilsten ist!" rief der Junker und kam drohend heran.

Aber der Narr kreuzte gelassen seine Arme und sprach mit ganz veränderter Stimme, fast feierlich: „Weite Länder, Ströme und Berge trennen uns vom Lande Italia, Herr Griffo, und eine lange Zeit!"

Der Junker stutzte und trat zurück, der Narr aber fuhr fort: „Und es war eine enge Gasse, und da stand einer und schlug die Laute — liebes Jüngferlein, erlaubt Ihr mir, daß ich den Junker einen Augenblick allein spreche?"

„Geh, Wiltrud — oder besser, warte hier, ich weiß nicht, was der närrische Mensch will!" raunte nun der Junker hastig, und Wiltrud zog sich in den Schatten der Schenke zurück.

„Und ich sehe, wie sie ihn meuchlings überfallen, zu Boden schlagen —" murmelte der Narr,

trat noch ein paar Schritte vor, richtete sich gerade auf, schob die Narrenkappe zurück, daß die hohe Stirn frei wurde, legte bedeutungsvoll den Finger auf die Lippen und wandte das Antlitz, daß das Mondlicht darauf fiel.

Erschrocken stammelte der Junker: „Ihr, Eure —?“

„Ein landfahrender Narr, nichts weiter!“ fuhr ihm der Verwachsene herrisch dazwischen. „Habt Ihr verstanden?“ Und dabei zog er die Gugel wieder tief ins Gesicht, bis herab auf die starkgebogene Nase, und unten empor übers Kinn.

„Verstanden?“ sagte der Junker. „Gehört, Eure —!“

„Narro!“ unterbrach ihn der Unbekannte scharf.

„Gehört, ja! Verstanden? Nein!“ sagte Herr Grisso ehrerbietig.

Der Verwachsene raunte: „Und bin ich zu erkennen? Ist überhaupt jemand am Hofe, der mich früher schon gesehen hat?“

„Außer der einen — niemand, Narro,“ brachte der Junker mit Anstrengung hervor. „Aber allerdings, ob Euch die eine nicht am Ende trotz Gugel und trotz —“ Er mußte lachen.

„Hört, Junker, Ihr verwundert mich! Du sollst dich nicht lustig machen über deines Nächsten Gebrechen, und wenn's ein Höcker wäre!“ sagte der Verwachsene mit feierlichem Ernste.

„Entschuldiget, es ist aber auch zu spaßhaft!“ stieß der andre heraus.

„Spaßhaft? Höret, Ihr Spötter, laufet Ihr einmal mit solchem Erkerlein durchs Leben, da wird Euch das Lachen vergehen!“ rief der Kleine, drehte sich etlichemal wie ein Kreisel auf dem Absatze und raunte dann: „Ihr glaubt, sie würde mich erkennen — wirklich?“

Der Junker nickte.

„Nun, dann wißt Ihr was? Dann sollt Ihr's der Prinzessin sagen — gleich, so bald als möglich!“ flüsterte der Verwachsene. „Das ist der nächste Dienst, den ich von Euch verlange. Und daß Ihr's wißt — heut' abend bin ich auch dabei!“

„Zeit meines Lebens bin ich Euer Schuldner seit jener Mordnacht,“ antwortete der Junker. „Befehlet und —“ Er verneigte sich tief. Dann aber raunte er verzweiflungsvoll: „Nur eines — was wollt Ihr denn hier?“

„Was ich will?“ sagte der Verwachsene mit Lachen. „Was ich will? Ja, wann fragt denn das Schicksal danach, was einer will? Drum stehe ich und warte, was das Schicksal will mit mir. Dann aber zur rechten Zeit, ja, dann will ich und greife zu!“

„Und was Ihr wollt, das setzt Ihr durch,“ murmelte der Junker.

„Werden's ja sehen!“ sagte der Narr und kreuzte die Arme. „Aber nun geht, sonst könnte es ungeduldig werden, Euer Liebchen!“

„Meine Braut!“ Der Junker verneigte sich höfisch.

„Vergebt, Eure Braut!“ sagte der Narr.

*

Nacht war's. Pfeifer und Geiger spielten fröhliche Weisen, durch das qualmende Sonnwendfeuer sprangen jauchzende Paare, auf allen Höhen weit hinaus im dämmerigen Lande glühten die brennenden Holzstöße. Kein Lufthauch bewegte die Baumwipfel des Hügels.

Abseits vom gemeinen Volke, am Saume des Waldes, im weiten Halbkreise umstanden vom Hofe und von den Vornehmsten des Städtleins, saß auf bequemen Faltstühlen die fürstliche Herrschaft und ergötzte sich am Anblicke des bunten Bildes: Seine Fürstliche Gnaden der regierende Landesvater Stanislaus der Zweiunddreißigste, ihm zur Rechten Ihre Fürstliche Gnaden die Frau Landesmutter und ihm zur Linken seine Schwester, Prinzessin Ulrike.

„Darf ich,“ flüsterte der alte Hofmeister hinter dem Stuhle seines Herrn, „darf ich vor Eure Fürstliche Gnaden die unterthänigste Frage bringen, haben die diesjährigen Veranstaltungen dieses althergebrachten Volksfestes Hochdero Beifall sich zu erfreuen?“

Mit einer gewissen Anstrengung wandte der junge Landesvater seine Wohlbeleibtheit ein wenig zurück, nickte herablassend und gnädig mit dem breiten, gutmütigen, rötlich angelaufenen Gesichte zu dem eisgrauen Manne empor und wollte eben die Lippen öffnen. Doch rasch wandte sich die Landesmutter zurück: „O, es gefällt uns vorzüglich, lieber Windewendeleben, und mich dünkt, wir haben selten solch schöne, milde Sommernacht erlebt.“ Und ihr liebreizendes Antlitz lächelte so gütig empor zu dem alten Manne, daß dieser andächtig die Hand aufs Herz legte und sich wortlos verbeugte. Und ihre goldblonden Löcklein quollen so lustig hervor unter dem blausammetnen Barette, daß der kleine Paggio hinter ihrem Stuhle die Augen nicht davon wenden konnte; und ihre Stimme klang silbern, daß die Hofleute und die Stadtleute ihre Köpfe streckten und ihre Ohren spitzten, auch ein Wörtlein zu erhaschen von den gütigen Lippen.

„Dasselbe habe ich sagen wollen, aber mein Hannchen ist geschwinder gewesen als ich,“ lachte der Landesvater gutmütig und blickte aus den kleinen Aeuglein befriedigt auf seine unzweifelhaft schönere Hälfte. Seine Fürstliche Gnaden sahen gern in die fröhlichen blauen Augen, und das that jedermann gern im Fürstentume bis herab zum letzten Roßjungen bei Hofe und bis zum kleinsten Schulmägdlein drunten in der Stadt.

„Eure Fürstliche Gnaden, unsre heißgeliebte Landesherrschaft sind eben sozusagen ein Herz und eine Seele!“ wisperte der Hofmeister.

Der Landesvater lehnte sich behaglich zurück und drückte verstohlen die Hand seiner Hanne. Das that er gern zuweilen, und jeder im Fürstentume hätte es gern gethan; aber das durften nur Seine Fürstliche Gnaden. Dann wandten sie sich langsam zu der schönen, bleichen Jungfrau an ihrer Linken und sagten halblaut: „Nun, Rike, gefällt's dir nicht inmitten unsrer getreuen Unterthanen?“



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Tscherkessen auf Vorposten

Nach dem Gemälde von Franz Roubaud

Prinzessin Ulrike fuhr empor, als wäre sie weit fortgewesen mit ihren Gedanken, maß mit einem kurzen Blicke den Abstand hinüber zum gemeinen Volke, senkte die Augen wieder auf die gefalteten Hände in ihrem Schoße und sagte ruhig: „Es ist dafür gesorgt, Euer Liebden, daß uns der Armleutgeruch nicht belästigt!"

Seine Fürstliche Gnaden raunten ein wenig ärgerlich: „Aber was meinst du denn mit der spitzigen Rede?"

„Daß es zu des seligen Herrn Vaters Zeiten anders gewesen ist als jetzt," antwortete Prinzessin Ulrike ebenso leise, „da setzte sich die Landesherrschaft nicht abseits, da mischte man sich unters Volk, da sprang die Frau Mutter, und da sprangen ihre Töchter selbst durchs Feuer, da —"

„Ei, das gefiele mir auch gleich besser!" beugte sich die Landesmutter herüber.

Seine Fürstliche Gnaden aber schüttelten ärgerlich den dicken Kopf und wollten etwas erwidern.

Doch geschwinde neigte sich der Hofmeister zwischen den Fürsten und die Fürstin und fragte: „Da stünde einer, bebend vor Freude und Aufregung, wartend, ob es ihm vergönnt sein möchte, Ihrer Fürstlichen Gnaden in wohlgesetzten — was sind's doch?" wandte er sich zum Paggio. „Wie heißt man die Dinger?"

„Disticha!" murmelte der Paggio.

„In wohlgesetzten Dizekas zu huldigen," vollendete der Hofmeister von Windewendeleben mit wichtiger, wohlwollender Miene.

„Na, da soll er halt seine Dizekas hersagen!" befahl die Fürstin mit feinem Lächeln, während im Hintergrunde Seine Ehrwürden der Herr Konrektor hörbar bemerkten: „Disticha heißt diese Versart, dieweil sie aus einem Hexameter und einem Pentameter bestehet, welcher Verse Wesen und Spielarten zu erklären jedoch hier zu weitläufig wäre."

Mit klopfendem Herzen stand der Paggio vor den Herrschaften, der Hofmeister winkte, die Geiger und Pfeifer verstummten, und der Knabe begann mit weithinschallender Stimme:

„Huldin, fürstliche Frau, dir liegen die Völker zu Füßen
Gleich der dürstenden Saat, welche im Winde sich wiegt.
Oben pranget in Pracht die Sunne am Himmelsgewölbe,
Jedem nicket sie zu, ach — und die Sunne bist du!"

Der kleine Dichter schöpfte Atem und konnte sich nicht versagen, einen triumphierenden Blick auf den Hofjunker Griffo von Zackenstein zu werfen, der mit unbewegtem Gesichte hinter der Prinzessin Ulrike stand — einen triumphierenden Blick: denn Ihre Fürstliche Gnaden hatten wahrhaftig soeben nicht einmal, sondern dreimal genickt. Und mit weithinschallender Stimme fuhr er fort:

„Huldin, fürstliche Frau, inmitten der liegenden Völker
Liegt im Staube des Wegs auch dein singender Knecht."

Aber nicht die nickende Sunne und nicht der dräuende Drache an ihrer Seite, nicht der Junker hinter Prinzessin Ulrikes Stuhl und nicht der ehrwürdige Konrektor, der wohlgefällig im geheimen bis hierher die untadeligen Verse seines Schülers mit dem Stiefelabsatze skandiert hatte, und niemand aus den liegenden Völkern der nickenden Sunne erfuhr jemals, was eigentlich die geheime Absicht des singenden Knechtes gewesen wäre. Denn dieser kam nunmehr ins Stocken, wurde glutrot, stammelte:

„Auch dein singender Knecht
—
Liegt im Staube des Wegs
— — im Staube des Wegs
— liegt — —"

fuhr mit beiden Händen in alle Taschen, suchte und konnte nichts finden und sah hilfeheischend über den flüsternden, zischelnden, kichernden Halbkreis, während der Herr Konrektor wohlwollend nachzuhelfen versuchte mit seiner ehrwürdigen, etwas näselnden Stimme:

„Auch dein singender Knecht —!"

Und noch einmal raffte sich der Paggio auf, schnappte nach Luft und begann von neuem:

„Huldin, fürstliche Frau, inmitten der liegenden Völker
Liegt im Staube des Wegs auch dein singender Knecht —"

Dann aber brach er in Thränen aus, stürzte vor der nickenden Sunne nieder und schluchzte: „Und ich hab's doch vorhin noch am Schnürlein gekonnt, Frau Fürstin!"

Und nun zeigte sich's mit einmal, wie recht der kleine Paggio gehabt hatte: die Sunne vor seinen umflorten Augen nickte nicht nur, nein, sie beugte sich ganz tief herab zu dem Knechtlein im Staube, das nimmer weiter wußte, hob es auf und küßte es gar liebreich auf die Stirn, daß ihm Sehen und Hören verging unter dem süßen Atem ihres Mundes.

„Besser lernen, besser lernen! Aber thut nichts, der Wille wird angesehen, und der war gut, war gut," brummten jetzt auch Seine Fürstliche Gnaden mit Wohlwollen.

Die nickende Sunne aber bog sich nun gar, während sie dem Knäblein mit der Linken über die blonden Locken fuhr, zum Hofmeister zurück. Und dieser legte ihr gewandt und mit tiefer Verbeugung einen Degen samt Wehrgehänge in den Schoß.

Und liebreich sprachen Ihre Fürstliche Gnaden: „Mein treuer Paggio, nimmermüder Begleiter und Schweifträger bei allen meinen Ehrengängen zu Hochzeiten und Kindelbieren im Städtlein, Jünger Apolls, Musenliebling, steh auf aus dem Staube! Lange schon hast du mich gequält, ich solle dir doch auch einmal zu einem Degen verhelfen, du möchtest nicht geringer sein als die Hofjunker. Nun hab' ich Rücksprache genommen mit meinem Herrn und Gemahl, und auf seine Erlaubnis umgürte ich dich jetzo mit einem wirklichen Degen!"

Sie erhoben sich und umgürteten das Dichterlein mit dem Wehrgehänge aus grünem Leder, legten die Linke feierlich auf seine Locken und sprachen: „Es geziemt sich, daß ein jeder, der

Ritterschaft treiben will, sei edel, hochgemut, freigebig, tadellos und ehrenfest!“ Und dabei gab sie ihm mit der Rechten einen leisen Streich auf die Wange.

Der Paggio hatte sich unter diesen gnädigen Worten längst von seiner Bekümmernis erholt und rief mit glühenden Wangen und ehrenfestem Ernste, als gälte es, auf der Stelle in die blutige Männerschlacht zu traben, wie er in alten Ritterbüchern gelesen: „Ich will es!“

Seine Fürstliche Gnaden aber sagten vernehmlich: „Und schneid dich halt nit, Buberl, er ist fein scharf!“

Die feierliche Stille löste sich in behagliches Lachen und Raunen und Wispern. Der Neubewehrte aber runzelte die Stirn: niemals hatte er klarer gesehen — sein dicker Landesvater war dennoch ein Drache! Tiefbeleidigt wandte er sich ab, sah mit liebevollem Antlitze empor zu seiner nickenden Sunne, ließ sich auf ein Knie nieder, schlug an den Degen und rief wiederum mit heller Stimme: „Ich will es!“

Da mit einem Male lohten hier und dort am Saume des finsteren Waldes rote Flammen empor, feurige Schlangen wanden sich um die dicken Stämme, über den freien Platz hüpften glühende Frösche und zerstoben, die ganze Bergkuppe erstrahlte in blauem Lichte, aus dem blauen Lichte ward in jähem Wechsel brennendes Grün, aus dem Grün infernalisches Gelb, und während sich das gemeine Volk in Jauchzen und Schreien Luft machte und sogar aus den Reihen der Hofleute sich respektvolle Rufe emporrangen, erlosch urplötzlich jegliches Licht, und schrägher aus dem nächtlichen Walde kam feierlich gemessenen Schrittes eine hohe Mannsgestalt in langem, wallendem Talare, umflossen von seltsamem, phosphoreszierendem Scheine, mit steifem, spitzigem Hute auf dem Haupte und einem Stäbchen in der Hand.

Wortlos drängte sich die Menge näher, lautlos betrachtete sich der Hof den Vermummten; vornüber beugten sich Seine Fürstliche Gnaden und erwarteten fröhliche Kurzweil.

Ein schwacher Schwefelgeruch erhob sich, und hüstelnd führte die Frau Fürstin ihr Fazinettlein ans Näschen.

Der Fremde aber beschrieb mit seinem Stabe sonderbare Kreise in der Luft und sprach mit hohler Stimme: „Des Tages scheinet die Sonne, der Mond des Nachts, und durch alle Dunkelheit fährt der Geist als ein Blitz. In Nacht gehüllt ist die Zukunft, Finsternis bedecket das Innere der Berge. Wer weiß, wann die Nacht besiegt wird vom Tage und die Finsternis bezwungen vom Lichte? Wohl dem Lande, über dem da strahlet eines großen Fürsten Feuerauge Tag und Nacht! Denn wer kann wissen, was der nächste Tag schon fordert von uns?“

Der Langmantel verneigte sich tief, während hinter seinem Rücken aus dem Walde der doppelfarbige Verwachsene hervorkam.

Der Langmantel verneigte sich zum andernmal, und der Kleine verneigte sich genau wie er.

Fürstliche Gnaden lächelten, und im Halbkreise lächelte der Hof. Da wandte sich der Mann im Talare und sah den Mißgestalteten, machte eine zornige Bewegung, verneigte sich das dritte Mal vor den Herrschaften und verschwand feierlichen Schrittes im Dunkel des Waldes.

Hart vor den Feldstühlen stand nun der Kleine und verneigte sich zum zweiten Male.

„Was war das?“ fragte der Fürst und machte ein verwundertes Gesicht.

„Was war das?“ fragte die Fürstin und machte ein ängstliches Gesicht.

Aber der Hofmeister wußte nichts, und auch sonst vermochte niemand Auskunft zu geben. Es entstand ein Raunen und Fragen, tief unten aber im Walde schrie leise klagend ein Käuzlein.

„Gehörst du zu dem dort?“ wandte sich der Fürst an den Verwachsenen.

„Ich wandle meinen eignen Weg!“ erklärte dieser mit Stolz.

„Und wer bist du?“

„Ich?“ antwortete der Kleine. „Ja, das vermag ich leider nicht so gerade herauszusagen. Ich bin — ich bin einer, der glaubt, daß ehrlich am längsten währen, und daß der gerade Weg der kürzeste sein müsse. Ist das noch nicht genug? Nein? Gut: ich bin einer, der glaubt, daß die weltlichen Herren um ihres Amtes willen vorhanden seien, und daß vor geistlichen Herren kein Ansehen gelten dürfe der Person; einer, der glaubt, daß auch Gold zuweilen rieche, und daß die Wahrheit allerorten von selbst hoffähig sei.“

Er hielt inne. Seine Fürstliche Gnaden aber äußerten sich mit herablassender Freundlichkeit: „Ei, das sind doch samt und sonders in unsern Erblanden ganz selbstverständliche Wahrheiten, das ist doch jedem unter uns bewußt! — Heda, Florian Abendschein! Florian Abendschein soll kommen!“

Florian Abendschein, der Hofpförtner, kam eilig mit verstörter Miene schrägher über den freien Platz, und seine Blicke fuhren dabei suchend an den Baumstämmen hin. Er machte einen Kratzfuß vor den fürstlichen Herrschaften.

„Florian, das war ein schönes Freudenfeuer, das hast du gut gemacht!“ lobten Seine Fürstliche Gnaden.

Der Hofpförtner vergaß den zweiten Kratzfuß und stieß hervor: „Ob es schön war, Fürstliche Gnaden, das weiß ich nicht. Ob's nun aber schön war oder nicht, keinesfalls kann ich dafür. Erstens ist's nämlich überhaupt zu früh losgangen, und zweitens ist's mein Feuer gar nicht gewesen, das da losgangen ist. Und eines weiß ich: mit rechten Dingen ist das weder losgangen noch zugangen, das infernalische Zeug!“

Florian Abendschein erinnerte sich nun doch des zweiten Kratzfußes. Dann aber ging er schnüffelnd in den Wald, in dem der Fremde verschwunden war.

Kopfschüttelnd wandten sich Seine Fürstliche Gnaden an den Verwachsenen und fragten: „Nun also, was bist du denn?"

„Je nun, Vetter," antwortete dieser, „hast du das noch nicht heraußen? Ein armer Narr — was sonst?"

Mit weitgeöffneten Augen sah Prinzessin Ulrike auf den Kleinen, die Hofleute flüsterten, und belustigt fragten Seine Fürstliche Gnaden: „Und warum beehrst du unsre Lande mit deinem Besuche?"

„Ich beschäftige mich zu meinem Vergnügen viel mit der Lösung von Rechtsfragen," sagte der Narr bescheiden. „Und da ist mir nun jüngst eine Frage aufgestoßen, so verwickelt, daß ich darüber tiefsinnig geworden und zu meiner Zerstreuung auf Reisen gegangen bin." Er blickte zu Boden und scharrte nachdenklich den Sand mit der Spitze seines Schuhes.

Fürstliche Gnaden beugten sich erwartungsvoll nach vorn und befahlen: „Ei, laß sie doch hören, deine verwickelte Frage!"

„Wenn du willst, Vetter, recht gerne: Kann einer bestraft werden wegen Verletzung der kindlichen Pflicht, weil er es versäumt hatte, seinem Großvater beizustehen, als sich dieser die leibliche Mutter aussuchte?"

„Das ist allerdings eine schwierige Frage," sagte der Landesvater und schwieg nachdenklich. Unter den Hofleuten aber entstand ein Murmeln; der Kanzler raunte dem Hofmeister etwas ins Ohr, und respektvoll leise flüsterte dieser: „Eine Scherzfrage, Fürstliche Gnaden!"

„Eine alberne Scherzfrage!" rief der Landesvater und lachte kurz auf. Und kurz auf lachte der Hof, während der Hofmeister auf Eingebung zischelte: „Ein unmöglicher Fall!"

„Ein ganz unmöglicher Fall!" riefen Seine Fürstliche Gnaden und begannen nun wirklich von Herzen zu lachen. Und wirklich von Herzen lachte der Hof.

„Ein ganz unmöglicher Fall?" fragte der Narr mit schneidender Stimme. „Gesegnet sei die Stunde, wo dein Antlitz über mir blinkte, du erleuchteter Fürst! Ein unmöglicher Fall — meinst du wirklich? Sieh, daß du also entscheidest, erquickt meine bekümmerte Seele!"

Prinzessin Ulrike neigte sich zu ihrer Schwägerin und sprach mit bebenden Lippen: „Meinst du nicht, Liebste, die Luft wird kühl — mich fröstelt —?"

„Wie du meinst, Liebste," antwortete die Fürstin und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Diener liefen, Fackeln flammten, das gemeine Volk wich zur Rechten und Linken, daß sich eine breite Gasse bildete; der Bürgermeister sprang auf ein Felsstück, schwenkte den Hut und rief mit schallender Stimme: „Ihr Leute allesamt, unsre gnädigste fürstliche Herrschaft, vivat hoch!"

Die Geiger und Pfeifer fielen ein, das Volk schrie nach seiner Pflicht, und im roten Fackellichte zog der Hof zu Thale, der Hof samt dem wimmelnden Volke.

Sachte drückte sich im Strome der Menschen Hofjunker Griffo von Zackenstein in die Nähe seiner Holden und raunte ihr ins Oehrchen: „Kannst du dich nicht ein wenig vom großen Haufen absentieren, Liebste? Es ginge sich zu zweien so schön durch die Sommernacht!"

Aber ehe Wiltrudis raunend zu antworten vermochte, fühlte sich Herr Griffo heftig am Wamse gezogen. Er wandte sich und sah in das zornige Gesicht des Paggio.

„Was giebt's?"

„Wenn Ihr ein Junker seid, so folgt mir!" zischte der Knabe.

„Dazu habe ich just den Augenblick nicht die geringste Lust!" antwortete Herr Griffo ärgerlich.

„Dann seid Ihr ein Feigling!" raunte der Paggio und wich nicht.

„Na, du Kröte, das wird ja ganz brenzelig," lachte nun der andre, trat zur Seite und blieb stehen: „Was soll's?"

„Ihr habt ein kurzes Gedächtnis!" sagte der Paggio mit finsterem Gesicht. „Zieht Euern Degen und folgt mir, ich habe zu reden mit Euch!"

„Du bist wohl jetzt auf einmal ganz und gar übergeschnappt, Püppchen?" fragte der Junker wohlwollend, während sie beide auf einem Seitenwege zurückschritten.

„Sparet neue Beleidigungen, ehe Ihr mir Rechenschaft gegeben habt für die alten!" rief der Paggio.

„Räumet den Platz!" herrschte er droben auf der verlassenen Bergkuppe Florian Abendschein an, der mit den Knechten die Faltstühle der fürstlichen Herrschaft zu Thale bringen wollte.

Der Hofpfortner aber wandte sich und rief mit seiner groben Stimme: „Unsre gnädige Herrschaft ist unsre gnädige Herrschaft, und das wär' mir noch das Schönste, müßt' sich unsereiner anschnauzen lassen von jedem grasgrünen —" Er verschwand im Walde, und lachend trollten die Knechte hinter ihm.

„Halt!" schrie der Paggio, und seine Stimme überschlug sich.

„Ich rate dir, laß den Kerl laufen!" meinte Herr Griffo wohlwollend. „Mit solchem Volk bemengt sich ein Junker nicht."

„Meint Ihr?" fragte der Paggio und blickte mißtrauisch auf den andern. Dann aber ging ein Leuchten über sein Gesichtchen: „Wie habt Ihr gesagt? Junker —? Nicht? Junker —?"

„Natürlich, Junker!" wiederholte der andre und verzog keine Miene.

„Und damit habt Ihr mich gemeint?"

„Natürlich — wen sonst?"

„Jeder grasgrüne —, habt Ihr's nicht gehört, was er mich gescholten hat?" fragte der Knabe erregt. „Was kann er wohl — jeder grasgrüne —?"

„Laubfrosch," antwortete Herr Griffo trocken. „Was denn sonst? Doch selbstverständlich!"

„Was denn sonst?" fuhr der Paggio auf und zog den Degen. „O, ich merk's, Ihr treibt doch nur Euern Spott mit mir. Aber Ihr habt's ja selbst gesagt, ich bin ein Junker. Also Junker

gegen Junker! Der Worte sind es nun genug gewesen. Auf, laßt uns fechten für unsre Ehre, wie Junkern geziemt! Vom Leder! Was zögert Ihr? Los! Oder haltet Ihr mich für keinen vollgültigen Junker mehr, jetzt im Augenblick der höchsten Gefahr?"

„O, mehr als je," sagte Herr Griffo gelassen.

„Also vom Leder!" drängte der Paggio.

„Natürlich nicht!" sagte der andre gutmütig und lachte.

„Aber ich begehre meinen Degen zu tauchen in Euer schwarzes Blut, ich lechze nach Euerm Leben!" erklärte der Paggio mit finsterem Ernste.

„Ich ganz und gar nicht," meinte der Junker. „Seht, guter Freund, das liefe schnurstracks wider meine Edelmannsehre. Das müßt Ihr doch begreifen — nicht?"

„Ihr — Ihr?" fragte der Paggio. „Ist das nun Spott oder Ernst, daß Ihr mich ihrzet?" Und mißtrauisch maß er seinen Gegner.

„Heiliger Ernst, natürlich," kam's zurück. „Ich darf doch meinen Widerpart, der mit dem blanken Degen auf mich eindringt, ehrenhalber nicht mehr duzen!"

„Nein, das ginge wahrhaftig nicht," murmelte der Paggio, senkte die blitzende Waffe und atmete aufgeregt. „Aber warum liefe es denn wider Eure Ehre, wenn Ihr mit einem Junker die Klinge kreuztet?" fragte er mit erneutem Mißtrauen.

„Gerade weil wir zwei Junker sind," erklärte Herr Griffo wohlwollend. „Denn seht, es soll doch das Ganze ein richtiger Zweikampf werden — oder nicht?"

„Aber natürlich!" rief der Paggio mit Stolz.

„Nun also! Zu einem richtigen Zweikampf aber gehören unbedingt ihrer fünfe. Also seht Ihr, daß drei fehlen — oder nicht?"

„Das ist wahr," meinte der Knabe betreten. „Aber ich denke, wir sind zwei Junker und machen eben die Sache aus, wie's uns beliebt."

„Darauf kann ich mich leider nicht einlassen, guter Freund; denn wir Junker sind nur dann stark und angesehen, wenn wir uns allzeit an die bewährten Regeln und Satzungen löblicher Ritterschaft halten."

„Meint Ihr?" fragte der Paggio kleinlaut. „Da wird also wohl heute nichts mehr aus unserm Zweikampf?"

„Für heute ist es wohl schon zu spät," belehrte Herr Griffo seinen Gegner.

„Aber Ihr erklärt, Euch meinem Degen nicht entziehen zu wollen?" brach der Paggio aufs neue los.

„Beileibe nicht!" antwortete der Junker und strich hastig über sein Schnurrbärtchen.

„O, ich merke es schon, Ihr habt ein Lachen verbissen, ich weiß, Ihr treibt eben doch nur Euern Spott mit mir!" klagte der Kleine.

„Beileibe nicht!" tröstete ihn der andre gutmütig, während er an seinem Lachreiz würgte. „Ich erkläre Euch feierlich, morgen in aller Frühe bringen wir den Handel vor erfahrene, ritterbürtige Leute."

„Wenn nun aber diese —?" fragte der Paggio mißtrauisch.

„Ihr meint, wenn sie den Kindsmord — holla, wollt' sagen Paggiomord —"

„Herr!" fuhr der Knabe auf.

„Verzeiht mir!" bat der Junker ernsthaft. „Es könnte wohl sein, daß diese anders entschieden; denn sie kennen ja die tapfere Seele in Euerm Busen nicht so wie ich, es könnte also sein —"

„Habt Ihr das nun wieder im Ernst oder spöttlich gemeint?" erkundigte sich der Knabe und hob den Degen.

„Angesichts dieses blinkenden Stahles!" rief der Junker. „Wie könnt Ihr fragen?"

„Ich mein' es auch!" sagte der Paggio befriedigt und atmete tief auf.

„Also, es könnte immerhin sein," fuhr Herr Griffo fort, „daß Euch diese erfahrenen Männer raten, den Austrag des Ehrenhandels noch etliche Jahre zu verschieben."

„Aber was bliebe mir dann übrig?" rief der Paggio in heller Verzweiflung. „Wer wäscht mir dann die Ehre rein?"

„Ich! Wer sonst?"

„Ihr?"

„Natürlich! Das würden mir wohl schon jene Biedermänner auferlegen!"

„Wirklich?" Es klang wie ein Jubelruf.

„Aber gewiß, guter Freund! Doch meint Ihr nicht, wir könnten das auch ohne Blut und ohne andre Leute auf dem Fleck da miteinander ausmachen?"

„Hätte solches Gebaren aber auch seine volle Richtigkeit?" fragte der Paggio zögernd.

„Was ohne Zeugen verbrochen ist in solchen Ehrensachen, das kann auch ohne Zeugen gesühnt werden."

„Und Ihr wolltet mir auf der Stelle da erklären, daß ich ein Junker bin vom Scheitel bis zur Sohle?" fragte der Knabe und reckte sich erwartungsvoll.

„Ein Junker von dreizehn Jahren vom Scheitel bis zur Sohle," erklärte Herr Griffo und legte die Hand aufs Herz.

„Warum sagt Ihr das so nachdrücklich — von dreizehn Jahren?" erkundigte sich der Paggio mit erneutem Mißtrauen.

„Weil solche Ehrenerklärungen nie genau genug abgegeben werden können."

„Und Ihr sprecht es aus, daß ich ein Ritter bin ohne Furcht und Tadel?"

„Ohne Furcht und ohne Tadel!"

„Und Ihr nehmt Eure Beleidigung wortwörtlich zurück?" fuhr der Paggio mit Hoheit fort.

„Ja, guter Kamerad," meinte der Junker und rieb seine Stirn, „das hat nun allerdings seinen Haken!"

„Ihr wolltet nicht?"

„Na doch, von Herzen gern, aber ich weiß uns Ver—, na, wenn Ihr mir auf der Stelle den Bauch aufschlitztet mit Euerm Degen, ich weiß halt nimmer, was Euch so sehr erzürnt hat!"

sagte Herr Griffo gutmütig und reichte seinem Feinde die Hand.

Entsetzt trat der Paggio einen Schritt zurück. „Ihr wißt es nimmer? Ja, ist das nun nicht der allerschwerste Schimpf? Aber wie kann einer denn so was nach so kurzer Zeit vergessen?"

„Ein Schimpf? Im Gegenteil! Meint Ihr nicht, wenn ich Euch so recht hätte beschimpfen wollen, dann wäre mir's nach einer Stunde schon entfallen?"

„Da könntet Ihr am Ende recht haben," gab der Knabe zögernd zu.

„Nun also, guter Freund, sagt mir geschwinde, was für ein Wort hat Euch —?"

„Niemals!" erklärte nun der Paggio mit Entschiedenheit. „Wenn Ihr's vergessen habt — aber habt Ihr's auch wirklich vergessen?"

„Auf Edelmannsehre!"

„Dann soll's vergessen sein!" erklärte der Paggio mit Hoheit. „Und Ihr nehmet das vergessene Wort, das mich beschimpft hat, zurück, ob's Euch nun wieder einmal einfällt oder nicht?" erkundigte er sich weiter.

„Na, der Donner noch einmal!" rief Herr Griffo. „Ihr müßt ein Juriste werden, wenn nicht, ist's ewig schade! Alles nehm' ich zurück, und damit basta!" Und lachend hielt er dem Gegner zum zweiten Male die Hand hin.

Zögernd näherte sich der Knabe: „Ist nun meiner Ehre genug geschehen?"

„Na, dreimal genug!" rief Herr Griffo, nicht ohne ehrliche Bewunderung. „Der Donner noch einmal, schlagt ein!"

Mit großem Ernste schlug der Paggio ein: „Höret, wenn Ihr einen Freund braucht, so rechnet auf mich!" sagte er mit Würde.

„Ei, das will ich, Junge! Kann einer niemals genug Freunde haben in diesem Rauf-, Sauf- und Jammerleben," sagte der Hofjunker lachend und schüttelte die Hand des Kleinen, daß dieser die Zähne aufeinanderbiß. „Aber nun kommt, es ist spät geworden! Und um was Ihr mich gebracht habt heute abend, das wißt Ihr auch nicht!" setzte er seufzend hinzu.

„Das weiß ich wohl, habe aber den Handel mit dem besten Willen nicht aufschieben können," flüsterte der Paggio vertraulich.

Drohend hob der Junker den Finger: „Lieber Paggio, da hat die Freundschaft ihre Grenze. Was Euch nicht brennt, das blast fein nicht!"

„Vergebt, es liegt mir nichts ferner, als Euch zu erzürnen!" beeilte sich der Paggio zu sagen. „Aber, was meint Ihr," setzte er zögernd bei, während sie hinab zum Walde gingen, „wär's nicht besser, Ihr saget wieder du zu mir wie vordem? Es möchte auffallen bei Hofe, und ich bin doch eigentlich noch kein Ihr von Euch!"

„Na, den Gefallen will ich unsrer Freundschaft gern thun!" lachte der Junker. „Obwohl" — er blieb stehen — „obwohl ich manchen Alten ihrze, der lange nicht so bedacht ist auf seine Ehre wie du — du Racker!"

„Meint Ihr?" fragte der Paggio mit bebender Stimme und preßte die Linke auf den Griff seines Degens, während sie im Walde verschwanden.

II.

Auf den festlichen Abend folgte der Alltagsmorgen. Im fürstlichen Parke hinter dem Schlosse sangen die Amseln, schmetterten die Finken und plauderten die Grasmücken, und an allen Gräsern und Blättern funkelte der Tau. Ueber den Marktplatz des Städtleins trieb der Sauhirte seine grunzende Herde hinein ins tiefe Thor, hinaus in den Sonnenschein, folgte eine Zeitlang den sichtbaren Spuren seines Amtsgenossen, des Kuhhirten, und bog dann thalwärts ab zum Flusse.

Am rinnenden Stadtbrunnen schwatzten die Mägde, unter den Thüren ihrer Kramladen standen die Kaufleute und grüßten mit Gähnen den jungen Tag. Ein Trüpplein Buben kam über den Marktplatz, trollte die lange Gasse hinunter zur lateinischen Schule und sang lustig die alte Weise:

„Surrige recht früh,
Quando pastor treibt die Küh',
Quando pastor treibt die Schwein',
Debes tu in schola sein."

Gebückt unter der Last ihrer Tragkörbe zogen die Bauernweiber von allen Seiten herein durch die Thore, mit der Glocke in der Hand ging der Stadtknecht von Ecke zu Ecke und rief mit hallender Stimme eine Kundmachung der Wohlweisen und Ehrbaren zu den Fenstern empor. Und über den Federbetten, die da zum Lüften heraushingen, rundbauchig und wohlgefüttert, zeigten sich Morgenhauben in allen Farben und Formen.

Vor der Herberge zur Post standen hochbepackte Lastwagen, und neben schwerfälligen Kutschen hielten bärtige Landreiter, fertig zum Geleite. In der dunkeln Schmiede gegenüber flammte das rote Feuer, unter dem blumengeschmückten Vordache stampften die Rosse, und der ganze Marktplatz roch nach angesengten Hufen.

Unter den schmetternden Tönen seines blinkenden Hörnleins kam der Postreiter die Straße heraufgeklappert. Würdevoll trug der Herr Konrektor seine Wohlbeleibtheit die Straße hinunter zur lateinischen Schule und erwiderte herablassend die respektvollen Grüße der mageren Kanzleiverwandten, die mit eiligen Schritten an ihm vorüber dem Amthause entgegenstrebten.

Hoch droben auf dem Kirchturme saß der alte Wächter im engen Stüblein und kaute an den Fingernägeln; denn es war friedliche Zeit, und Staubwolken auf den Heerstraßen hatten wirklich nichts zu bedeuten. Unter dem Thore des fürstlichen Schlosses aber stand Florian Abendschein, der Hofpförtner, mit einer langen Peitsche und spähte den Schloßweg entlang, ob sich nicht etwa ein Hund herausnähme, gen Hofe zu laufen. Damit vertrieb sich der alte Soldat sehr oft die Zeit. Denn in der fürstlichen Hofordnung war strikte verboten, daß sich ein vierbeiniger Hund

zeige im Burgfrieden, ausgenommen die fürstlichen Hunde. Aber die vierbeinigen Hunde kannten Herrn Florian Abendschein und seine lange Peitsche und mieden den Weg; und was etwa von zweibeinigen Hunden zu Hofe ging, das war unerreichbar für Herrn Florian Abendschein und seine Peitsche.

*

Im Schlafgemache Seiner Fürstlichen Gnaden stand Kinnfraß, der Bader und Balbier, strich das Messer und lächelte nach seiner Pflicht. Zurückgelehnt in seinen Armstuhl saß der Landesvater und blickte tiefsinnig empor zur vertäfelten Decke.

„Schönes Wetter heute, Kinnfraß!“ kam es nach einer Weile von den allergnädigsten Lippen.

„Zu dienen, Fürstliche Gnaden, schönes Wetter, sehr schönes Wetter,“ kam die Antwort zurück.

Dann war es wieder ganz still in dem Gemache, und Kinnfraß begann den Schaum zu schlagen, lächelnd nach seiner Pflicht.

Mit Kunst und Hingebung schmierte der Meister die duftende Seife auf das fette Wangenpaar, auf das stattliche Kinn, unter die heroische Hakelnase, mit wahrem Genusse oblag er seiner täglichen Arbeit. Und als er nun den Atem anhielt und den blinkenden Stahl über die linke Wange tanzen ließ, da verkündete jede Fingerspitze das stolze Bewußtsein: ‚Wer steht denn in diesem Augenblicke dem Throne näher als du, Leonhard Kinnfraß?‘

Und er stand ihm in der That nahe, sehr nahe, dem Throne.

Unter tiefem Schweigen hatte sich bis jetzt die Handlung abgespielt, behaglich lag der Fürst in seinem Stuhle, das Messer war vortrefflich abgezogen, leicht regierte die geübte Hand den Stahl. Der Fürst war wohlgestimmt.

Mit stolzer Ruhe schabte Kinnfraß, und es enthüllte sich unter seinen kühnen Strichen flächenweise die allergnädigste Haut, rosig anzuschauen wie Eos, wenn sie den Nebel des Morgens durchbricht.

Endlich kam der gewohnte Zeitpunkt: Seine Fürstliche Gnaden räusperten sich, respektvoll hob Kinnfraß sein blinkendes Messer, erwartungsvoll richteten sich die allergnädigsten Aeuglein auf das faltige Antlitz des stadtkundigsten aller Unterthanen, die Lippen öffneten sich, und Seine Fürstliche Gnaden geruhten zu fragen: „Was Neues, Kinnfraß?“

Und wie alle Tage verneigte sich der Bader vor seinem Landesvater, senkte das blitzende Messer wiederum in die Seife und flüsterte submissest wie alle Tage: „Je nun, Neues, Fürstliche Gnaden? Es kommt ja wohl dieses und jenes vor, wo Menschen zusammenleben in Freud' und Leid, aber es dürfte nicht alles wert sein, vor die hochfürstlichen Ohren zu gelangen.“

Er wandte sich zu dem Tischlein, nahm das Becken und rieb das Kinn zum zweiten Male ein, sanft und doch kräftig, energisch und durchaus ehrerbietig mit Seife und wohldurchdachter Berechnung. Und während das Messer schabte und schabte, begannen die Lippen des Meisters in höfischem Flüstertone zu erzählen:

„Beim Herrn Bürgermeister wird's ja nun wohl auch bald eine Festlichkeit geben, Fürstliche Gnaden wissen's doch schon lange. Nicht? Nu, der älteste Herr Sohn geht auf Freiersfüßen, das wissen doch Fürstliche Gnaden —?“

Fragend drehten sich die Aeuglein des Landesvaters unter Kinnfraßens faltigem Angesicht.

„Nu, wenn's der Herr Bürgermeister Eurer Fürstlichen Gnaden nicht selbst anvertraut hat, nein? Nu, man spricht allerlei. Wer die Auserwählte ist, Fürstliche Gnaden? Nu, des Herrn Superintendenten Jüngste halt, Fürstliche Gnaden.“

„Die Ursula? Ei, ei!“ sagte der Landesvater. Dann schien er ernstlich nachzudenken, während Kinnfraß respektvoll mit erhobenem Messer wartete, und nach einiger Zeit sagten Fürstliche Gnaden zum zweiten Male: „So, so, ei, ei!“

„Wäre wohl,“ fuhr der Bader fort und begann aufs neue zu schaben, „schicklicher gewesen, hätte er die Augen geworfen auf die älteste Jungfer Tochter. Wen man hört, spricht so. Haben ihn aber auch, ich weiß es nicht, geht mich auch nichts an, aber wen man hört, spricht so: Haben ihn sozusagen, Fürstliche Gnaden entschuldigen schon, gewissermaßen an den Haaren hereingezogen, die Superintendentschen, von wegen der Aeltesten — und nu hat er sich die Jüngste ausgesucht. Jetzt haben sie's!“

„I, da —“ Seine Fürstliche Gnaden hoben die Augenlider, und ehrerbietig hob Kinnfraß das Messer — „i, da hab' ich ja noch kein Sterbenswörtel gehört 'von!“ sagte der Landesvater neugierig. „Und ist's denn auch gewiß die Ursel?“

„So spricht jeder, den man hört; jetzt, ich weiß es nicht, aber allgemein heißt es so, Fürstliche Gnaden,“ antwortete der Bader mit Eifer und senkte aufs neue das Messer. „Und ist mir auch erzählt worden, wer's herausgebracht hat! Da wohnen doch gegenüber vom Herrn Superintendenten, Fürstliche Gnaden werden ja wissen, die zwei alten Hasenbalgischen, die einschichtigen Schwestern. Nu, so ist mir erzählt worden, die Hasenbalgischen haben schon längst etwas bemerkt, die Hasenbalgischen hören ja so das Gras wachsen, also die Hasenbalgischen haben alles von ihren Fenstern aus gesehen, wie der junge Bürgermeisterische immer hingeht und so weiter, Fürstliche Gnaden. Nur das haben sie lang nicht herausgebracht, welche es wär' von den Jungfern Töchtern. Denn die alte Magd von Superintendents, Fürstliche Gnaden —“

Meister Kinnfraß trat einen Schritt zurück, verneigte sich wie alle Tage vor dem letzten Akte seines Werkes, murmelte, wie es seit Jahrhunderten der Anstand gebot, „mit allergnädigstem Verlaube!“, packte die gewaltige Hakelnase zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger und begann die gnädigste Oberlippe von ihren Stoppeln zu

säubern, geschwellt von dem alltäglich wiederkehrenden Hochgefühle: „Wer dürfte denn solches thun außer dir, Leonhard Kinnfraß?" Und ein Meister nicht nur in der Kunst des Rasierens, sondern auch in der des Erzählens, hielt er etwas inne, bis er an den fürstlichen Nasenflügeln die Zeichen heftiger Ungeduld verspürte. Da fuhr er auf der Stelle fort: „Nun, die alte Magd, die schweigt wie's Grab, das eingebildete Mensch, von der ist also nichts zu erfahren, und die Kinder kann man doch auch nicht ausfragen so mir nichts dir nichts, sind zudem recht schweigsam, die, und hosnägig, wollt' sagen hochnäsig, so ist mir erzählt worden. Haben sich die Hasenbalgischen, gerieben wie sie sind, sagt's jeder, der sie kennt, haben sich folgendes ausgesonnen: Verreist sich vor acht Tagen der Bürgermeisterische nach Breslau, Fürstliche Gnaden wissen ja, nun hat er natürlich vorher Abschied genommen bei den Superintendentischen. Fangen am Nachmittag die Hasenbalgischen den Jüngsten vom Superintendenten auf dem Schulweg ab, thun freundlich mit ihm, sagen: ‚Ei, Jörg, ei doch, man sieht's dir wahrlich an den Augen an!' — Fragt er: ‚Was denn?' — Sagen sie: ‚Nun, daß du geweint hast!' — Sagt er zornig: ‚Ich hab' mit nichten geweint!' — Sagen sie: ‚Ach was, freilich! Haben's ja doch gehört über die Straßen bis in unsre Behausung!' — Sagt er noch zorniger: ‚Wann denn? Ich hab' nicht geweint!' — Sagen sie: Freilich, nur so geschluchzet, heut', gleich wie der Bürgermeisterische von euch Abschied genommen — oder vielleicht nicht?' — Sagt er ganz zornig: ‚Ei was, das ist ja doch die Ursel gewesen!' — Sagen sie — falsch sind sie ja, die Hasenbalgischen —, sagen also ganz obenhin: ‚So, so, die Ursel? Hätten drauf geschworen, du wärst's gewesen, Jörg! So, so, die Ursel!' — Lassen dann seine Eltern freundschaftlich grüßen und seine Geschwistrigte und gehen. Und in einer halben Stund' hat's die ganze Stadt gewußt, wer's halt hat wissen wollen, wer sich bekümmert um den Tritschtratsch."

Meister Kinnfraß nahm Wasser und wusch das balbierte Antlitz, hantierte mit Kämmen und Bürsten und wohlriechenden Essenzen. Seine Fürstliche Gnaden aber saßen schmunzelnd und äußerten nur zuweilen: „So, so! Ei, ei!"

„Und wer Eurer Fürstlichen Gnaden und den gnädigsten Herrschaften zu Ehren gestern abend das Freudenfeuer abgebrannt hat, ist nun auch offenbar," bemerkte Kinnfraß nach einer Weile und griff nach der Handquehle.

„Nu?" fragten Seine Fürstliche Gnaden erwartungsvoll.

„Der Herr Imbricius hat mir's heute morgen anvertraut, weiß nicht, woher der's hat. Ein welscher Graf ist's, liegt zur Herberge im Roten Krebs, hat gestern nacht noch zwei Flaschen besten Rotweines getrunken, so erzählt man sich, und hat einen böhmischen Diener. Soviel der Wirt meint, ist er unmenschlich reich: weil er die Goldmacherkunst versteht, so sagt sein Diener. Hab' mir auch erzählen lassen, das heißt, Ehre wem Ehre gebührt, der Herr Imbricius hat mir's verraten, nach Aussage des gräflichen Dieners hat sein Herr eine Probe Wassers geschöpft aus unserm Stadtgraben, geurteilt, führe in seinem Schlamme Gold, unser Stadtgraben, also auch der Fluß, Fürstliche Gnaden."

„Gold?" rief der Landesvater aufs höchste verwundert und besah die Glätte seines Antlitzes im Handspiegel.

„Gold!" sagte der Meister geheimnisvoll und begann seine Siebensachen einzupacken. „Und warum sollte nicht auch einmal Gold vorhanden sein unter dem mancherlei Inhalte unsers Stadtgrabens, wenn es ein in metallischen Arcansachen also bewanderter unparteiischer Fremder bezeugt?"

„Höre, Kinnfraß, den welschen Grafen, den muß ich kennen lernen! Der welsche Graf, der soll mir seine Aufwartung machen! Das heißt" — Fürstliche Gnaden zwinkerten ein wenig mit den Aeuglein — „wohlverstanden, Kinnfraß, wir wissen nichts von dem welschen Grafen, wir bekümmern uns nicht um ihn. Von selbst muß er kommen. Und alles ganz unauffällig. Verstehst du, Kinnfraß?"

„Das wollen wir schon machen, Fürstliche Gnaden, nichts leichter als das!" erwiderte Kinnfraß würdevoll.

„Ueberhaupt, Kinnfraß, ein für allemal: Fremde von Distinktion sollen und dürfen nicht durch unsre Lande reisen, ohne daß wir Kenntnis von ihnen erhalten. Es ist aber zu unserm höchsten Befremden schon etliche Male vorgekommen —"

„Fürstliche Gnaden, ich weiß, ich weiß," sagte Kinnfraß mit bekümmertem Antlitze; „der polnische Baron vor vier Wochen, ich weiß! Habe aber den polnischen Baron doch auf des Entenwirts Rößlein noch drei Meilen weit verfolgt und nimmer können einholen. Ich weiß, Fürstliche Gnaden!"

„Und der engelländische Lord vor einem halben Jahre, Kinnfraß?" sagte der Landesvater vorwurfsvoll.

Kinnfraß blickte zerknirscht zu Boden: „Ich weiß, Fürstliche Gnaden, ich weiß. Das war damals, wo ich dem Ochsenwirt habe salvo honore zehn Adern schlagen müssen auf einmal, und derweil ist mir der engelländische Lord über die Grenze entwischt."

„Wir kennen deinen Eifer, Kinnfraß. Bewähre ihn, und es soll dein Schaden nicht sein!" Fürstliche Gnaden nickten wohlwollend zu ihrer zweibeinigen Zeitung hinüber.

„Ach ja, Fürstliche Gnaden sind mir armen unwürdigen Landskind wohlgewogen! Wie soll ich's vergelten in Ewigkeit?" Kinnfraß bückte sich tief und küßte die Hand seines Herrn.

*

„Gold, Fürstliche Gnaden?" sagte der Hofmeister und machte ein bekümmertes Gesicht.

„Ja, Gold!“ rief der Landesvater und wanderte aufgeregt im Gemache umher. „Und ich sage dir, den müssen wir halten auf alle Weise. So einer fehlt uns und unsern Landen.“

„Allerdings, Fürstliche Gnaden, so einer fehlt uns gar sehr!“ murmelte der Hofmeister mit einem erbärmlichen Seufzer. Dann raffte er sich zusammen: „Fürstliche Gnaden — einmal muß ich's ja doch — möcht's freilich lieber verschweigen — selber durchkämpfen —“

„Na, was denn?“ fragte der Landesvater, und seine Stimme klang sehr gereizt. „Womit willst du uns wieder einmal einen schönen Morgen verderben?“

„Womit? Es ist wieder einmal alle, Fürstliche Gnaden, an diesem schönen Morgen, rein alle,“ sagte der alte Herr und zuckte unmerklich mit den herabhängenden Schultern.

„Was?“ Seine Fürstliche Gnaden stampften.

„Unser Geld, Fürstliche Gnaden!“ antwortete der Hofmeister mit Ruhe.

„So schaff Rat!“ rief der Fürst, und auf seiner Stirn fuhr eine blaue Ader empor. „Sollen wir erliegen unter der Last der Regierungsgeschäfte? Wozu halten wir uns denn einen Hofmeister?“

Der alte Herr schwieg.

„Dann sollen unsre Landstände Rat schaffen! Wozu haben wir denn Landstände, zum Henker auch?“

Der Hofmeister zuckte abermals mit den Achseln. Dann sagte er, als reute ihn seine Mitteilung, in tröstlichem Tone voll Ueberzeugung: „Es ist noch nie ein regierender Fürst Hungers gestorben.“

„Hungers gestorben?“ fragten Seine Fürstliche Gnaden und drehten empört die Aeuglein nach dem Höfling. „Das war ein unziemlicher Scherz. Eine solche über all die Maßen respektwidrige, pöbelhafte Todesart wolle man überhaupt vor meinen Ohren nicht mehr mit dem Fürstennamen in Verbindung bringen!“

„Ich wollte nur sagen,“ entschuldigte sich der Hofmeister stotternd, „es findet sich immer wieder ein Aederchen, das man anschlagen kann zur rechten Zeit.“

Aber der Fürst entgegnete mit Hoheit: „Ueberhaupt geziemt es sich gar nicht, mein Lieber, daß wir in eigner Person uns bekümmern um solche Erbärmlichkeiten.“

„Da hast du vollkommen recht, Vetter,“ sagte der Narr und trat hinter dem Wandteppich hervor.

Verwundert fuhren Seine Fürstliche Gnaden herum, und verwundert wandte sich auch der alte Hofmeister.

„Was willst denn du da?“ fragte der Fürst. „Ist das nicht der komische Verwachsene von gestern abend? Wie ist denn der freche Kerl herein gekommen? Laß ihn hinauswerfen, Hofmeister!“

„Wie der freche Kerl hereingekommen ist?“ rief der Narr und kreuzte die Arme. „Gelt, Vetter, das möchtest du wissen! Nun, ich will dir's sagen: Genau so wie Schmalhans der Mangel und Godegisel die Armut in die Häuser der Menschen kommen, nämlich ungebeten. Also auch der Narr. Und es ist daher fast nicht so wichtig für dich, zu wissen, wie wir hereingekommen sind, als auszudenken, wie du uns wieder mit Ehren hinausbringst.“

„Hinaus!“ befahl der Hofmeister und öffnete die Thür.

Aber der Narr lachte und rührte sich nicht: „Gieb dir keine Mühe, Mann mit der leeren Geldtruhe! — Siehst du, Vetter, die Kunde von deiner ausnehmenden Weisheit ist über die Grenzen deines Landes gedrungen und erfüllt mit ihrem Dufte wie Rosenöl das heilige römische Reich deutscher Nation. Auch ich habe sie gerochen, ja“ — der Verwachsene trat wieder einen Schritt näher — „sie ist mir sozusagen in die Nase gestiegen, Vetter, deine Weisheit, und da hab' ich mir nun gedacht: Allzugroße Weisheit auf einem Haufen beisammen ist für die Dauer ungesund. Wo viel Licht ist, darf der Schatten nicht fehlen. Wollen doch sehen, ob dieser Weise auf dem Fürstenthrone einen Narren hat? Und nun sehe ich, Vetter, deiner Weisheit fehlt der Narr, und das ist ein Mangel. Also bin ich in dein Schloß getreten, und wahrhaftig, es war gerade höchste Zeit. Recht hast du, Vetter, deine Weisheit kümmere sich nicht um die Erbärmlichkeiten des gemeinen Lebens. Dafür bezahlst du ja deine Diener! Aber du, Mann mit der leeren Geldtruhe, verwunderst mich: setze dich doch mit den Ständen des Landes in Verbindung und schreibe neue Steuern aus!“

„Fürstliche Gnaden, soll ich — — —?“ fragte der Hofmeister.

„Laß ihn reden, er belustigt uns!“ entschied der Fürst mit Hoheit.

„Einen Handfesten rufen?“ fragte der Narr. „Nein, guter Alter, das ist nicht nötig; das machen wir ab zwischen uns dreien! Laß neue Steuern ausschreiben, sag' ich, Kopfsteuern. Da giebt es zum Beispiel Leute, die schmeicheln dir, Vetter. Du kannst das nicht vertragen, denn du bist ein weiser Mann. Aber nichts da, sie schmeicheln doch. Ich sage dir, laß Steuern ausschreiben: wer dem Fürsten schmeicheln will, in Wort oder Schrift, der hat außerdem einen Goldgulden beizulegen. Vetter, du wirst sehen, sie können's nicht lassen, das leidige Schmeicheln, und also wird sich deine Truhe füllen bis an den Rand aus allen Ecken deines Fürstentums, und, Vetter“ — der Narr trat noch näher heran —, „so hast du doch etwas von der lästigen Sitte und bist der wahre Alchimist, der Häcksel und Unrat in Gold verwandelt. Oder höre weiter, Vetter —“

Die Thür öffnete sich, und mit einem tiefen Bückling trat der Kämmerer herein: „Eure Fürstliche Gnaden, der Graf von Santaporta, auf der Durchreise durch Eurer Fürstlichen Gnaden Lande

begriffen, wäre glücklich, wollten Eure Fürstliche Gnaden geruhen, ihn zu empfangen."

„Soll eintreten, soll eintreten! Entbiete ihm meinen gnädigen Gruß, freut mich, einen Mann von solcher Distinktion an meiner Hofstatt zu sehen!" erklärte der Fürst mit Eifer und Würde.

Tief verbeugte sich der Kämmerer und ging aus der Thür.

Der Verwachsene aber machte ein spöttisches Gesicht, trat ganz nahe an Seine Fürstliche Gnaden und sagte: „Vetter, wie das nun kommen wird, weiß ich im voraus. Der Graf von Santaporta wird dir wohl gefallen und du dem Grafen. Er dir, weil du die große Kunst witterst in ihm, du ihm, weil er die unvergleichliche Weisheit wittert in dir. Und also wird er bleiben an deinem Hofe, und du wirst ihn streicheln von Zeit zu Zeit, ob er sich nicht am Ende streckt und Gold von sich giebt. Ich werde auch bleiben, aber streicheln wirst du mich nie. Ist auch unnötig. Vetter, du bist ein weiser Mann, aber kein Verächter edler Metalle. Vetter, ich mache dir einen Vorschlag: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, heißt's im Sprichwort. Er wird sich des Schweigens befleißigen, dein Goldmacher; denn das gehört zu seinem Handwerk, und also wird's auch nicht fehlen an Golde. Ich aber werde mich des Schweigens mit nichten befleißigen und dir also Silber liefern, daß dir die Ohren klingen. Vetter, dinge zum Goldmacher den Silbermacher, und es wird wohl bestellt sein um dich!"

„Du gefällst mir, du bist ein munterer Geselle," sprachen Seine Fürstliche Gnaden herablassend; „du kannst auf Probe bleiben, du hast ein bewegliches Wesen, und ein Narr hat unserm Hofhalte längst schon gefehlt."

„Topp, Vetter!" rief der Narr und patschte mit der Pritsche in die Linke. „Du kannst auf Probe bleiben, sagte der Grünspecht; da flog der Kuckuck auf den Rand seines Nestloches und warf ihm ein Eilein hinein. Kuckuck, Vetter! Und nun wollen wir beide den Grafen empfangen!"

Um die selbige Zeit saß die Frau Fürstin in ihrer Stube und stickte eifrig an einem Pantoffel, lauschte auf den Gesang der Vöglein, der durch die geöffneten Fenster hereintönte, und sann über dieses und jenes.

„Du, Wiltrud?"

„Eure Fürstliche Gnaden verzeihen," sprach die Hofjungfer, schloß die Thür und kam heran, „ich habe etwas gefunden, das wohl Euch gehört." Und dabei hob sie ein zierliches Brieflein in die Höhe.

„Ein Brieflein, und noch dazu mit einem rosafarbenen Bändelein umwickelt?" sagte die Fürstin und schüttelte lächelnd das Haupt. „Gieb her!"

Die Hofjungfer gab ihrer Herrin das Brieflein und trat ehrerbietig zurück.

Lächelnd besahen sich Ihre Fürstliche Gnaden das Päcklein, lächelnd gaben sie's wieder in die Hände der Hofjungfer: „Du irrst, Wiltrudis, das ist dem ganzen Aussehen nach ein Liebesbrief und kann also gar nicht für mich bestimmt sein. Denn was mir Seine Fürstliche Gnaden Liebes und Gutes zu sagen haben, das sagen sie mir nicht schriftlich, sondern mündlich."

„Was es ist, weiß ich nicht," meinte die Jungfrau und zupfte nachdenklich am Bändelein; „aber daß es Fürstlicher Gnaden gehört, das weiß ich gewiß; denn es lag außen auf der Schwelle des fürstlichen Schlafgemaches."

„Auf der Schwelle unsers Schlafgemaches?" Aber das ist doch stark! Wiltrud, ich glaube fast, es hat einer aus Versehen die Schwelle verwechselt!"

„Aber Euer Gnaden!" wehrte sich das Jüngferlein und wurde glührot.

„Oeffne den Brief und lies, dann wird sich's gleich zeigen!" befahl die Fürstin und lehnte sich zurück.

Das rosenfarbene Bändelein fiel zu Boden, das Papier knisterte, und Wiltrudis, die Hofjungfer, las:

„Ihr habt mich heiß geküsset,
Habt mich ans Herz gedrückt,
Seid tausendmal gegrüßet,
Die mich so hoch entzückt!

Ich geh' als wie im Traume
Fortan durch diese Welt.
Noch kann ich's glauben kaume,
Daß hoch vom Himmelszelt

Die liebe Sunn' hernieder
Zum Erdgebornen kam
Und immer, immer wieder
Mich in ihr' Arme nahm."

„Nun," lachte die Fürstin und drohte schalkhaft mit dem Finger, „nun, Wiltrudis, auf wen geht's denn, auf wen?"

„Es ist noch gar nicht aus, Fürstliche Gnaden! Darf ich weiterlesen?"

„Nur zu!"

„Frau Fürstin, Ihr mein Leben —"

begann die Jungfrau.

„Wie, was — Frau Fürstin?" Ihre Gnaden richteten sich ein wenig auf. „Höre, Wiltrudis, da mußt du falsch gelesen haben!"

„Frau Fürstin heißt's, ganz gewiß, Fürstliche Gnaden," verteidigte sich die Hofjungfer und konnte nicht umhin, zu bemerken: „Es scheint also doch nicht auf meine Wenigkeit gemünzt zu sein, das Brieflein!"

„Wer ist unterschrieben?" forschte nun die Herrin und erhob sich ganz.

„Niemand," kam die Antwort zurück.

„Weiterlesen!"

„Frau Fürstin, Ihr mein Leben,
Hört mich in Gnaden an!
Zwar kann ich Euch nichts geben,
Doch sei der Schwur gethan:

Befehlt, was ich soll thuen?
Bei meinem guten Schwert,
Es läßt mich nimmer ruhen,
Was Ihr von mir begehrt.

Bei Euern heißen Küssen.
Bei Euern Lippen rot,
Ich spring' mit allen Füßen
Für Euch in jeden Tod.

Und wenn sie mich erstechen
Im Walde fürchterlich,
Dann will ich also sprechen
Johanna, küsse mich!

Johanna, güldne Sunne,
Glühheiße Küsserin,
Du meines Lebens Wonne —
So fährt ein Held dahin!"

„Der Lausbub!" platzten Ihre Fürstliche Gnaden heraus und rissen der Hofjungfer das Brieflein aus der Hand. „Natürlich! Na, da hört sich aber doch, da soll ja gleich — der Paggio! Die Pfote muß ich ja kennen — ei, da muß man doch —"

Sie wollten ein zorniges Gesicht machen, aber da lasen sie zum zweiten Male:

„Und wenn sie mich erstechen
Im Walde fürchterlich —"

Sie warfen sich in ihren Sessel, zogen ihr Fazinettlein und lachten Thränen hinein.

Endlich standen sie auf, wischten sich die Augen und sagten mit mühselig gewonnenem Ernste: „Du aber hältst den Mund, das bitt' ich mir aus, Wiltrudis! Denn abgewandelt muß er werden, der Tolpatsch, und das exemplarisch."

„O, Eure Fürstliche Gnaden," nahm sich nun die Hofjungfer das Herz, „wollet ihm doch nichts zuleide thun in Euerm gerechten Grimme, dem armen Schächer! Seine Reimlein sind ja immer so herzig nett!"

„So, du kennst sie wohl schon länger, Wiltrud? Du freust mich!"

„Ach, er hat ja wohl hin und wieder uns Hofjungfern solch ein Reimlein in die Tasche gesteckt," bekannte diese mit heftigem Erröten.

„Immer schöner! Ihr Grasaffen!"

„Aber Eure Fürstliche Gnaden —!"

„Ihr Grasaffen, laßt euch von dem Närrlein ansingen und verdreht ihm den Kopf, der so nicht recht gerade sitzt, wie mir scheinen will. Und dann hat er zuletzt natürlich kein Genügen mehr an euch und steigt noch ein paar Sprossen höher, der Laubfrosch. Da ist's denn doch gut, daß ich beizeiten dahinter gekommen bin!"

„Halten zu Gnaden," wagte sich nun Wiltrudis hervor, „aber geküßt hat ihn von uns Hofjungfern noch keine."

„Na, das wollt' ich mir denn aber auch ernstlich verbeten haben!" rief die Landesmutter. Doch auf einmal schoß ihr das Blut ins Gesicht, und sie wandte sich ab. „Jetzt geh!"

Die Thür schloß sich hinter der Hofjungfer, und noch einmal nahm die Fürstin das Brieflein und las es ernsthaft. Dann legte sie's auf den Tisch und begann langsam mit dem blühweißen Zeigefinger auf ihrer Stirn herumzufahren, langsam und nachdenklich. Und wenn einer ganz nahe dabei gestanden wäre, so hätte er hören müssen, wie ihre Lippen flüsterten: „O, du dumme, dumme Hanne!"

*

Die Thür ward geöffnet, und Seine Fürstliche Gnaden stolzierten wohlrasiert und guter Laune ins Gemach.

„Morgen, Hanne!"

„Morgen, Stanislaus!"

„Na, Hanne," begannen Seine Fürstliche Gnaden, und seine Stimme klang freudig erregt, „da habe ich aber grade einen distinguierten Besuch empfangen. Der Graf von Santaporta, — na, ich werde dir noch alles ganz genau erzählen, weißt du, der sonderbare Fremde, der uns gestern abend das Freudenfeuer — na, der hat mir aufgewartet, Hanne, ein Mann von wohlerleuchtetem Judicio — na!" Seine Fürstliche Gnaden rieben sich die fetten Hände und lachten geheimnisvoll in sich hinein. „Na, wirst es schon noch beizeiten erfahren, Hanne, der ist nun auf etliche Monde, je länger je lieber, unser Gast. — Aber, Hanne, was ist denn? Stehst und rührst dich nicht, sagst nit muh und sagst nit mäh — na, Hanne, was soll's denn?"

Fürstliche Gnaden breiteten die Arme aus, ihr Weib an die Fürstenbrust zu ziehen und ihr den herkömmlichen Morgenkuß zu drücken auf die Lippen rot.

Aber Frau Hanne schlug die Augen nieder und wich zurück: „Mit nichten, lieber Stanislaus!"

Dabei zuckte es allerdings, wenn einer genau hinsah, um ihre Mundwinkel, und das feine Näslein blähte sich ein wenig, und die Flügelein zitterten. Aber Seine Fürstliche Gnaden sahen nicht so genau hin, sie bemerkten nur das eine, daß sich ihnen Frau Johanna unfreundlich entzog, und so fuhr denn heute zum zweiten Male die starke blaue Ader an Hochihrer Stirn empor: „Na, was soll's?" grollten sie und ließen die Arme sinken.

„Mit uns ist's vorbei, lieber Stanislaus," sagte die Fürstin, hob die großen Augen und sah ihren Herrn schelmisch an, daß die geschwollene Ader zusehends kleiner wurde.

„Vorbei —?" fragte er und kam einen Schritt näher.

„Vorbei!" lachte sie und trat noch einen ganzen Schritt zurück. „Ich hab' jetzt einen andern, einen feinen, gar zärtlichen Liebhaber; und so schöne Reimlein, wie der, kannst du doch nicht machen, lieber Stanislaus. Da, lies selber!" Und sie reichte ihm das Brieflein hin.

„Es ist vom Paggio — hörst du? Vom Paggio!" rief sie geschwinde, als er ihr das Blättlein mit zorniger Miene entriß. „Hörst du, lieber Stanislaus? Vom Paggio und von keinem andern!" Und begütigend legte sie die Hand auf seinen Arm.

Seine Fürstliche Gnaden lasen mit knurrender Stimme: „Geküsset — gegrüßet — Sunne — kam — Arme nahm!" und wie abgenagte Knöchlein purzelten die feinen Reime des armen Paggio aus dem rauhen Männermunde. „Leben — geben — Schwur gethan — Küssen — rot — Füßen — Tod." Als aber der Leser an die letzte Strophe

kam, da polterte des Paggio zarte Dichtung heraus, daß er selbst sie nimmer erkannt hätte: „Güldne Sunne — Küsserin — Lebenswunne — Held dahin!"

Und der Landesvater ballte das zierlich beschriebene Papier unfein zusammen, schob es in die Hosentasche, für die es keineswegs bestimmt gewesen, und sagte, indem er suchend in der Stube umherspähte, weiter nichts als die gewichtigen Worte: „Einen Stecken, Hanne!"

„Ja, Liebster, das war auch mein erster Gedanke," pflichtete ihm Frau Johanna eifrig bei, „aber —"

„Nichts aber —!" knurrte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste und ging auf die Suche nach einem Stecken. „Und aus dem Hause muß mir der Kerl, auf der Stelle!" Seine Fürstliche Gnaden hatten, was sie wollten, und zogen aus dem großen Kübel einer morgenländischen Palme am Fenster einen starken Stab.

„Nicht doch, liebster Herr, die Palme knickt mir ab!" klagte die Fürstin und kam heran.

„Aus dem Hause muß er, gleich auf der Stelle, bei meiner fürstlichen —"

„O halt ein!" rief die Fürstin erschrocken, schloß den Mund des Zornigen mit ihrer feinen, weißen Hand, streckte sich auf den Fußspitzen, umarmte und küßte ihn, daß er nimmer zu Worte kam. „Weißt, lieber Stanislaus —"

Der Landesvater stieß etwas hervor, das lautete wie „auf der Stelle —", doch gleich hatte er wieder einen Kuß.

„Weißt, Stanislaus, er ist ja 'n rechter Schlingel —"

„Auf der —" Stelle, wollten Ihre Fürstliche Gnaden sagen, da hatten sie schon wieder einen Kuß.

„— aber auch 'n armes Waislein, Stanislaus, vaterlos und mutterlos —!" flehte die Landesmutter.

„Bei meiner fürstlichen —" knurrte er.

Wieder schloß ihm ein Kuß die Lippen. „Und mutterlos, liebster Herr. Freilich gehörte ihm der Stecken, aber —"

„Bei meiner fürstlichen E—," wieder hatte er seinen Kuß.

„— aber vertreiben, Stanislaus? Nein, das könnten wir nimmer verantworten, Liebster."

„Bei —," knurrte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste.

„Nein, Liebster! Und am Ende bin ja doch ich selber schuldig an dem ganzen Handel."

Herr Stanislaus wünschte etwas zu sagen, aber obgleich es diesmal beifällig zu lauten versprach, wünschten Ihre Fürstliche Gnaden durchaus nichts zu hören und applizierten ihrem Eheherrn drei Schmätzlein, daß es, fast möchte man mit Florian Abendschein sagen, klappte, sie streichelten ihm die wohlrasierten Wangen und bettelten: „Aber wer hätt's denn gedacht, daß der Knirps solch Feuer fangen könnte?"

„Sunne — Wunne — Küsserin!" brummten Seine Fürstliche Gnaden. Aber es klang nur noch wie ganz entferntes Grollen eines abziehenden Gewitters.

Und wie linder Regen auf erhitztes Land rieselte es aus dem allerlieblichsten Mündlein in das erregte eheherrliche Gemüt: „Na, in meinem Leben umgürte ich keinen Paggio mehr mit dem Degen, herze ihn oder gar — na, das ist ja gekommen gleich als in einer Rittergeschichte!"

„Sunne — Wunne — Küsserin!" brummten Seine Fürstliche Gnaden dazwischen.

„Und sieh, Stanislaus, des Schalks Verse lauten im Grunde gar nicht so übel, und Frau Venus ist gegen mich gehalten eine Küchenmagd an Huld und Milde. Nein, Strafe muß er kriegen, aber ich gebe dir noch drei Schmätzlein, wenn du mir's läßt, mein Sängerlein. Ich weiß, wie ich ihn strafe, ich weiß!"

Und sachte entwand sie ihrem Eheherrn den Stecken, ging ans Fenster und trieb ihn wieder in den Kübel.

„Meinetwegen!" brummte der Fürst und sah seiner Hanne wohlgefällig zu. „Schaff, was du willst mit ihm, aber 'was Exemplarisches, bitt' ich mir aus!"

„O, du Liebster!" kam's von der morgenländischen Palme herüber.

„Frau Fürstin, Ihr, sein Leben,
Spannt ihm die Höselin,
Lebenswunne, güldne Sunne,
Brennt ihm auf sein Hinterlin!

Sieh da, Hanne," sagten Seine Fürstliche Gnaden ganz stolz, „ich kann's auch, das Reimeschmieden!"

„O du guter, guter Stanislaus!" rief Frau Johanna, eilte von ihrer morgenländischen Palme herzu, hing sich an ihren Herrn und Gemahl und flüsterte: „Du sollst mit mir zufrieden sein, liebster Herr. O, dieser Bengel!"

„Aber zugucken will ich!" sagte der Fürst.

*

Gegen Abend desselbigen Tages saß Frau Johanna wieder in ihrem Sessel, ganz wie am Morgen. Eine Stickerei hatte sie allerdings nicht mehr vor sich, wohl aber lag in ihrem Schoße eine Birkenreiserrute, stark vergoldet mit Katzengold, umwunden mit einem himmelblauen Bändelein und behängt mit kleinen, klingenden Schellen; dazu das Liebesbrieflein und eine mächtig große Jungfrau, gebacken aus Pfefferkuchenteig und mit dem ganzen Abece aus Zuckerguß bedeckt von Kopf zu Füßen.

Am Fenster neben der morgenländischen Palme lehnte in Verborgenheit der Fürst, hinter dem Sessel der Fürstin stand Wiltrudis, die Hofjungfer.

Es pochte an der Thür, und der Hofmeister schob vor sich her den Paggio in das Gemach.

„Hast du meinen Auftrag vollzogen?" fragte die Fürstin und machte ein sehr strenges Gesicht.

„Er weigert sich, den Degen in andre Hände als in die Eurer Fürstlichen Gnaden zu legen," berichtete der alte Herr und verneigte sich tief.

„Er weigert sich?“ fragte die Fürstin und runzelte die Stirn.

„Gnade! Gnade!“ rief der kleine Paggio und stürzte vor seiner Herrin auf die Kniee. „Gnade!“ rief er zum dritten Male und wagte die Augen nicht zu erheben.

„Steh auf, Friedrich!“ befahl die Fürstin mit Ernst. „Vor Menschen kniet man nicht, vor Menschen beugt man nur ein Knie. Das merke dir!“

Gehorsam erhob sich der Knabe und stand mit gefalteten Händen regungslos.

„Du weißt, Friedrich, daß man vor meiner Schlafzimmerthür ein Brieflein gefunden hat —.“ Die Fürstin hielt ihm die Epistel unter die Augen. „Es sind Verslein, Friedrich, und weil du dich so trefflich auf Verslein verstehst, meine ich, du solltest sie uns vorlesen.“

„Vorlesen!“ sagten Seine Fürstliche Gnaden mit rauher Stimme von der morgenländischen Palme herüber. Entsetzt fuhr der Paggio zusammen, warf einen scheuen Blick nach dem Fenster und einen verzweiflungsvollen auf seine Herrin und schwieg.

„Da, nimm!“ befahl diese.

Mit zitternden Händen hielt der Kleine das Papier, glutrot waren seine Wangen, und stotternd begann er:

„Ihr habt mich heiß geküsset,
Habt mich ans Herz gedrückt —“

Doch er kam nicht weiter, aus seinen Augen brachen die glitzernden Thränen, und schluchzend flehte er: „Gnade — ich — kann nicht!“

„Lesen!“ äußerte sich die rauhe Stimme am Fenster. Aber gütig nahm die Fürstin dem armen Sünder das Brieflein ab und begann: „Siehst du, Friedrich, du kannst es gar nicht vorlesen im hellen Sonnenlichte! Und sag mir nun, ist's dann recht oder unrecht gewesen?“

Der Knabe schluchzte, daß ihn der Bock stieß.

„Nun, Friedrich?“

„Unrecht,“ brachte er mühsam heraus.

„Und ganz närrisch, lieber Friedrich, so dumm, daß du dich eigentlich gar nimmer bei Hofe kannst sehen lassen.“

Der Paggio senkte den Kopf tief auf die Brust.

„So lächerlich, mein armer Friedrich, daß man sich selber für dich schämen muß! Nicht wahr, lieber Windewendeleben?“

„Der ganze Hof wird lachen und sich schämen, wenn Fürstliche Gnaden befehlen,“ sagte der alte Herr mit Ueberzeugung.

„Nein, so hab' ich's nicht gemeint, lieber Windewendeleben!“ fiel ihm die Fürstin in die Rede. „Nein, das bleibt alles hübsch unter uns —!“

„Unter uns!“ Der Hofmeister verneigte sich.

Dankbar schlug der Paggio die Augen auf zu seiner Herrin.

„— unter uns, solange wir wahrhaftige Reue und Besserung verspüren,“ vollendete diese mit Strenge. „Aber du siehst wohl selbst ein, lieber Friedrich, daß der Degen nur dem gebührt, der sich seiner würdig gemacht hat. Und da wird nun, so leid mir's thut, nichts andres übrig bleiben, als —“

Hastig zog der Paggio den Degen aus dem Gehänge, ließ sich höfisch auf ein Knie nieder und überreichte seiner Herrin stumm die geliebte Waffe, mit gesenkten Augen.

Ernsthaft ergriffen Ihre Fürstliche Gnaden den Degen und gaben ihn dem Hofmeister. Dann nahmen sie die Birkenrute von ihrem Schoße und sagten: „Ganz ohne Wehre kannst du aber doch nicht sein, und also —“

Da sah der Knabe seine Herrin mit großen, verzweiflungsvollen Augen an, rang die Hände und stieß hervor: „Gnade, alles, nur das nicht!“

„Frau Fürstin, Ihr, sein Leben,
Spannt ihm die Höselin,
Lebenswunne, güldne Sunne,
Brennt ihm auf sein Hinterlin!“

knurrte es vom Fenster her.

Die Landesmutter aber raunte streng und doch gütig: „Ei, Friedrich, geschieht dir etwa unrecht? Oder solltest du dich nicht vielleicht am Ende bedanken für deine gelinde Strafe? Steh auf!“

Wortlos erhob sich der Knabe und nahm die Birkenrute. Aber dabei schluchzte er aufs neue, daß es ihn nur so schüttelte.

„Wir sind noch nicht fertig, mein Lieber,“ fuhr die Fürstin unbeirrt fort. „Gaben heischen Gegengaben; du hast mir Verslein geschenkt, da ist's nicht mehr als billig, daß ich dir auch was schenke.“ Und damit nahm sie die große Jungfrau aus Pfefferkuchen und erhob sich: „Könnt' einer meinen, Bübchen, wenn er deine Reimlein liest — ich hab' auch noch andre gelesen als diese da, schau du nur! — könnt' einer meinen, du möchtest das ganze Frauenzimmer aufessen vor lauter Liebe. Da hab' ich dir denn vom Koch eine Abece-Jungfrau schneiden lassen aus gutem Pfefferkuchen — die kannst du ansingen und aufessen. Da, nimm!“

Als nun der Paggio mit verweintem Gesichte vor ihr stand, in der einen Hand die vergoldete Birkenrute mit den leise klingenden Schellen und dem schönen himmelblauen Bändelein, in der andern die süße Jungfrau, und bald auf das eine, bald auf das andre Geschenk starrte und die Lider nicht aufschlagen wollte, legten Ihre Fürstliche Gnaden die Hand auf seine Schulter und begannen mütterlich und freundschaftlich, daß es ihm allgemach wieder von den Wimpern tropfte: „Sieh, liebes Kind, unser Herrgott hat dir ein schönes Talent gegeben, die Reimlein fließen dir wie andern kaum die gewöhnliche Rede. Ei, wer wird da Mißbrauch treiben mit der Gottesgabe und sich in Schand und Spott, andre aber in Unwillen bringen? Ei, wenn ich der Friedrich von Golau wäre, da wüßt' ich, was mir geziemte! Da wollte ich unsern Herrgott preisen mit den Vöglein um die Wette, dem Frauenzimmer aber thät' ich nimmermehr nachlaufen, ließe sonderlich die Hofjungfern ungeneckt mit meinen Verslein, geschweige, daß ich meine gnädige Fürstin und

Dero Herrn Gemahl ganz zornig machte mit gelegten Brieflein! Meinst du nicht auch?"

Schluchzend nickte der Paggio.

„So, und nun geschwinde zu Seiner Fürstlichen Gnaden und Dank gesagt für die gelinde Strafe!"

Mit unsicheren Schritten begab sich der Missethäter mit seiner vergoldeten Birkenrute und seiner zuckerigen Jungfrau zum Fenster.

„Na, du Racker," begannen Seine Fürstliche Gnaden verheißungsvoll und zogen eine Reitgerte hinter ihrem Rücken hervor.

„Gnade!" flehte der Paggio und ließ sich auf ein Knie nieder.

Der gnädige Herr aber hieb ein paarmal durch die Luft, daß es pfiff, und sagte: „Sieh, diese Peitsche war für dich bestimmt, wollte dir deine Verslein skandieren auf deinem Buckel, du Wasserpoet, wollte dir deine schlechten Reimlein ausbläuen, Sunne, Wunne, güldne Sunne, Lebenswunne, du Racker du, weil du dich hast lassen gelüsten trotz Bibel und Katechismo nach deines Nächsten —"

„Aber Euer Liebden —!" kam es angstvoll vom Sessel der Fürstin.

„Na," brummten Seine Fürstliche Gnaden, „bist freilich noch zu dumm dazu! Also, Haue hätten dir gehört. Aber da war eine, die vorderhand noch die Meine und nicht die Deine — du Racker, meine güldne Sunne, und meine Lebenswunne ist zu mir gekommen und hatte sich aufs Bitten verlegt, mir also mein gebührendes Strafamt abgeschwind—, wollt' sagen, abgeschwatzt. Doch Strafe muß sein. Her da!"

Zitternd erhob sich der Paggio.

Der Fürst aber nahm ihm die vergoldete Birkenrute ab und steckte sie eigenhändig in des Knaben leeres Wehrgehänge und sprach: „Die trägst du fortan vom Morgen bis zum Abend und läßt dir nicht einfallen, sie abzulegen, ehe wir's anders befehlen!"

Schluchzend stand der Knabe mit der verzuckerten Abece-Jungfrau vor seinem gestrengen Landesvater.

„Und die da frißt du!" befahlen Seine Fürstliche Gnaden.

„Gleich?" stieß der Paggio hervor.

„Gleich auf dem Platze hier in unsrer Fürstlichen Gegenwart!"

Und in der wortlosen Stille ringsumher begann das arme Sünderlein unter Thränen und leisem Schellengeklingel die süße Jungfrau hinunterzuwürgen samt allen Buchstaben des Alphabets aus Zuckerguß von A bis Z.

*

Seine Fürstliche Gnaden begaben sich zu ihrer Gemahlin, verbeugten sich zierlich, boten ihr den Arm und sagten: „Euer Liebden, ich denke, wir ergehen uns noch ein wenig im Parke, — ich habe wichtige Dinge zu besprechen!"

Der Hofmeister riß die Thür auf, und die fürstliche Herrschaft schritt hinaus. Hinter ihr Wiltrudis, die Hofjungfer, nachdem sie dem Paggio noch tröstend über die Locken gestrichen hatte. Nach ihr der Hofmeister; der schloß die Thür.

Stille war's. Im verlassenen Gemache stand der arme Schächer und kaute verzweiflungsvoll an den Resten seiner zuckerigen Jungfrau.

Da teilte sich der Wandteppich, und auf den Zehenspitzen kam der Narr hervor.

Der Paggio fuhr erschrocken auf und sah mit offenem Munde hinüber auf den Verwachsenen.

Der sagte gutmütig: „Laß dich nicht stören in deiner Verrichtung, schluck's gar hinunter und verdau's! Weil du mir aber noch recht jung zu sein scheinst —"

Der Paggio machte eine zornige Bewegung, doch da erklangen die Schellchen an seiner Seite, und er senkte die Augen.

„Weil du mir noch recht jung zu sein scheinst," wiederholte der Narr, so will ich dir zwei Sprüchlein sagen, die merke dir! Das eine heißt:

Durch die Kelter muß die Traube, bevor sie zu Wein wird,
In den Ofen das Gold, bevor es untadelig rein wird;
Unter die Schere der Trieb, so kann er sich edel entfalten,
Unter den Flegel das Korn, so wird die Hülse sich spalten.

Drum unbesorgt,
Mein lieber Sohn —
Wer Schläge braucht,
Der kriegt sie schon!

Und dieses Sprüchlein sag dir immerfort leise vor, sobald es dir im Leben mit Recht unsanft ergeht. Das andre aber lautet:

Jungfernlieb' und Rosenblätter,
Herrengunst — Aprilenwetter.

Und das sage dir stets bei Hofe, eh' du des Morgens aus dem Bette schlüpfest und eh' du des Abends die Decke über die Ohren ziehst — ob dir's nun gerade gut geht oder schlecht. Thust du das, so kann aus dem Paggio mit der Zeit noch ein ganzer Junker werden."

Schweigend würgte der Knabe den letzten Bissen hinunter, dann schlich er mit Schellengeklingel aus der Thür.

Nachdenklich aber stand der Narr inmitten des Gemaches: ‚Mir scheint, an dieser fürstlichen Hofstatt gilt Essen als eine hohe Strafe!' Dann rieb er an seiner Gugel und sprach halb lachend, halb stöhnend: ‚Herr Vetter, Ihr seid zum Fürchten dumm!'

III.

Die vollen Rosen im Garten hingen tief herab unter der Last des Taues, die aufsteigende Sonne goß glühendes Rot in die Fenster des Schlosses, die Sandsteingötter an den breiten Wegen waren naß, als hätte es geregnet, Grasmücken und Finken, Schwarzblättlein und Drosseln sangen um die Wette, weither von den Feldern und Wiesen herüber klang das Tirilieren der Lerchen, und in der dichtverwachsenen Geißblattlaube wartete der Narr.

Zaghaften Schrittes kam Prinzessin Ulrike den Laubgang herunter, ihre Hand hielt das weiße Morgenkleid hochgerafft, dann und wann blieb sie stehen und blickte mit scheuen Augen umher, und in der Geißblattlaube wartete der Narr.

Mit freundlichem Wedeln schritt vor ihr ein großer, langhaariger Hund, langsam und ehrenfest, und wandte zuweilen den klugen Kopf nach seiner Herrin und ging befriedigt weiter, wenn er sie dicht hinter sich wußte. Plötzlich aber machte er Halt, schnoberte mit der glänzend schwarzen Schnauze in die Luft und ließ ein grollendes Knurren vernehmen.

„Wacker, hierher, hierher!" befahl die Prinzessin, und widerwillig drückte sich der Rüde an ihre Seite. Im dunkeln Eingang zur Laube zeigte sich der Narr und breitete die Arme aus. Knurrend sprang der Hund nach vorn und stellte sich drohend mit gespreizten Beinen zwischen ihn und die Herrin.

„Wacker, hierher!" rief die Prinzessin. Aber regungslos stand das große Tier.

„So rufe ihn doch!" sagte der Verwachsene bittend und ließ langsam die Arme sinken.

„Er ist mir nachgelaufen," entschuldigte sich Prinzessin Ulrike. „Und nun denkt er, mir drohe Gefahr."

„Aber das ist doch ungemütlich!" klagte der Narr. „Schick ihn zurück!"

Prinzessin Ulrike lächelte ein wenig: „Da ist meine Macht zu Ende. Aber komm, ich will dich vorstellen!"

„Beim Hute meines Vaters, habe mir das Wiedersehen auch anders gedacht!" murrte der Narr und regte sich nicht.

„Hierher, Wacker!" lockte Ulrike und trat neben den Höckerigen. „Rühr dich nicht!" raunte sie diesem zu. „Hierher, Wacker, schau, ist guter Mann, ist lieber Mann!" Und leise streichelte sie den grellroten Aermel des Narrenwamses. „Ich bitt' dich, rühr dich nicht!"

Mißtrauisch und langsam, Schritt vor Schritt, kam das gewaltige Tier und begann den Regungslosen mit der feuchten, vibrierenden Schnauze bedächtig zu beschnobern, von unten an soweit es sich zu strecken vermochte, und zuletzt hob es sich mit einem kurzen Ruck auf den Hinterbeinen und stieß ihm die Schnauze sänftiglich an die Wange, ließ sich herab auf alle viere, warf unter kurzem Schweifwedeln einen Blick auf seine Herrin, als wollte es sagen: „Soweit in Ordnung," und streckte sich mit Gähnen in den Sand.

„So, nun ist keine Gefahr mehr," bemerkte Prinzessin Ulrike. „Nur keine jähen Bewegungen, möchte ich raten!"

„Nur keine jähen Bewegungen, möchte ich raten!" wiederholte der Narr mit kläglichem Gesichte und faltete die Hände unter der Brust. „Hundevieh, Köter, Scheusal —!" Er hielt inne: „Oder versteht er das am Ende auch?"

Müde lächelnd schüttelte Ulrike den Kopf.

„Höllenhund — aber mir dünkt, wir Menschen könnten etwas lernen von der Gründlichkeit, mit der du Bekanntschaften anknüpfst!" vollendete er nachdenklich. „Keine jähen Bewegungen — und wir haben uns doch anderthalb Jahre lang nicht gesehen, Ulrike!"

„O, Kasimir!" schluchzte sie auf, ging in die Laube und ließ sich auf die Bank nieder.

Vorsichtig folgte ihr der Narr: „Nur keine jähen Bewegungen!" murmelte er vor sich hin, warf nochmals einen Blick auf die große Bestie, setzte sich neben die Prinzessin und murmelte wiederholt: „Nur keine jähen Bewegungen!" umschlang sie vorsichtig, zog sie an sich und bedeckte ihr thränennasses Antlitz mit heißen, lautlosen Küssen. Und so oft sie sich ihm entziehen wollte, raunte er mit Nachdruck: „Nur keine jähen Bewegungen, bitt' ich mir aus!"

Verwundert richtete der grimmige Wächter die großen goldfunkelnden Lichter auf die stille Gruppe in der Tiefe der Laube, immer bereit, dem Verwachsenen an die Gurgel zu fahren. Aber es begab sich nichts, was ihm ein Recht zur Einmischung gewährt hätte. Draußen blitzte der Tau an Gras und Blumen, die Finken und Drosseln sangen um die Wette mit den tirilierenden Lerchen, abermals überkam lautes Gähnen den Rüden, und langsam senkte er den mächtigen Kopf zwischen die Pranken. Aber die goldfunkelnden Lichter waren unverwandt geheftet auf die beiden da drinnen.

„Kasimir, du bist ein leichtsinniger Mensch!" rief Prinzessin Ulrike mit halberstickter Stimme. „Wenn uns nun jemand bemerkte?"

„Nur keine jähen Bewegungen!" sagte der Narr und drückte noch einen Kuß auf ihre Lippen. „Leichtsinnig? Ja, da hast du recht. Aber nun wollen wir vernünftig reden!"

„O, Kasimir, es giebt mir einen Stich, sobald ich dich sehe!" klagte sie und faltete die Hände im Schoße.

„Und mir läuft's bei deinem Anblick immer heiß und kalt den Buckel hinunter," meinte der Narr. „Ist mir aber durchaus nicht unangenehm, dieses Gefühl — im Gegenteil, kann nie genug kriegen davon."

„O, Kasimir, in solch schändlicher Vermummung — o, wie unwürdig! O, Kasimir, wer hätte das gedacht vor anderthalb Jahren!" Sie brach aufs neue in Schluchzen aus und bedeckte das Gesicht mit den zitternden Händchen.

Langsam erhob sich der Rüde, trat würdevoll in die dämmerige Laube, besah aufmerksam die beiden, suchte ein Plätzchen auf dem Saume des Frauenkleides und streckte sich hart neben seiner Herrin zu Boden.

Mißtrauisch blickte der Narr auf den zottigen Gesellen: „Ja, wer hätte das vor anderthalb Jahren gedacht, daß wir heute schon so weit wären miteinander!" sagte er mit leisem Lachen und drückte die Geliebte sanft an sich. „Bloß das Hundsvieh da steht noch zwischen mir und meinem Glück!" setzte er ärgerlich hinzu.

„O, Kasimir, ich kann dich nicht begreifen! Ein Heer von Widerwärtigkeiten steht zwischen uns, du aber hast Lust zum Possenreißen!" Und wieder ließ sie die Hände in den Schoß sinken.

„Wer denn?" fragte er, als gälte es ein Kind zu trösten.

„Wer denn?“ rief sie, und aufs neue brachen die Thränen aus ihren Augen und rollten die Wangen hinab. „Vor allem doch, oder vielmehr allein und immer noch mein Bruder!“

„Der?“ sagte der Narr. „Entschuldige!“ setzte er höfisch bei. Dann aber konnte er nicht umhin, noch einmal zu bemerken: „Der?“ Und dabei lachte er leise auf.

„Du kennst ihn nicht, Kasimir!“

„Den? Seit ich den kenne, na, Ulrike, seitdem ist mir's gar nimmer angst. Wirklich nicht, nein, aber auch kein bißchen mehr!“

„Aber weißt du denn, Kasimir, daß er sich verschworen hat?“

„Na und wenn?“ rief der Narr.

„Und weißt du denn, was er gesagt hat vor meinen eignen Ohren?“

„Und was denn?“ erkundigte sich der Narr.

„Ach, Kasimir, du nimmst alles von der spaßhaften Seite, mir graut vor deinem Leichtsinn, es ist gerade, als ob du mit dieser schrecklichen Vermummung — Kasimir, als ob du ein ganz andrer geworden wärest in diesem Narrenkleide!“

„Ich höre, Ulrike. Also, was hat er gesagt?“

„Es war ein fürchterlicher Abend. Johanna — weißt du, Kasimir, Johanna ist ein Engel —“

Der Narr nickte ernsthaft.

„Also, Johanna bat, flehte, weinte — es war gerade dein dritter Werbebrief gekommen — und endlich sagte sie, derweil ich stumm daneben stand: ‚Liebster, kannst du denn uns armen Geschöpfen keine, gar keine Hoffnung lassen? Es ist ja doch kein Makel, daß seine Urgroßmutter nur eines Landsassen Tochter gewesen! Würdest du dich denn unter keiner Bedingung erweichen lassen, Liebster?‘ Da kniff er die Lippen ein — o, ich sehe ihn noch stehen unter dem Kronleuchter — und lachte — o, er kann so boshaft lachen, wenn er sich in etwas verrannt hat — und dann kam er mit seinem alten Sprichwort, mit seinem schrecklichen Schwure —“ Sie hielt inne und schluchzte auf.

„Nun,“ erkundigte sich der Narr, „was hat er dann zu schwören geruht?“

„Sammirgott, wenn er mir über den Kopf springt!“ schluchzte Prinzessin Ulrike.

Hellauf lachte der Verwachsene, und der Rüde hob mißtrauisch den Kopf.

Heftig schluchzte Prinzessin Ulrike: „Es ist fürchterlich, das Ernsthafteste, Grauenhafteste bringt dich nicht aus der guten Laune! Kasimir, mit diesem Schwur war unser Schicksal besiegelt. Kasimir, mich will bedünken, du liebst mich nicht!“

„Ei, da soll aber doch!“ murrte der Narr. „Wenn ich jetzt eine jähe Bewegung machen dürfte — aber es geht nicht, zum Henker, es geht rein nicht — das Vieh läßt mich ja nicht aus den Augen — aber wahrlich, du solltest mir's büßen!“ Und er versuchte, sie leise an sich zu ziehen.

Aber Prinzessin Ulrike beugte sich zurück, und mit drohendem Knurren setzte sich Wacker, der Wächter, auf die Hinterbeine.

„Wenn er mir über den Kopf springt, Kasimir!“ zürnte Prinzessin Ulrike und streichelte das Haupt des Hundes.

„Na, wenn's weiter nichts ist,“ sagte der Narr leichthin, „na, dann springt man ihm eben über den Kopf!“

„Kasimir!“ rief die Prinzessin drohend; denn in ihr regte sich die Fürstentochter. Und „rrrr!“ machte der Hund; denn in ihm regte sich der Argwohn.

„Na, was ist dabei Besonderes, wenn ein Fürst dem andern über den Kopf springt?“ rief der Narr. „Ich sage dir, Liebste, die ganze Weltgeschichte besteht aus solch fürstlicher Kopfhupferei! Woraus denn sonst?“

Prinzessin Ulrike weinte still in sich hinein und murmelte: „Schrecklich! Was willst du denn an unsrer Hofstatt und was bezweckst du denn mit dieser Mummerei, dieser unwürdigen?“

„Unwürdig?“ sagte der Narr und reckte sich. „Unwürdig? Höre, Ulrike, ich gedenke das Kleid mit großer Würde zu tragen! Und hat einst der weise Solon vor versammeltem Volke auf dem Markte zu Athen den Irrsinnigen gespielt um eines geheiligten Zweckes willen, so kann auch einmal ein Fürstensohn den Narren spielen am Hofe seines zukünftigen Schwagers um seiner Liebsten willen. Und was ich bezwecke an dieser lustigen Hofstatt? Höre: vor drei Tagen hat mich auch einer dasselbe gefragt. Damals konnte ich ihm keine bestimmte Antwort geben; seit wenigen Augenblicken weiß ich die Antwort!“ Er schloß die schmalen Lippen und blickte finster aus seiner Gugel hervor, in tiefen Gedanken.

Unhörbar rückte Prinzessin Ulrike näher an den Freund heran, legte leise den Arm auf seinen Höcker und schob ihm sanft die Gugel aus der Stirne. Und leidenschaftlich flüsterte sie: „Vergieb, du bist noch der alte — vergieb!“

Unbeweglich saß der Narr da und that, als bemerkte er nichts von ihrer Zärtlichkeit.

„Sag mir die Antwort!“ flehte Ulrike und preßte die Wange an seine Gugel.

Der Verwachsene ballte die Hände: „Beim Hute meines Vaters, ich spring' ihm über den Kopf!“ — „Schicke den Hund hinaus!“ bat er.

Und als sich das Tier draußen gehorsam in den Sonnenschein streckte, umschlang er die Geliebte und rächte sich mit zahllosen Küssen.

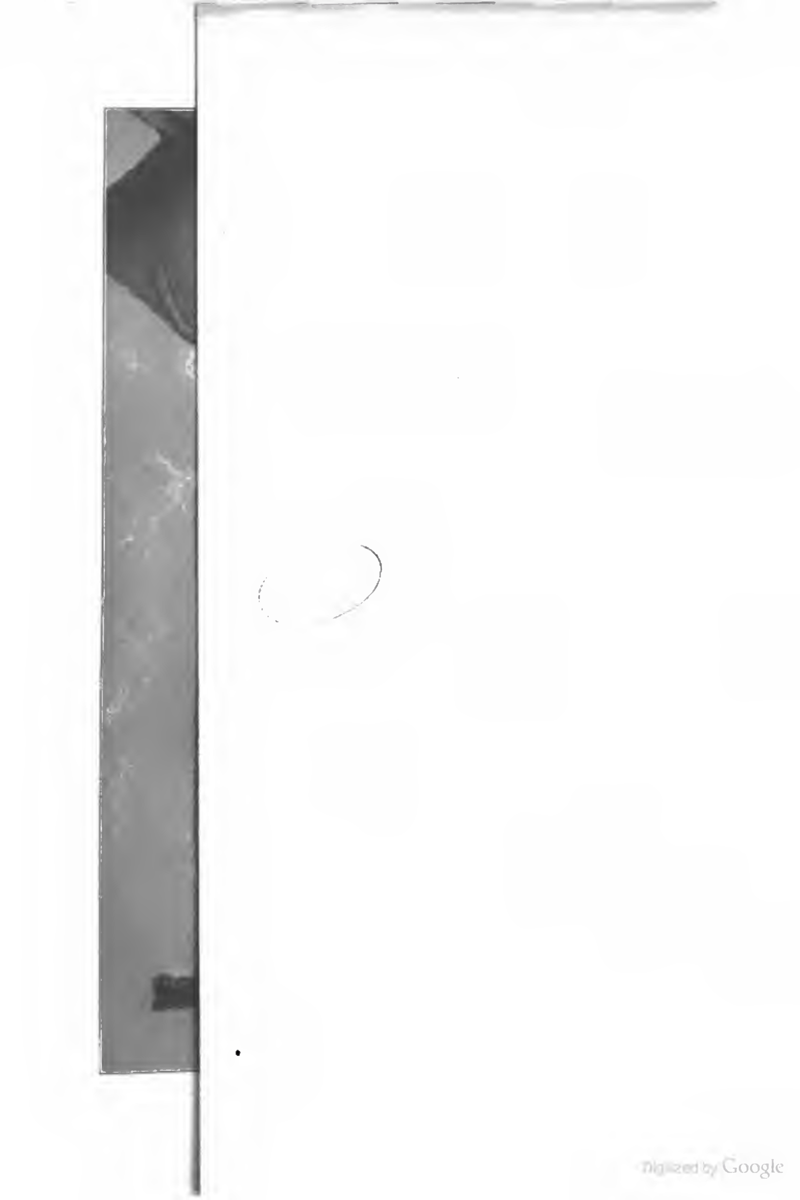
Prinzessin Ulrike aber machte keine einzige jähe Bewegung. Sie saß ganz still und raunte nur zwischenhinein mit Lachen und Schluchzen: „Thu, was du willst — nur daß ich dich nimmer verliere!“

*

Der Narr war längst wieder allein in der dämmerigen Laube und saß in tiefem Sinnen.

‚Kommt Zeit, kommt Rat,‘ murmelte er endlich und stand auf. Da stutzte er und zog sich vorsichtig in den hintersten Winkel zurück.

Den breiten Gartenweg herunter kamen langsam Seine Fürstliche Gnaden, und neben ihm schritt der spitznasige Graf von Santaporta.



Der Landesvater war nach seiner Gewohnheit in schwarze Seide gekleidet und stattlich anzuschauen, ja, wenn man genau hinblickte, geradezu majestätisch. Der Graf aber an seiner Linken hatte seine lange, hagere Gestalt in ein Gewand von blinkend weißer Seide gehüllt und war nahezu anzuschauen wie ein Engel der Unschuld — wenn man nicht genau hinblickte.

Der Narr kauerte sich auf dem innern Ende der Bank zusammen und besah sich die beiden sehr genau, sowohl den Landesvater als dessen Gast.

„Ja, so sagt mir doch, mein Lieber," sprach der Fürst, machte nahe bei der Geißblattlaube Halt und stützte sich schwer auf seinen silberbeschlagenen Stab, „so sagt mir doch, ist wohl Aussicht vorhanden, daß man es mit der Goldmacherei überhaupt einmal zu einem guten Ende bringen werde?"

Der Graf lächelte überlegen. „Aussicht, Fürstliche Gnaden?" Er begann mit seinem Stocke bedächtig eine Strahlensonne in den Sand zu zeichnen. Aufmerksam folgte der Fürst seinem Beginnen. In den Büschen aber sangen unbekümmert die Grasmücken und Finken, die Schwarzblättlein und Drosseln, und sorglos tirilierten auf den Wiesen im sonnenbeschienenen Lande die Lerchen.

Mit offenem Munde sahen Seine Fürstliche Gnaden auf die Zeichnung im Sande, und mit geheimnisvollem Raunen begann der Graf von Santaporta: „Wer vom Firmament nicht den Himmel herunterzunehmen, auf die Erde zu setzen und mit dieser zu vereinigen weiß, der versteht noch nicht die Anfänge unsrer Kunst. Sonne und Mond sind die Zentren, aus denen das zweiarmige Bächlein der Weisen hervorbricht; die schweren Lymphen gebären uns die Nymphen, so lautet der alte Spruch. Es beruht alles auf der Verehelichung des Himmels und der Erde und dem Weibe des dreieckigen Steines."

Er hielt inne, und Seine Fürstliche Gnaden schöpften einen tiefen Atemzug. Dann sprachen sie mit Bewegung: „Ich schätze mich glücklich, Euch auf gewisse Zeit an meine Hofstatt gefesselt zu haben. Stundenlang könnte ich Euch zuhören, es ist mir, als erschlössen sich vor meinen Augen die Tiefen aller Rätsel."

„Und auf der Stirn Eurer Fürstlichen Gnaden ruht ein Abglanz vom Schimmer der Erkenntnis!" sagte der Graf und verneigte sich tief.

„Von allem," fuhr der Landesvater erschüttert fort, „von allem besitze ich nun eine klare Anschauung. Nur das eine möchte ich Euch noch fragen: was versteht Ihr unter dem Weibe des dreieckigen Steines?"

„Das hängt auch wieder zusammen mit den Zentren Sonne und Mond," erklärte der Graf und malte einen Halbmond in den feuchten Sand neben die strahlende Sonne. „Das Weib, welches sich zum Steine schicket und entbrannt ist, ihm zugeeignet zu werden in ganz geheimer, ehelicher Verbindung, ist eben der Brunn, in dem sich das zweiarmige Bächlein der Weisen vereinigt."

„Nun wird mir's immer klarer," meinten Seine Fürstliche Gnaden befriedigt. „O, Ihr wißt gar nicht, lieber Graf, wie sehr ich mich Eures Umganges erfreue. Denkt Euch nur, geträumt hat mir heute nacht von Euch — geträumt!"

„Aber Fürstliche Gnaden" — der Graf verneigte sich tief und legte die Hand aufs Herz —, „Fürstliche Gnaden beschämen mich: es wäre doch vielmehr meine Sache gewesen, zu träumen von Eurer Fürstlichen Gnaden!"

„Schon gut, schon gut, lieber Graf!" sagte der Fürst gnädig. „Doch damit ich auf meine erste Frage zurückkomme: das mit der Vermählung des steinernen Weibes —"

„Die Zueignung des Weibes zum dreieckigen Steine!" belehrte der Graf.

„Nun ja, so hab' ich natürlich auch gemeint," versetzte der Landesvater ärgerlich; „diese Kopulation und dann die andre, die von Himmel und Erde, die ist doch ein wenig umständlich. Seht," sagte er in vertraulichem Tone, „mir käme es vor allem darauf an, so 'n gutes, kurzes Rezept fürs Goldmachen von Euch zu erfahren. Und Ihr besitzt eines, das trau' ich Euch zu!"

„Fürstliche Gnaden beschämen mich durch Ihre Güte," murmelte der Graf und malte neben Sonne und Mond das Zeichen des Merkur in den Sand.

„Also heraus mit Eurer Wissenschaft!" drängte der Fürst.

„Wer Gold und Silber nicht dergestalt zu vereinigen weiß, daß sie nimmer zu scheiden sind, dem ist die Kunst noch immer ein Buch, verschlossen mit sieben Siegeln," raunte der Graf nach einer Weile. „Hier liegt das Geheimnis, Fürstliche Gnaden, in der Vereinigung von Gold und Silber liegt's, nirgends anders."

Seine Fürstliche Gnaden schwiegen. Dann kratzten sie sich hinter ihrem Ohre und murmelten: „Diese Vereinigung wollt' ich auch für mein Leben gerne zuwege bringen, aber es hilft nichts, kaum sind Gold und Silber in meiner Truhe, so pflegen sie auch — hast du's gesehen? — voneinander zu scheiden auf Nimmerwiederkehr. Darum eben —" Sie stockten.

„Ich kannte einen, der hatte eines, und er war mein Lehrer in der Kunst," sagte der Graf nachdenklich und malte das Zeichen des Mars in den Sand.

„Nun also!" riefen Seine Fürstliche Gnaden erfreut.

„Er hatte das Rezept, aber er nahm es mit ins Grab," schloß der Graf bekümmert.

„Na und da hat man nicht nachgesehen in seinem Grabe?" fuhren Seine Fürstliche Gnaden ärgerlich los.

Einen Augenblick verzog sich das gelbe Gesicht des Weißgekleideten. Dann aber sprach er mit tiefem Ernste: „Daß ich's kurz mache, Fürstliche Gnaden, ja, man hat nachgesehen im Grabe meines Lehrers."

„Und man hat die Beschreibung gefunden?" fragte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste und trippelte ungeduldig von einem Fuß auf den andern.

„Man hat sie gefunden, und ich selbst besitze das Blatt," erklärte der Graf feierlich.

„Nun, hab' ich's nicht gleich gewußt?" triumphierte der Landesvater.

„Und es ist ein sehr einfaches Rezept, Fürstliche Gnaden: Siede Asche mit Leinöl, bis das Oel eingesotten ist, dann schwemme es mit Essig, nimm aurum purgatum, möglichst viel, zerlaß das wohl und wirf Bleiasche, eine Fingerspitze voll, hinein, rühr alles durcheinander, so wird es Pulver. Das wasche du mit aqua pura, laß es trocknen und reibe es abermals, jedoch mit aqua armoniac. Das thu so lang, bis der calx solis das Wasser in sich gesogen hat, daß er zweimal so schwer ist —"

„Aber das ist ja 'n ganz ausgezeichnetes Rezept," unterbrachen ihn Seine Fürstliche Gnaden erregt; „und so einfach, das könnte ja mein Koch verstehen. Und da liegt dann also zu guter Letzt das pure, blanke Gold im Tiegel?"

„Ich bin noch nicht zu Ende," bemerkte der Graf.

„Ach was, gebt Euch keine weitere Mühe, lieber Graf, da komm' ich mal bei Gelegenheit, wenn Ihr das Zeug zusammenbraut, und guck' Euch zu, dann behalt' ich's besser. Und ein Laboratorium lass' ich Euch einrichten, da werdet Ihr Eure Lust dran haben!"

„Entschuldigen Fürstliche Gnaden, ich bin noch nicht zu Ende," wiederholte der Graf und machte ein bekümmertes Gesicht. „Das Rezept hat einen Fehler — es ist nicht vollständig erhalten. Man öffnete das Grab zu spät, und da hatten die salva venia Würmer meinen hochverehrten Lehrer zur Hälfte und das Pergament zu einem Drittel gefressen."

„Und also ist's nichts mit dem Goldmachen?" rief der Fürst empört.

„Vorderhand, Fürstliche Gnaden, nichts," entschuldigte sich der Graf. „Aber in unausgesetztem Forschen und Laborieren habe ich das Rezept schon wieder bis auf ein Zipfelchen ergänzt, und es wird mir wohl in der allernächsten Zeit —"

„Ach, das ist aber langweilig!" riefen Seine Fürstliche Gnaden enttäuscht.

„Ja, warum bekümmern sich denn Fürstliche Gnaden überhaupt um die Goldmacherkunst?" fragte der Graf plötzlich.

„Ei, das hat seine besonderen Ursachen. Unglücklicher Prozeß am Hofkammergericht — hm," kam die verlegene Antwort zurück.

„Ich meine, warum Fürstliche Gnaden das Gold nicht aufheben lassen, das hierorts alle Berge in dicken Adern durchzieht?" fiel ihm der Graf gewandt in die Rede.

„Hierorts? In dicken Adern?" Der Fürst machte ein mißtrauisches Gesicht. „Ach was, ich habe mich inzwischen erkundigt!"

„Erkundigt?" fragte der Graf.

„Nun ja, und habe gehört, daß man schon unter meinem Herrn Vater, hochseligen Gedächtnisses, geschürft hat und ganz vergeblich!"

„Geschürft? Und ganz vergeblich?" Der Graf von Santaporta lächelte sehr überlegen. „Wer hat geschürft?" Dann trat er zurück, stützte sich auf seinen Stock und beschrieb mit der Rechten einen Halbkreis in der Luft: „Die Zeit war, und man suchte und fand nicht. Die Zeit wurde, geheimnisvolle Kräfte drangen nach innen, die Gänge scharten sich und wurden edel durch zufällige Geschicke. Die Zeit ist vollendet — in den Adern der Tiefe rieselt und raunt es: wie lange noch wird gebannt sein der goldene Segen, wer öffnet ihm das Gefängnis, daß er sich ergieße über das Land?"

Der Goldmacher hielt inne, griff in sein Wams und sagte leichthin: „Euer Diener, Fürstliche Gnaden, hat gestern mit seinem Knechte, einem bergkundigen Böhmen, das aufgeschwemmte Land ein wenig geprüft und hernach zur Probe flußaufwärts geschürft im unverritzten Gebirge. Der Graf von Santaporta wäre glücklich, wollten Eure Fürstliche Gnaden geruhen, fürs erste nur diesen gewichtigen Stein aus Ihren eignen Bergen entgegenzunehmen. Und Fürstliche Gnaden werden mir vielleicht recht geben: was bedarf's unter solchen Umständen noch der langweiligen Goldmacherei?"

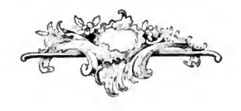
Damit zog er einen kantigen, glitzernden, taubeneigroßen Stein aus der Tasche und reichte ihn über Sonne, Mond und Sterne mit höfischer Verbeugung dem Fürsten.

Der riß die Augen auf, als wollte er das glitzernde Ding hineinschlingen, nahm es behutsam, wog es wieder und wieder auf den Fingerspitzen und sah endlich mit offenem Munde fragend auf den Grafen von Santaporta.

„Es ist nahezu gediegenes Gold aus unverritztem Gebirge, Fürstliche Gnaden," erklärte dieser mit erhabener Ruhe. —

Lange noch stand der Fürst mit dem Weißseidenen in tiefem Gespräche, und lange noch lauschte der Verwachsene angelegentlich in der dunkeln Geißblattlaube.

(Schluß folgt)





Hochbahnzug in der Haltestelle Möckernbrücke

Die elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin

Am 15. Februar, 20 Jahre nach Inbetriebnahme der Berliner Stadtbahn, ist, wie bekannt, in der Reichshauptstadt ein zweites derartiges Verkehrsmittel, die elektrische Hoch- und Untergrundbahn, eröffnet worden. Ihre Geschichte reicht bis in das Jahr 1880 zurück; schon damals plante der unvergeßliche Werner von Siemens im Zuge der Friedrichstraße eine Hochbahn, bei der die Elektrizität als Betriebskraft benutzt werden sollte, doch kam der Plan wegen der geringen Straßenbreite nicht zur Ausführung. Aber der Grundgedanke, die Elektrizität für den Betrieb einer neuen Stadtbahn nutzbar zu machen, wurde von der Firma Siemens & Halske unablässig weiter verfolgt. Nach Aufstellung mannigfacher Entwürfe erlangte sie im Jahre 1893 die Genehmigung zur Ausführung der Stammlinie für das geplante Bahnnetz, die, von der Warschauer Brücke über das Hallesche Thor nach der Stadtbahnstation, Zoologischer Garten führend, das für den Süden von Berlin notwendige unmittelbare Bindeglied für den Verkehr zwischen Osten und Westen bildet. Zur Verbindung mit dem Stadtinnern wurde noch die Zweiglinie von der Mitte der Hauptlinie nach dem Potsdamer Platz genehmigt. Ursprünglich sollte lediglich eine Hochbahn ausgeführt werden, nur das Ende der Zweiglinie am Potsdamer Platz war als Unterpflasterbahn geplant, um später eine Fortsetzung nach dem Spittelmarkt und dem Alexanderplatz zu ermöglichen. Nachdem im April 1897 die Gründung der Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen in Berlin erfolgt und diese in alle von der Firma Siemens & Halske erworbenen Konzessionen eingetreten war, wurden die Ausführungsarbeiten mit Nachdruck in die Hand genommen. Während der Ausführung ergab sich noch die zwingende Notwendigkeit, auch für die Strecke vom Nollendorfplatz ab westlich bis nach Charlottenburg die Herstellung als Unterpflasterbahn vorzusehen.

Als Betriebskraft für die Bahn wird elektrischer Gleichstrom von 750 Volt*) benutzt, der in dem Kraftwerk an der Trebbinerstraße erzeugt wird. In dem Kraftwerk sind zunächst drei Dampfmaschinen von 900—1200 Pferdekräften aufgestellt, denen die Dampfkraft aus sechs gewaltigen Dampfkesseln von 230 Quadratmeter Heizfläche zugeführt wird. Mit den Dampfmaschinen sind die von Siemens & Halske

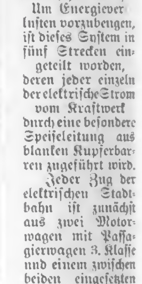
*) Das Volt ist die Einheit der elektromotorischen Kraft.



Bahnhof Nollendorfplatz, Uebergang in die Untergrundbahn

gebauten großen Dynamomaschinen zur Erzeugung des elektrischen Stromes direkt gekuppelt. Jede Dynamomaschine leistet 800 Kilowatt.*) Das vor dem Kraftwerk liegende Thorhaus hat, ebenso wie jenes durchbrochene Mietsgebäude in der Bülowstraße, im Berliner Volksmund den Namen „durchschlitztes Haus" erhalten. Die darin belegenen Räume sollten ursprünglich zu Verkaufs- und Lagerzwecken vermietet werden; es fanden sich aber bald andre Mieter, die sich für nervenstark genug hielten, um sich über, neben und unter der Bahn häuslich einzurichten. Als Zuführungsleitungen für den elektrischen Strom nach den Elektromotoren, sowie den elektrischen Beleuchtungs- und Heizkörpern der Wagen dient ein System von Eisenbahnschienen, die an den Stoßflächen durch Kupferbügel verbunden sind und auf offener Strecke 18 Centimeter über Schienenoberkante zwischen den Geleisen, bei der Unterpflasterbahn aber

*) Ein Kilowatt = 1000 Watt = 1,36 Pferdekräfte: das Watt ist die Einheit der elektrischen Leistung per Sekunde.



noch etwas höher neben den Geleisen liegen. Man bezeichnet dieses Schienensystem als Arbeitsleitung der elektrischen Bahn. Um Energieverlusten vorzubeugen, ist dieses System in fünf Strecken eingeteilt worden, deren jeder einzeln der elektrische Strom vom Kraftwerk durch eine besondere Speiseleitung aus blanken Kupferbarren zugeführt wird.

Jeder Zug der elektrischen Stadtbahn ist zunächst aus zwei Motorwagen mit Passagierwagen 3. Klasse und einem zwischen beiden eingesetzten Beiwagen 2. Klasse zusammengesetzt. An beiden Seiten eines jeden Wagens befindet sich ein auf der Arbeitsleitung schleifender Stromabnehmer; es steht also beim Durchfahren der Weichen, die eine ununterbrochene Fortführung der Arbeitsleitung als Schienenstrang nicht gestatten, immer mindestens ein Stromabnehmer mit der Arbeitsleitung in Verbindung. Jeder Motorwagen ist zur Aufnahme von zwei Motoren eingerichtet; da aber für die Dreiwagenzüge drei solcher Motoren, die je 71 Pferdekräfte liefern, genügen, so ist der Platz



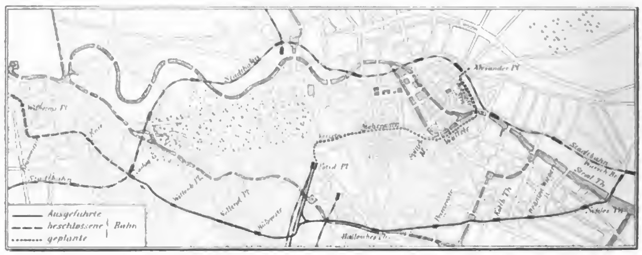
Bahnhof Schlesisches Thor



Das Geleisdreieck östlich vom Potsdamer Bahnhof

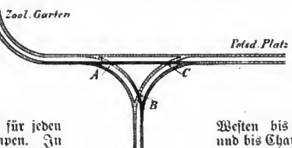
für den vierten Motor bis zur Einstellung eines weiteren Wagens in den Zug unbenutzt gelassen. Die Elektromotoren wirken durch Zahnradübersetzung auf die zugehörigen Wagenachsen; es kann durch sie eine Zuggeschwindigkeit von 50 Kilometern in der Stunde erzeugt werden. Es wird jedoch nur mit einer mittleren Geschwindigkeit von 30 Kilometern in der Stunde gefahren, immerhin noch dreimal schneller als bei der Berliner Straßenbahn. Die kirschroten Wagen 2. Klasse enthalten 44 Sitzplätze, zu beiden Seiten des Wagens in der Längsrichtung angeordnet, und 30 Stehplätze in dem breiten Mittelgange und den Vorräumen des Wagens. Die gelben Motorwagen haben 39 Sitzplätze und 27 Stehplätze. Mit jedem Triebwagenzuge können also bequem 200 Fahrgäste befördert

Hervorragend künstlerisch ausgestaltete Bauwerke sind auch die Ueberbrückungen der Spree und des Landwehrkanals. Der Spreeviadukt ist auf der Oberbaumbrücke errichtet und mit dieser in der Form mittelalterlicher Baukunst zu einem malerischen Ganzen verbunden. Die Ueberführung des Landwehrkanals, die mit einer Spannweite von 80 Metern zugleich die Anhalter Bahn überbrückt, zeigt, was aus einem nüchternen Gitterträgerbau gemacht werden kann. Die Brückenzüge sind überdacht; der ostseitige ist mit den in farbiger Emaille ausgeführten Wappen der Städte Berlin, Schöneberg und Charlottenburg, deren Gebiet die Bahn durchkreuzt, geschmückt. Die Träger selbst sind durch zierliche Gehänge belebt, die, ebenfalls in farbigem Email, die Sinnbilder der Naturkräfte tragen.



Längenschnitt der Berliner Hoch- und Untergrundbahn

werden. Unter den Wagensitzen sind elektrische Heizkörper in Gehäusen untergebracht, vor denen sich noch besondere Schutzstäbe befinden, damit die Kleider der Fahrgäste gegen Versengen geschützt werden. Zur Beleuchtung dienen für jeden Wagen 12 elektrische Glühlampen. In den Motorwagen ist der Führerstand von dem Raume für die Reisenden vollständig getrennt, damit die Aufmerksamkeit des Führers nicht abgelenkt wird. Außer den elektrischen Schaltapparaten ist auch das Bremsventil für die Luftdruckbremse des Zuges im Führerabteil untergebracht.



Geleisdreieck

Soweit die Bahn als Hochbahn gebaut ist, sind als Träger für den Bahnkörper und die Schienenanlagen eiserne, in einzelnen Fällen auch steinerne Viadukte in den Straßenzügen zur Aufstellung gekommen. Die technische und architektonische Ausbildung der Viadukte und der sonstigen Hochbahnbauwerke ist so glücklich erfolgt, daß sie weder die Benutzung des unter der Bahn liegenden Straßenkörpers beschränken noch die Uebersicht über die Straße behindern; zudem tragen sie dem Schönheitssinn in jeder Beziehung Rechnung. Besondere sorgfältige Ausbildung und architektonische Verschönerungen haben die Viaduktformen im westlichen Stadtteil erfahren.

Der technisch interessanteste Punkt der ganzen Bahnanlage ist, östlich vom Potsdamer Bahnhof, das Geleisdreieck, allgemein Anschlußdreieck genannt, in dem sich die Bahnlinie einerseits nach Westen bis zum Zoologischen Garten und bis Charlottenburg, andrerseits nach Osten bis zur Warschauer Brücke verzweigt, und das auch den unmittelbaren Verkehr zwischen dem Ost- und Westzweige der Bahn unter Ausschluß der Haltestelle Potsdamer Platz vermittelt. Ursprünglich war die Ausführung des Geleisdreiecks in der bis jetzt bei derartigen Anschlußpunkten allgemein üblichen Weise geplant, wonach die inneren Geleisstränge einander in gleicher Höhenlage schneiden sollten. In dieser Weise ist auch das wegen seiner Betriebsgefahren berüchtigte Geleisdreieck zwischen den Bahnhöfen Charing Croß, Cannonstreet und Londonbridge in London ausgeführt. Die Bahngesellschaft aber war sich der großen Gefahr, die diese Geleiskreuzungen für den Betrieb bilden, wohl bewußt. Sie ging daher gern auf den wohldurchdachten Vorschlag des Regierungsrats Kemmann ein, der in genialer Weise die Gefahrstellen (die Punkte A, B und C unsrer Skizze) dadurch beseitigte, daß er die Geleise an den Kreuzungen

über- und untereinander führte. Dies war allerdings keine leichte Aufgabe für den Ingenieur, sie ist aber glänzend gelöst worden. Die Konstruktion beseitigt nicht nur die Gefahrstellen, sondern ermöglicht auch eine schnellere Zugfolge. Man berechnet die durch die eigenartige, bis jetzt einzig in der Welt dastehende Anlage des Anschlußdreiecks erzielte höhere Leistungsfähigkeit der Bahn auf mindestens 20 Millionen Fahrgäste im Jahr. Das Kemmannsche Anschlußdreieck dürfte vorbildlich werden für alle weiteren derartigen Bauausführungen.

Die als Unterpflasterbahn ausgeführten Teile der Bahnanlage sind unsern Lesern bereits in Heft VII dieses Jahrgangs in Wort und Bild dargestellt worden; ich möchte aber hier insbesondere noch darauf hinweisen, in welcher Art die Bauleitung den Kampf mit dem Grundwasser aufgenommen hat. Um den Tunnelkörper herstellen zu können, mußte das Grundwasser so weit abgepumpt werden, daß der Grundwasserspiegel bis unter die Sohle des Bauwerks gesunken war. Zu diesem Zwecke wurden eine große Anzahl eiserner Brunnenröhren in die erforderliche Tiefe eingetrieben und das Grundwasser mittels Dampfpumpen dauernd abgepumpt. Das zur Zeit der Bauausführung beobachtete Fallen des Wasserstandes in den Hausbrunnen war natürlich eine Folge der Absenkung des Grundwasserspiegels. Der Tunnelkörper ist gewissermaßen ein in den Untergrund und das Grundwasser eingebettetes Gefäß, dessen Sohle und Wandungen aus Stampfbeton ein einheitliches Ganzes bilden, das durch eine um den ganzen Körper herumgelegte Schicht von mehreren Lagen, mit Goudron dicht verklebter bester Dachpappe wasserdicht gemacht ist. Die Dachpappenschicht wird durch einen Mantel von Betonmasse vor Beschädigungen geschützt. Die Decke des Tunnelkörpers besteht aus Betonkappen, die durch eiserne Träger gehalten werden; eine Abdeckung mit Dachpappe und Betonbelag verhindert den Zutritt des Tagwassers.

Besondere Schwierigkeiten machte der Einbau des Tunnelbahnhofs am Potsdamer Platz. Dieser Bahnhof ist der wichtigste und verkehrsreichste der ganzen Anlage; aus unserm Bilde geht das freilich nicht hervor, andrerseits würde aber eine Aufnahme während des Verkehrs nur das Bild einer großen Menschenmasse gegeben haben. Der Bahnhof ist von vornherein als Durchgangsbahnhof eingerichtet. Die in den Bahnhof einlaufenden Züge können in einem die Verlängerung der Hauptbahn bildenden Ausziehgeleise, das weit in den Untergrund der Königgrätzerstraße hinein reicht, in die umgekehrte Fahrtrichtung umsetzen, ohne den nachfolgenden Zug aufzuhalten oder von dem vorher fahrenden behindert zu werden. Diese Einrichtung ermöglicht nicht nur die schnellste Zugfolge, sondern sie erleichtert auch die Weiterführung der Bahn in das Innere von Berlin. Weitere besonders inter-



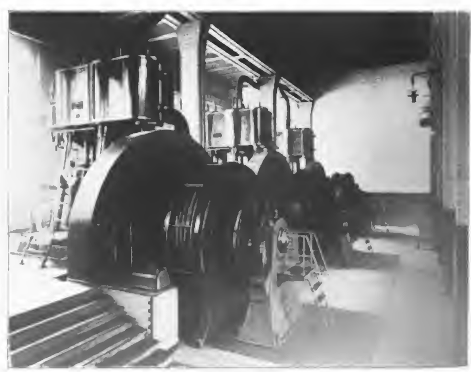
Kraftwerk an der Trebbiner Strasse und durchschlitztes Haus

essante Bahnhofsbauten führen die übrigen Bilder vor. Der Bahnhof Nollendorfplatz, der den westlichen Endpunkt der Hochbahn bildet, wird durch einen imposanten Kuppelbau abgeschlossen, der die ganze Umgegend beherrscht. Von der Kuppelanlage aus erfolgt die Hinabführung zur Unterpflasterbahn

Kesselstation

zunächst auf einem eisernen Viadukt und dann weiter steil hinab auf einer steinernen Rampe. Die geringe Straßenbreite am Halleschen Thor nötigte dazu, die dortige Haltestelle möglichst weit an das Ufer des Landwehrkanals hinaus zu bauen. So kam es, daß die Bahnhofshalle fast mit ihrer ganzen Ausladung die Wasserfläche überragt. Das eigentümlichste Bauwerk bildet aber der Bahnhof Schlesisches Thor, der in der Hauptverkehrsgegend des östlichen Stadtteils liegt. Hier ist der Bahnhof ein massives Haus: die Geleisanlagen liegen im oberen Geschoß, während das untere Geschoß die Wartehalle, eine Bahnhofswirtschaft, Verkaufsläden und eine Konditorei enthält.

Der Betrieb der Bahn, der im allgemeinen eine Zugfolge von fünf Minuten vorsieht, hat sich bis jetzt trotz des zeitweiligen enormen Andranges durchaus glatt abgewickelt. Das Urteil aller Fachmänner geht dahin, daß die Bahn allen berechtigten Anforderungen vollauf Genüge leistet. Daß anfangs einige Unzuträglichkeiten nicht ausbleiben, liegt in der Natur der Sache; die kleinen Uebelstände, die bis jetzt gerügt sind, wie fehlende Ueberdachung einiger Bahnhofseingänge, zu langsamer Fahrkartenverkauf u. s. w., werden wohl bald abgestellt sein. An das von der Bahn verursachte Geräusch, das bei weitem nicht die Stärke des von der Stadtbahn erzeugten erreicht, werden sich die Anwohner wohl bald gewöhnen. Eine brennende Streitfrage bildet jetzt die voraussichtliche Rentabilität der Bahn. Manche hegen die übertriebensten Hoffnungen, andre sehen wieder zu pessimistisch. Selbst die Berechnung der Aktiengesellschaft Siemens & Halske, die der Bahngesellschaft für das erste volle Betriebsjahr eine Verzinsung des Anlagekapitals von 4% garantiert hat, erscheint zu vorsichtig. Das Anlagekapital beträgt, soweit es durch Einnahmen aus dem Bahnverkehr verzinst werden muß, 29 1/2 Millionen Mark;



Maschinenstation

etwa fünf weitere Millionen werden durch Einnahmen aus Mieten u. s. w. reichlich verzinst. Um die Betriebskosten zu decken und die 29 1/2 Millionen Mark mit 4% zu verzinsen, brauchen im Jahre nur rund 22 Millionen Fahrgäste befördert zu werden. Bei dem Riesenverkehr, den namentlich die Weststrecke bereits jetzt zu bewältigen hat, unter-

liegt[1] es keinem Zweifel, daß diese Ziffer viel zu niedrig gegriffen ist. Aber selbst wenn solche niedrige Frequenz als Grundlage genommen und nur eine mäßige Steigerung des Verkehrs, entsprechend der Verkehrssteigerung bei der Straßenbahn, angenommen wird, so dürfte die Gesellschaft bei reichlicher Amortisation in der Lage sein, schon im zweiten Jahre mindestens etwa 5 %, im dritten etwa 6, im vierten etwa 6½ und im fünften Jahre 7 % Dividende zu zahlen. Es erscheint demnach auch der finanzielle Erfolg des Bahnunternehmens, dessen Ausführung ernster und mühevoller Arbeit genug gekostet hat, vollständig gesichert, und diese Thatsache dürfte der beste Ansporn sein, mit dem weiteren Ausbau des Netzes sobald als möglich vorzugehen.

Otto Jentsch



Haltestelle Potsdamer Bahnhof



Bahnhof Hallesches Thor

Aus Eduard Mörikes Leben

Er gehörte nicht zu den Poeten, die mit der Stirn die Wolken streiften und sich in der Weltlitteratur Unsterblichkeit erwarben, aber er war doch ein gottbegnadeter Sänger, ein echt deutscher Dichter, der im Gedenken seines Volkes sich eine dauernde Stätte gesichert hat, und so werden, wenn über eine Weile der Tag wiederkehrt, da er vor hundert Jahren zur Welt kam, ihm aus guten und getreuen Herzen reiche Ruhmeskränze geflochten werden. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß Eduard Mörike der großen Allgemeinheit der Deutschen nicht so vertraut ist, als es ihm gebührte, daß er, der zu Lebzeiten in höchster Achtung der Besten seiner Zeit stand, in der Folge hat zurückweichen müssen vor manchem Dichter, der bei gerechter Abwägung nicht vollbürtig neben ihm bestehen kann, aber sein Wesen und Wert ist doch von den Berufenen stets nach Gebühr gewürdigt worden, und jetzt, wo der hundertste Geburtstag des edlen Sängers sich nähert, darf man hoffen, daß auch die weiten Kreise für seine Schätzung gewonnen werden. Diese rechte Schätzung zu vermitteln, in die volle Kenntnis des Dichters einzuführen, ist trefflich geeignet ein jüngst erschienenes Buch: „Eduard Mörike, sein Leben und Dichten“, dargestellt von Harry Maync (Stuttgart, Cotta). Ist auch der Name des Autors dem großen Publikum unbekannt, so wissen doch die Fachleute, daß er bereits eine Anzahl achtbarer litterargeschichtlicher Studien geschrieben hat, aber auch sie dürften staunen, welch ein vortreffliches Werk ihm, dem erst Achtundzwanzigjährigen, gelungen ist. Und dabei ist er, der über einen der ersten schwäbischen Dichter schreibt, kein Schwabe, sondern ein Berliner, welcher Volksstamm unleugbar noch heute von manchem süddeutschen Vetter mit Unbehagen, wenn nicht gar Mißtrauen angesehen wird. Aber mit welcher Liebe, welchem Fleiß hat der Berliner sich in das schwäbische Volks- und Schrifttum hineinzuversetzen gewußt, wie umsichtig ist er den Spuren des Dichters und seiner Freunde nachgegangen, und wie lichtvoll weiß er die einzelnen Gestalten darzustellen, so daß man ein deutliches Bild des ganzen Kreises erhält. Eine ungeheure Arbeit, wie man allein erkennt aus der Zahl derer, die ihm bei seinem Werke förderlich gewesen sind. Abgesehen von den Archiven und Bibliotheken, deren vergilbte Schätze er durchmusterte, den Zeitschriften und alten Jahrgängen der Tagesblätter waren es an 70 Privatpersonen, denen er wichtige Mitteilungen zu danken hatte. Dies alles zu ordnen und zu sichten, die Spreu vom Weizen zu sondern, in dem Widerspruchsvollen gerecht abzuwägen, aus der Parteien Gunst und Haß die zutreffenden Charakterbilder zu entwirren, das war ohne Frage eine unsagbare Mühe, aber der Erfolg entspricht auch dem Werke. Im knapp bemessenen Raum können wir natürlich nicht eine ausführliche Analyse geben, sondern müssen uns mit dem Hervorheben von Einzelheiten begnügen und halten uns an solche, die bisher nicht bekannt oder doch nur wenig bekannt waren.

Die Familie Mörike ist nicht ureingesessen in Schwaben, sondern stammt aus Ostpreußen, von wo ein Ahn im Anfang des 17. Jahrhunderts nach der Mark Brandenburg übersiedelte. Ein Enkel dieses Vorfahren, Bartholomäus Mörike, gebürtig aus Havelberg, wanderte nach Schwaben aus und ließ sich in dem Städtchen Neuenstadt an der Linde nieder, wo er die verwitwete Frau Hof- und Stadtapotheker Marie Vischer heiratete. Sein jüngster Sohn Albrecht Ludwig, der die Apotheke übernahm, ehelichte eine Tochter des Amtspflegers Wolters, die in sechster Linie von Martin Luthers jüngster Tochter Margareta abstammte, und somit kam ein Tröpfchen Lutherschen Blutes in die Familie Mörike. Der Dichter gehörte allerdings nicht dieser Neuenstadter Hauptlinie an, sondern einer Seitenlinie, die sich in Ludwigsburg niedergelassen hatte, wo Eduard am 8. September 1804 als Sohn des Arztes Dr. Karl Friedrich Mörike geboren wurde. Die „Frohnatur und Lust zu fabulieren“, erbte er von seiner Mutter, einer Pfarrerstochter, nur daß beim heranwachsenden Knaben diese Lust in Träumerei auswuchs, was für die Schule nicht eben förderlich war, aber doch den zukünftigen Dichter ahnen ließ. Und so widerwärtig ihm der Zwang in der Klosterschule zu Urach gewesen sein mag, die herrliche Natur öffnete ihm den Blick für das Schöne, und auch über die Enge des Tübinger Stiftes half dem Jüngling seine glückliche Veranlagung, der Umgang mit lieben Freunden und vor allem das Erwachen seiner Muse hinweg. Hier, so sagt der Biograph, gingen alle in ihm liegenden poetischen Keime auf, hier wurzelt im Grunde seine gesamte Dichtung. Kein Wunder, denn nun wurde der Jüngling zum ersten Male von der Liebe berührt, einer leidenschaftlichen Liebe, die anders geartet war als die scheue Schülerneigung, die er vorher einer Jugendgespielin entgegengebracht hatte. Das Geheimnis dieser merkwürdigen Liebesgeschichte ist noch heute nicht völlig aufgeklärt und wird kaum jemals ganz aufgeklärt werden, aber die Vorgänge haben auf den Dichter so tiefen Eindruck gemacht und spiegeln in seinen Schöpfungen sich so lebhaft wieder, daß wir wohl näher darauf eingehen können.

Poesie und Prosa stoßen zunächst hart aufeinander. Peregrina (die Fremde) heißt in Mörikes Gedichten die mysteriöse Schöne, die wir auch in seinem Roman „Maler Nolten“ als Urbild der Zigeunerin Elisabeth wiedererkennen, in Wahrheit aber hieß sie, vorausgesetzt, daß ihre Angaben richtig waren, Marie Meyer, gewiß kein romantischer Name. Mörike lernte sie zu Ludwigsburg im Wirtshause eines Brauers kennen, der sie eines Tages ohnmächtig auf der Landstraße liegend gefunden und auf seinem Wagen mit nach Hause genommen hatte, wo er nun das anstellige Mädchen als Kellnerin beschäftigte, die eine große Kundschaft herbeizog. Sie behauptete, aus Oesterreich zu stammen und den Ihrigen entflohen zu sein, weil man sie mit einem ungeliebten Manne verheiraten wollte. Maria-Peregrina stammte anscheinend aus guter Familie, sie war vertraut mit den Schriften Goethes und Jean Pauls. Mörike entflammte in feuriger Leidenschaft für das Mädchen und unterhielt von Tübingen aus einen zärtlichen Briefwechsel mit ihr, bis ihn die Kunde niederschmetterte, sie sei heimlich von Ludwigsburg entwichen. Noch üblere Nachricht kam dann aus Heidelberg, wo Marie als Landstreicherin verhaftet wurde; aber auch hier nahmen sich, durch ihre Schönheit und

ihr apartes Wesen gerührt, Freunde ihrer an, bis abermals ihr Lebenswandel Bedenken erregte. Plötzlich erschien sie in Tübingen, um sich aufs neue Mörike zu nähern, aber nunmehr entzog er sich ihr; indessen fand sie andre Gönner, die ihr die Mittel zur Heimkehr in ihre wirkliche Heimat, die Schweiz, gewährten. Alsdann geht die sichere Spur dieses Mädchens aus der Fremde verloren, und nur mündliche Ueberlieferung berichtet, sie habe in Winterthur den Hafen des Friedens gefunden und sei dort als ehrsame Schreinersfrau und Mutter einer stattlichen Kinderschar gestorben. Ohne Frage war Maria-Peregrina keine gewöhnliche Abenteurerin, sondern eine hysterische Person, die in ihren Anfällen Dinge beging, für welche sie moralisch nicht verantwortlich gemacht werden konnte, die aber auch, wie dies bei solchen Kranken wohl geschieht, die Verstellungskunst zu Hilfe nahm, um sich ihrer Umgebung interessant zu machen. Bedenkt man ferner, daß in jener Zeit der Somnambulismus im Schwabenlande seine große Rolle spielte, so wird es erklärlich, daß selbst ernsthafte Leute der sonderbaren Schönen ihre Teilnahme gönnten, daß namentlich Mörike für sie entflammte, der von Jugend auf einen Hang zum Uebersinnlichen, Ahnungsvollen besaß. Wie schmerzlich er enttäuscht war, geht aus seinen Gedichten und Briefen hervor.

Nach langem Harren erhielt er 1829 ein Aemtchen als Pfarrverweser in Plattenhardt auf den Fildern bei Stuttgart, und nach den Aufregungen der vergangenen Tage mag ihn die sanfte Luise, das Töchterchen seines verstorbenen Amtsvorgängers, besonders angesprochen haben. Die Verlobung erfolgte bald, und Mörike erwies sich als der aufmerksamste Bräutigam gegen die, welche ihm als das Ideal einer Dichtersfrau erschien. Darin aber irrte er; in ihrem nüchternen Sinne hatte Luise kein Verständnis für die poetischen Regungen ihres Verlobten, ja „das Weib wurde eifersüchtig auf die Muse“, und in der wachsenden Entfremdung erfolgte schließlich der Bruch. Nicht das Ideal einer Dichtersfrau, aber das einer schlichten, treuen Pfarrersfrau wurde später Luise an der Seite eines wackeren Mannes. Der Riß, den diese Trennung im Herzen Mörikes verursachte, ging wohl nicht tief; aber weh that er immerhin, und auch die Erinnerungen an Luisen lassen sich in seinen Gedichten nachweisen. Ohne Frage trug die Enttäuschung mit dazu bei, daß er sich nicht weiter unter den Töchtern des Landes umsah. Fehlte es doch auch ihm, der im praktischen Leben hilflos wie ein Kind war, nicht an weiblicher Fürsorge. Erst von Mutter und Schwester gleichmäßig betreut, hatte er, nachdem die erstere gestorben war, in Schwester Klara eine Lebensgefährtin von hingebender Liebe und Aufopferung.

Schöne Tage erblühten ihm, nachdem er an verschiedenen Orten als Vikar geamtet, in der Pfarrei von Cleversulzbach, der er ein unvergängliches Denkmal errichtet hat in dem Gedichte „Der alte Turmhahn“. Allerdings hat er hier die Phantasie frei walten lassen, aber so traulich und gemütlich, wie es die Idylle schildert, ging es wirklich im freundlichen Pfarrhause her. Bei seiner Gemeinde war Mörike außerordentlich beliebt, — was natürlich nicht hinderte, daß sie gelegentlich bei Geldfragen aneinander gerieten — aber seine Gesundheit ließ zu wünschen. Schon in jungen Jahren war er von einem rheumatischen, mit Lähmungserscheinungen verbundenen Leiden heimgesucht worden, das sich jetzt fühlbarer meldete. Zugleich sehnte er sich nach einem andern Wirkungskreise, der ihm reichere geistige Anregung bieten konnte. So ließ er sich 1843 pensionieren und siedelte nach kurzem Aufenthalte in Schwäbisch-Hall mit der treuen Schwester nach Mergentheim über, von dessen Mineralquellen er Kräftigung erhoffte. Hier lernte er Margarete von Speth kennen, die achtundzwanzigjährige Tochter eines ehemaligen bayrischen Obersten, deren zartes Wesen ihn derart anzog, daß er um ihre Hand warb, obwohl die Konfession sie trennte, denn Margarete war katholisch und streng gläubig. In der Meinung, daß sie füreinander bestimmt seien, wurde er bekräftigt durch ein übersinnliches Ereignis, wie er meinte. Eines Nachts plötzlich erwachend, hatte er die Empfindung, als würden ihm kalte Tropfen ins Gesicht gespritzt, deren Fall er auch auf dem Deckbett zu hören glaubte, während doch von Nässe weder auf der Haut noch auf dem Bette etwas zu spüren war. Zu gleicher Zeit aber hatte Margarete, bei ihrem kranken Vater wachend, im Gebete ihrer im gleichen Hause wohnenden Freunde gedacht und nach der Richtung ihrer Lagerstätten einige Tropfen Weihwasser gesprengt.

Den Widerspruch der Freunde nicht achtend, die an der Verschiedenheit des Bekenntnisses Anstoß nahmen, führte Mörike im November 1851 die Geliebte heim, nachdem er wieder zu einem Amte gekommen war. Zunächst hatte man ihm am Königlichen Katharinenstift in Stuttgart (höhere Töchterschule, verbunden mit Pensionat) eine provisorische Stellung als „Pfleger weiblicher Jugend“, d. h. als Litteraturlehrer, gegeben, wofür er das Gehalt von 50 Gulden jährlich erhielt, und dieses Aemtchen hatten ihm kundige Freunde nur dadurch zuwenden können, daß sie die Demoiselle Stubenrauch, die Favoritin des Königs Wilhelm I. von Württemberg, für den Dichter interessierten. Im Jahre 1854 stieg das Gehalt auf 100, nach weiteren zwei Jahren auf 350 Gulden, indessen haben der König und andre Mitglieder des württembergischen Herrscherhauses ihm wiederholt aus ihren Privatschatullen Zuwendungen gemacht. Eine stille Hochzeit vereinigte am 25. November 1851 das Paar, und wie beglückt im Anfang der Ehe Eduard Mörike sich fühlte, lehrt die Schlußstrophe des Gedichtes, das er bei der ersten Wiederkehr des Hochzeitstages der Gattin widmete:

> Gesegnet sei mit Ja und Amen
> Der Tag in jedem heil'gen Namen,
> Der meines Lebens Licht und Leben,
> Dich, Margarete, mir gegeben.

Die Ehe ließ sich zunächst harmonisch an, und nachdem die Gattin ihn mit zwei Töchterchen beschenkt, genoß Eduard Mörike hohes Vaterglück. Aber bald trübte sich der Himmel, und wie meist in solchen Fällen, lag die Schuld wohl auf beiden Seiten. Margarete war eine sensible, aufgeregte Natur, und der Dichter liebte über alles die Bequemlichkeit. Dazu kam die Empfindlichkeit der Gattin, welche wußte, daß er sie gegen den Willen seiner Freunde geheiratet hatte, die ihm um ihretwillen entfremdet worden, auch eine Art Eifersucht auf die Schwägerin, die vordem als Hausfrau geschaltet und dem Dichter alle häuslichen Sorgen abgenommen hatte. Das verstand Frau Margarete nicht, die ihm nicht einmal die leidige Dienstbotenmisère fernzuhalten wußte, so daß er eines Tages

seufzte: „Das Verhältnis der Herrschaft zur Magd ist eine der Hauptangeln des häuslichen Lebens." Schließlich trat völlige Entfremdung zwischen den Gatten ein, und im Herbst 1873 verließ Frau Margarete mit der älteren Tochter das Haus des Dichters, in das nun wieder Schwester Klara als Wirtschafterin einzog. Erst auf dem Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte, sah er die Gattin wieder. In fast dürftigen Umständen verbrachte Mörike, der sich schon 1866 hatte pensionieren lassen, die letzten beiden Lebensjahre; am 4. Juni 1875 schloß er die Augen. Wie etliche Monate zuvor sein siebzigster Geburtstag ohne Sang und Klang vorübergegangen war, so geleitete ihn nur ein kleines Gefolge zur letzten Ruhestätte auf dem Stuttgarter Pragfriedhof, aber herrliche Worte fand Friedrich Theodor Vischer für den Toten, der es verstanden hatte, um die kahle Deutlichkeit der Dinge den „Flor aus zartem Goldgespinst" zu winden.

„Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten," schrieb Gottfried Keller nach dem Heimgange Mörikes. Beinahe ein Menschenalter ist seitdem verflossen, und populär im landläufigen Sinne ist der Dichter auch heute nicht, wenngleich eine stattliche Anzahl seiner Lieder, durch berufene Meister in Musik gesetzt, jedermann vertraut ist. Daß der geniale, einem so traurigen Geschick verfallene Hugo Wolf gerade in Schwaben so viele Verehrer hat, dankt er wohl nicht zum wenigsten seinen prächtigen Mörike-Kompositionen, mehr als 50 an Zahl. In die breite Masse des Volkes sind diese Kompositionen freilich ebensowenig gedrungen wie die Schöpfungen des Dichters. Aber unter den gebildeten Deutschen giebt es doch eine große Gemeinde, die Eduard Mörike als einen unsrer edelsten Sänger schätzt, sich an ihm erquickt und erbaut, und daß diese Gemeinde wachse und sich ausbreite überall, wo noch der Sinn für echte, trauliche, erhebende Poesie besteht, das wäre die schönste Huldigung, die dem Dichter erwiesen werden kann.

Ernst Schubert



Im Zauber der Kirschenblüte

Eine japanische Skizze

von

S. Barinkay

Die Ulme, des Lenzes erster Bote, hat abgeblüht. Ihre zarten Flocken, die als Symbol der Jugend gelten, sind lind und leise von den Zweigen gefallen. Der Rausch des Entzückens, der groß und klein bei dem Anblicke der „Welt in Silber", wie das köstliche Bild der Pflaumenblüte in Japan genannt wird, erfaßt hatte, verflüchtigt sich etwas. Nicht ganz, denn die schwellenden Knospen der Kirschbäume verraten eine baldige neue Freude.

Kurze Zeit noch, und über Nacht wird der Frühling in voller Glorie einziehen. Ueber Nacht wird gleichsam eine Blütenwolke das ganze Land bedecken, als hätten Millionen rosiger Flamingos sich in der Luft geplustert und den Brustflaum ausgezupft, der niederflog und dann leicht und duftig auf den Aesten lagert.

In Amoris Schaugarten, dessen Größe und Anlage einen reichen Besitzer verrät, sind die Kirschbaumstämme besonders rauh und knorrig und reich an Zweigen: ein Zeichen, daß sie im Zenith ihrer Kraft stehen und eine üppige Blüte versprechen. Und da der Garten von den scharfen Nordwinden geschützt liegt, gehören die Bäume zu den ersten, die ihre Pracht entfalten. Wenn dann die Bewohner Tokios herauskommen und schauen und staunen und Rufe des hellen Entzückens ausstoßen, steht Amori, ein kleines, altes Männchen, mit seiner Frau im Bambusrahmen seines Häuschens und lächelt voll Stolz und Befriedigung.

Fast sieht es aus, als wähne er, ein Verdienst an dieser Schönheit zu haben. Wie pflegt er aber auch den Garten, seit er sich vom Amte zurückgezogen hat, und trippelt Dutzende Male zu den Bäumen, wenn die Blütezeit naht, um nach dem Stande der Knospen zu spähen.

Heuer ist das zum erstenmal seit Jahren nicht der Fall. Die Knospen mögen schwellen und glänzen, Amori kümmert sich nicht um sie. Er hat Sorgen. Sein einziger Sohn schafft ihm Unruhe und peinvolle Gedanken.

Hidetaro ist ein Jahr in Europa gewesen und nach dieser Zeit kränklich heimgekehrt. Klima und Lebensweise haben ihm nicht getaugt. Aus dem Lande der Fremden hat er eine Menge revolutionärer Ideen und Anschauungen mit nach Hause gebracht, die ihm der alte Vater vergebens zu entwinden sucht.

Es fehlen ihm Kraft und Können hierzu; außerdem ist Hidetaro in den ersten Monaten noch immer leidend gewesen und bedurfte sanfter Behandlung. Da konnten die nach Amoris Meinung teuflischen Ansichten sich recht fest einwurzeln. Und da er noch dazu ein schwacher Vater ist, der im Verein mit der ebenso schwachen Mutter den Einzigen abgöttisch liebt, so darf man es nicht als Wunder betrachten, wenn Hidetaro manches durchsetzt, was eigentlich gegen Sitte und Brauch ist.

Vor kurzem hat der Vater das Heiratsthema berührt. Er sähe seinen Sohn gerne vermählt. Im geheimen hat er ihm sogar bereits eine Frau gesucht. Die Ehe würde dem jungen, störrischen Manne sicher zum Heile gereichen. Ein zärtliches Landeskind mochte ihm am ehesten die verrückten Einfälle der „weißen Wölfe" aus dem Sinne treiben.

Hidetaro jedoch lachte, als ihm Amori von einer Heirat sprach.

„Ich heiraten! Wen nur gleich?"

„Sissi, O-Shakis, meines Jugendfreundes, Tochter!" fuhr es Amori schnell heraus.

Da sprang der Sohn aber ganz wild empor. „Sissi! Wer ist Sissi? Wo ist Sissi? Habe sie nie gesehen! Denkt Ihr, ich mache den unsinnigen Brauch unsers Landes mit und nehme eine Frau, die ich gar nicht kenne, vielleicht gar nicht leiden kann?!

Nein, nein, lieber werde ich alt und grau und sterbe ohne Kinder! Ich heirate nur ein Mädchen, das ich liebe, meinetwegen eine Geisha!"

Nun schnellte Amori auf, als habe ihn ein Krebs in die Wade gekniffen. Eine Heirat aus Liebe! Da kam ja von vornherein das Unglück in die Ehe! Wie konnte sich ein so junger Mann eine passende Frau suchen? Was verstand er vom Leben? Und eine Geisha! Beim heiligen Fo! Eine Geisha!

Das traf ihn am meisten, und über dieses Entsetzen kommt er nicht hinaus. Er besitzt aber keine Macht über den Unseligen, der ja selber unschuldig ist! Denn nur die „weißen Wölfe" haben ihm das Böse eingeblasen!

Eine Geisha! Und da Hidetaro ein fleißiger Besucher des Theehauses am Thore ist, sieht Amori schon eine der hübschen, aber leichtfertigen Tänzerinnen als seine Schwiegertochter!

In seiner Herzensangst läßt er einen Bonzen rufen, der als weiser Mann gilt. Dieser hält mit dem Ehepaar eine lange Unterredung. Sie sprechen hin und her, und der Ehrwürdige leert einen Becher Sake um den andern. Ein schlimmer Fall! Wie hier dem fremden Geiste, der in den Armen gefahren ist, Herr werden?

Amori ist es einzig um eine glückliche, standesgemäße Ehe zu thun. Er will O-Shakis Kind als Hidetaros Frau sehen!

Der Bonze besinnt sich eine Weile. Dann weiß er allerdings einen Plan. Frau Amori entsetzt sich darüber, aber ihr Gatte wirft sich in die Brust. „O-Shaki war mein Freund! Seine Witwe wird es für mich thun! Und ich bitte sie, was ich kann!"

Der weise Mann erhebt sich und nickt. „Nur die List kann uns helfen! Ich werde selbst zu O-Shakis Witwe gehen und sie für den Plan zu gewinnen suchen!"

Amori läßt sich gerührt auf die Erde nieder. „Ich werde nicht undankbar sein, ehrwürdiger Vater!" sagt er und geleitet den Bonzen hinaus.

Die Tage der Kirschenblüte sind angebrochen. Groß wie Rosen sitzen die Blüten an den mächtigen Zweigen, und diese biegen sich zu einem Blütengewölbe über den vor Entzücken trunkenen Menschen. Die wenigsten arbeiten. Wer einen Garten hat, ladet Freunde und Bekannte ein, damit sie die Pracht bestaunen. Andre wandern besichtigend umher; die Vornehmen scheuen selbst Reisen nicht, um an Orte zu gelangen, die berühmt sind wegen ihrer Baumblüte.

In den Theehäusern herrscht eitel Lust und Freude: man tanzt, singt und amüsiert sich. Hidetaro kehrt täglich in dem Theehaus am Thor ein: obgleich aber der Weg dahin nicht weit ist, läßt er sich doch fast jedesmal von einem Kuruma dahin fahren, der in der Nähe von Amoris Besitz ein kleines Häuschen hat. Wenn der Rickschamann nicht daheim ist, wartet Hidetaro geduldig auf ihn, wandelt einstweilen durch das niedliche Gärtchen und läßt sich von Tschün-hwa, der Tochter des Kuruma, die kunstvoll verschnittenen Kamelien, Zwergpinien und Myrtenhecken zeigen. In dem winzigen grünen Raum gefällt es ihm besser als in seines Vaters prächtigem Schaugarten. Und die Vase in der Nische der holden Tschün-hwa wird nie leer von seltenen Blumen.

Der Besitzer des Theehauses empfängt den vornehmen Herrn stets mit der größten Aufmerksamkeit. Und am ersten Tage der Kirschblütenzeit, in der alles dem Vergnügen huldigt und das Gedränge in den Theesalons ungemütlich ist, geleitet er Hidetaro mit liebenswürdigem Lächeln in ein Seitengemach, wo er ungestört ist, das bunte Treiben aber doch beobachten kann. Der junge Mann sagt ihm besonderen Dank dafür, denn er liebt das Gewühl nicht.

Ein Mädchen in Geishatracht bedient ihn. Ein Mädchen, das er hier noch nie gesehen hat und ihm wunderschön deucht. Es bereitet ihm den Thee, bringt ihm die Pfeife und den Hibatschi (Aschenbecher), siedet Eier und tischt ihm mit graziösen Verbeugungen den Imbiß auf.

Hidetaro schlürft den goldhellen Tsha und vergleicht im stillen das hübsche Kind mit Tschün-hwa. Er muß sich sagen, daß er nicht bestimmen könne, welcher von beiden der Preis gebühre. Beide sind schön, nur daß Tschün-hwas Gesichtchen heiter und sonnig ist wie ein lichter Lenztag, über diesem hier jedoch eine Wolke liegt, die es merkwürdig verdüstert.

„Du bist wie ein Fischlein, schönes Mädchen!" meint Hidetaro sanft. „Willst du mir nicht ein Liedchen singen?"

Schweigend holt sie die Samise und spielt und singt eine traurige Weise.

‚Ein eigentümliches Geschöpf!' denkt der junge Mann. ‚Eine Geisha und keine! Unterhaltend ist sie nicht!'

„Hast du sonst nichts zu thun?" fragt er sie.

„Es ist mir befohlen worden, dir allein zu Diensten zu sein!" antwortet sie.

Er findet das recht sonderbar! Fürwahr, eine seltsame Aufmerksamkeit des Theehausbesitzers! Wenn er denn schon liebenswürdig sein wollte, warum gab er ihm nicht ein munteres Singvögelchen statt dieser stummen Schildkröte! Auch fällt es ihm auf, daß sie mit einer gewissen Aengstlichkeit an der Schiebethür vorüberschleicht, die Hidetaro offen ließ, um sich an dem Treiben im Saale zu ergötzen!

Er beginnt ein Gespräch mit ihr, und sie antwortet kurz und steif.

„Wie heißt du?" will er wissen.

„Frühlingsblüte soll ich mich nennen!" stößt sie dann unwillig heraus.

Nebenan beginnen die Geishas zu singen, die Samisen klingen, die Tsuzumis und Taikos (Trommeln und Pauken) fallen leise ein. Die Stimmchen tönen so lieblich, und der mächtige Kirschbaum vor dem Theehause ist nun mit Hunderten von weißen Laternchen geschmückt, die wie Liliputmonde zwischen den Blüten hängen.

Hidetaro schiebt ein Fensterchen zur Seite, um den holden Anblick besser zu genießen. Da sieht er des Rickschamannes holdes Töchterlein im bunten Kimono unter dem Baume, wie es im Verein mit den Musmis die zahlreichen Gäste bedient.

Wie langweilig ist es hier! Den jungen Mann schreckt das Gewühl nun nicht mehr, er will hinaus!

Die Frühlingsblüte packt plötzlich die Angst.

„Ich spiele meine Rolle schlecht, Herr! Soll ich tanzen?"

Sie reißt sich den Shawl vom Leibe und macht einige Drehungen. Dann bricht sie jäh in Thränen aus und stürzt vor Hidetaro nieder.

„Man will mich zwingen, dir zu gefallen, damit du mich zur Frau nimmst! Aber ich habe einen andern Mann im Sinn, der auch meiner



Bilder aus Nürnberg: Spanferkelmarkt am Hans Sachs-Denkmal

„Ist es noch recht jung?"
„Recht jung noch, Vater!"
„Tanzt es schlecht?"
„Abscheulich für eine Geisha! Aber es ist wunderschön!"
„Ist es schon lange dort?"
„Seitdem die Kirschbäume blühen!"
„Und wie heißt es?"
„Frühlingsblüte!"
„Du sollst es haben, lieber Sohn! Wir wollen dich nur glücklich sehen!" spricht Amori voll pathetischer Sanftmut und blinzelt seine Frau triumphierend an.
„Du scherzest, Vater!?" stammelt Hidetaro mit aufgerissenen Augen.
„Ich scherze nicht!"
„Du verspottest mich?"
„Zweifler! Bringe deine Frühlingsblüte, trinke den Sake mit ihr, und sie soll deine Frau sein!"
„Schreibe mir das auf dieses Reispapier, Vater!" bat der Sohn ungestüm, als könne er an so viel Glück nicht recht glauben und habe eine Sinnesänderung des Vaters zu befürchten.
Lächelnd, ganz glückselig lächelnd, schreibt der alte Mann: „Ich, Amori, gebe meine Einwilligung zur Ehe meines Sohnes mit der Geisha Frühlingsblüte aus dem Theehause am Thore."
Hidetaro nimmt glückstrunken den Zettel, dankt dem Vater voll überströmender Freude und stürmt davon.

Mutter recht war, bis dein Vater kam, um mich für dich zu werben!" klagt sie laut.
„Ja, wer bist du denn eigentlich?" fragt Hidetaro erstaunt.
„Sissi, O-Shakis Tochter!"
„Und warum spielst du hier diese Komödie?"
„Weil du doch sagtest, daß du lieber eine Geisha zur Frau nähmest als ein Mädchen, das dir dein Vater wählt!"
Hidetaro macht erst ein ernstes Gesicht, dann aber muß er lachen. Ueberschlauer Vater!
Und wie er die hundert fröhlichen Töne, das Singen und Musizieren um sich hört und draußen die liebliche Tschün-hwa sieht, überregnet von Kirschblüten, die ein leichter Wind vom Baume schüttelt, da packt ihn, berauscht von dem Festjubel, ein Gedanke.
Halt, guter Vater, List gegen List!
„Ich will dich deinem Glücke nicht entreißen, holde Sissi!" sagt er freundlich zu dem Mädchen. „Beruhige dich, folge meiner Anleitung, und es wird alles gut werden!" — —
Gegen Ende der Kirschblütenzeit kommt Hidetaro eines Tages mit finsterer Miene nach Hause.
„Was fehlt dir, mein Sohn?" fragt ihn Amori.
„O Vater!" sagt der junge Mann mit kläglicher Stimme. „Im Theehause am Thor ist ein Mädchen, das ich zur Frau möchte!"

Als er nach einer halben Stunde mit dem Geishamädchen das elterliche Haus betritt, taumeln Amori und seine Frau erschrocken zurück.
„Das ist sie nicht!" schreit der Vater entsetzt und starrt die Gekommene an, die ein Gesichtchen hat, heiter und sonnig wie ein lichter Lenztag.
Hidetaro lächelt: „Das ist Tschün-hwa, das heißt Frühlingsblüte, die Geisha, lieber Vater, die zu ehelichen du mir laut dieses Scheines hier gestattet hast! Es giebt kein andres Mädchen dieses Namens im Theehause am Thore! Sie ist durchaus die rechte, Vater! Das muß ich doch besser wissen wie du! Und nun begrüße meine Braut! Ich habe auf dem Wege mehrere Freunde getroffen und sie hierher geladen. Wir wollen heute noch die Verlobung feiern unter dem letzten blühenden Kirschbaum in unserm Garten. Das gewährt eine gute Ehe! Siehe da, hier kommen schon die Gäste!"
Beschämt, verwirrt, wie vor den Kopf geschlagen steht Amori und weiß nicht, was er sagen soll. In ihm wallt und kocht es, und hilflos blickt er von einem zum andern. Wie ging das zu? Und was kann er nun thun, ohne sich lächerlich zu machen? Gute Miene zum bösen Spiel zeigen?!
Er sieht recht komisch aus in seiner Ratlosigkeit. Da zieht ihn Hidetaro auf die Seite und flüstert ihm zu: „Herzensvater, reut dich deine Güte schon?

Schau, wie anmutig und sanft das kleine Mädchen ist! Liebreizend wie sein Name! Und es heißt wirklich Frühlingsblüte, bester Vater. Ein entzückender Name, nicht wahr? Wir werden viel Freude an der Lieblichen erleben! Uebrigens, Tschün-hwa ist nicht einmal eine echte Geisha! Sie ist das Kind eines Kuruma, arm, aber rechtschaffen, und hat nur in den Tagen der Kirschblüte im Theehause ausgeholfen!"

Amori atmet auf. „Aber Sissi ist es nicht!" drückt es ihm heraus.

„Was bist du merkwürdig, Vater!" spricht der junge Mann mit glitzernden Augen. „Was willst du mit Sissi? Wie bringst du ihren Namen mit einer Geisha zusammen? Bist du nicht ganz wohl?"

Amori schaut seinen Sohn mißtrauisch an. „Kitsune!" (Fuchs) sagt er nur mit zischenden Lippen.

„Ja, ja," meint Hidetaro lächelnd, „es ist ein bekannter Spruch, daß die jungen Füchse von den alten lernen!"

Bilder aus Nürnberg

(Nach Zeichnungen von O. Meyer-Wegner)

Altes vergeht, Neues entsteht, — dieses Wort bewahrheitet sich auch an dem ehrwürdigen Nürnberg. Manche interessante Architektur ist schon verschwunden, den Anforderungen der modernen Großstadt weichend, und obgleich seit einiger Zeit eine städtische Kunstkommission besteht, ohne deren Zustimmung kein altertümliches Bauwerk abgerissen oder umgestaltet werden darf, so kann doch nicht verhindert werden, daß noch manches Stück alter Geschichte verloren geht. Und nicht nur das äußere Gesamtbild einer Stadt verändert sich im Laufe der Jahrzehnte, sondern auch von den Sitten und Gebräuchen bröckelt die Zeit ein gut Teil ab. Welchem Besucher Nürnbergs wäre nicht das eigenartige Treiben, das die erste unsrer Illustrationen wiedergiebt, schon aufgefallen. Ein recht mittelalterlich-reizvoller Platz, in dessen Mitte auf hohem Postament Hans Sachs thront, auf das bunte Treiben des „Spoferkl"-Marktes herabblickend. Doch nur noch kurze Zeit, und er wird das Gedränge der Menschen und die kleinen schreienden Vierfüßler nicht mehr sehen, denn der Spanferkelmarkt wird nach dem städtischen Schlachthofe verlegt.

Alljährlich am Todestage von Elisabetha Krauß, der edlen, 1639 verstorbenen Wohlthäterin der Armen und Waisen, ziehen die Waisenkinder in ihrer eigenartigen Kleidung vor deren Haus, um Dankeslieder zu singen. Eines Tages vor vielen Jahren, so erzählt die Sage, verließ ein Apothekerlehrling, der den Zug der Kinder auch gern sehen wollte, den Mörser, in dem er irgend ein Pulver zu stoßen hatte, und begab sich vor die Hausthür. Sein Prinzipal war ob der eigenmächtigen Handlung seines Lehrlings so erzürnt, daß er ihm den Stampfer des Mörsers entriß und den Buben damit erschlug. Seit jener unseligen That ist an dem



Umzug der Waisenkinder

Hause eine Figur angebracht, die den Apothekerlehrling am Mörser darstellt, und die sich in Bewegung setzt, sobald der Zug der Waisenkinder vorüberzieht. Die alte Apotheke steht nicht mehr, und auch die Sitte des Umzugs der Kinder wird bald aufhören.

Der „schöne Brunnen“, diese Perle mittelalterlicher Baukunst, auf die jeder Nürnberger mit Recht so stolz ist, und um den die Kinder Floras von Zeit zu Zeit so herrlich duften, wird bald nicht mehr allein die Zierde des Hauptmarktes sein. Ein Rivale wird ihm erstehen in dem sogenannten Peuntbrunnen mit seinen Tritonen und Wasserspeiern, von denen schon die größere Anzahl in Erz gegossen ist. Auch dieser Brunnen, der vor einigen Monaten in unserm Blatte abgebildet und beschrieben wurde, wird auf dem Hauptmarkte seine Aufstellung finden und das Bild wesentlich verändern. Der „schöne Brunnen“ führt seinen Namen mit Recht, denn mit seinem reichen, einst durch Farbe und Gold gehobenen plastischen Schmuck ist er „der lebendige Ausdruck einer aus Kraftüberschuß entspringenden Formenfreudigkeit“, wie P. J. Rée in seiner Schilderung Nürnbergs sagt. Aus achteckigem Bassin steigt auf achteckiger Grundlage eine filigranartig durchbrochene Steinpyramide auf, in den verschiedenen Stockwerken durch Figuren, die christliche, jüdische und heidnische Helden darstellen, belebt. Oben stehen Moses und die sieben Propheten. Das Bauwerk ist in den Jahren 1385 bis 1396 entstanden und im Laufe der Jahrhunderte wiederholt erneuert worden.

Blumenmarkt am Schönen Brunnen

Pfingstandacht

Von

Th. Aemilius

Leuchtende Fülle
Duftiger Blüten,
Schimmernde Hülle
Göttlich durchglühten
Pfingstlichen Lebens auf lachenden Fluren,
Ewigen Geistes vergängliche Spuren:
Schmücket das Fest!

Schwebet im Reigen,
Chöre der Lüfte;
Jauchzt auf den Zweigen!
Wälder und Klüfte,
Hallet und schallet in hehren Accorden,
Murmelt melodisch an blumigen Borden,
Quelle und Strom!

Ringende Seele!
Selige Gaben —
Was dich auch quäle —
Sollen dich laben.
Laß dich umweben, umsprühen, beleben,
Laß dich vom pfingstlichen Hauche durchbeben,
Auf, zum Gebet:

Göttlicher Meister
Heiliger Kriege,
König der Geister,
Hilf uns zum Siege!
Spende uns Frieden und Reinheit und Wahrheit,
Führe aus Wirren und Dunkel zur Klarheit,
Fahre herab!



Pfingstschnalzen im Waldviertel

Schon vor Wochen war es zu bemerken, daß sich im Walddorf etwas Besonderes vorbereitete. Die Burschen waren voll Heimlichkeiten; einer traute dem andern nicht, und wenn es Abend war, schlichen sie in den Wäldern umher, und sie schienen Schreckliches im Schilde zu führen, denn jeder von ihnen trug ein scharfgeschliffenes Messer bei sich.

Kein Mensch aber sollte sehen, was da im Dunkel der Nacht vorging; am wenigsten der Eigentümer des Waldes selbst, der wohl nicht ruhig zugesehen hätte, wie die Buben gemach ihre Messer zogen und damit manch prächtiges Fichtenbäumlein knapp an der Wurzel durchschnitten, um es hernach flink zu entästen und damit zu verschwinden.

Diesmal galt es keinen Maibaum, wie der Bursche solchen seiner Herzliebsten in der ersten Mainacht auf den Dachfirst zu pflanzen pflegt, das Bäumchen hatte eine ganz andre Bestimmung; daheim hat es der Bursche handsam zugeschnitten und es fürsorglich verborgen, vielleicht gar, daß er es an eine Schnur band und in den Ziehbrunnen hängte oder im Garten vergrub, weniger deshalb, damit es vor unbefugten Händen gesichert sei, sondern vielmehr aus dem Grunde, damit es zäh und biegsam bleibe.

Nachdem diese Arbeit geschehen ist, dreht der Bursch aus einigen Stricken ein starkes Tau zusammen, das in der Länge gut seine vier bis fünf Meter mißt und das allmählich in ein feines Schnürchen aus Hanfgarn verläuft, an dessen Ende eine Seidenquaste festgemacht wird; dieses Tau wird hierauf tüchtig mit Wachs oder Harz bestrichen und am Fichtenstämmlein befestigt.

Das nun entstandene Ding ist die „Pfingstgoasl“ (Geißel). So eine Peitsche, die reichlich ihre sechs bis sieben Pfund wiegen mag, ist an und für sich schon sehenswert, und wenn man bedenkt, daß die Dorfburschen damit hantieren und am Sonnabend vor Pfingsten ein förmliches Schnalzkonzert veranstalten, so wird die Sache noch interessanter.

Das „Schnalzen“ (Knallen) verstehen sie ja alle, und schon das kleine Halterbüblein knallt lustig sein „G'setzel“ herab, wenn es mit der Rinderherde durchs Dorf zieht, und auf der Weide übt es sich im Schnalzen so lange, bis es dem Großknecht den „Drietaller“ (im Dreivierteltakt) nachknallt; und der kleine Bub hält nicht weniger von einem „fermen Gsteam“ (nettes Peitschenzeug) als der Fahrknecht, der mit Verehrung an seiner „Schnalzgoasl“ hängt — man muß es nur wissen, wie sie stolz sind auf ihre Peitsche und auf die Kunststückeln, die sie damit herunterknallen.

Um das „Pfingstschnalzen“ aber, das man am häufigsten im niederösterreichischen Waldviertel antrifft, ist es eine eigne Sache. Das Pfingstschnalzen versteht nicht ein jeder Bursche so vortrefflich, daß er sich damit öffentlich zeigen kann; aber es giebt auch wahre Virtuosen, und diese werden im Dorfe rechtschaffen respektiert, und jener, der es am besten kann, wird gleichsam als Meister betrachtet, den nennen sie so lange den „Pfingstmoar“ (Major), bis ein andrer sich die Meisterschaft über ihn erwirbt.

Die Buben freuen sich schon lange auf den Pfingstsamstag, und darum diese geheimnisvollen Vorbereitungen; keiner verrät es, in welchem Maßstab er sich seine „Pfingstgoasl“ anfertigt, jeder möchte die schwerste schwingen, um damit den stärksten Knall hervorzubringen. Nichts vermag dem Dorfvolk mehr zu imponieren als Körperkraft, und die Mädchen sind nicht wenig stolz auf ihren Herzensschatz, wenn er der „Pfingstmoar“ wird. Und das soll die Buben nicht in Aufregung bringen?!

Wenn es am Pfingstsamstag zu dämmern beginnt, suchen die Burschen mit ihren Geißeln geeignete Orte hinterm Dorfe auf, gewöhnlich eine Anhöhe, von welcher aus sie in einen Wald oder gegen das Dorf hinein schnalzen, um ein vollendetes Echo zu erzielen. Bald fängt es an verschiedenen Orten zu krachen und zu knallen an, und die Buben in den Nachbarortschaften werden auch lebendig. Es geht nun wie ein ununterbrochenes Donnern und Brausen durch die abendliche Stille, das sich erst mit der einbrechenden Dunkelheit allmählich verliert; man vernimmt endlich nur noch vereinzeltes Krachen, die meisten Pfingstschnalzer haben sich mit ihrer Peitsche erschöpft auf den Rasen hingelegt und lauschen voll Spannung dem Kampf, der jetzt zwischen vier oder fünf Nachbarortschaften ausgefochten wird. Und es hört sich ganz eigenartig an, wenn vier Burschen im schönsten Takt von vier verschiedenen Seiten zusammenschnalzen, ein Knall kraftvoller wie der andre und so dicht hintereinanderfallend, daß das Echo gar nicht schnell genug zu folgen vermag — jetzt gilt es die Meisterschaft, von diesen vieren muß einer der „Pfingstmoar“ werden. Das halbe Dorf hat sich um den Burschen versammelt, der wie ein Baum am grünen Wiesenanger steht und mit beiden Händen die Riesenpeitsche schwingt, daß die Luft erzittert von dem Knall; und die Leute sprechen allerhand Vermutungen aus, sie feiern den Burschen wie einen Helden, solange er den Nachbarschnalzern die Antwort nicht schuldig bleibt — aber wehe ihm, wenn er dies nicht mehr vermag! Die Leute sind mit ihrem Tadel noch schneller bei der Hand wie mit dem Lob, und der geschlagene Pfingstschnalzer braucht sich um die vernichtende Kritik nicht zu sorgen. Unter den Versammelten, die gespannt in die Nacht hinaus horchen, ist mancher alte Bauer, der in seinen Burschenjahren die Pfingstmoarschaft sich erschnalzt hatte, und es ist einem solchen Greis ein helles Vergnügen, den Wettstreit zu verfolgen, und er jubelt wie ein Junger, wenn ein Bursch aus dem Ort die Meisterschaft erwirbt; der Alte hat gewiß schon eine silberbeschlagene Tabakspfeife in der Tasche, die dem „Pfingstmoar“ vermeint ist. So etwas kann die Waldbauern begeistern wie eine große Heldengeschichte.

Solange vier Burschen schnalzen, wird dies „Vierballen“ genannt. Plötzlich geht ein Jubel durch die Leute, — einer hat das Schnalzen aufgeben müssen. Nun kommt das „Drieballen“; die Gänge werden immer kürzer — wieder ist einer abgefallen — die Leute werden immer aufgeregter, es schnalzen nur noch zwei, sie „zwieballen“; das Knallen wird immer schwächer, jeder nimmt seine letzten Kräfte noch zusammen — jedoch es geht mit bestem Willen nicht mehr, auch der letzte Rivale hat den Kampf aufgegeben, der „Pfingstmoar“ schnalzt noch weiter und schließt mit einem eigentümlichen „Drietaller“ das Pfingstschnalzen. Er ist der Meister für ein Jahr, und die Dorfleute haben eine ordentliche Hochachtung vor ihm bekommen; die Mädchen stecken

ihm den Sonntagshut voll Pfingstnelken und duftenden Flieder, und am Kirchtagstanz hat nicht einer der Burschen das Verlangen, mit einem „Pfingstmoar“ Raufhändel anzufangen.

Was das „Pfingstschnalzen“ für eine Bedeutung hat, wissen die Jungen meistens nicht mehr, aber die alten Leute sagen, daß dieses Knallen mit den Pfingstgeißeln das Brausen des heiligen Geistes versinnbildliche, der zu Pfingsten über die Apostel herabkam. Und weiters sind diese Leute auch der Meinung, daß, so weit der Schall des Schnalzens reicht, die bösen Wetterhexen, die den Schauer und Hagel verursachen, keine Macht besitzen. Wer am Pfingstsonntag im Dorfe genau Umschau hielte, würde alle Hexen leicht erkennen, denn ihr Leib ist voll blutiger Striemen, weil jeder Schnalzer mit der Pfingstgeißel sie getroffen hat. Mancher der Burschen hat die Geißel gar mit einem Stück vom geweihten Wachsstock bestrichen — ei, das schmerzt dann um so ärger auf dem Leib der Hexe!

Und nun will ich noch erzählen, wie es einem solchen „Pfingstmoar“ einmal ergangen ist; denn so oft das Pfingstfest heran kommt, fällt mir das Wettschnalzen ein, das in meinem Heimatsdorf ausgefochten werden sollte und das so kläglich geendet hat.

Der „Pfingstmoarhansel“ war ein baumstarker Bursch und der tüchtigste Pfingstschnalzer von weit und breit. In der ganzen Waldgegend that's ihm schon seit Jahren keiner gleich, weshalb er mit seinem Ehrentitel allgemein bekannt und genannt ward. Die Dorfburschen und jene der umliegenden Walddörfer hatte er alle niedergeschnalzt; einen „Zwieballer“ hielt kein einziger mit ihm aus, ließ sich auch keiner mehr herbei.

Da tauchte einmal im Dorfe ein Bursche aus fremder Gegend auf, der beim Hofbauer als Großknecht eingestanden war. Saßen die Burschen einmal am Sonntagnachmittag beim Wirtstisch zusammen und prahlten mit ihrer Kraft, und der Pfingstmoarhansel war auch dabei.

Warum der Pfingstmoarhansel heiße, erkundigte sich der fremde Hofbauernknecht, weil er den Namen nicht verstand. Das wurde ihm erklärt, und darauf begann er sich für den langen Hansel zu interessieren.

Bald war der Bursch mit sich im reinen und so verwegen, daß er sprach:

„Was gilt's, Hansel, ich schnalz heuer mit dir!“

Das hat dem Hansel lange keiner mehr gesagt, und er ist darüber ordentlich hitzig geworden.

„Steh einmal auf, du Büaberl!“ hat er geantwortet, „und laß dich anschaun!“

„Wenn du auch zweimal so lang bist,“ hat der andre auf den Spott erwidert, „die Wett' gilt fünf Liter Heurigen!“

Die Sache wurde abgemacht. Bedingung war: erstens stärkstes Schnalzen, zweitens längste Ausdauer.

In der Hitze war der Hansel die Wette eingegangen, nachträglich gab ihm die Sache genug zu denken; daß der Hofbauerische eine Pfingstgeißel zu handhaben im stande war, das unterlag gar keinem Zweifel, wenn er auch nicht so lang war wie der Hansel, dafür aber hatte er eine eckige Gestalt, die etwas versprach! Der Hansel ging daran, sich mit großer Sorgfalt eine Pfingstgeißel anzufertigen, die ihm der Hofbauernknecht gewiß nicht nachmachen sollte. Einen Knall müsse das geben, daß der vermessene Hofbauernbub beim ersten Schnalzer vor Schreck umfiele. So hat sich der Hansel gedacht, und der andre war auch am Werk.

Die Peitsche des Pfingstmoarhansels war richtig gelungen, und sie mußte jede Vorstellung einer normalen Pfingstgoasl frei zu Schanden machen — das war ein Ungeheuer von Peitsche. Und als der Pfingstsamstag herankam, erschien der Hansel mit seiner Geißel. Nun weiß ich nicht, ob die Leute, die sich auf dem steilabfallenden Wiesenanger versammelt hatten, mehr über die Geißel oder über den Hansel gelacht haben — es war ein lautes Gelächter, und die Weiber haben die Hände zusammengeschlagen über den „Narren“.

Die heitere Stimmung ward jedoch bald durch den Signalschnalzer des Hofbauerischen in spannende Erwartung übergegangen. Etwas Interessanteres hat es im Walddorf überhaupt noch nie gegeben als dieses Wettschnalzen.

Der Hansel hatte seine Riesengeißel schon bereit gehalten, und der Signalschnalzer mußte ihm in die Beine gefahren sein, denn er knirschte etwas von einem „verhöllten Stutzen“, womit er den kurzen Hofbauernknecht meinte. Dann schritt er an den äußersten Rand des Angers vor und stellte sich in Positur; er spreizte seine langen Beine, gleichsam wurzelschlagend, auseinander, dann kommandierte er: „Aus 'm Weg, Leut' und Buben!“ Darauf begann er die Geißel ein paarmal über dem Kopf zu schwingen, daß es durch die Luft pfiff.

Es knallte. Noch war es etwas schwächlich; doch gleich kam die Sache in Schwung. Noch einmal ein Krach; diesmal ging es brausend durchs Dorf, hinüber zum Hofbauerischen. Darauf weiß ich mich nicht zu erinnern, ob dieser auf den Schnalzer umgefallen ist, glaube jedoch, daß dies nicht der Fall war, denn von drüben kam sogleich die Antwort — wie schneidig! Beim vierten Knall war der Hansel in seinem Element, und beim fünften — Gott sei's geklagt — flog der Bursch mit samt seiner Pfingstgeißel den steilen Anger hinab.

Fast gleichzeitig war es auch auf der andern Seite still geworden. Wie es sich später aufgeklärt hatte, war dem Hofbauerischen der Geißelstiel gebrochen.

Nach einer Weile kam der Pfingstmoarhansel mit seiner schweren Peitsche, die ihn so elendiglich aus dem Gleichgewichte gebracht und über den Wiesenanger gerissen hatte, mit verdrießlicher Miene wieder zum Vorschein; er kroch unter heiterstem Gelächter der Zuseher langsam den Hang herauf, und von der Nase tröpfelte ihm ein wenig Blut, denn diese hatte er sich zerkratzt, als er stracks in einen blühenden Schlehdorn hineingefahren war.

Die Wette blieb unausgetragen, und dem Hansel that es nur am meisten um die fünf Liter Heurigen leid; die Nase war bald wieder heil. Der Ehrentitel „Pfingstmoar“ aber ist doch von dieser Zeit an ein wenig erschüttert worden, und als ich vor einigen Jahren in meiner Heimat war, gab's bereits wieder einen neuen „Pfingstmoar“.

Hans Kerschbaum

Die Marksburg

(Siehe die Abbildung Seite 188 u. 189)

Dort, wo der Rhein mit seinen grünen Wellen so mancher Burg bemooste Trümmer grüßt," dort, an den Rebenhügeln des Rheins, zusammengedrängt auf die kurze Strecke von Mainz bis Köln, dort ist das vielbesungene Land der Poesie und der Romantik mit seinen sagenreichen Burgen und Klöstern.

In gleichmäßigem breiten Lauf fließt der Strom hinter Mainz an den lieblichen Bergen des Rheingaues mit seinen von Reben umgebenen Schlössern dahin. Vorüber an dem Marcobrunnen, an Hattenheim mit der naheliegenden Abtei Eberbach und dem Steinberg, an Schloß Johannisberg und Geisenheim, bis er zwischen Bingen und Rüdesheim sich seeartig erweitert, um dann seinen Lauf durch das Binger Loch, eingeengt von steilen Bergen, fortzusetzen. Hier erst, im engeren Rheinthal, vom Niederwald bis zum Siebengebirge, beginnt die eigentliche Romantik der Burgen. Auf hohen Felswänden ragen sie kühn und trutzig empor; verwitterte, bewachsene Ruinen, zinnengekrönte Türme blicken weit hinaus über den Strom, und malerische Städtchen mit alten, zerfallenen Stadtmauern geben uns, wohin wir auch blicken, Zeugnis von der Vergangenheit, von den Dichtungen und Sagen einstiger Jahrhunderte. Auf steilem, vorspringenden Fels grüßt uns die Burg Rheinstein, auf der im 13. Jahrhundert König Rudolf von Habsburg residierte, die Falkenburg, Sooneck, angeblich, wie viele der Burgen, Anfangs des 11. Jahrhunderts erbaut, die Ruinen von Stahleck bei Bacharach, die Trümmer der alten Feste Rheinfels bei St. Goar, weiter stromab die Marksburg, Stolzenfels nahe bei Coblenz und später am Siebengebirge die sagenumsponnene Ruine Drachenfels. Fast auf jeder Bergkuppe zeigt sich uns ein zerfallener Turm, daneben zerborstene Mauern, die Ueberreste der einstigen stolzen Burgen. Viele von ihnen sind so gut wie möglich rekonstruiert, wieder ausgebaut und neu erstanden, wie die Burg Rheinstein, Stolzenfels und manche andre.

Zu den interessantesten Denkmälern dieser vergangenen Zeit gehört die stattliche Marksburg, die einzige Burg am Rhein, die den Kriegs- und Wetterstürmen standgehalten hat. Unmittelbar über dem freundlichen alten Städtchen Braubach gelegen, das 1276 durch König Rudolf von Habsburg Stadtrechte empfing, ragt die Burg, weithin sichtbar, auf hohem, teilweise mit Reben bewachsenen, felsigen Berge empor, und ihre altersgrauen Türme und Mauern, die schon im 11. Jahrhundert dem Kaiser Heinrich IV. Schutz gewährt hatten, stehen noch heute unzerstört in ihrer einstigen Anlage da. Um das Jahr 1283 kam die Burg in den Besitz der Grafschaft Katzenellnbogen und wurde das Braubacher Schloß genannt, bis Graf Philipp von Katzenellnbogen 1437 dort eine Kapelle zu Ehren des heiligen Markus erbauen ließ. Mitte des 17. Jahrhunderts fiel die Burg an das Fürstentum Hessen-Darmstadt, in dessen Besitz sie bis 1803 blieb, wonach sie dann bis 1866 als nassauisches Staatsgefängnis und Invalidenhaus benutzt wurde. Die inneren primitiven und unansehnlichen Räumlichkeiten sollen jetzt durch den Architekten Bodo Ebhardt, den Wiedererbauer der Hohkönigsburg, erneuert werden. Reizvoll ist von der Höhe der Burg die weite Aussicht den Rhein entlang. Rückwärts, zur Ostseite, sehen wir in die grünen Thäler und Höhen des Braubacher Waldes, an dessen rauschenden Bächen bis weit in die Berge hinein Wassermühlen sich erheben; stromabwärts wenden wir den Blick nach Rhens mit seiner historischen Versammlungsstätte der Fürsten, dem Wahlplatz früherer deutscher Kaiser, dem Königsstuhl zu Rense. Dort in der Ebene versammelten sich am Königsstuhl die Fürsten zur Wahl Heinrichs VII. im Jahre 1308 und 1346 zur Wahl Karls IV. Wie dort unten die Wellen des Rheins, so ziehen vor unserm geistigen Auge Jahrhunderte an uns vorüber, und wir träumen uns hinein in vergangene Zeiten und empfinden die Romantik des Rheins.

Karl Oenike

Die Gefahren der Alpen

Der Hochtourist gilt dem Publikum immer noch als ein frevelhafter Wagehals. Er wird in den großen Sommerstationen der Alpen mit einer seltsamen Scheu betrachtet, als ein Mensch, der leichtsinnig mit dem Leben spielt. Er hat häufig genug vor Antritt seiner Ferienreise mit den eignen Angehörigen bittere Kämpfe zu führen, und nichts ist häufiger als die entrüstete Frage: „Wie können Sie als Familienvater solche Sachen machen?" All das ist für den begeisterten Hochwanderer wenig erfreulich; es kostet gar zu viel Atem, um jedem einzelnen klar zu machen, daß es um die „Gefahren der Alpen" nicht gar so arg bestellt ist. Und so sei denn versucht, vor einem größeren Publikum das Netz alter Vorurteile zu zerreißen.

Die Furcht vor dem Hochgebirge hat eine ganze Anzahl von Wurzeln. Die älteste und stärkste ruht in dem Aberglauben, wonach das Gebirge, wie auch das Meer, von starken feindlichen Geistern bewohnt ist, die den Menschen strafen, wenn er sich vorwitzig ihrem heiligen Sitze nähert.

Als unsre Alpen vor kaum einem Jahrhundert zuerst von Menschen aus den Tiefländern, denen nun endlich die majestätische Pracht des Hochgebirges zum ästhetischen Bewußtsein gekommen war, aufgesucht wurden, da war die eingeborene Bevölkerung von diesem Grauen noch ganz und gar erfüllt; namentlich die Welt des ewigen Eises war ihnen, wie der Maori sagen würde, „Tabu": so kühn die wetterharten Jäger und Hirten auch in den Felsen kletterten, das Eis vermieden sie mit abergläubischer Scheu, in ausgesprochener Furcht vor den Geistern der Berge. Und von dieser abergläubischen Furcht geht noch heute, unbewußt,



Die Marksburg be

Originalzeichnung vo



Braubach am Rhein

Carl Lenike (Text S. 1[illegible]7)

etwas in die Darstellungen von den Gefahren der Berge über. Der zweite Grund ist der, daß es sich um einen verhältnismäßig neuen Sport handelt. Daß Menschen beim Schwimmen, Rudern und Segeln, beim Reiten, Fechten, Schlittschuhlaufen, auf der Jagd verunglücken, das ist seit Tausenden von Jahren dem Volksbewußtsein vertraut. Ein solcher Unfall ist darum nicht „sensationell“, und darum kommt es dem Publikum gar nicht zum Bewußtsein, daß die Zahl der alpinen Unglücksfälle nur einen winzigen Bruchteil zu der jährlichen Verlustliste des Sports in allen seinen Gestalten stellt. Jeder alpine Unglücksfall geht mit allen möglichen Details durch die ganze Presse, während das Kentern eines Bootes oder das Ertrinken einiger unglücklichen Schlittschuhläufer immer nur ein lokales Interesse erweckt.

Daß die Gefahren der Hochtouristik derart aufgebauscht wurden, daran sind die Alpensteiger selbst nicht ganz ohne Schuld. Solange das große Publikum jede ernstere Hochtour als eine Wagethat betrachtet, liegt für die Beteiligten die Versuchung nahe, ihre Schilderungen so zu färben, daß sie selbst als Helden erscheinen. Nun, wie gesagt, es ist nicht halb so schlimm. Daß dem Steiger in den Alpen Gefahren drohen, soll natürlich nicht geleugnet werden. Aber die absolute Zahl der jährlich vorkommenden ernsten Unfälle ist doch eine so winzige, daß man schon daraus ersehen kann, wie harmlos im allgemeinen der Sport ist, und daß der Vergleich mit den andern gefährlichen Körperübungen, namentlich mit denen auf dem Wasser und dem Eise, von dem sehr gefährlichen Fußball ganz zu schweigen, das Publikum beruhigen sollte. Geht man auf Einzelheiten ein, so findet man, daß der eigentlichen Hochtouristik nur ein geringer Bruchteil der Todesfälle aufs Schuldconto geschrieben werden darf, und daß selbst von dieser kleinen Zahl wieder der allergrößte Teil weniger den „Gefahren der Alpen“, als dem Leichtsinn der Betroffenen zuzuschreiben ist, die in mangelhafter Ausrüstung oder in verhängnisvoller Ueberschätzung ihrer Leistungsfähigkeit Touren unternahmen, denen sie nicht gewachsen waren.

Scheiden wir zunächst diejenigen Fälle aus, die zwar alpine Unglücksfälle sind, aber mit der Hochtouristik nicht das mindeste zu thun haben. Es sind vor allem die Abstürze von Eingeborenen, die in ihrem Berufe als Hirten, Jäger, Mäher oder Blumensammler zu Tode kommen; das sind „Berufsunfälle“, die sich in gleicher Zahl auch in der Ebene ereignen. Ebensowenig gehört es in die Sportchronik, wenn Handwerksburschen, Landbriefträger oder derartige berufsmäßige Passanten des Hochgebirges im Schneesturm erfrieren oder sich in der Dunkelheit oder im Nebel verirren und so ihr Leben verlieren. Ebenso sind auszuscheiden Unglücksfälle, die sich zwar in den Alpen ereignen, aber nicht alpiner Natur sind. Wenn den Baron Peccoz auf dem Grenzgletscher der Schlag rührt, wenn zwei Touristen, die mit der Zahnradbahn auf den Pilatus gekommen sind, der Blitz erschlägt, oder wenn ein Stein unglücklicherweise gerade in eine Postkutsche hineinschlägt und jemand tötet, so hat das mit der Hochtouristik nicht das mindeste zu thun. Ebensowenig hat sie die verhältnismäßig bedeutende Anzahl von Spaziergängern auf dem Gewissen, die in der Nähe von Sommerfrischen zu Tode kommen, sei es, daß sie aus Versehen oder aus Leichtsinn vom Wege abkommen oder daß sie an gefährlichen Punkten Blumen pflücken.

Wenn wir nun die schon stark zusammengeschrumpfte Anzahl der jetzt noch übrig bleibenden eigentlichen alpinen Unglücksfälle betrachten, nämlich alle diejenigen, die bei Paßüberschreitungen und wirklichen Bergbesteigungen sich ereignen, so fällt die merkwürdige Thatsache ins Auge, daß die Mehrzahl aller Unglücksfälle sich an den leichtesten Bergen ereignet. Besonders berüchtigt sind der Pilatus, die Dent de Jaman, die Raxalpe bei Wien, die Zugspitze bei München. Die Ursache dafür ist klar: gerade weil diese Berge so harmlos sind, und weil sie großen Städten so nahe liegen, werden sie nicht von Hochtouristen im eigentlichen Sinne, d. h. von erfahrenen, sportgeübten Steigern besucht, sondern von dem großen bergfremden Publikum, von Anfängern, die mit der mangelhaftesten Ausrüstung, ohne Kenntnis der Technik, häufig genug auch ohne Kenntnis des Weges darauf losbummeln. Man kann gar nicht selten an der Zugspitze Menschen in Gummischuhen und mit einem Regenschirm in der Hand treffen, die allein, ohne einen erfahrenen Begleiter und natürlich ohne einen Führer, an den Eisenstiften herumklettern. Daß hier nicht unvergleichlich viel mehr Unfälle geschehen, ist ein reines Wunder. Also auch diese Rubrik darf dem Sport nicht zur Last gelegt werden, denn ihre Opfer fallen nur aus dem Grunde, weil sie vom Sport selbst keine Ahnung hatten.

Es bleibt uns jetzt nur noch eine sehr kleine Zahl jährlicher Unfälle übrig, die wirkliche Hochtouristen bei wirklichen Hochtouren betreffen. Von diesen kommt mehr als die Hälfte auf das Conto des „Alleingehens“; es ist dies eine Ausgestaltung des Bergsportes, die ich persönlich nicht anstehe, als Ausartung zu bezeichnen. Der kleinste Zufall, den der in Gesellschaft befindliche Wanderer spielend überwindet, kann dem Alleingeher verhängnisvoll werden. Eine momentane Schwäche beim Klettern, das Durchbrechen einer Eisstufe oder das Ausbrechen eines Felsgriffes stürzt ihn ins Verderben, während der mit einem Kameraden verbundene Steiger am Seil Sicherung findet; und so ist es denn kein Wunder, daß ein großer Teil der jährlichen Opfer Alleingeher sind. So eigentümlich es klingen mag, der geübte Steiger befindet sich beim Alleingehen auf irgend einem schwierigen Gipfel in wesentlich geringerer Lebensgefahr als der alleinwandernde „Jochfink“, der über die Päſſe von einem Thal zum andern marschiert: denn der Hochtourist wird zurückerwartet und pflichtgemäß gesucht, wenn er nach einer bestimmten Zeit nicht wieder angelangt ist, um den Paßwanderer aber kümmert sich niemand; und dann kann es geschehen, daß solch ein unglücklicher Mensch zehn Schritte von einem im Sommer viel besuchten Wege in den ersten Tagen des Herbstes beim Blumenpflücken den Fußknöchel bricht und rettungslos verhungert.

Es wird nicht möglich sein, das Alleingehen ganz auszurotten, weil es als die Gipfelleistung des Alpinismus angesehen wird, und weil der Ehrgeiz jüngerer Steiger, die Abenteuerlust dieser gefährlichsten Abart des Alpinismus immer wieder neue Anhänger zuführt. Aber man sollte sich hüten, diese Unglücksfälle dem gesamten Alpinismus zur

Last zu legen. Wer in Begleitung zu gehen pflegt, wie die ungeheure Mehrzahl aller Touristen, der ist berechtigt, jede Verantwortung für diese Unglücksfälle der Alleingeher abzuweisen.

Was jetzt noch übrig bleibt, sind kaum ein Dutzend Fälle jährlich auf eine Anzahl von ausgeführten Hochtouren, die mit 50000 sicher noch zu gering, mit 100000 vielleicht zu hoch geschätzt werden; und selbst von jener geringen Anzahl entfällt wieder weitaus der größte Teil nicht auf objektive Gefahren der Alpen, sondern auf persönliche Verschuldung der Betroffenen. Bald gehen Partien führerlos, denen die Qualifikation dazu mangelt, bald wagen sich Touristen, wenn auch mit Führern, an Berge, denen ihre Kraft, Technik und Erfahrung nicht gewachsen sind, bald ist die Ausrüstung mangelhaft. Und selbst wo alle Ausrüstung vollkommen ist, werden — nicht zuletzt von autorisierten Führern — verhängnisvolle technische Fehler begangen. Am Piz Palü betraten zwei Mann gleichzeitig gegen jede bergsteigerische Regel die Schneebrücke über eine Randkluft, und der dritte Mann hatte nicht einmal den Pickel eingestoßen und das Seil herumgelegt, um sie zu halten, als der Durchbruch erfolgte. Trotzdem hielt der hintergehende Führer die ganze Partie, aber der zweite Mann, Professor Nasse, war mittlerweile, ohne eine äußere Verletzung erlitten zu haben, gestorben. Hier mußten drei oder vier schwere Verstöße gegen die anerkannte Technik des Eisgehens begangen werden, ehe es zu einer Katastrophe kommen konnte.

Ueberall ist es die mangelhafte technische Erfahrung des Touristen, die ihn entweder selbst zu verhängnisvollen Fehlern bringt, oder ihn wenigstens verhindert, den Führer zu kontrollieren und zur Befolgung der vorgeschriebenen Regeln mit Energie anzuhalten, die dieser als Routinier, als gegen die Gefahr abgestumpfter Berufsmensch, häufig leicht zu nehmen geneigt ist. Der Führer merkt beim ersten Schritt, beim ersten Handgriff seines Touristen, ob er einen erfahrenen Steiger oder einen Neuling vor sich hat, und er wird sich schwer hüten, sich dem ersteren gegenüber irgend eine Blöße zu geben. Auch das erhöht die Sicherheit des erfahrenen Steigers in sehr bedeutendem Maße.

Alles, was bisher angeführt wurde, läßt sich zusammenfassen unter den einen Begriff der „subjektiven Gefahr", d. h. einer Gefahr, die nicht aus dem Charakter der Berge, sondern aus dem Charakter des Touristen, aus seiner Ausrüstung oder körperlichen Beschaffenheit stammt. Daneben giebt es nun wirklich objektive, nicht immer vermeidbare Gefahren, die thatsächlich auch den erfahrensten, vorsichtigsten und bestausgerüsteten Touristen vernichten können: Lawinenschlag, Steinschlag, Schneesturm und, in äußerst seltenen Fällen, das Niederbrechen einer unterhöhlten Eisfläche unter dem Steiger. Freilich hat auch hier der Erfahrene einen bedeutenden Vorsprung vor dem Unerfahrenen. Er kennt die Wetterzeichen und wird sich nur selten überraschen lassen, wird eine Tour, die lang oder außergewöhnlich schwierig ist, oder einen schwer aufzufindenden Weg gar nicht erst antreten, wenn das Wetter unsicher ist; und er wird die Selbstbeherrschung haben, unter Umständen mitten im Siegeslauf auf einen stolzen Gipfel umzukehren, wenn das kleine schwarze Wölklein am Himmel auftaucht, das den Schneesturm ankündigt. Er kennt auch die Flanken der Berge, von denen Lawinen niedergehen, und erkennt die steinschlaggefährlichen Stellen. Aber die beste Kenntnis schützt ihn doch nicht absolut. Ein Hochgewitter kann ihn überraschen, ohne daß er zu entrinnen vermag. Der Schneesturm kann ihn blenden, der Nebel ihn in die Irre führen; giebt es doch Oertlichkeiten, wo der erfahrenste Lokalführer im Nebel sich nicht zurechtzufinden vermag! Und andrerseits kann einmal durch irgend einen Zufall eine Lawine auf einer Stelle niedergehen, wo niemand es vermutet, wo seit Menschengedenken niemals solch Ereignis beobachtet ist; und es kann eine springende Gemse über ihm einen Stein losmachen, der ihm den Schädel zerschmettert. Diese Gefahren bestehen wirklich, und sie fordern ab und zu auch ihre Opfer.

Aber diese Vorkommnisse sind außerordentlich selten, und auch außer dem Bereiche der Alpen ist der Freund des Sports vor Unfällen nicht sicher. Vor solchen unbedingt geschützt zu sein, dürfte man weder schwimmen, radfahren, rudern noch segeln und schlittschuhlaufen. Man kann sagen, daß die Aussicht, durch eine der „objektiven" Gefahren der Alpen zu Grunde zu gehen, nicht größer ist als die Aussicht, bei einer Eisenbahnfahrt zu verunglücken.

Namentlich sind die vom großen Publikum so gefürchteten „Spalten" außerordentlich harmlos, wenn man sie mit der richtigen Technik anfaßt. Hier kann, wenn das Seil hält — und es muß halten, wenn die Ausrüstung sachgemäß ist —, niemals ein Unfall eintreten. Und ebenso wirksam ist die Sicherung in den Felsen. Beim Aufstieg geht der bessere Tourist, in der Regel der Führer, voran, und der schwächere folgt regelmäßig erst dann am Seile, wenn der erste festen Stand gefunden hat; dann mag er rutschen oder fallen, das Seil hält ihn sicher, und ich habe selbst vielfach erprobt, daß man auch eine schwere Person ohne wesentliche Anstrengung freischwebend im Seile halten kann. Beim Abstieg gilt die umgekehrte Reihenfolge. Diese Technik ermöglicht es sogar, daß vollkommen ungeübte Touristen mit guten Führern die schwersten Klettertouren ungefährdet ausführen, nicht nur das durch Drahtseile, Ketten und Stifte heute völlig gezähmte Matterhorn, auch Touren allerersten Ranges, wie den Delagoturm oder die Fünffingerspitze durch den Schmittkamin. Man nennt das respektlos, aber bezeichnend die „Mehlsacktechnik".

Alles in allem genommen, mögen Eltern ihren jungen Sohn, mag die Gattin den rüstigen Familienvater ruhig auch zu schwierigeren Touren in die Berge ziehen lassen, wenn nur die Ueberzeugung herrscht, daß es gefestete Persönlichkeiten mit der rechten Besonnenheit sind, die nichts unternehmen, dem sie nicht gewachsen sind. Die ästhetische Freude, die der Hochwanderer genießt, das Siegesglück, dessen er auf dem bezwungenen Gipfel sich erfreut, die Stählung seines Körpers, die Kräftigung seines Willens sind kostbare Ergebnisse!

Friedrich Ranzow



Von

Max Hesdörffer

Mit Zeichnungen von Johanna Beckmann

Birkenzweig

Die Birke, unser Pfingstbaum, ist der charakteristische Laubbaum des Nordens. Sie ist neben der Tanne überhaupt der einzige Baum, der noch im hohen Norden zu gedeihen vermag, und die Sitte, Birkenbäumchen und Birkenäste zur Verherrlichung des Pfingstfestes zu verwenden, hat in nordischen Ländern ihren Ursprung. Unsre Birke ist in vielfacher Hinsicht ein höchst interessanter und zugleich auch nützlicher Laubbaum. Sie vermag trotz ihres feinen Laubwerkes, trotz der zierlichen Struktur ihrer hängenden Zweige der stärksten Kälte erfolgreich Widerstand zu bieten, und ihre Anspruchslosigkeit ist so groß, daß sie nicht nur im sterilsten Flugsande, sondern auch zwischen Felswänden und in zerfallenen Ruinen alle Bedingungen zum guten Gedeihen findet. So ist die Birke auch in der Mark Brandenburg an vielen Stellen neben der anspruchslosen Kiefer der einzige Waldbaum, doch tritt sie als solcher nicht in ganzen Beständen, sondern immer nur truppweise auf, der sonst oft öden Landschaft durch ihre zierlichen Laubkronen und die weithin leuchtenden, weiß berindeten Stämme einen eigenartigen Schmuck verleihend.

Die ersten Blätter und gleichzeitig auch die niedlichen Kätzchen entwickelt die Birke im März und April, und die mit diesem ersten unentwickelten Schmuck versehenen Zweige werden seit Jahren schon lange vor Beginn des Pfingstfestes, häufig auch in künstlich angetriebenem Zustande, in den großstädtischen Blumenhandlungen feilgeboten und gern gekauft. Die männlichen Kätzchen der Birke stehen paarweise aufrecht, im Mai nehmen sie dann eine hängende Stellung ein und beginnen sich zu öffnen und zu stäuben. Durch den Wechsel von der aufrechten zur hängenden Stellung schützt die Birke ihren Blütenstaub vor dem schädlichen Einflusse des Regens. Bei trockenem Wetter entführt der Wind den Staub zu den kleinen Fruchtkätzchen, von denen später auch die geflügelten winzigen Samennüßchen durch ihn weit verbreitet werden. Wachsen die Zweige der Birke auch anfangs straff, so neigen sie sich doch bei älteren Bäumen abwärts und bilden bald lang herabhängende zackigbelaubte Strähnen, die vom leichtesten Winde kräftig bewegt werden.

Die Birke ist ein schnellwachsender Baum. Die Rinde ist bei unsrer heimischen typischen Art von blendendem Weiß, das durch die schwarzen Astnarben des Stammes noch an Leuchtkraft gewinnt. Diese weiße Rinde löst sich in dünnen Blättern ab und bleibt so stets rein in der Farbe. Erst im Alter wird die Birkenrinde schwarz und rissig; der Stamm erhebt sich bis zu einer Höhe von zwanzig und selbst dreißig Metern, die er unter günstigen Bedingungen in verhältnismäßig jungen Jahren erreicht, denn die Birke ist ein außerordentlich „wüchsiger“ Baum. Vielseitig ist der Nutzen, den sie namentlich den Bewohnern des Nordens bietet. Ihr Holz wird zur Verfertigung von Werkzeugen, Möbeln, für Schnitzarbeiten und gern auch als Brennholz verwendet, da es hell brennt und eine starke Hitze entwickelt. Die Rinde dient in nördlichen Ländern als Dachbekleidung und zur Herstellung von Gefäßen. Bei uns werden die berindeten Aeste zu Zierarbeiten, namentlich zu Lauben, Gartenbrücken und zu Gartenmöbeln verarbeitet. Außerdem liefert der Birkensaft Oel und Teer, auch, nachdem er einer Gärung unterworfen wurde, ein vorzügliches Getränk, den sogenannten Birkenwein, ferner ein kräftigendes Haarwasser. Wie man früher aus den Zweigen des Besenstrauches Reiserbesen verfertigte, so verfertigt man heute vorzugsweise Besen aus den dünnen Zweigen der Birke, und wie sie als „Maien“ zum Pfingstfeste das Symbol der Freude ist, so wird sie als Birkenrute in vielen Gegenden von der Jugend gefürchtet; in manchen Häusern pflegt man während des ganzen Jahres als Warnungszeichen eine kräftige Birkengerte hinter den Spiegel zu stecken.

Von unsrer gemeinen Weißbirke sind zahlreiche, oft außerordentlich schmuckvolle Varietäten vorhanden, auch hat man viele fremdländische Arten erfolgreich bei uns eingebürgert. In Europa, Asien und Nordamerika ist die Birke in vielen Arten heimisch. Die im hohen Norden vorkommenden Birken sind allerdings nur zwerghafte Bäume oder kriechende Sträucher. So erreicht die Zwergbirke nur eine Höhe von anderthalb Metern, die Alpenbirke wird nur einen Meter hoch, und die Kriechbirke hat in voll entwickeltem Zustande nur eine Höhe von 60 Centimetern. Sehr interessante Arten sind in unsern Gärten u. a. die dahurische Birke, die ihr Laub im Herbste prächtig rot und gelb färbt, die Zuckerbirke mit süßschmeckender Rinde, die mit Längs- und Querstreifen gezeichnet ist und im Alter sehr schwarz und rissig wird, die Papierbirke, deren Rinde das blendendste Weiß von allen zeigt, die ulmen- und die pappelblättrige Birke, sowie die in sumpfigen Gegenden wachsende Moorbirke. Durch zimmetbraun gefärbte Rinde zeichnet sich die Purpurbirke aus, durch tief goldgelb gefärbte Rinde die gelbe Birke. Auch im Winter, wenn Baum und Strauch kahl stehen, wirken die Birkenstämme durch eigenartige Färbung ihrer Rinde und der verholzten Aeste, die meist erst im Alter von sechs bis acht Jahren die charakteristische Färbung annehmen, außerordentlich schmuckvoll.

Als Pfingstbaum des Deutschen, speziell des Norddeutschen, ist die Birke seit altersher bekannt, und allenthalben heftet man ihre frischgrün belaubten Zweige zum Pfingstfest an Thür und Fenster, als Zeichen der Liebe und Freude. Nicht immer war die Verwendung der der Fricka geweihten Birke zum Pfingstfeste in der heute gebräuchlichen Weise üblich. In manchen Gegenden wurde an ihre Stelle am Tage vor Pfingsten eine hochstämmige Fichte oder Tanne im Walde geschlagen, bis zu den obersten Astfolgen der quirlförmig stehenden Aeste und der Rinde beraubt, worauf man dann den grünen Wipfel mit allerlei Tand behing und den so vorbereiteten Baum auf einem Platz im Orte aufpflanzte. Wer ihn erklettern konnte, der durfte sich von den in der Krone befestigten Gaben aneignen, was ihm erreichbar war. Dieser Brauch hat sich in etwas veränderter Form bis heute erhalten. Wir finden ihn noch bei unsern Schützen- und Volksfesten in Anwendung; bei solcher Gelegenheit wird ein ähnlich hergerichteter und geschmückter Baum aufgestellt, und die Jugend versucht dann ihn zu erklettern, meist vergeblich, da der an und für sich schon glatte, entrindete Stamm noch durch Bestreichen mit Seife glitschig gemacht ist.

Zur Zeit des Pfingstfestes stehen die Birken in jungem, saftiggrünem und aromatisch duftendem Blätterschmucke, der sich prächtig von der leuchtend weißen Rinde und dem dunkeln Grün der jüngeren Zweige abhebt. Während in früherer Zeit das Holen der Maien für die Stadtbewohner ein poesiereiches Volksfest bildete, das freilich nicht immer mit Pfingsten zusammenfiel, sondern häufig am ersten Mai, dem Walpurgistag, gefeiert wurde, sind die Menschen heute bequemer geworden. Sie überlassen das Fällen und Einbringen der Birkenbäumchen den Händlern, und mit hochbeladenen Wagen ziehen diese in die Stadt, von Haus zu Haus ihre frischbelaubte Ware feilzubieten. Die Verwendung der Birken zum Pfingstschmuck ist in den einzelnen Gegenden verschieden. Meist werden sie an Thüren und Fenster genagelt, wo allerdings das zarte Laub nur selten das Fest überdauert. Häufiger indessen stellt man sie in große, mit Wasser gefüllte Eimer oder in Vasen, um sie so als Zimmerschmuck zu verwenden. Der Wasserbedarf der abgesägten, jung belaubten Bäumchen ist recht erheblich; aber täglich mit frischem Wasser versorgt, behalten sie lange Zeit den grünen Blattschmuck. In früheren Zeiten machte die Geistlichkeit gegen die Verwendung von Maien zum Pfingstfeste Front, weil diese Sitte heidnischen Ursprungs ist, aber selbst ein Bonifazius und Ludgerus kämpften vergeblich dagegen an. Vergeblich wandten sich auch in späteren Jahren die weltlichen Fürsten mit strengen Verordnungen gegen den heidnischen Brauch. Er besteht nach wie vor, ja heutigen Tages werden sogar die Kirchen vielfach mit Maien zum Pfingstfeste geschmückt.

Ein gleich der Birke außerordentlich beliebtes Pfingstgrün liefert uns eine bescheidene Sumpfpflanze, die wir häufig in Sümpfen, an Teich- und Flußrändern finden, der Kalmus (Acorus Calamus). Die Verwendung zum Pfingstfeste ist in Deutschland, besonders in der Mark Brandenburg, wo die Pflanze außerordentlich häufig ist, sehr gebräuchlich. Noch heute ziehen die Bewohner der Reichshauptstadt am Sonntag vor Pfingsten vielfach mit Kind und Kegel in den Grunewald hinaus, um an den ausgedehnten Havelseen den dort stattlich sprossenden Kalmus zu schneiden. Er gedeiht hier in einer Ueppigkeit, in der er anderwärts wohl selten auftritt. Die kräftigsten Stauden fand ich auf der kleinen Havelinsel Pichelswerder, wo die Schäfte eine Höhe von 2¹/₄ Metern erreichten. Auch von armen Kindern werden die Triebe gesammelt, zu



Pfingstrosen

kleinen Bündchen zusammengebunden und dann von Haus zu Haus getragen. Haucht schon das Birkenlaub einen angenehmen Duft aus, so ist der Geruch des Kalmus noch weit aromatischer. Schon wenige Kalmustriebe genügen, um das ganze Zimmer mit balsamischem Duft zu erfüllen, der von ätherischem Oel herrührt, das sich mäßig in den Blättern findet, sehr reich dagegen im knollenartigen Wurzelstock aufgespeichert ist. Dieses stark duftende ätherische Oel ist offizinell und findet auch



Kalmusstaude

als magenstärkendes Volksmittel vielfach Anwendung. Der Volksmund nennt die Kalmuswurzel „Magenwurz", weil sie appetiterregend wirkt; sie wird als Thee, als Pulver und in Weingeist ausgezogen genossen. Die praktische Hausfrau verwendet sie zur Herstellung eines vorzüglichen Liqueurs, der an Wirkung dem besten Magenbitter nicht nachsteht. Auch kandiert und mit Zucker eingekocht wird die etwas scharf schmeckende Kalmuswurzel von manchen gern gegessen. Fast noch mehr als die Birke eignet sich der Kalmus zum Pfingstschmuck unsers Heims. Seine aus schwertförmigen Blättern gebildeten Schäfte, die lebhaft an diejenigen der Schwertlilie erinnern, wirken, in mit Wasser gefüllte Vasen gebracht, schmückend, und so läßt sich der Kalmus überall in der Häuslichkeit verwenden, da er nur wenig Platz beansprucht, während selbst das kleinste Birkenbäumchen einen großen Raum einnimmt. Kraftvoll entsprossen die Kalmustriebe im Mai dem kalten Erdreiche, aber erst im Juni und Juli erscheinen die ziemlich unscheinbaren Blütenkolben, die uns sofort erkennen lassen, daß der Kalmus in die Familie der Araceen gehört, der auch die gleichfalls in Sümpfen wachsende heimische Schlangenwurz und die als Zimmerblütenpflanze beliebte Calla angehören.

Der Kalmus ist eine außerordentlich weit verbreitete Pflanze, ein echter Kosmopolit des Gewächsreiches. In Deutschland und im ganzen übrigen Europa finden wir ihn allenthalben, namentlich an den Rändern stehender Gewässer, aber auch in Asien und im atlantischen Amerika kommt er vor. Bei dieser großen Verbreitung ist es schwer, die ursprüngliche Heimat dieser interessanten Pflanze festzustellen. Die Botaniker nehmen vielfach an, daß der Kalmus ursprünglich in China und Indien heimisch gewesen sei, weil sich nur dort die Kolben mit rötlichen Beerenfrüchten schmücken, während er bei uns niemals Früchte trägt, weil unsern Klimaten wohl diejenigen Insektenarten fehlen, die befähigt sind, die Befruchtung der Blüten herbeizuführen. Die Vermehrung des Kalmus erfolgt deshalb bei uns ausschließlich auf vegetativem Wege, durch Ausbreitung der rhizomartigen Wurzelstöcke, und die Verbreitung ausschließlich durch die Wasserläufe, die abgerissene Wurzelstöcke fortführen und oft erst nach weiter Fahrt wieder an die Ufer anschwemmen, wo sie festwurzeln und austreiben.

Neben dem Pfingstgrün giebt es auch ausgesprochene Pfingstblumen. Allerdings haben viele der zu Pfingsten blühenden Gewächse längst den Reiz als Saisonblumen verloren. Das Maiglöckchen, der Flieder und andre schönblühende Gartensträucher, die echte Pfingstblumen sein könnten, sind durch die Kunst der Gärtner Alltagsblumen geworden, die während des ganzen Winters nicht auf dem Blumenmarkte fehlen, und denen deshalb, wenn sie zu Pfingsten im Garten erblühen, wenigstens für den Städter, der Reiz der Neuheit und des Eigenartigen nicht mehr anhaftet. Nur eine der schönen Gartenblumen können wir noch als echte Pfingstblume anerkennen, die Pfingstrose oder Päonia. Ihren wissenschaftlichen Namen führt sie nach Päon, der nach der Mythe mit dieser Blume Pluto, den Gott der Unterwelt, von schwerer Krankheit geheilt haben soll. Weniger poetisch klingt der Name Bauernrose, den man vielfach unsrer Pfingstblume beilegt. Er ist auf den Umstand zurückzuführen, daß diese Pflanze zu einer Zeit, zu der sie aus den vornehmen städtischen Gärten durch neuere, wenn auch nicht gerade schönere Modeblumen verdrängt war, in unwandelbarer Liebe in den Bauerngärten weiter gepflegt worden ist. Heute ist die Bauernrose wieder eine Modeblume ersten Ranges; in vielen Arten und zahlreichen herrlichen Gartensorten, die meist erst der neuesten Zeit ihre Entstehung verdanken, wird sie mit Vorliebe gehegt und gepflegt, ja sogar als Treibblume ist sie in Aufnahme gekommen. Die Hauptblütezeit der Päonia fällt ziemlich regelmäßig mit unserm Pfingstfest zusammen. Aus der reichen Fülle der vielfach

zerteilten, frischgrün gefärbten, wie bei allen echten Stauden direkt dem Erdreich entsprossenden Blätter erheben sich die riesigen, schwach rosenartig duftenden Blüten. Aus dem grünen Kelch quillt die meist gefüllte Blüte förmlich heraus. Sie gleicht bei den dicht gefüllten Sorten in der Form täuschend einer edeln Rose, die sie allerdings erheblich an Größe übertrifft. Die Farbe der Blüten wechselt vom zartesten Rosa bis zum dunkeln Rot, auch Gelb und Reinweiß sind vertreten.

Neben den staudenartigen Pfingstrosen, von denen die chinesische in den Gärten die häufigste ist und auch die meisten Gartensorten geliefert hat, giebt es auch baumartige mit holzigem Stamm, die kleine Sträucher bilden und sich besonderer Wertschätzung erfreuen.



Litteratur

Daß Stuttgart neuerdings energische Anläufe macht, neben den hervorragenden deutschen Kunststädten München, Düsseldorf, Dresden, Berlin und Wien eine ehrenvolle und selbständige Stellung wiederzugewinnen, ist bekanntlich gutenteils der Initiative eines feinsinnigen Fürsten zu danken. Die Erfolge werden aber vor allem davon abhängen, inwieweit junge, kräftige Talente diese Bestrebungen zu tragen vermögen. In diesem Sinne begrüßen wir mit Sympathie die erste Serie der „Bilder aus der Geschichte Württembergs“ von Theodor Lauxmann mit Text von dem Direktor der Hofbibliothek Professor Dr. Otto Schanzenbach (Kommissionsverlag von Fleischhauer & Spohn in Stuttgart). Die Veröffentlichung nach den Kartons des Künstlers ermöglichte die Unterstützung eines hochherzigen Gönners. Die Gegenstände der sechs Bilder sind: Eberhard der Erlauchte bringt die Gebeine der zu Beutelsbach beigesetzten Mitglieder seines Hauses nach Stuttgart (24. Juni 1321); Eberhard im Bart wird von Kaiser Maximilian mit der Herzogswürde belehnt (21. Juli 1495); Der Reutlinger Markteid (Mai 1524), in dem die Bürgerschaft sich für die Reformation erklärte; Götz von Berlichingen wird von den aufständischen Bauern zum Hauptmann erhoben (April 1525); Herzog Ulrich wird nach dem Siege über die österreichischen Truppen von den Bauern begrüßt (21. Mai 1525); Herzog Ulrich auf dem „großen Landtag“, der den Abschluß der Reformation und der ständischen Verfassung gebracht hat (19. Juni 1565). Die Bilder zeugen von dem ernsten Bestreben des Künstlers, in den historischen Charakter vergangener Zeiträume einzudringen. Die figurenreiche Komposition ist durchweg mit geschickter Berechnung angeordnet, die Zeichnung ist als kraftvoll und gediegen anzuerkennen. Die Widmung hat König Wilhelm II. von Württemberg angenommen. Wir wünschen dem tüchtigen Künstler, daß er in seiner engeren Heimat recht häufig Gelegenheit finden möge, sein Talent für die Historienmalerei zu bethätigen, zu der die Geschichte Württembergs eine bisher noch sehr wenig benutzte Fundgrube interessanter Stoffe darbieten könnte.

— Als eines der am meisten charakteristischen Anzeichen dafür, daß das deutsche Publikum der modernen Sittenromane und -novellen naturalistischen Schlages gründlich überdrüssig geworden ist, kann die Flucht in die Vergangenheit gelten, die plötzlich mit alter Kraft wiedererwachte Freude am geschichtlichen Roman, dem die Naturalisten und ihre Herolde in der Tagespresse längst das Grablied gesungen hatten. Daß sich nach den beispiellosen Erfolgen von „Quo vadis?“ auch viele Unberufene auf diese Gattung stürzen würden, war vorauszusehen, und darum ist Vorsicht vor diesen Spekulanten geboten. Zu den Berufenen darf dagegen H. von Krause gezählt werden, eine Schriftstellerin, die uns in einem zur Zeit des Kaisers Claudius spielenden Roman „Das Testament des Kaisers“ (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung) das Leben und Treiben am Hofe des schwachen Kaisers, die Intriguen der schamlosen Agrippina gegen den treuen Minister des Kaisers, Narcissus, und das langsame Gedeihen der jungen Christengemeinde mit echt dichterischer Kraft vor Augen führt. Sichtlich aus gründlichen geschichtlichen und antiquarischen Studien erwachsen, entrollt der Roman ein durchaus glaubhaftes Bild jener Zeit, ohne daß das Interesse des Lesers an der sich rasch entwickelnden Handlung durch peinliche Detaillierung des archäologischen Beiwerks geschwächt wird. Mit großem Geschick hat die Verfasserin besonders das Aufblühen des Christentums und das Erstarken des Germanentums mit dem Absterben der bereits in ihren Grundfesten erschütterten römischen Welt verflochten. Das Interesse des Lesers wird noch durch die glücklich dem Geist der Zeit angepaßten Illustrationen von Alex. Rothaug gesteigert.

— Um Paul Heyses Romane und Novellen auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, hat die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart mit einer wohlfeilen Ausgabe begonnen, deren erste, die Romane umfassende Serie auf 48 Lieferungen berechnet ist. Den Anfang macht Heyses kühner freigeistiger Roman „Die Kinder der Welt“, der bei seinem ersten Erscheinen ebenso starke Ablehnung wie enthusiastische Bewunderung hervorgerufen hat. Er erschien zuerst im Feuilleton der „Spenerschen Zeitung“ in Berlin und erregte bei den meist streng orthodoxen Lesern dieses Blattes so großes Aergernis, daß das Ansehen dieser ältesten Zeitung Berlins dadurch einen heftigen Stoß erhielt, von dem sie sich nicht wieder erholte. Die Zeit war damals für die unbefangene Behandlung religiöser und sittlicher Probleme noch nicht reif. Heute wird der Roman viel vorurteilsfreiere Leser finden, und man wird heute auch das Kunstwerk nach seiner Bedeutung würdigen, während man vor dreißig Jahren dieses über der Tendenz gering geachtet hat.

— Die talentvolle Dichterin, die unter dem Namen Max Grad schreibt, giebt in ihrem neuen Werke „Die Overbecks Mädchen“ (Berlin, Fontane) den Roman einer Familie, in deren Mitte ein Mädchenzwillingspaar, Stine und Marion, steht. In herzlichster Liebe einander zugethan, entfremden die beiden sich allmählich durch ihren wesentlich verschiedenen Lebensgang, während allerdings ernstliche Konflikte bis in die Zeit ihrer Verlobungen ausbleiben. Die sehr praktisch und nüchtern veranlagte Stine versteht die Verfasserin dem Leser hochinteressant zu gestalten durch die ganz natürliche Art, wie das einfache, dem Bräutigam und späteren Gatten bedingungslos zustimmende Gemüt sich dem letzteren, einem Pfarrer, nach und nach enttäuscht entfremdet, und wie sie ferner gerade durch ihre Enttäuschung zu eigner Thatkraft erwacht und nicht nur hierdurch innerlich wächst, sondern auch den Sieg über das Verwerfliche im Charakter ihres Gatten davonträgt und dieser sich läutert. Auch der Schwester Marion gegenüber entfaltet Stine eine volle weibliche Größe. Ihrem Verlobten, einem Arzte, der zu keiner ausreichenden Praxis und damit auch nicht zur Gründung eines Hausstandes kommen kann, bringt Marion das höchste Opfer, damit er nicht auf Abwege gerate, aber in höchster Not flieht sie ins Vaterhaus zurück. In den Tagen schwerster Seelenpein zeigt Stine sich in voller Größe und vollendeter Frauentugend, indem sie sich des Neugeborenen fast mit Hintansetzung ihrer eignen Kinder aufopfernd annimmt und auf diese Weise das fast verlorene Glück der Familie Overbeck wieder aufrichtet. Das alles ist fesselnd und mit echter Empfindung erzählt, und nicht minder gut als die beiden Hauptgestalten sind die Nebenfiguren geschildert. Besonders fesselnd die unverheiratete Aerztin, die ihren heranwachsenden Knaben aufs sorgfältigste erzieht. Sie ist es gerade, welche Marion aus eigner Erfahrung zuruft: „Mögen die Aufgeklärten, Freien schreiben, reden, was immer sie wollen! Mögen sie der freien Liebe das Wort reden, ich, die Entgleiste, sage: nicht aus der Bahn gehen!“ Dieser Satz drückt voll den Standpunkt der Verfasserin aus und löst das heikle Thema in befriedigender und nirgends verletzender Form.

— Gegen die Auswüchse der industriellen Unternehmungslust wendet sich Balduin Groller in seinem neuen Roman „Der künstliche See“ (Dresden, E. Pierson). Im Vordergrunde der Handlung steht ein genialer Techniker, der die Anlegung einer großen Villenkolonie im Wiener Walde plant, eine Idee, die im Falle des Gelingens einen Gewinn von ungezählten Millionen bringen müßte. Ein schlauer Finanzmann sucht den Erfinder um den ihm gebührenden Anteil zu betrügen, doch wird ihm die Beute durch einen klugen Advokaten wieder abgejagt, der sich zwar sehr gewagter Mittel bedient, aber doch im Grunde eine brave Haut ist und seinen

Lohn im Jawort der Geliebten erhält. Die wilde Börsenspekulation schildert der Autor sehr lebendig und spannend, und auf die bedenklichen Elemente der Finanzwelt fallen scharfe Schlaglichter.

— Die Schicksale eines genialen jungen Musikers bilden den Inhalt des zweibändigen Romans „Der Herr Hofkapellmeister“ von Gustav Klitscher (Leipzig, H. Seemann Nachfolger). Von einer kleinen thüringischen Residenz nach der Hauptstadt eines großen Staates berufen, glaubt der Held auch hier durch seine Tüchtigkeit schnell Ansehen und Ruhm erringen zu können, aber er hat nicht mit dem Neide der auf ihn eifersüchtigen älteren Kollegen, nicht mit den Intriguen gerechnet, wie sie in den Theaterkreisen an der Tagesordnung sind. Die Schwierigkeiten zu erhöhen, verfällt er noch dem Banne einer vornehmen Dame, die nach dem Glanze der Bühne verlangt, und wenn sie von ihm erst nur die Förderung ihres künstlerischen Ehrgeizes verlangt, so entflammt sie bald auch in Liebe zu dem Manne. So hilft sie die Konflikte nur verschärfen, und das Ende aller Ränke ist der jähe Sturz des Hofkapellmeisters, der zugleich von schwerem häuslichen Unglück betroffen wird. Aber von der aufopfernden Liebe seines treuen Weibes läßt sich hoffen, daß es ihr gelingen wird, den gebrochenen Mann wieder aufzurichten. Der Roman ist fesselnd geschrieben und an geeignetem Orte von kräftigem Humor durchsetzt. Besonders in der Schilderung der Bühnenverhältnisse bekundet sich eine gute Beobachtungsgabe.

— Eine Hamletnatur, die, in ästhetisches Genießen versunken, mit ihrer Umgebung zerfällt und mitten in drohenden Gefahren für Freiheit und Leben den Mut zum Handeln nicht eher zu finden vermag, als bis die Parteigänger und Freunde den zwingenden Anstoß herbeiführen — das ist das Problem in Wilhelm Walloths Roman aus der italienischen Renaissance „Ein Sonderling“ (Lotus-Verlag, Leipzig). Der Erbprinz Giovanni Malatesta von Rimini, der in plötzlich ausbrechender Wut Vater, Bruder und Gattin in den Tod stürzt und dann bei dem Einmarsch päpstlicher Truppen, bei dem Untergang der Selbständigkeit des Herzogtums sich selbst den Tod giebt, wird freilich nicht so wie Shakespeares tiefsinnige Gestalt die Sympathie des Lesers erregen — seine Winkelzüge, sein ablehnendes Verhältnis zum ganzen weiblichen Geschlecht zeigen unverkennbar einen pathologischen Defekt, wenn auch der Erzähler das nur andeutet.

— Max Eyth, der berühmte Ingenieur und Mitbegründer der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, hat sich wiederholt schon als fesselnden Erzähler und liebenswürdigen Plauderer bewährt — wir verweisen besonders auf sein bei der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienenes Werk „Hinter Pflug und Schraubstock“ — und bekundet jene Vorzüge auch in seinem neuen Buche: „Der Kampf um die Cheopspyramide“ (Heidelberg, Carl Winter). Wiederum ist der Schauplatz das Land Aegypten, an dessen wirtschaftlichem Aufblühen der Verfasser viele Jahre mitgearbeitet hat. In fesselnder, stellenweise sehr romantischer Weise versteht er die genaue Kenntnis des Pharaonenlandes und seiner Geschichte mit den Eingebungen einer erfindungsreichen Phantasie zu verbinden. In die lebendige Handlung ist eine Fülle wissenschaftlicher Belehrung in Form spannender Probleme eingeflochten und eine Erklärung der Bedeutung der Pyramide gegeben, die, wenn nicht alle Mitteilungen auf Wahrheit beruhten, für ein Märchen aus Tausend und eine Nacht gehalten werden müßte. Neben diesem Wahrheitsgehalt des Werkes kommt die Dichtung nicht zu kurz. Hier in poetischen oder humorvollen, dort in ergreifenden Bildern führt der Verfasser den Leser mitten in das bunte orientalische Leben hinein.

— Ein ansprechendes Bild des regen Wetteifers der handeltreibenden Völker bietet G. Freytags Karte: „Der Weltverkehr“, die in lebhaften Farben eine Menge wichtiger Dinge veranschaulicht und sozusagen einen Auszug aus desselben Autors großem Werke „Export-Atlas für Welthandel und Industrie“ bildet (Wien, Freytag & Berndt). Anziehend wirken die diesem entnommenen klaren und wertvollen Darstellungen der Entwicklung des auswärtigen Handels verschiedener Staaten seit 1880, des Wertes der Gesamt-Waren-Ein- und Ausfuhr verschiedener Staaten, sowie ganz besonders der nach Artikeln spezialisierten Ein- und Ausfuhrziffern des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns. Die in Farbendruck beigegebenen Flaggen der bedeutendsten Staaten der Erde sind als interessante Zugabe zu begrüßen.

— Ein anschauliches Bild von dem thatkräftigen Eingreifen der deutschen Truppen in China entwirft Carl Tanera in seinem Buche „Deutschlands Kämpfe in Ostasien“ (München, C. H. Beck). Gestützt auf die zuverlässigen Berichte, schildert der Autor die Entstehung der Verwicklungen und sodann den Fortgang der Ereignisse, so daß man an der Hand seiner volkstümlichen Darstellung genau den ganzen Feldzug verfolgen kann, der einzig in der Weltgeschichte dasteht. Das Hauptgewicht legt der Verfasser auf die Mitwirkung der deutschen Streitkräfte, die oft genug auf das Kommando „The Germans to the front“ in das Vordertreffen geschickt wurden und stets ihre Aufgabe mit größter Tapferkeit lösten. Zahlreiche Abbildungen und eine Karte sind dem empfehlenswerten Buche beigegeben.

— Anziehende und instruktive Einblicke in das Leben der Kadetten unsrer Kriegsmarine gewähren die „Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers“ von Kapitänleutnant Heinrich Liersemann (Rostock, C. J. E. Volckmann). Die Bilder, die der Verfasser nach den Tagebuchaufzeichnungen seiner Jünglingsjahre entwirft, spiegeln getreu und ungeschminkt das Thun und Treiben des Seekadetten wieder, der mit Lust und Liebe seinem Berufe nachgeht. Die kleinen Leiden und die viel reichlicheren Freuden des jungen Mannes, der sich dem Dienste des Vaterlandes als künftiger Seeoffizier widmet, werden mit gutem Humor geschildert. Wir finden zwar keinerlei Abenteuer, wie sie in „Seeromanen“ vorkommen, aber fesselnde Berichte über allerlei Erlebnisse, wie solche in ähnlicher Weise jedem passieren, der auf einem Schiffe der Kriegsmarine größere Fahrten macht. Das Buch, das dem Generalinspekteur der Marine, Admiral von Köster, gewidmet ist, erhielt durch 20 Abbildungen eine angenehme Beigabe.

— Seinen „Ernsten und heiteren Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers“ hat Franko Seiner jetzt den zweiten Band folgen lassen, der nicht minder Bemerkenswertes bietet als der vor einigen Monaten von uns besprochene erste (München, C. H. Beck). Der Verfasser schildert die Kämpfe bei Pretoria und an der Delagoabai, die Schlacht von Dalmanutha und den durch die Verhältnisse erzwungenen Uebertritt auf portugiesisches Gebiet, der die Internierung zur Folge hatte, bis endlich die Stunde der Befreiung kam und die Rückkehr in die Heimat stattfinden konnte. In allen Strapazen und Gefahren hatte sich, wie das Buch beweist, der Autor den Humor und den offenen Blick bewahrt. Er ist keineswegs blind für die Schwächen und Mängel der Buren, sondern hat vielmehr für manche Uebelstände herben Tadel, andrerseits aber findet er, daß gerade der Krieg eine Radikalkur für das Burenvolk bedeutete. Mit der alten Mißwirtschaft wurde aufgeräumt, das schon im Schwinden begriffene Nationalbewußtsein beider Freistaaten neu gestärkt, und die junge Generation übernahm die Führung. Der Verfasser erhofft, daß es den Buren gelingen wird, ihre Selbständigkeit zu behaupten und ein Staatswesen modernen Sinnes zu begründen. Eine Karte der Delagoabahn und der Schlachtplan von Dalmanutha sind den fesselnden Schilderungen beigegeben.

— Karl Bleibtreu hat seinen fesselnden Schlachtengemälden aus dem deutsch-französischen Kriege ein neues hinzugefügt mit dem Buche: „Amiens — St. Quentin“ (Stuttgart, Carl Krabbe). Er bietet eine Schilderung der Kämpfe der Nordarmee, die in plastischen Bildern die schweren Gefechte bei Amiens, an der Hallue, bei Bapaume und St. Quentin vor Augen rückt. Unparteiisch sucht er die beiderseitigen Truppenleistungen zu würdigen, ohne jedoch in das unbedingte Lob auf die französische Nordarmee einzustimmen, das auch von deutscher Seite ihr gezollt wurde. Besonders Faidherbe erscheint in keineswegs günstigem Lichte. Scharf und bestimmt hebt sich seine Gestalt handelnd und redend von seinem bedeutenderen Gegner Goeben ab, dessen eigenartige Erscheinung mit liebevoller Sorgfalt gemalt ist. Die hervorragende Tapferkeit der Rheinländer und Ostpreußen findet überall gebührende Würdigung. Auch diesen neuen Band der Bleibtreuschen Schlachtenschilderungen hat Chr. Speyer mit flotten Bildchen begleitet.

— Unter dem Titel „Anno Dazumal und heute“ hat Carl Wolf, der beliebte Tiroler Schriftsteller, den seine Landsleute den „Defregger mit der Feder“ nennen, zwölf Meraner Skizzen zu einem schmucken Bändchen vereinigt (Innsbruck, A. Edlinger). Wolf ist ein Meister humorvoller Kleinmalerei und zugleich ein intimer Kenner des Meraner Volkslebens, der auch den häufigen Besuchern Merans manches enthüllt, das den Blicken Fremder verborgen zu bleiben pflegt. Von allgemeinem Interesse ist die letzte der Skizzen, die sich mit den Meraner Volksschauspielen beschäftigt, die in den letzten Jahren großen Zulauf gefunden haben. — In demselben Verlage ist zugleich die zweite Auflage von Ewald Haufes farbenreichen Schilderungen „Am Gardasee“ erschienen. Es sind nicht Skizzen eines flüchtigen Touristen, sondern abgerundete, wohlausgeführte Bilder, die von scharfer und tiefdringender Beobachtung zeugen.

— Von der deutschen Ausgabe der „Wundersamen Abenteuer des edlen Tartarin von Tarascon“ von Alphonse Daudet ist kürzlich die elfte Auflage erschienen, ein Beweis, daß dieses Meisterwerk des komisch-satirischen Romans auch in Deutschland Verständnis in weiten Kreisen gefunden hat (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden). Ein wesentliches Verdienst an diesem Erfolg darf sich übrigens der Uebersetzer Paul Christiani beimessen, der eine ausgezeichnete Arbeit geleistet hat.

— In der bekannten zierlichen Miniaturausgabe, die Carl Krabbes Verlag in Stuttgart schon von den Werken andrer Poeten veranstaltet hat, bringt er jetzt auch **Lenaus Gedichte**. Zu dem Inhaltsverzeichnis nach den verschiedenen Gruppen gesellt sich noch, das Nachschlagen sehr erleichternd, ein Register der Anfangsworte der Gedichte. — In demselben Verlage erschienen rechtzeitig vor dem hundertsten Geburtstage des genialen und so unglücklichen Dichters (13. August) „**Lenaus Frauengestalten**“ von **Adolf Wilhelm Ernst**. Der Verfasser schildert alle die Frauen, die auf das Leben und Schaffen Lenaus Einfluß ausgeübt haben, und belegt seine Angaben teils aus ihren Briefen und Aufzeichnungen, teils aus den Werken und Tagebüchern des Dichters selbst. Die Lenau-Litteratur hat in jüngster Vergangenheit viele bemerkenswerte Beiträge gebracht, und indem der Autor hieraus schöpft, erschließt er zugleich aus eignem Studium manche neuen Gesichtspunkte.

— Vor zwanzig, dreißig Jahren verwöhnte man die sogenannten Naturdichter nicht so wie heute, wo sie salonfähig geworden sind und zum Teil neben dem Lorbeer auch reichlich Gold ernten, aber eine freundliche Aufnahme fanden sie schon damals. So geschah es namentlich mit **Karl Weise**, dem wackeren Drechslermeister zu Freienwalde a. O., der schon seit vierzehn Jahren unter dem Rasen ruht. Sein „**Familienleben in Dichtungen**“ erscheint jetzt in dritter Auflage (Berlin, Albert Goldschmidt), und sicherlich werden die gemütvollen Verse auch heute noch im deutschen Hause einer sympathischen Teilnahme begegnen.

— In der Bibliothek für Sport und Spiel (Leipzig, Grethlein & Comp.) liegt der erste Band der von **Kurt von Eberbach** geschilderten **Rasenspiele** vor. In der allgemeinen Einleitung geht der Verfasser den geschichtlichen Spuren dieser Rasenspiele bis in die ältesten Zeiten nach, um dann der Entstehung und Ausbreitung dieses Spielsportes in Deutschland einige aufklärende Seiten zu widmen. Im übrigen ist der Band in folgende Abschnitte zerlegt: „Golf“, „Krocket“, „Bowls“ und „Kricket“. Jeder dieser Abschnitte beginnt mit einer kurzen Auseinandersetzung der Eigenart des betreffenden Spieles, worauf die spezielle Geschichte desselben in knapper, anregender Form behandelt wird. Nunmehr werden Spielplätze und Spielgeräte besprochen, und dann werden unter Beigabe vieler Abbildungen die Spiele selbst vorgeführt. Darauf folgen die Regeln, deren Studium dem Laien erst das volle Verständnis der Spiele erschließt und dem erfahrenen Sportsman wichtige Einzelheiten in das Gedächtnis zurückruft. Besondere Kapitel sind der Spieltechnik gewidmet. Sie machen, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, mit den Kniffen und Feinheiten routinierter Spieler bekannt, so daß jeder Laie nach beendeter Lektüre ohne weiteres zur Praxis übergehen kann.

— „**Die Frau als Hausärztin**“ betitelt sich ein von Frau Dr. **Anna Fischer-Dückelmann**, einer der hervorragendsten Aerztinnen der Gegenwart, herausgegebenes Werk, das sich als Nachschlagebuch der Gesundheitspflege und Heilkunde in der Familie warm empfehlen läßt (Stuttgart, Süddeutsches Verlagsinstitut). Das Werk enthält eine reiche Fülle von praktischen Ratschlägen, Lebensregeln und Warnungen zur Erhaltung, bezüglich Wiedergewinnung der körperlichen und seelischen Gesundheit, und es giebt seine Weisungen nicht in theoretischen, den Laien ermüdenden und ihm kaum begreiflichen Abhandlungen, sondern in durchaus gemeinverständlicher Form. Während der erste Teil der allgemeinen Gesundheitspflege gewidmet ist, wird im weiteren die Frau und Mutter und sodann die Pflege des Kindes behandelt. Zur Erhöhung der Anschaulichkeit dienen gegen 500 Abbildungen, davon eine größere Anzahl farbig.

— Als neuesten Band seiner Sammlung „Berühmte Musiker“ bringt der Verlag „Harmonie“ in Berlin die Biographie **Franz Schuberts**, verfaßt von Professor **Richard Heuberger**, dem bekannten Wiener Kritiker, der ein Nachkomme des großen Tonmeisters ist und hier seine Aufgabe glänzend gelöst hat. Der stattliche Band enthält über 70 Illustrationen, Porträts, Kunst- und Faksimilebeilagen, darunter eine Reihe bisher unveröffentlichter Handzeichnungen von Moritz von Schwind, Bilder von Max Klinger u. a., unveröffentlichte Kompositionen und Entwürfe Schuberts.

— Nach den Beschlüssen der Berliner Orthographischen Konferenz giebt es fortan für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz sowohl im Schul- wie auch im Amtsgebrauch nur noch eine Rechtschreibung, und nach ihren Regeln liegt eine Reihe bekannter Handbücher in neuen Auflagen vor. So **Konrad Dudens** „**Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache**“ und der handliche Auszug daraus, das „**Orthographische Wörterverzeichnis der deutschen Sprache**“ (beide Leipzig, Bibliographisches Institut). Im Vorwort des ersteren Werkes hebt der Verfasser hervor, daß dieses weder als deutsches Wörterbuch noch als Fremdwörterbuch, sondern in erster Linie als orthographisches Wörterbuch dienen solle. Deshalb giebt es nur die Schreibung der gebräuchlicheren hochdeutschen Wortstämme an, während abgeleitete Formen und Zusammensetzungen nur in beschränktem Maße Aufnahme finden konnten. Immerhin giebt Dudens Wörterbuch auch über die Schreibung der häufig verwendeten Fremdwörter Auskunft. Für diejenigen, die nur über die richtige Schreibung Auskunft suchen, ist der an zweiter Stelle genannte Auszug bestimmt, der namentlich den Schülern willkommen sein dürfte. Weitere Ziele hat sich das „Vollständige, kurzgefaßte **Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung**“ von Dr. **Theodor Matthias** gesteckt (Leipzig, Max Hesse). In den Andeutungen über die Herkunft und Verwandtschaft der Wörter enthält es zugleich das Gerippe einer Wortgeschichte. Durch die weitgehende Berücksichtigung des mundartlichen Sprachgutes ist es jedem, namentlich auch dem Ausländer, ein bequemes Hilfsmittel für das Verständnis so gut der Buch- wie der Umgangssprache. Auch über die Bildung und Bedeutung unsrer älteren wie neueren Rufnamen wird Aufschluß gewährt. Es ist ferner ein Fremdwörterbuch im kleinen, das die unersetzbaren Fremdlinge erklärt und für die im guten Schreibgebrauch besser vermiedenen die treffendsten üblichen Verdeutschungen an die Hand giebt.

Kunst

Unter den kunstgeschichtlichen Lehrbüchern größeren Umfangs hat das **Handbuch der Kunstgeschichte** von **Anton Springer** einen Erfolg aufzuweisen, der in der deutschen Kunstlitteratur einzig ist. Von dem umfassenden Werke, das sich allmählich auf vier Bände ausgewachsen hat, erscheint gegenwärtig bereits die **sechste** Auflage (Leipzig, E. A. Seemann). Von dieser liegen bis jetzt zwei Bände vor. Der erste, die Kunst des Altertums behandelnde, ist von Prof. A. Michaelis in Straßburg neu bearbeitet und auf den jetzigen Stand der Wissenschaft gebracht worden, und ebenso hat auch der dritte Band, der sich mit der **Renaissance in Italien** beschäftigt, eine sorgsame Neubearbeitung von fachkundiger Hand erfahren, ohne daß jedoch die glänzenden Vorzüge Springerscher Darstellungskunst, Klarheit und Verständlichkeit für jedermann bei höchster Formvollendung beeinträchtigt worden sind. Eine große Sorgfalt ist auch den Illustrationen zugewandt worden, die so erheblich vermehrt wurden, daß der Kunstfreund kaum ein hervorragendes Werk der italienischen Renaissancekunst vermissen wird. Zu besonderem Schmuck gereichen dem Bande zwölf sauber ausgeführte Farbendrucke, die Meisterwerke von Donatello, Signorelli, Michelangelo, Raffael, Tizian, Paul Veronese u. a. wiedergeben.

— Von der Zeitschrift „**Die graphischen Künste**“ (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien) sind kürzlich zwei neue Hefte erschienen. Mit dem einen gelangt der Jahrgang 1901 zum Abschlusse, das andre eröffnet den neuen Jahrgang 1902. Die Hauptvertreter des modernen Münchener Illustrationsstiles, die Zeichner der „Jugend“ und des „Simplicissimus“, erhalten in einer ausführlichen Studie eine eingehende Würdigung. Eine Reihe farbiger Tafeln, deren Originale zum größten Teil eigens für diese Zeitschrift gezeichnet wurden, zeigt einerseits das vielseitige Können dieser Münchener Künstler (Eichler, Erler, Georgi, Münzer, Wilke u. a.), andrerseits die hochentwickelte Reproduktionstechnik der Wiener Anstalten, der Hof- und Staatsdruckerei und der Bergerschen Firma. Zwei weitere Aufsätze behandeln österreichische Künstler, den trefflichen Radierer Ludwig Michalek, der zwei Originalblätter beigesteuert hat, und einen der Jüngeren, Max Liebenwein, von dem wir in wohlgelungenen Reproduktionen zwei seiner „Legenden“ wiederfinden, die auf einer der letzten Ausstellungen der Sezession Aufsehen erregt haben. Ein vierter Aufsatz vermittelt uns die Bekanntschaft mit dem Holländer J. G. Veldheer, ein fünfter, aus der Feder Prof. Riegls, ist **Jakob van Ruysdael** gewidmet. Den äußeren Anlaß dazu bot der Umstand, daß gleichzeitig mit den beiden Heften eine große, mit gewohnter Meisterschaft ausgeführte Radierung von Prof. **Hecht** nach des genannten Meisters Gemälde „Der große Wald“ als Prämie für das Jahr 1901 ausgegeben wird. Zugleich ist auch die „Jahresmappe“ der Gesellschaft erschienen, deren reichen Inhalt sechs große, zumeist farbige, graphische Originalarbeiten von Lepère, Otto Fischer, C. Th. Meyer-Basel, P. Neuenborn, L. Michalek und M. Suppantschitsch bilden. Die diesmaligen „Mitteilungen“ enthalten unter anderm einen interessanten Aufsatz über den Japaner Hiroshige von C. J. Holmes. Schließlich sei noch erwähnt, daß dem einen der beiden Hefte eine neue Radierung des rasch auch im Auslande bekannt gewordenen jungen Wiener Malers F. Schmutzer beigegeben ist.



Zeitgeschichte

König Alfons XIII. von Spanien wird am 17. Mai sechzehn Jahre alt. Nach spanischem Gesetz wird er an diesem Tage für großjährig erklärt und übernimmt die Regierung, die bisher für ihn seine Mutter Maria Christine, Erzherzogin von Oesterreich, geführt hat. Der junge König erblickte erst nach dem Tode seines Vaters, des Königs Alfons XII., das Licht der Welt, denn dieser starb schon am 25. November 1885, also fast ein halbes Jahr vor der Geburt seines Sohnes. Mit der Regentschaft für den Knaben, den man sofort zum König ausrief, wurde die Königin-Witwe betraut, die sich ihrer Aufgabe mit voller Treue hingab. Schwere Zeiten kamen über Spanien, und erneut bewahrheitete sich das Dichterwort: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Aber festen Mutes trotzte die Königin-Regentin allen Stürmen, die von innen und außen drohten, und unter ihrer liebevollen Sorgfalt ist ihr Sohn, der von Geburt nur zarter Konstitution war, zu einem gesunden Jüngling erstarkt. Möge ihm eine glückliche, für das vielgeprüfte Land Spanien segensreiche Regierung beschieden sein!

— Im Großherzogtum Luxemburg ist ein Regierungswechsel eingetreten, denn mit Rücksicht auf sein hohes Alter hat sich Großherzog Adolf veranlaßt gesehen, die Regentschaft seinem Sohne, dem Erbgroßherzog Wilhelm, zu übertragen. Am 24. Juli 1817 geboren, war der Großherzog in erster Ehe vermählt mit der Großfürstin Elisabeth von Rußland, die ihm 1845 durch den Tod entrissen wurde, und in zweiter Ehe führte er die Prinzessin Adelheid von Anhalt heim. Nur zwei Kinder entsprossen diesem Bunde, der Erbgroßherzog Wilhelm, seit 1893 vermählt mit der Prinzessin Maria Anna von Portugal, und Prinzessin Hilda, seit 1885 Gemahlin des Erbgroßherzogs Friedrich von Baden. Die Ehe des jetzigen Regenten von Luxemburg, der am 22. April sein fünfzigstes Lebensjahr vollendete, ist mit fünf Töchtern gesegnet; seine Gemahlin zählt 41 Jahre.



König Alfons XIII. von Spanien

— In den Tagen vom 27. bis 29. April weilte Kaiser Wilhelm als Jagdgast des Großherzogs von Sachsen wieder auf der Wartburg. Er bewohnte das „Zimmer der Landgräfinnen", das neuerdings von Maler Welter mit Malereien in romanischem Stil ausgeschmückt worden ist. (S. die Abb.) Das Zimmer liegt in dem „neuen Hause" zwischen Bergfried und Pallas. Dieses neue Haus enthält die Wohnräume für die höchsten Herrschaften.

— Prinz Mirko von Montenegro, der zweite Sohn des Fürsten Nikolaus, hat sich mit Fräulein Natalie von Konstantinowitsch verlobt. So einfach dieser Name klingt, so bedeutet er dennoch viel: auch der zweite Sohn des Fürsten wird, wie so viele seiner Kinder, eine Tochter aus fürstlichem Hause heimführen, eine Enkelin der Obrenowitsch. Oberst Konstantinowitsch, der Vater der Braut, ist nämlich der Großoheim des Königs Alexander von Serbien. Tomanja Obrenowitsch war die Großmutter des Königs Milan und des Obersten Konstantinowitsch. Mit ihrer Urenkelin wird sonach eine Tochter des Hauses Obrenowitsch in das Fürstenhaus zu Cettinje einziehen. Fürst Nikolaus wird dadurch auch ein naher Anverwandter des serbischen Königshauses, wie er es bereits hinsichtlich des Kronprätendenten Karageorgiewitsch ist, ein Zusammentreffen seltener Art. Zwei Enkel des Fürsten der Schwarzen Berge vermöchten sich vielleicht einmal den Thron Serbiens streitig zu machen, denn wenn auch König Alexander sich mit seinem Oheim, dem intimen Freunde seines Vaters Milan, entzweit und ihm zurzeit die Zugehörigkeit zum Hause Obrenowitsch versagt und abgestritten hat, die Erbansprüche des Obersten, der der einzige männliche Verwandte des Königs ist, bleiben dennoch bestehen. Insofern hat denn auch die eben erfolgte Verlobung des Prinzen Mirko eine politische Bedeutung, wenn auch die Möglichkeit, daß einmal ein Enkel des Fürsten von Montenegro die Krone Serbiens trägt, noch in der Ferne liegt. Zählt doch König Alexander erst sechsundzwanzig Jahre. In einen hohen Verwandtschaftskreis wird Lilly von Konstantinowitsch eintreten. Ihr künftiger Schwager ist Erbprinz Danilo, der Thronfolger von Montenegro, vermählt mit der Herzogin Jutta von Mecklenburg-Strelitz, Tochter des Erbgroßherzogs Adolf Friedrich und Enkelin einer Prinzessin von Großbritannien. Die Prinzessin Militza und Stana von Montenegro, Schwestern des Bräutigams, sind Gemahlinnen russischer Großfürsten; eine dritte Schwester — Prinzessin Anna — ist die Gemahlin des Prinzen Franz von Battenberg und durch ihn mit dem großherzoglichen Hause von Hessen und dem englischen Königshause verwandt. Prinzessin Helene von Montenegro trägt die Königskrone von Italien und trat in Verwandtschaft zu einer ganzen Reihe europäischer Dynastien. — Die Braut des Prinzen, Natalie von Konstantinowitsch, ist zwanzig Jahre alt, eine Schönheit ersten Ranges, die in der Wiener Gesellschaft viel gefeiert wurde und neben ihren schönen Schwägerinnen ihren Platz behaupten wird. König Milan ist in Wien mit den Damen Konstantinowitsch oft im Theater gesehen worden, und es hieß auch, er hätte seine schöne Nichte gern mit der serbischen Königskrone geschmückt gesehen, ein Plan, der durch die Verheiratung des

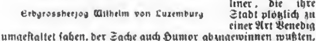
Königin Maria Christine von Spanien

Königs Alexander mit Draga Maschin vereitelt wurde. Prinz Mirko ist ein prächtiger Typus des jugendstarken Tschernagorzen. Groß, stark, sehnig, bildhübsch, ein unerschrockener Kriegsmann, in jedem Waffenhandwerk geübt, ist der Prinz, der den Titel eines Großwojwoden von Grahowo und der Zeta führt, im ganzen Lande beliebt, und seine Verbindung mit einer Tochter aus dem altserbischen Hause Obrenowitsch wird in Montenegro mit allgemeiner Freude begrüßt. Die Vermählung des jungen Paares soll am 12. Juli erfolgen.

— Ein furchtbares **Unwetter** entlud sich in der Nacht zum 14. April über **Berlin**. Früh um drei Uhr brach ein gewaltiges Gewitter los, das fünf Stunden anhielt und mit schweren Wolkenbrüchen in der ganzen Stadt wie in ihrer Umgebung arge Verwüstungen anrichtete. Die Dachrinnen der Häuser vermochten die herabstürzenden Wassermassen nicht zu fassen, auch die Kanalisationsröhren versagten, und so entstanden in vielen Straßenzügen Ueberschwemmungen, wie sie nie zuvor in Berlin stattgefunden haben. Eisenbahndämme wurden unterspült, viele Keller und Räume zu ebener Erde überflutet, so daß die Bewohner in ernste Gefahr gerieten. In der Gerichtsstraße stürzte ein Haus ein. Während des Unwetters wurde die Feuerwehr wegen Wassersnot nicht weniger denn tausendmal alarmiert, doch konnte sie natürlich nur in den dringendsten Fällen Hilfe leisten. Als ein wahres Wunder war es zu betrachten, daß keine Menschenleben verloren gingen. Der Verkehr der Straßenbahnwagen stockte und konnte in vielen Stadtteilen nur in beschränktem Maße wieder aufgenommen werden. Einzelne Stellen waren zeitweise überhaupt unpassierbar. Eine große Anzahl Schulen mußte, weil ihre Räume überschwemmt waren, den Unterricht aussetzen. Besonders arg wurde die Yorkstraße betroffen, indessen verstand man doch, durch Roll- und Möbelwagen eine Notverbindung herzustellen, und daß die Berliner, die ihre Stadt plötzlich zu einer Art Venedig umgestaltet sahen, der Sache auch Humor abzugewinnen wußten, das lehren die vergnügten Gesichter auf einigen unsrer Bildchen.



Grossherzog Adolf von Luxemburg



Erbgrossherzog Wilhelm von Luxemburg

Bildende Kunst

Noch dürfte eine Reihe von Jahren verstreichen, bevor der im Aeußern fertige Flügel der neuen **Kaiserburg in Wien**

Phot. R. Lechner (Wilh. Müller), Wien

Der neue Festsaal in der Hofburg zu Wien



Phot. v. Cranach, Wartburg

Das Kaiserzimmer auf der Wartburg

bewohnbar sein wird; denn die bis ins kleinste Detail künstlerische Ausschmückung der Prunkräume geht nur sehr langsam von statten. So ausgedehnt die alte Hofburg auch ist, es fehlen ihr nicht bloß Räume für die Beherbergung hoher Gäste, sondern auch der Mangel an großen Repräsentationsräumen, Ballsälen u. s. w. wurde schon oft fühlbar. Die bisherigen Säle liegen nämlich nicht im Kern der Hofburg, sondern mehr an deren Peripherie. Da nun der neue gewaltige Renaissancebau am Kaisergarten vornehmlich Wohnräume des Monarchen enthalten soll, kann erst durch eine neuerliche Erweiterung der Hofburg, wie sie von Semper und Hasenauer bereits geplant war, allen Mängeln abgeholfen werden. Um eine vorläufige Abhilfe zu schaffen, und zwar namentlich mit Rücksicht auf die anläßlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Joseph 1898 geplanten Festlichkeiten, wurde damals mit größter Beschleunigung ein Anbau zu dem aus dem Jahre 1804 stammenden Rittersaal (Zeremoniensaal) ausgeführt. Dieser noch unter Leitung des Architekten Emil Ritter von Förster begonnene Zwischenbau verbindet den Zeremoniensaal im alten Leopoldinischen Trakt mit dem neuen Burgflügel und enthält den großen Saal, den wir im Bilde Seite 199 vorführen. Er ist im Empirestil gehalten, in vornehmer Einfachheit ausgestattet und wird durch 1000 elektrische Glühlampen, die von mächtigen Lüstern erstrahlen, beleuchtet. M. W.

Prinz Mirko von Montenegro

Natalie von Konstantinowitsch, Braut des Prinzen Mirko

— Nach sechsjähriger Arbeit hat Max Klinger ein plastisches Werk vollendet, das schon wegen seiner Ausführung in den kostbarsten Materialien die Bewunderung der Kunstfreunde erregen wird. Es ist eine Statue Beethovens oder vielmehr eine Apotheose des Meisters, den Klinger in der Gestalt und Haltung eines thronenden Zeus dargestellt hat (s. die Abbildungen). Auf einsamer Bergeshöhe steht der aus Bronze gegossene Thronsessel, auf dem der Gewaltige ruht, ganz in sein künstlerisches Schaffen versunken, „mit dem nach innen gerichteten Blick“, der der Außenwelt nicht achtet. Der nackte Oberkörper ist aus griechischem Marmor von der Insel Syra gemeißelt, und das goldig schimmernde Gewand, das den Unterkörper bekleidet, aus Laaser Onyx gebildet. Der bräunliche Erdboden und der vorn sichtbare Adler sind aus pyrenäischem Marmor gearbeitet. An der Innenseite des bronzenen Sessels, der in Paris gegossen worden ist, zieht sich ein farbiger Fries hin, der auf blauem, aus Jaspis und



Kaiser Wilhelm und General Edler von der Planitz

Opalen zusammengesetztem Grunde elfenbeinerne Engelsköpfe mit rot-, orange- und grünlichschillernden Flügeln zeigt. Die Außenseiten des Sessels sind mit Flachreliefs geschmückt, die die Begegnung der antiken und der christlichen Gedankenwelt in der Art schildern, wie sie Klingers Gemälde „Christus im Olymp“ vor Augen führt. Mit diesem Bilde zusammen ist der „Beethoven“ auf der Ausstellung der Wiener Sezession erschienen, die am 15. April eröffnet worden ist.

Heer und Flotte

Der General der Artillerie Max Edler von der Planitz, seit 10. Juni 1893 Generalinspekteur der deutschen Fußartillerie, beging am 1. Mai seine goldene Militärdienst-Jubelfeier. Als er an die Spitze dieser Spezialwaffe berufen wurde, stand sie in den Anfängen einer neuen Entwicklung. Unter seiner Führung hat sie einen ähnlichen frischen Aufschwung genommen wie seinerzeit die Feldartillerie unter General von Podbielski. Max Edler von der Planitz, zu Dresden am 15. September 1834 geboren, trat 1852 bei der 3. sechspfündigen Gardebatterie ein. Am 20. Oktober 1853 erfolgte seine Beförderung zum Leutnant, 1866 diejenige zum Hauptmann. Im deutsch-französischen Feldzuge erwarb er das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse. 1872 zum Major befördert, wurde er in den folgenden Jahren den rheinischen Feldartillerieregimentern 5. und 8. zugeteilt, letzterem als Abteilungskommandeur. 1879 wurde er zum Kommandeur letztgenannten Regiments ernannt, 1879 zum Oberstleutnant, 1883 zum Oberst. 1885 wurde er zum Generalstabschef des VIII. Armeecorps ernannt, 1887 erhielt er Rang und Kompetenzen eines Brigadekommandeurs, wurde 1888 Generalmajor und Kommandeur der 49. Infanteriebrigade (1. großherzoglich hessische); 1890 erfolgte seine Beförderung zum Generalleutnant und Kommandeur der 14. Division. Im Oktober desselben Jahres kam er in gleicher Eigenschaft zur 2. Garde-Infanteriedivision und wurde 1891 unter Versetzung in den Generalstab zum Oberquartiermeister ernannt, welche Stellung er 1892 mit dem Amte des Gouverneurs von Mainz vertauschte. Am 10. Juni 1893 übernahm er das Amt als Generalinspekteur der Fußartillerie und wurde als solcher am 2. Januar 1896 zum General der Artillerie befördert.

— In Wilhelmshaven erfolgte am 15. April in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Heinrich die Grundsteinlegung des Seemannshauses für Unteroffiziere und Mannschaften der Kaiserlichen Marine. Das Haus wird aus Mitteln erbaut, die von der unter Protektorat des Prinzen begründeten Gesellschaft zur Errichtung von Seemannshäusern beschafft worden sind. Bei dem seinerzeit ausgeschriebenen Wettbewerb trugen die Berliner Architekten Salinger und Breslauer den Preis davon und wurden alsdann auch mit der Ausführung betraut. Bei der feierlichen Grundsteinlegung that Prinz Heinrich, wie unser Bild S. 202 zeigt, die ersten drei Hammerschläge.

Denkmäler

In Hannover wurde das Denkmal enthüllt, das dem General der Kavallerie von Rosenberg von mehr als 2000 deutschen Reiteroffizieren errichtet ist. Der Stein, ein gigantischer, von märkischem Boden stammender Granitfindling, zeigt das Bronzerelief des Generals, das von Bildhauer Kruse in Charlottenburg, dem Schöpfer des „Marathon-Kämpfers“, modelliert ist. Unter diesem Bildnisse befindet sich die Inschrift: „Dem kühnen Führer im Kriege, dem Meister in Lehre und Beispiel, dem General von Rosenberg die dankbare deutsche Reiterei.“ In diesen lapidaren Worten sind die großen Verdienste, die von Rosenberg sich im Felde wie als erster Sportsman und Herrenreiter und nicht zuletzt als Bahnbrecher für die Bethätigung einer schneidigeren Reiterkunst im Heere



Das Denkmal für General von Rosenberg in Hannover. Von Bruno Kruse

erworben hat, erschöpfend gewürdigt. Das Denkmal hat seinen Platz in nächster Nähe der Herrenhäuser Allee gefunden, am Eingange des herrlichen Georgengartens, dessen mustergültige Anlagen sich bis zu dem Herrenhäuser Park hinziehen. Hinter dem Gedenksteine liegt unweit des Welfenschlosses, der jetzigen Technischen Hochschule, der steile Sandberg, an dem der damalige Major von Rosenberg seine Ulanen zuerst jene schneidigen Uebungen machen ließ, die anfangs als „wagehalsige Kunststücke“ angesehen wurden, seither aber vorbildlich für die Ausbildung des deutschen Kavalleristen geworden sind.

Totenschau

Ein bedeutender Forscher auf dem Gebiete der Bakteriologie und Hygiene, ein energischer Bekämpfer der Infektionskrankheiten ist mit Dr. Hans Buchner, Professor an der Universität München und Vorstand des dortigen Hygienischen Instituts, dahingegangen. Nach dem Rücktritt Pettenkofers, 1894, nahm Buchner dessen Lehrstuhl ein und hat sowohl an der Hochschule als an dem genannten Institut in hervorragender Weise gewirkt. Der nimmer Rastende jedoch ließ es dabei nicht allein bewenden. Er gründete den Volkshygieneverein in München, hielt viele populäre Vorträge über Hygiene, dadurch wertvolle Aufklärung in breitere Schichten bringend. Von seinen Forschungen künden zahlreiche Publikationen. Schon als Militärarzt, denn als solcher begann er 1875 seine Laufbahn, die ihn bis zum Oberarzt und späteren Generaloberarzt à la suite führte, beschäftigte er sich ebenso eingehend als erfolgreich mit bakteriologischen Studien.


Prof. Dr. Hans Buchner †

Am 16. Dezember 1850 als Sohn eines Münchener Universitätsprofessors geboren, erreichte er nur ein Alter von 51 Jahren.

•

Prof. Hans Wildermuth, vormals Direktor der Kunstgewerbeschule in Zürich, † 9. April. — Sektionschef Friedrich Zechner, Leiter der Verwaltungsangelegenheiten des österreich. Bergwerkwesens, 51 J., † 9. April, Wien. — Geschichts- und Porträtmaler Prof. Franz Reiff, 67 J., † 10. April, Aachen. — John Whitehead, Besitzer der großen Torpedofabrik in Fiume, † 10. April, Wien. — Gräfin Alexandrine zu Eulenburg, Mutter des deutschen Botschafters am Wiener Hofe, 78 J., † 11. April, Meran. — Geh. Rat Freiherr Leopold von Wieser, vormals Chef des Obersten Rechnungshofes, Präsident der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, 83 J., † 11. April, Wien. — Landschaftsmaler Karl v. d. Hellen, 59 J., † 11. April, Düsseldorf. — Prof. Alfred Cornu, bed. Physiker, 61 J., † 12. April, Paris. — Wirkl. Geh. Oberbaurat Wilhelm Streckert, vortragender Rat im Reichseisenbahnamt, 72 J., † 13. April, Berlin. — Prof. Dr. Hans von Hebra, bed. Dermatolog, 55 J., † 13. April, Wien. — Gustave Isambert, Führer der nach ihm benannten Fraktion der Radikalen in der französischen Kammer, 61 J., † 13. April, Paris. — Zühdi Pascha, türkischer Unterrichtsminister, † 13. April, Konstantinopel. — General Graf Andreas Palffy, Kommandeur der ungarischen Leibgarde, 64 J., † 14. April, Wien. — Schriftstellerin Antonie Baumberg, 43 J., † 15. April, Wien. — Dmitri Ssipjagin,

Phot. Fr. Kleppmann Nachf. Bremerhaven

Grundsteinlegung für das Seemannshaus in Wilhelmshaven, 15. April 1902





Beethoven (Vorderansicht). Von Max Klinger

Photographie-Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

Beethoven (Seitenansicht). Von Max Klinger



Von der Wassersnot in Berlin: Das eingestürzte Haus in der Gerichtsstrasse, dahinter der Damm der Ringbahn

ruff. Minister des Innern, ermordet 15. April, Petersburg. — Jules Talou, ber. Bildhauer, 64 J., † 15. April, Paris. — Jacopo Brizzi, bed. Schauspieler, † 15. April, Mailand. — König Franz von Assisi, Gemahl der entthronten Königin Isabella von Spanien, Großvater des Königs Alfons XIII., 79 J., † 16. April, Epernay bei Paris. — Pfarrer Johannes Schmeidler, Führer des Protestantenvereins, 61 J., † 17. April, Berlin. — Historiker Prof. Martin Weibull, 66 J., † 17. April, Lund. — Genremaler Edmund Fr. Th. Rabe, 87 J., † 18. April, Friedrichshagen bei Berlin. — Oberst z. D. Otto von Giese, bekannt durch seine Bestrebungen zur Hebung der Kultur in der Eifel, 72 J., † 18. April, Aachen. — Anna Schimon-Regan, einst gefeierte Konzertsängerin, 60 J., † 18. April, München. — General d. Inf. William von Goeben, 84 J., † 19. April, Hannover. — Prof. Frhr. Hans von Pechmann, Vorstand des Chemischen Instituts der Universität Tübingen, † 19. April. — Historiker Nikolai Schilder, Direktor der kaiserl. Bibliothek in Petersburg, 60 J., † 19. April. — Ferdinand von Horanszky, ungarischer Handelsminister, 64 J., † 20. April, Budapest. — Oberförster Lange, bekannt durch seine langjährige Wirksamkeit im Bismarckschen Dienste zu Friedrichsruh, † 20. April, Mülheim a. d. Mosel. — Francis Richard Stockton, Verfasser humoristischer und phantastischer Erzählungen, 68 J., † 20. April, Washington. — Porträtmaler Siegmund Gerechter, 50 J., † 21. April, Kassel. — Romandichterin Agnes Kayser-Langerhanns, 83 J., † 22. April, Dresden. — Vizeadmiral Ménard, 65 J., † 21. April, Paris. — Kammersänger Adolf Hennig aus Weimar, † 22. April, Jena. — Hans Beringer, Begründer und Vorsitzender des Berliner Tierschutzvereins, † 23. April, Berlin. — Konzertsänger August Ruff, früher gefeierter Tenor, 61 J., † 24. April, Mainz. — Prof. Dr. Johannes Frentzel, Dozent der Chemie an der landwirtschaftlichen und technischen Hochschule zu Berlin, 42 J., † 25. April. — Geh. Ober-Reg.-Rat Niehaus, vortr. Rat im preuß. Ministerium für öffentliche Arbeiten, 48 J., † 25. April, Steglitz bei Berlin. — Generalarzt Dr. Möller, Chef des Sanitätswesens des dänischen Heeres, † 25. April, Kopenhagen. — Historienmaler August Woerndle Edler von Adelsfried, 72 J., † 26. April, Wien. — Professor Lazarus Fuchs, bed. Mathematiker, 69 J., † 26. April, Berlin. — Wirkl. Geh. Rat von Schönberg, vormals Präsident der Oberrechnungskammer, † 26. April, Dresden. — Kardinal Augustin Riboldi, Erzbischof von Ravenna, 63 J., † 28. April. — Prof. Henri Filhol, bed. Paläontologe, 60 J., † 28. April, Paris. — Baronin von Olenhausen, geborene Amerikanerin, bekannt durch ihre aufopfernde Thätigkeit als Krankenpflegerin im deutsch-französischen Kriege, wofür sie das Eiserne Kreuz erhielt, 85 J., † Boston. — Generalmajor Julius von Kleinschmidt, vormals der nassauischen Armee angehörig, 77 J., † 28. April, Wiesbaden. — Seminardirektor Gustav Humperdinck, Vater des Komponisten Engelbert Humperdinck, 79 J., † 28. April, Poppelsdorf bei Bonn. — Generalmajor Rudolf von Cramer, zuletzt Kommandant von Magdeburg, † 28. April, Blankenburg am Harz. — Xavier de Montepin, Verfasser zahlreicher Romane, die zum Teil auch ins Deutsche übertragen worden, 78 J., † 1. Mai, Paris.



Von der Wassersnot in Berlin: Das eingestürzte Haus in der Gerichtsstrasse, vom Bahndamm aus gesehen



Ueberschwemmung der Yorkstrasse



Notverkehr in der Yorkstrasse



Am Matthäikirchhof

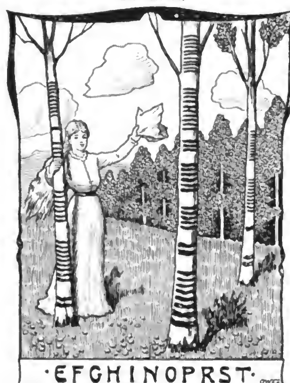


Eingestürzter Strassenbahndamm in der General Pape-Strasse in Schöneberg

Bilder aus der Wassersnot in Berlin, 14. April. Nach phot. Aufn. von Hugo Rudolphy in Berlin

✠ Für müssige Stunden ✠

Bilderrätsel



Viersilbiges Rätsel

Die Häupter der ersten die Sonne verschönt,
Als wären mit Demantgestein sie gekrönt.
Die andern, vom Kusse des Frühlings erweckt,
Die Kelche erschließen, im Grünen versteckt;
Und sind alle Blüten vom Winter geknickt,
Mein Ganzes uns freundlich das Zimmer noch schmückt.
M. Sch.

Silbenrätsel

Tritt eins heran, dann wird sofort
Zum Gegenteil ein jedes Wort.
Zwei kannst du weiß und rot verspeisen,
Als Medizin kann sich's erweisen.
Indes das Ganze, stets verachtet,
Ein jeder zu vernichten trachtet.
K. K.

Worträtsel

Ein Mann des Schwertes und der raschen That,
Der grauer Theorie nie hold,
Er wird zur mehr und minder weisen Saat,
Wenn ihr ein Glied ihm nehmen wollt.
M. Sch.

Trennungsrätsel

Krankheit kann's bringen und freundliches Licht,
Lodernde Flammen und strafend Gericht,
Und wenn du trennst das gefährliche Wort,
Hilft mancher Leidende damit sich fort.
M. Sch.

Umstellrätsel

Ob das Rätselwort hienieden
Viel gemeinsam auch besitzt,
Ist's doch wunderbar verschieden
Aus dem gleichen Holz geschnitzt;

Wie sich das im Aeußern kündet,
Mehr noch es vom Innern gilt,
Und ein klarer Blick ergründet
Immer wohl ein wechselnd Bild.

Tilgst du nun das letzte Zeichen
Und versetzst das Silbenpaar,
Läßt das Gegenteil erreichen
Sich von dem, was vorher war;

Für das volle frische Leben
Tauschest du nur Schatten ein,
Doch sie können dich umweben,
Deinem Glück gefährlich sein.
M. Sch.

Scherzfragen

1. Welche Heldin Freytags trägt ihre einstige Ruhestätte immer zwischen Kopf und Fuß?
2. Aus dem Komparativ welches Wortes, das meist einen äußeren Mangel bezeichnet, lassen sich Dächer herrichten?
3. Welcher niederländische Maler hält jedem den Kopf?
4. In welchem Futterkraut ruht ein Feueranbeter?

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 10:

Des Bilderrätsels: Die Laufspuren laufen alle von oben nach unten. Die Reihenfolge der Anfangspunkte ist von links nach rechts. Man lese nun in dieser Ordnung jede Laufspur von oben nach unten so ab, daß man bei jedem Stein derselben die Silbe an der Seite (horizontal) abliest. Alle Steine mit ihren Silben geben dann den Spruch aus dem Türkischen: „Ist der Wagen gebrochen, dann zeigt jeder den guten Weg."

Des Silbenrätsels: Ratschluß.
Des Buchstabenrätsels: Fuhrwerk — Uhrwerk.
Des Umstellrätsels: Wiege — ewig.
Des Trennungsrätsels: Liebermann.
Des Worträtsels: Ausstattung — Bestattung.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XXII

Von G. J. Slater in Bolton
(Im Problemturnier der „Manchester Weekly Times" preisgekrönt)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIX:

W. 1. Dh4—g3
S. 1. Te3×g3, Th6—h8
W. 2. Se4×f6†
S. 2. Th6×f6, e7×f6
W. 3. e2—e4, Dg3—d6 matt.

A.

S. 1. Sa2—b4
W. 2. Se4×c3†
S. 2. Te3×c3
W. 3. e2—e4 matt.

B.

S. 1. Th6—g6
W. 2. Dg3—e7
S. 2. d7—d6, Sa2-b4
W. 3. De7—b7, ×d7 matt.

C.

S. 1. Te3×e4 oder beliebig anders
W. 2. Dg3—g8†
S. 2. e7—e6, Te4—e6
W. 3. Dg8—a8, e2-e4 matt.

Aufgabe XXIII

Von C. B. Schmidt in Hamburg (Neu)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XX:

W. 1. Sf5—e3
S. 1. Df1×f3
W. 2. Le7—d6†
S. 2. Ke5×d6, e4, —f6
W. 3 Se3×c4, Se6-c5, e4—e5 matt.

A.

S. 1. Sd4×f3
W. 2. Le7—f6†
S. 2. Ke5×e4, f6, —d6
W. 3. Se6—c5, Se3—g4, f5 matt.

B.

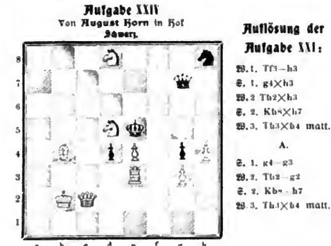
S. 1. Sd4×e6
W. 2. Se3—g4†
S. 2. Ke5—d4
W. 3. Df3—e3 matt.

Auf alle übrigen Züge erfolgt sofortiges Matt auf g4 oder, wenn Schwarz diesen Punkt mit der Dame deckt, auf c4.

Aufgabe XXIV

Von August Horn in Hof

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XXI:

W. 1. Tf3—h3

S. 1. g4×h3

W. 2 Th2×h3

S. 2. Kh8×h7

W. 3. Th3×h4 matt.

A.

S. 1. g4—g3

W. 2. Th2—g2

S. 2. Kh8—h7

W. 3. Th3×h4 matt.

Partie Nr. XI

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 14. Februar 1892.

Damenbauernspiel.

Weiß: Th. v. Scheve (Berlin).

Schwarz: Dr. S. Tarrasch (Nürnberg).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	16. 0—0	Sg8—f6
2. Sg1—f3	e7—e5 [1])	17. Sb1—d2	e5—e4
3. e2—e3	Sb8—c6	18. Dd1—c1	g7—g5
4. Lc1—f4	Dd8—b6	19. f2—f4	g5×f4
5. b2—b3	e5×d4	20. e3×f4	c5—c4 [6])
6. Sf3×d4	f7—f6 [2])	21. Sd2—b1	Sf6—d7
7. Sd4×c6	b7×c6 [3])	22. Sb1—a3	Sd7—c5
8. Lf4—e3	Db6—a5	23. Sa3—e2	Sc5—b3 [7])
9. b3—b4	Da5—c7	24. Dc1—a3†	Dc7—e7
10. Le3—c5 [4])	e7—e5	25. Da3—e7†	Kf8×e7
11. Lc5—f8	Ke8×f8	26. Ta1—a2	Ke7—d6
12. c2—c3	Lc8—e6	27. Tf1—d1	Kd6—c7
13. a2—a4	c6—c5 [5])	28. Se2—b4	Ta8—d8
14. Lf1—e2	Ta8—b8	29. Sb4—c6	Td8—a8
15. b4—b5	f6—f5	30. Sc6—b4	Th8—d8
31. a4—a5	Sb3—c5	38. b6×c7	Kb7×c7
32. Sb4—c6	Td8—e8	39. Td1—b1	Sc5—b3
33. Sc6×a7! [8])	Sc5—d3 [9])	40. Ta2—a3	d5—d4
34. b5—b6†	Kc7—b7	41. c3×d4	Sb3×d4
35. Sa7—b5 [10])	Te8—e7	42. Le2×c4 [11])	Le6×c4 und
36. g2—g3	Sd3—c5	Schwarz gewann nach weiteren	
37. Sb5—c7	Te7×c7	38 Zügen. [12])	

[1]) Das Gegengambit ist die beste Spielweise, wenn Weiß seinerseits das Damengambit nicht anbietet.

[2]) Schwarz hat bereits das bessere Spiel. Der weiße Damenflügel ist schwach und der Königsflügel unentwickelt.

[3]) Den Vorzug verdiente Db6—c6. Die Dame konnte dann nicht vom Läufer angegriffen werden, und andrerseits übte sie einen starken Druck auf den schwachen Punkt c3 aus.

[4]) Weiß hat nun Gelegenheit gehabt, sein Spiel einigermaßen zu verbessern, und hat davon guten Gebrauch gemacht.

[5]) Schwarz muß nun die c-Linie wieder zu öffnen trachten, die er vorhin freiwilligerweise geschlossen hat.

[6]) Diese Bauernstellung hat ihre Schwächen, da der Bd5 früher oder später die Deckung durch Offiziere erheischt.

[7]) Schwarz übersieht hier wohl das Damenschach auf a3; jedenfalls stand der Springer weit stärker auf d3.

[8]) Weiß hat sehr gut gespielt und erobert jetzt einen wichtigen Bauern, der ihm den Gewinn der Partie verbürgen sollte.

[9]) Jetzt erst nach zehn Zügen kommt der Springer auf das richtige Feld, das er gleich hätte einnehmen sollen. Er muß aber bald doch wieder zurück.

[10]) Hier konnte Weiß mit 35. Td1—b1 sich den Sieg sichern. Falls darauf etwa Kb7—a6, so 36. Sa7—b5 mit nunmehr entscheidender Kraft.

[11]) Zum Schluß ein grobes Versehen, das eine Figur und damit die Partie kostet, die sich sonst noch recht gut hätte halten lassen.

[12]) Natürlich scheitert 43. Tb1—c1 oder Ta3—c3, was Weiß wohl beabsichtigt hatte, an Sd4—e2†.

Aus der Schachwelt

Der XIII. Kongreß des Deutschen Schachbundes wird in diesem Jahre, wie bereits früher mitgeteilt, in Hannover stattfinden und am 20. Juli mit der üblichen Delegiertenversammlung im Festsaale des Rathauses eröffnet werden. Der Schachbund blickt in diesem Jahre auf sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurück, eine Thatsache, die im Festbankett am Abend des Eröffnungstages gebührend gefeiert werden soll. Am 21. Juli werden dann die Turniere beginnen, an deren Spitze ein internationales Meisterturnier mit Preisen von 1200 Mark bis herab zu 150 Mark steht. Außerdem werden zwei Hauptturniere mit Preisen von 600 bis 50, bezw. 400 bis 60 Mark, sowie zwei Nebenturniere mit Wertpreisen zum Austrag gelangen.

Briefmappe

F. D. in P. Es ist sehr erfreulich, daß unsre überrheinischen Nachbarn sich jetzt mehr mit deutscher Litteratur beschäftigen als früher, aber denjenigen, die das Zensoramt ausüben, ist doch größere Sorgfalt und ein wirkliches Studium anzuraten. Daß die Herren Franzosen es mit den deutschen Eigennamen nicht genau nehmen, mag noch hingehen, aber so arge Verwechslungen und Irrtümer, wie sie im Aprilhefte der „Revue“ ein von Herrn Charles Simond verfaßter Artikel über die **deutschen Schriftstellerinnen** (Les Femmes de Lettres en Allemagne) enthält, sollten nicht vorkommen. Um von vielem nur einiges hervorzuheben, läßt der Autor Frau Clara Viebig in Triest anstatt in Trier geboren sein, und unter andern erfolgreichen Schriftstellerinnen der Gegenwart führt er auch eine **Dame Gensichen** an. Unser geschätzter Herr Mitarbeiter Otto Franz Gensichen ist allerdings, soweit wir wissen, ein ritterlicher Verehrer der Frauen, aber bis zur Verleugnung seines Geschlechtes dürfte sein Opfermut kaum gehen.

Fr. P. in Cz. Ob Sie „gute“ Gedichte einsenden dürfen? Warum nicht?! Aber „gut“ ist ein relativer Begriff, und es erscheint immerhin fraglich, ob Ihre Anschauung sich mit der unsrigen decken würde.

Th. v. E. in L. Als ein gutes Rezept zur Herstellung von „**Husarenbraten**“ (ausreichend für sechs Tischgäste) wird uns das folgende empfohlen: 2 Kilo gutes Rindfleisch (Schmorstück) werden geklopft, gesalzen und gespickt und in 200 Gramm Butter bei fleißigem Begießen beinahe weich gebraten. Dann nimmt man die Kasserolle vom Feuer, macht einige ziemlich tiefe Einschnitte in das Fleisch und streicht eine Farce von gehackter, in zerlassenem Speck gebratener Zwiebel, geriebenem Schwarzbrot und Pfeffer oder Paprika hinein, füllt von der Bratensauce und einen Schöpflöffel Brühe darüber und läßt den Braten nunmehr ganz weich dünsten. Dann schmeckt man die sehr kräftige Sauce nach Salz ab, würzt sie mit ½ Theelöffel Maggi-Würze und giebt sie in einer Sauciere neben dem Fleisch zu Tisch.

R. E. in St., W. G. in K. und andre. Wir bitten dringend, uns keine **Frühlingsgedichte** mehr zu übersenden. Für die nächsten Menschenalter sind wir hiermit versorgt.

M. F. in N. „**Hapag**“ ist eine Abkürzung der umständlichen Bezeichnung: **Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft.**

P. S. in W. Die in unsrer Zeitschrift veröffentlichten **Pariser Modebilder** sind nach Aufnahmen von Reutlinger in Paris wiedergegeben. Die Photographien erscheinen gesammelt in einem Lieferungswerk im Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft zu Steglitz-Berlin. Sie können entweder abonnieren oder die Lieferungen einzeln kaufen.

E. P. in St. Sie wenden sich am besten an die von der Deutschen Kolonialgesellschaft gegründete, aus Reichsmitteln unterstützte **Zentralauskunftsstelle für Auswanderer**, die am 1. April unter Leitung des Kaiserlichen Generalkonsuls a. D. Koser in Thätigkeit getreten ist und ihre Geschäftsräume in Berlin, Schellingstraße 4, hat. Sie erteilt auf mündliche oder schriftliche Anfragen unentgeltliche Auskunft.

W. R. in R. Politik steht außerhalb des Bereichs unsrer Erörterungen.

Thalia in H. Wir haben die von Grund aus verfehlte Sache von vornherein unberücksichtigt gelassen. Wie recht wir thaten, lehrt der trübselige Ausgang.

F. R. in H. Nach einer kürzlich vom Reichsgericht getroffenen Entscheidung ist ein für den redaktionellen Teil einer Zeitung bestimmter **Brief als Urkunde** anzusehen und demzufolge eine Irreleitung der Zeitung durch absichtlich falsche Angaben als **Urkundenfälschung** zu bestrafen. Dies hat zu seinem Schaden ein „Witzbold“ erfahren müssen, der einer Zeitung unter romantischer Ausschmückung den Tod eines Bekannten meldete, der frisch und gesund war und die Nachricht seines Ablebens in seinem Leibblatt fand. Der zur Verantwortung gezogene Witzling wurde zwar zunächst freigesprochen, aber schließlich nach der beim Reichsgericht eingelegten Revision zu drei Tagen Gefängnis verurteilt. Außerdem mußte er natürlich für die ganzen Kosten des Verfahrens aufkommen, was der verdrießlichen Geschichte noch einen sehr unangenehmen metallischen Beigeschmack verlieh.

G. E. in Br. Aus dem Wettbewerb um den **englischen Krönungsmarsch** ist der Komponist Percy Godfrey als Sieger hervorgegangen, ohne sich freilich mit besonderem Ruhm bedeckt zu haben. Nach der ersten öffentlichen Aufführung des Tonwerkes in London fällte die dortige Kritik recht absprechende Urteile, die sich kurz dahin zusammenfassen lassen, daß der Preis von 50 Pfund (1000 Mark) eigentlich nicht Mr. Godfrey, sondern dem seligen Felix Mendelssohn gebühre, denn aus dessen Hochzeitsmarsch und seiner Musik zur Antigone des Sophokles sei der preisgekrönte Krönungsmarsch zusammengesetzt, also ein Potpourri aus den Schöpfungen unsers deutschen Tonmeisters.

Rudolf H. in J. Mögen Sie einsenden, obwohl wir — offen gesagt — aus Ihrer Zuschrift kein besonderes Vertrauen zu schöpfen vermochten. Aber auch große Dichter haben nicht immer geschickte Briefe geschrieben, und ebenso ist nicht jeder, der einen klugen Brief schreibt, zugleich auch ein Dichter. Also nur Mut!

W. A. in Sch. 1. Wird uns willkommen sein. 2. Hat keine Aussicht auf Erfolg.

J. F. in Wien, A. M. 1902. Mit Dank abgelehnt.

Briefmappe.

Max R. in München. Es giebt bereits eine ganze Anzahl solcher Werke. Jeder Sortimentsbuchhändler legt Ihnen solche zur Auswahl vor; Sie können dann das für Sie Passende aussuchen.

G. L. in P. Ihrem Wohnort zunächst liegt das Technikum zu Hainichen i. Sa., das sich guter Resultate erfreut. Bei den letzten Prüfungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister erhielten 65 junge Männer das Zeugnis der Reife. Das Sommersemester beginnt am 8. April, doch können auch später noch Aufnahmen stattfinden. Das Programm wird unentgeltlich versandt und jede gewünschte Auskunft von der Direktion bereitwillig erteilt.

L. G. in P. Die Austrocknung des Nemisees zur Hebung der antiken Prunkschiffe besteht vorläufig erst im Plane, es hat sich indessen zur Verwirklichung der Idee eine Gesellschaft gebildet, die den Architekten Wiuria mit den Ausführungsentwürfen betraute.

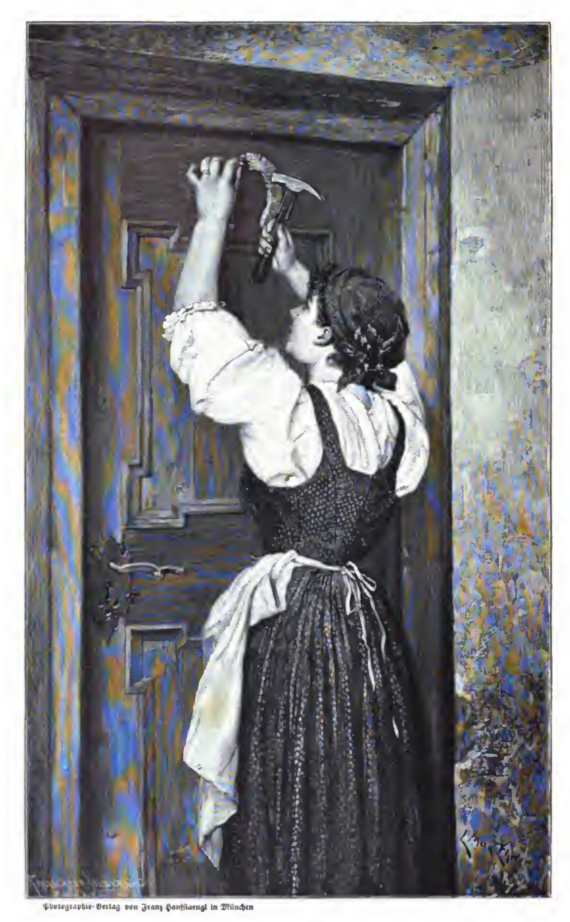
F. v. R. in R. Bühnenkünstlerinnen verraten ungern ihr Alter, aber das der Sarah Berhardt ist durch eine eigne Fügung kundbar geworden. Für ihre jüngste amerikanische Gastspielreise versicherte sie bei einer Chicagoer Gesellschaft ihr Leben und mußte natürlich wahrheitsgetreue Angaben machen. Hiernach wird die ewig junge Sarah demnächst 58 Jahre, denn sie ist am 23. Oktober 1844 geboren.

W. K. in Berlin, E. D. in Z., Otto K. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart – ohne Personenangabe – zu richten





Das Glückseisen

Nach dem Gemälde von Luise Max-Ehrler

Narro!

Eine ergötzliche Hofgeschichte

von

August Sperl

(Schluß)

Die Frau Fürstin lebte in der sogenannten guten alten Zeit und war deshalb eine Frühaufsteherin. Sie pflegte jeden Morgen einen großen Rundgang im Schlosse zu machen und unterschied sich also hierin durchaus nicht von einer wackeren Bürgersfrau drunten im Städtlein.

So stand sie denn auch an diesem Morgen, als gerade die Schulglocke überm fürstlichen Gymnasio gezogen wurde, mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite in der Tirnitz, wo die Schloßwächter auskehrten nach ihren obliegenden Pflichten, und musterte den Küchenzettel, den ihr der Schreiber Imbricius mit krummem Buckel überreicht hatte.

„Wieder zwölf Gerichte für unsre fürstliche Tafel und zehn für den Junkertisch!" bemerkte sie tadelnd. „Drei abgestrichen von beiden macht neun und sieben, und ich denke, es wird trotzdem keiner hungrig die Beine unterm Tisch hervorziehen!"

„Wie Eure Fürstliche Gnaden befehlen!" murmelte der Schreiber und holte die Wochenrechnung aus seinem Wamse.

„Drei Kälber — vierzig Hühner — fünf Schock Eier — sechs Kübel Schmalz — ein Fässel Tropfwein — dreißig Pfund Speck —!" Ihre Fürstliche Gnaden lasen sich ein wenig in Zorn und warfen endlich die Abrechnung auf den Tisch: „Höre, Schreiber, das geht aber denn doch über die Hutschnur! Fort und fort mahnen Seine Fürstliche Gnaden und ich zur größten Sparsamkeit, und von Woche zu Woche wird die Rechnung länger!"

Bedauernd zuckte der Schreiber mit den Achseln, nahm das Heft vom Tische und glättete es schweigend.

„Nun —?" fragte die Fürstin.

„Viele hochfürstliche, edle, veste und gemeine Magen Tag für Tag, Fürstliche Gnaden," bemerkte er nun mit unterwürfiger Miene im Tone gekränkter Unschuld.

„Aber so rede doch — dreißig Pfund Speck, ein Fässel Tropfwein, sechs Kübel Schmalz, sage und schreibe sechs Kübel in einer Woche!"

„Viel Speck und Schmalz," dienerte der Schreiber, „ist infolge langwährenden Regenwetters auf das Schmieren des hochfürstlichen beziehungsweise gnädigen Stiefelwerkes gegangen, Eure Fürstliche Gnaden!"

„Die Antwort kenne ich schon auswendig, ehe du den Mund aufmachst! Aber laß dir noch einmal allen Ernstes sagen, das gnädige Stiefelwerk müßte nach meiner Schätzung schon längst in Schmalz ersoffen sein, und ich werde in Zukunft scharf aufmerken, daß mir —, aber sag an, was verstehst du denn unter Tropfwein?"

„Halten zu Gnaden, das ist der Wein, der vom Faßhahn abtropft und sich sammelt in einer eigens zu diesem Zwecke aufgestellten Schüssel."

„Und je weiter man den Faßhahn zudreht, desto weniger sich sammelt in der eigens zu solchem Zwecke aufgestellten Schüssel — nicht?" fragte die Fürstin.

„Je weniger tropft," bestätigte der Schreiber.

„Tropft!" wiederholte die Herrin mit scharfer Betonung.

„Halten zu Gnaden," bemerkte der Schreiber und rieb eifrig seine Hände, „Tropfwein ist in letzter Zeit ziemlich viel zum Waschen der schadhaften Rösser verwendet worden."

„Ich sag's ja, Tropfwein!" kam's von den gestrengen Lippen.

„Und zwanzig Brotlaibe für die Bettler?" fragte die Fürstin nach einer Weile und blickte unwillig von der Rechnung auf.

„Gedenket der heiligen Notdurft!" wagte der Schreiber zu bemerken.

„Das weiß ich selber!" brauste die Herrin auf.

„Das ganze Land redet von der Barmherzigkeit seiner Fürstin," dienerte der Schreiber.

„Auch das brauche ich nicht aus deinem Munde zu hören," schnitten ihm Ihre Fürstliche Gnaden das Wort ab. „Und ich glaub's ja, die zwanzig Laibe sind ausgeteilt worden —"

„Gewiß!" dienerte der Schreiber.

„Seh's mit eignen Augen, so oft ich ausreite!" rief die Fürstin zornig. „Auf allen Gartenmauern, an allen Hecken bis weit hinaus liegt die edle Gottesgabe in verschimmelten Brocken, es ist zum Weinen —"

„Ja, es ist ein unverbesserliches Volk, das Bettelvolk," pflichtete der Schreiber vergnügt bei. „Aber man getraut sich eben nicht, Abbruch zu thun der fürstlichen Mildthätigkeit, jeder bekommt sein Stück Brot und auch seinen Speck —." Er hielt einen Augenblick inne und wiederholte: „Speck, Eure Gnaden. Und den Speck frißt, wollt' sagen mit Respekt vor Euer Gnaden ißt das Lumpenvolk, das Brot aber wirft es weg."

Die Fürstin sann etwas nach, während der Schreiber eilig die Rechnung wieder in seinem Wamse verbarg.

„Ich denke, es wäre am besten —," sagte die Fürstin, — „Almosenreichen darf nicht beschränkt

werden, aber ich denke, es gäbe einen vortrefflichen Ausweg, dem Unfug zu steuern. Habe auch die Sache gestern schon mit etlichen Frauen vom Hof und der Stadt besprochen: ich denke, man erläßt ein Gebot in unsern Landen, daß jeder Bettler das gespendete Brot unter Aufsicht der Hausfrau stehenden Fußes verzehren muß."

„Stehenden Fußes verzehren muß," pflichtete der Schreiber bei.

In diesem Augenblick pochte es stark an der Saalthür, und ohne die Erlaubnis abzuwarten, schob sich ein zerlumpter Bettler herein: „Bitt' gar schön, Euer Gnaden, um eine Wegzehrung!"

„Aber siehst du denn nicht, du Strolch — hinaus!" befahl der Schreiber mit halblauter Stimme.

„Halt, laß ihn!" gebot die Herrin. „Der kommt mir gerade wie gerufen. Man bringe ein großes Stück Brot!"

Einer der Diener entfernte sich, während der Bettler an der Thür stehen blieb.

„Hast du Hunger?" fragte die Fürstin streng.

„Ja, Eure Fürstliche Gnaden," antwortete der Bettler kleinlaut.

Auf silbernem Teller brachte der Diener ein großes Stück Schwarzbrot.

„Gut, dann iß!" befahl die Landesmutter und gab dem Strolche eigenhändig das Brot.

„Tausendmal vergelt's Gott!" murmelte der Bettler, schob das Brot in die Tasche, wandte sich und wollte aus der Thüre schleichen.

„Stehenden Fußes verzehren!" rief der Schreiber und vertrat ihm den Weg.

„Halten zu Gnaden," entschuldigte sich der Bettler und zog das Brot langsam aus der Tasche, „es wäre mir gätlicher, wenn ich's dürfte zu Hause verzehren."

„Stehenden Fußes!" befahl die Fürstin und begab sich zum Ofen.

„Es ist das aber heute morgen schon das sechste Stück von der Größe," entschuldigte sich der Bettler. „Zuerst bei der Frau Bürgermeisterin, dann bei der Frau Superintendentin, hernach bei der Frau Kanzlerin —" Er griff mit wehmütiger Gebärde nach der Magengegend, biß zögernd in das Brot und begann zu kauen. „Wenn dieses zum Brauch wird im Fürstentum, dann soll Bettler sein wer mag, dann spielt unsereiner in Ausübung seines Berufes um seine Gesundheit," klagte er.

„Stehenden Fußes!" befahl die Fürstin und hob ein Tischlaken von dem hohen Stoße, der am Ofen aufgeschichtet war, zog es auseinander und hielt es ärgerlich gegen das Fenster, daß die güldene Morgensonne durch die Löcher und Blödigkeiten schien: „Wie grausam geht doch unser Hofgesinde mit dem Weißzeng um!" jammerte sie.

„Halten zu Gnaden," bestätigte der Schreiber vergnügt, indem er mit einem Auge den Bettler bewachte, der trübselig an dem trockenen Brote würgte, mit dem andern nach der Landesmutter schielte, „halten zu Gnaden, aber was die Hofjunker sind, diese stechen immer mit den Gabelzinken hinein."

„Und warum hängen denn die Laken nicht, wie sich's gebührt, zum Trocknen an den Gestellen? Sind ja noch ganz naß vom verschütteten Weine!" zürnte die Fürstin.

„Halten zu Gnaden," stieß nun der Bettler hervor und legte das angebissene Brot behutsam auf den silbernen Teller zurück. „Vielleicht habt Ihr anderweitige Verwendung dafür. Es ist das sechste, und was zu viel ist, das ist zu viel. So sauer ist mir mein Beruf noch niemals geworden. Nichts für ungut!"

Und damit drückte er sich eilig zur Thür hinaus.

„Das hast du gut gemacht, Frau Base," sagte der Narr und kam hinter dem großen Kachelofen hervor.

„Schere dich!" rief der Schreiber herrisch.

Aber der Verwachsene kreuzte die Arme und sagte verächtlich: „Scheren, Meister Tropfwein? Das Scheren besorgst du, dächt' ich. Sei ganz still und salbe deine Klumpfüße mit hartgesottenen Eiern — hörst du? — mit hartgesottenen!" Dann wandte er sich zur Fürstin: „Das hast du gut gemacht, Frau Base. Und ich würde raten, laßt die ganze peinliche Halsgerichtsordnung im Fürstentum abändern und verwandelt alle Strafen in Brotstrafen. Je mehr einer verbrochen hat, desto mehr muß er fressen. Und anstatt nun einen zu köpfen, zu hängen oder zu vierteilen, giebt man ihm Brot und wieder Brot und noch einmal Brot und läßt ihn platzen vor allem Volke. Das Mittel ist gut, man muß es nur probieren. Aber trockenes Brot ohne Speck und ohne Tropfwein!" setzte er mit Nachdruck bei, gab dem Schreiber mit seiner Pritsche einen Schlag auf den Rücken und zog sich zurück in die Tiefe des Saales.

„Und nun noch einen Blick in die Speisekammer!" befahl die Fürstin.

Imbricius riß die Thür auf, Ihre Fürstliche Gnaden gingen hinaus, mit gesenktem Haupte folgte der Schreiber. Doch auf der Schwelle wandte er sich und rief mit zornerstickter Stimme zurück: „Pack dich, oder ich hetze dich mit Hunden vom Hofe!"

„Wobei es sich immer noch frägt, ob du einen Hund finden wirst, der in deiner Gesellschaft jagen möchte," antwortete der Narr.

Dröhnend fiel die Thür ins Schloß, und öde lag der Saal im Lichte des Morgens.

*

Die Frau Fürstin saß in ihrem Gemache am Stickrahmen und summte eine schwermütige Melodie vor sich hin. Dann murmelte sie hörbar — sie war nämlich eine gelehrte Frau —: ‚Aedificare domos et corpora pascere multa, recta brevisque via ad paupertatem est.‘

„Da habt Ihr recht, Frau Base," sagte eine Stimme hinter ihr, und als sie erschrocken emporfuhr, stand der Narr unter der Thür.

„Häuser baut der liebe Herr Vetter nun allerdings nicht, aber Hofgesinde füttert er in solcher Menge, daß es stinkend wird untereinander, und das ist der gerade und kürzeste Weg zur Armut," vollendete der Narr und schickte sich an, die Thür zu schließen.

„Unverschämter!" brachten Ihre Fürstliche Gnaden endlich hervor und streckten gebieterisch die Hand aus.

„Unverschämter?" lachte der Narr und kreuzte die Arme. „O, es ist mir ein leichtes, ich kann auch noch unverschämter sein. Aber mich dünkt, die Grenzen für meine Unverschämtheit und für Eure Langmut könnten ineinander übergehen, und das wäre mir am Ende nicht ganz bekömmlich. Doch wie Ihr befehlet!"

„Hinaus!" riefen Ihre Fürstliche Gnaden und kämpften mit dem Lachen. „Wie kannst du dich unterstehen, in meine Stube zu treten?"

„Na, Frau Base, ich spazierte so im Schlosse umher, geriet an die Thür, drückte auf die Klinke, es ging auf, und so kam ich herein. Es gefällt mir bei Euch; ich bin schon in geringeren Wohngelassen gewesen. Und es ist mir ganz recht, da kann ich Euch nun gleich meine schuldige Morgenaufwartung machen!" Er schloß die Thür. „Laßt Euch nicht stören, Frau Base, nehmt Platz, derweil ich mich zu Euern Füßen niederkauere!"

„Ich denke, mein lieber Narr, du weißt, was man den Frauen schuldet," sagten Ihre Fürstliche Gnaden.

„Gewiß, Frau Base," beeilte sich der Narr zu antworten; „ich weiß, was ich Euch schuldig bin," sagte er mit scharfer Betonung.

Verwundert blickte die Fürstin herüber.

„Das Närrische auf Erden arbeitet sich immer in die Hände," fuhr der Narr fort; „und was dürfte es wohl Närrischeres geben als einen Hofnarren und ein Weib? Die müssen doch einander verstehen!"

„Dann mußt du auch schon längst verstanden haben, daß ich allein zu sein wünsche," sagte die Fürstin und wies nochmals nach der Thür.

„Schade, Frau Base," bedauerte der Narr, „ich möchte mich gut stellen mit Euch, und Ihr stellt mir den Stuhl vor die Thür. Ich möchte den Tropfwein Eurer allgerühmten Milde schlürfen, und Ihr verweigert mir ein Stücklein Speck, meine gute Gesinnung zu schmieren!"

„Jawohl, gehorcht hast du auch!"

„Gehorcht? Was für ein unbegrenztes Wort!" jammerte der Narr. „Ich habe der Stimme einer Nachtigall gelauscht — wozu wären wohl Nachtigallen vorhanden, wenn Narren nicht darauf hören dürften? Und die Nachtigall hat schon am frühen Morgen gesungen von Tischlaken und Tropfwein, Schmalz und Speck, und hat einen Bettler geätzt — was kann der Narr dafür? Aber Ihr habt recht, Frau Nachtigall, der Schreiber ist ein Schelm, pickt ihm zuweilen auf die Finger! Corpora pascere multa, recta brevisque via ad paupertatem est."

„Wenn du so besorgt bist um unsern Hofhalt, mein lieber Narr," sagte die Fürstin freundlich und öffnete eigenhändig die Thür, „dann wäre es wohl das beste, du hübest dich selbst so bald als möglich aus unsern Landen — meinst du nicht auch? Das Schloßthor gegen die Stadt hinunter ist den ganzen Tag offen zu diesem Zwecke, wenn du's vielleicht noch nicht wissen solltest."

„Weiß ich, weiß ich und verstehe wieder auf halbem Wege, was Ihr mir so zart andeutet, Frau Base," antwortete der Narr. „Aber seht, Frau Base, zu meinem großen Leidwesen ist es mir zurzeit unmöglich, Euern Wunsch zu erfüllen. Ich habe mich nun zur Genüge umgesehen in Euerm Hofhalte und habe dabei gefunden, daß ich hoch vonnöten bin unter Euerm Dache."

„Wieso?" fragte die Fürstin belustigt und setzte sich wieder zu ihrer Stickerei.

„Na, Frau Base, das kann ich Euch in kurzem sagen." Der Narr nahm einen Schemel, trug ihn nahe an den Sitz der Fürstin und hockte darauf, schlang die Arme um seine Kniee und blinzelte unter seiner Gugelhaube wohlwollend zur Herrin empor. „Wünscht Ihr zu essen, Frau Base, so ruft Ihr den einen, und es biegen sich die Tafeln unter den Speisen. Wünscht Ihr zu trinken, so rennt ein andrer, und es fließt der Wein, daß tief drunten im Stalle die Rösser bis an die Fesseln waten im köstlichen Naß."

„Leider!" seufzten Ihre Fürstliche Gnaden.

„Wollt Ihr krumme Buckel sehen und den Weihrauch der Schmeichelei in Eure Nasen ziehen, flugs schwirren sie heran vom Kanzler bis zum letzten Hofjunker und machen krumme Buckel und schwenken die Rauchfässer. Aber wenn es Euch nun vielleicht auch einmal gelüstete an einem Regentage, die Wahrheit zu vernehmen —?"

„Wenn es uns gelüstete, die Wahrheit zu vernehmen?" wiederholte die Fürstin.

„Dann, dünkt mich, hättet Ihr niemand," vollendete der Narr.

„— hätten wir niemand!" wiederholte die Fürstin, und ihre blauen Augen füllten sich mit Thränen.

Fest richtete der Narr seine großen, dunkeln Augen auf das schöne Antlitz: „Und diese klaffende Lücke in Euerm fürstlichen Hofhalte will ich ausfüllen nach Kräften, Frau Base," sagte er mit Nachdruck. „Und wenn Ihr mir erlaubt, so will ich Euch heute die erste Lektion erteilen!" Er stand auf, trat zurück, kreuzte die Arme und sah sie durchdringend an.

„Was du nur willst, du seltsames Geschöpf!" rief die Fürstin ängstlich.

„Fürstliche Gnaden, die Zeit ist kurz, erlaubt dem Narren, daß er seine erste Lektion zusammendränge. Wißt Ihr, was ein Kur ist?"

Die Fürstin schüttelte den Kopf.

„Nein? Habe mir's gedacht, Fürstliche Gnaden. Und ich sage Euch, mißtrauet diesem Worte, aber seid klug! Wenn ein Roß durchgeht und rast



Ein Kritiker

Nach dem Gemälde von Alfred Louis Jacomin

einher die Straße entlang, so wirft sich ihm ein Thor entgegen und wird in den Staub geworfen, ein Kluger aber springt von der Seite heran und hängt sich in die Zügel. Er muß sich vielleicht schleifen lassen im Staube, doch er bringt das Rasende am Ende wohl zum Stehen. Laßt Euch nichts merken von Euerm Mißtrauen, aber bemächtigt Euch des Wortes Kux, hängt Euch darein! Und wenn Ihr hört, daß mit diesem Worte aus den Taschen Eurer Unterthanen Gold heraufgepumpt werden soll auf Euer Schloß kübelweise, dann zuckt mit keiner Wimper —"

„Der Graf?" unterbrach ihn die Fürstin entsetzt.

„— sagt, es leuchte Euch ein, widersprecht nicht und behaltet die Zügel, so wahr Euch die Ehre Eures fürstlichen Hauses am Herzen liegt. Aber das eine laßt nicht zu, daß der Graf Gewalt bekomme über das Geld, das Euch die Kuxe — hört Ihr? die Kuxe! — emporpumpen ins Schloß. Dixi et salvavi animam meam!"

Die Fürstin erhob sich: „Aber was soll das alles? Du warnst mich, und ich weiß nicht wovor!"

Tief verneigte sich der Narr und ging rückwärts zur Thür. „Kux, Fürstliche Gnaden, Kux, heißt das eine Wort, und flugs, Fürstliche Gnaden, flugs das andre —"

Er hielt inne, reckte den Kopf und lauschte. „Um Vergebung, Frau Base, aber ich muß mir nun einen Unterschlupf suchen," raunte er, hob den Wandteppich und verbarg sich.

Männertritte erklangen im Korridor.

„Kux, Frau Base! flüsterte der Narr hinter dem Teppich und stand regungslos.

„Morgen, Hanne!" riefen Seine Fürstliche Gnaden, und das landesväterliche Gesicht war anzusehen wie ein blinkender Knödel auf Petersilienkraut oder wie ein Vollmond, wenn er emporsteigt hinter schlafenden Wäldern.

„Morgen, liebster Herr!" sagte die Fürstin, und ihre sonst so klare Stimme klang diesmal, als hätte sie ein Stück von dem Knödel in den unrechten Schlund gebracht, aber ein großes.

„Na, Hanne!" Seine Fürstliche Gnaden begannen sehr erregt auf und nieder zu wandern in dem Gemache. „Na, Hanne, das ist einmal ein erstaunlicher Glücksfall!"

„Was, liebster Herr?" fragte Frau Johanna und faltete die Hände unter der Brust und würgte an ihrem Brocken.

„Na, was? Der Graf, Hanne — wer sonst?" rief der Fürst ärgerlich und ging auf und ab, auf und ab, anzusehen wie ein ruppiger Knödel. Währte aber nicht lange, dann sah er wieder aus wie der freundliche Vollmond. Denn er war zu glücklich, und er hatte in seinem gütigen Herzen beschlossen, daß auch seine liebe Frau ihr Teil abkriegen sollte von seinem Ueberflusse. „Den Grafen und seine Ankunft an unsrer Hoffstatt, Hanne, das nenne ich einen absonderlichen Glücksfall", sagte er deshalb sehr herzlich und pflanzte sich vor seiner Herrin auf.

Und als ihn Frau Johanna erwartungsvoll anblickte, fuhr er fort: „Na, Hanne, du weißt ja, daß in letzter Zeit die Geschichte mit unsern Geldern, na, manchmal nicht so ganz glatt, na, geflossen —"

Ja, das wisse sie leider, kam die Antwort zurück.

„Na, und sieh, Hanne, die Fretterei wird also ein für allemal ein Ende haben!" Fürstliche Gnaden machten eine Handbewegung, als wollten sie ein paar lästige Fliegen verscheuchen.

Das wäre sehr schön, lautete die gedrückte Antwort. Aber woher denn die Veränderung so plötzlich gekommen sei?

„Nun, eben durch den Grafen, Hanne!" erklärten Seine Fürstliche Gnaden ein wenig von oben herunter, als dächten sie so heimlich bei sich: ‚Was verstehen denn Weibsleute von solch subtilen Sachen?' Doch Fürstliche Gnaden waren gutgelaunt, und so beschlossen sie, ein wenig herabzusteigen von dem alchymischen Postamente, auf das sie der Graf gestellt hatte, und begannen also mit umständlicher Belehrung — wie kurz vorher der Graf sie belehrt hatte. Aber Sonne, Mond und Sterne zeichneten sie da nicht in den Staub; denn es war natürlich keiner vorhanden auf dem Fußteppich in der Stube Ihrer Fürstlichen Gnaden.

„Weißt du, Hanne, eigentlich ganz verteufelt einfach, die Goldmacherei," erklärte der Fürst. „Und denk nur, so uneigennützig, der Graf: sagt er mir gerade draußen im Garten das ganze Rezept vor, als wär's gar nichts Besonderes — denk nur, das Rezept, wonach einer Gold kochen kann wie der Koch 'n Rührei!"

„Und hast du's auch völlig behalten?" fragte die junge Frau und schielte einen Augenblick nach dem Vorhang an der Wand, der sich unmerklich bewegte.

„Ach was — wozu denn?" meinte der Landesvater ein wenig ärgerlich. „Das ist so lang, und der Graf schreibt mir's ja gleich auf, darf ihn nur ersuchen. Die Hauptsache des ganzen Vorganges ist die heimliche Kopulierung von Himmel und Erde und dann das steinerne Weib. Wer das nicht versteht, der versteht noch nicht die Anfänge unsrer Kunst. Ja, Hanne, gelt, da schaust du? Das sind freilich Subtilitäten, die einem zu Anfang fremdartig vorkommen, aber!" — Seine Fürstliche Gnaden warfen sich ein wenig in die Brust vor ihrer lieblichen Schülerin. „— mit der Zeit, sagt der Graf, werden einem diese Begriffe so geläufig wie den Kindern ihre Auszählreime."

„Und du glaubst also wirklich, daß sich der Graf aufs Goldmachen versteht?" fragte sie, und es kann wohl sein, daß sie ihren Eheherrn dabei etwas ungläubig anguckte.

„Natürlich, Hanne! Bis jetzt giebt er sich zwar den Anschein, als fehle ihm noch ein ganz kleines Endchen an seinem Rezepte, mit dem es überhaupt eine ganz unflätige Bewandtnis hat — aber ich glaub' ihm kein Sterbenswörtlein!"

Ueber das runde Gesicht ging ein pfiffiges Lächeln.

„Ja, Liebster," begann die Fürstin etwas dreister, „angenommen nun, der Graf kann Gold machen — sag, warum hat er sich denn nicht selber schon einmal so 'n paar Wochen lang vor den Ofen gesetzt und hat sich so 'n kleinen Vorrat zusammengekocht? Denn mir kommt das nicht so vor, als habe er allzuviel von diesem Stoffe. Warum ist er so freigebig und will alles nur dir zukommen lassen? Sag!"

Der Fürst stutzte; denn daran hatte er wirklich noch nicht gedacht. Dann aber ging ein triumphierendes Lächeln über sein Antlitz: „Hanne, es ist alles in den Sternen bestimmt; und glaub mir, überall wird sich das steinerne Weib auch nicht verheiraten können. — Ich meine das alchymisch," setzte er herablassend hinzu, weil ihn seine liebe Frau mit einem angstvoll fragenden Blick ansah. „Uebrigens handelt sich's ja gar nicht ums Goldmachen, Hanne, sondern nur ums Goldaufheben!"

Entsetzt blickte die Fürstin auf ihren Eheherrn. Als dieser aber ganz ruhig lächelnd dastand und keinerlei Zeichen auffälliger Verrücktheit von sich gab, stieß sie hervor: „Stanislaus — ist er denn auch wirklich ein Graf?"

„Was denn sonst, Hanne?"

„Ein Betrüger, Stanislaus!"

Aergerlich fuhren Seine Fürstliche Gnaden auf: „Höre, Hanne, kein Wort mehr! Ein Mann von solchem Adel der Erscheinung! Ich habe ihm mein volles Vertrauen geschenkt. Das genügt."

Traurig ließ Frau Johanna das Köpflein hängen, und Seine Fürstliche Gnaden begannen des langen und breiten zu erzählen von den Entdeckungen ihres neuen Günstlings.

Wortlos ließ es die liebe Frau geschehen, wie Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste vor ihren inneren Augen durch die Berge seines Fürstentumes brauste als ein feuriger Drache, und es war ihr nur sehr bänglich zu Mute. Aber auf einmal stutzte sie: „Was hast du nun da gerade gesagt, Liebster, wie — Kux, nicht?"

„Nun freilich, Kux!" erklärten Seine Fürstliche Gnaden.

„Bitte, was ist denn das — Kux?" fragte jetzt die Fürstin und kam zutraulich näher; und hinter Herrn Stanislaus dem Zweiunddreißigsten bewegte sich heftig der Wandteppich.

„Na, das ist doch sehr einfach," begann der Fürst; „Kux ist, wenn man ein Goldbergwerk haben will und hat aber kein Geld dazu. Dann schreibt man aus, jeder, der mitthun will, kann mitthun, er muß nur als Gesellschafter so und so viel Geld einzahlen und kriegt dann dafür später so und so viel Gold heraus. Und das ist Kux. So, jetzt wirst du's wohl verstehen!"

„Das sind dann, wenn mir recht ist, Anteilscheine," sagte die Fürstin nachdenklich.

„Ja, so was Aehnliches," bestätigten Seine Fürstliche Gnaden, „und sei eine bewährte Einrichtung, meinte der Graf."

„Und da sollen dir, wenn ich nicht irre, die Unterthanen das nötige Geld zum Bergbau zusammenbringen?"

„Na, und glaubst du wohl, sie werden sich weigern?" rief Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste drohend.

„Keineswegs, Liebster! Doch sag, was geschieht denn fürs erste mit dem vielen Gelde?"

Heftig bewegten sich die Vorhänge hinter Seiner Fürstlichen Gnaden, das gescheite Gesicht des Verwachsenen schob sich behutsam heraus und nickte aufmunternd zur Fürstin herüber.

Die zog ihr Antlitz in ernste Falten, dadurch den fürwitzigen Narren zu schrecken. Der aber ließ sich nicht stören und guckte mit gespannter Aufmerksamkeit vorüber an der stark entwickelten Hinterseite seines neuen Herrn nach dem schönen landesmütterlichen Gesichte, das so schreckbar anzuschauen war.

„Was mit dem vielen Geld geschieht?" fragte der Landesvater ein wenig zerstreut; denn er fuhr in Gedanken gerade wieder als feuriger Drache an der Seite des Grafen durch die ungeritzten Bergestiefen seiner Lande. „Nun, es wird eben zum Bergbau verwendet, Liebste."

Aber die Landesmutter empfand, daß sie jetzt auf dem richtigen Wege war, trat unter heftigem Nicken des Narren einen Schritt vor in der Arena, ergriff beide Hände Seiner Fürstlichen Gnaden und sagte mit der alten, lieben, weichen Stimme so recht bittweise, daß es eine Goldstufe hätte erweichen können: „Liebster, von der ganzen Goldmacherei und all dem Bergwesen verstehe ich nun auch nicht die Bohne. Und gelt, das verlangst du auch nicht von mir?"

„Das besorgen wir Kundigen untereinander," trösteten Fürstliche Gnaden mit der Würde eines Adepten und schüttelten die Händlein ihrer lieben Frau.

„Nun also! fuhr diese mit herzbewegendem Lächeln fort. „Nur eine Bitte gewährt mir mein Herr und Gemahl — nicht?"

„Aber gewiß, Hanne! Das ist ja bei der ganzen Geschichte meine geheime Freude, daß ich dann einer Gewissen Sammet und Seide und edle Gesteine nach Belieben zu kaufen vermag. Und, Hanne, ich muß dir doch auch das erste Gold aus unsern Laden zeigen, Hanne —!"

Fürstliche Gnaden versuchten, die Rechte loszubekommen. Aber Frau Johanna hielt sie fest, so fest, daß Herr Stanislaus beinahe ärgerlich rief: „Ei, so laß doch, Hanne! Weißt du, das Gold, das der Graf gestern so mir nichts, dir nichts aus dem Boden —!"

„Nein!" sagte Frau Johanna mit ihrem goldigsten Lächeln, daß der große Bär vor ihr ganz ruhig hielt und der Narr hinter ihm bescheidentlich seinen Kopf zurückzog zwischen die Falten des Umhanges. „Nein, Liebster, das möget ihr Kundigen abmachen untereinander! Ich habe

nur eine Bitte: Wenn nun das viele Geld kurweise oder sonstwie zum Bergbau zusammenfließt, da wird dann freilich der fremde Mann, der Graf, die Hand drauflegen, wird nicht viel fragen nach Euer Liebden und all die schönen Unterthanenthaler nach eignem Gutdünken einwursten in diesen Bergbau."

„Oho!" rief der Landesvater.

„Ja, das wird so kommen," fuhr die Fürstin fort; „er hat dein Vertrauen, und du wirst ihm nichts einreden. Mich aber wird's bitter grämen, weil er dich also geringschätzt."

Leise schob sich des Narren Kopf wieder zwischen den Vorhängen heraus und nickte sehr.

„Oho!" sagte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste.

„Grämen über alle Maßen," wiederholte die Fürstin; „denn ich denke mir, über die Thaler und Groschen unsrer Unterthanen verfügt der Landesvater —"

„Na, das will ich auch meinen!" rief Herr Stanislaus mit tiefer Ueberzeugung.

„— und kein Fremder, kein Ausländischer, kein Hergelaufener, und wenn er zehnmal Gold und Edelsteine machen könnte!" vollendete die Fürstin eifrig.

„Na, das werd' ich ihm zeigen, wer der Herr ist," sagte der Fürst mit Hoheit und versuchte, die Hände frei zu bekommen.

Und diesmal gab ihm seine liebe Frau in der That nach, kriegte ihn aber gleich rundum zu fassen, daß sich der Narr abermals genötigt sah, den Kopf zwischen den Vorhängen verschwinden zu lassen, schmiegte sich an sein Herz und schmeichelte: „Will mir das mein Liebster bei seinen Fürstlichen Ehren versprechen und geloben, daß er der Herr zu bleiben gedenkt über die Thaler und Groschen unsrer getreuen Unterthanen?"

„Bei meinen Fürstlichen Ehren!" entrang es sich der Brust des Fürsten.

„Und bekommt also alle einlaufenden Gelder einzig und allein unser Kanzler in seinen Verwahr, wie sich's gebührt?" schmeichelte die liebliche Landesmutter.

Wieder kam der heftig nickende Kopf des Narren zum Vorschein, und wieder sagte der Landesvater mit lauter Stimme: „Bei meinen Fürstlichen Ehren!"

Dann aber konnte er nicht umhin, sein Fürstenwort zu bekräftigen durch etliche Siegel, wie sich's gebührte. Er bog sich herab, sie streckte sich auf den Zehenspitzen und bot ihm willig das rote Siegelfeld ihres Mündleins. Schleunig verschwand der Kopf des bescheidenen Narren zwischen den Vorhängen, während das Gemach erdröhnte vom Geschäfte des ernsthaft betriebenen Siegelns.

„Noch eines!" sagte die Frau Fürstin und machte sich aufatmend zu schaffen an ihrer zerzausten Frisur. „Der Graf ist nun doch erst etliche Tage an unserm Hofe, und schon stellt er einer von meinen Hofjungfern nach. Muß ich mir das gefallen lassen?"

„Ei," murmelten Seine Fürstliche Gnaden, „das hätt' ich dem gelehrten Herrn gar nicht zugetraut! Aber es ist ja nur eine Ehre für die Jungfrau!"

„So, eine Ehre?" rief Frau Johanna empört. „Das kommt mir denn doch gar nicht ehrenvoll vor. Die Hofjungfer ist zudem von Rechts wegen verlobt und versprochen und —"

„Die Wiltrud?" fragte der Landesvater ärgerlich.

„Ja, die, und heute ist sie weinend zu mir gelaufen, der Graf habe ihr gestern abend schlankweg wie einer Stallmagd einen Heiratsantrag gemacht, und da hört denn doch der längste Bindfaden auf!"

Hinter dem Fürsten kam zwischen den Vorhängen langsam die Hand des Narren heraus und winkte heftig ab.

„I, einen Heiratsantrag? Ja, das ist doch nicht nur eine Ehre, sondern auch 'n großes Glück für das arme Mädel!" riefen Seine Fürstliche Gnaden.

„Sie ist aber längst mit dem Griffo versprochen!" warf die Fürstin unsicher ein und schielte nach der Hand des Narren.

„Ach was, versprochen!" murrte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste. „Die Hofjungfer lebt, wie schon ihr Titel besagt, an einem Hofe, und an Höfen sind und bleiben Heiratssachen politische Angelegenheiten."

„Aber sie thäte sich ja die Augen ausweinen, Liebster!" bemerkte Frau Johanna mit ganz unsicherer Stimme, während die Hand des Narren heftig abwinkte.

„Ich aber sage, wir müssen den Grafen als einen raren Vogel zu halten suchen mit allen Kräften," knurrte der Fürst störrisch. „Und wenn er ein Auge hat auf die Gans, um so besser! Dann ist keine Gefahr, daß er so bald des Lebens überdrüssig werde an unserm einfachen Hofe."

Die Fürstin wagte nur noch einen langgezogenen Seufzer, und Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste stellte sich in wahrhaft fürstliche Positur: „Ja, wenn ich das Ding näher bedenke, so sehe ich, es paßt mir ganz fürtrefflich, und so werde ich selbst dahin wirken, daß der Verspruch recht bald zu stande komme."

„Ja, aber der Griffo?" wagte die Fürstin noch zu bemerken, während der Narr seine Hand weit herausstreckte und so heftig schlenkerte, daß die schweren Metallringe der Vorhänge hoch oben unter der geschnitzten Decke des Gemaches zu klirren begannen.

Herr Stanislaus kniff die Lippen ein und sagte störrisch: „Soll sich eine andre suchen, der Laffe!"

*

Die Thür hatte sich hinter Seiner Fürstlichen Gnaden geschlossen, wie festgewurzelt stand die Fürstin, rang die Hände und stöhnte: „O du blaßblauer Himmel, er wird mir doch am Ende nicht —?"

„Ueberschnappen?" fragte der Narr und schob sich aus seinem Verstecke. „Nein, beruhigt Euch, Frau Base, das wird er nun gerade nicht!"

„Aber hast du's denn nicht gehört, was er gesagt hat, das vom steinernen Weibe und die andern Geschichten?" klagte Frau Johanna.

„Trotzdem nicht," antwortete der Verwachsene mit Ruhe. „Ueberschnappen? Nein! Denn seht, damit einer überschnappen könne, muß er doch zuerst irgendwo hinaufgeklettert sein, überschnappen kann einer nur von einer gewissen Höhe aus, und also hat's in diesem Falle nicht die geringste Gefahr. — Aber gut habt Ihr die Sache gemacht, Frau Base," lobte er und patschte sich mit der Pritsche auf den Schenkel; „das heißt, so nach Weiberart — na, das andre hat ja zum Glück nicht weiter geschadet!"

„Wieso nach Weiberart?"

„Na, Frau Base, eben nach Weiberart: immer noch was, und wenn das geglückt ist, noch was, und zuletzt noch was, und ganz zum Schlusse noch ein Häuflein oben darauf — als ob nicht endlich auch der größte Topf zum Ueberlaufen kommen müßte!"

Der Narr verneigte sich tief und ging rückwärts zur Thür.

IV.

Etliche Wochen waren ins Land gegangen.

Gleich einer unsicheren Sage hatte sich anfangs das Gerücht verbreitet, droben im Schlosse bei Seiner Fürstlichen Gnaden sitze einer zu Gaste, dem gehorchten alle Kräfte der Tiefe; der sei gekleidet in schneeweiße Seide, schwinge sich tagtäglich auf sein kohlschwarzes Roß und reite mit einem Knechte hinauf ins Gebirge; goldbeschlagen sei das Roß, und in der Hand des Reiters ruhe die Wünschelrute; mit Klingen stießen die blinkenden Hufe an das harte Gestein, und sobald sie eine goldene Ader der Tiefe überschritten, zucke die Wünschelrute dreimal in der Rechten des Reiters.

Dann wieder war es gleich Rosenduft und Nelkenblühen hinausgekommen von Ort zu Ort, man wolle einen gewaltigen Bergbau anrichten, und wer etwas auf sich halte in den fürstlichen Erblanden, der könne mitthun nach Vermögen, ohne Unterschied des Standes, zu großem Gewinne. Wer etwas auf sich halte! Ja, wer that das nicht von Oberhinternungenau bis Unternagebein? Zu großem Gewinne! Ja, wer verachtete den?

Und so kamen sie alle heran, die Edelleute und die Amtleute, die Bürger und nicht minder die Bauern; wen der Ueberfluß drückte, der stieg empor zum Schlosse und ließ sich einschreiben in die Liste der Gewerkschafter und zog den ledernen Beutel. Und mit Schmunzeln zählte der Kanzler und verschloß mit Schmunzeln die harten Thaler in seiner tiefen Truhe.

*

Die mächtige Krone der uralten Linde im Schloßhofe war golden gefärbt vom Glanze der untergehenden Sonne, und um die grauen Mauern strichen die pfeifenden Schwalben. Auf der Bank am Lindenstamme saß Florian Abendschein in tiefen Gedanken.

„Ei, Florian, was sitzet Ihr und heftet Eure Blicke zur Erde, wo doch draußen mit Pracht die rosenfingerige Eos in die Flut steigt und alle Lande schwimmen im Golde?" fragte einer mit näselnder Stimme, wohlwollend und salbungsvoll.

Der alte Soldat hob den Kopf: „Der Herr Konrektor?" sagte er erfreut und stand auf. „Wünsch' einen guten Abend, Herr Konrektor."

„Guten Abend auch, Florian! Na, was ist los, getreuer Ostiarius?"

Florian Abendschein verzog das Gesicht: „Der Herr Konrektor machen gelehrte Späßlein, das kenn' ich schon, weiß auch, was mit dem Ostiarius gemeint ist, hab's ja schon oft gehört vom Herrn Konrektor. Aber das mit dem Weibsbild, das da baden gehen soll — ei, das öffentliche Baden ist ja doch in unsern Landen strikte ..."

„Ach, Florian, das ist ja doch alles bildlich, poetisch gesprochen, und gemeint ist damit nur der lieben Sonne Niedergang, sonst nichts!"

„Dann ist's was andres, und nun weiß ich's fürs nächste Mal," entschuldigte sich der Hofpfortner. „Aber könnte man solches nicht auch auf gut deutsch ausdrücken und verständlich machen, Herr Konrektor?"

Der alte Herr räusperte sich und blieb die Antwort schuldig. „Habt Ihr schon, lieber Florian, habt Ihr auch schon Euern Obolos entrichtet, wollt' auf gut deutsch sagen, dem Gotte Plutos Montanus silbernen Mammon in den Rachen geworfen, daß er zu Golde werde?" Und dabei wies er mit dem Daumen nach dem Palas des Schlosses, wo der Kanzler dem Geschäfte des Thalerzählens oblag in verschwiegener Amtsstube.

„Auch dieses ist für unsereinen nicht leicht zu verstehen," antwortete Florian Abendschein. „Aber ich kann mir wenigstens beiläufig denken, was der Herr Konrektor hier meint."

„Na, ich habe mich aber doch diesmal ganz präzise ausgedrückt!" rief der alte Musensohn verwundert.

„Ob ich mir auch schon so'n Jux gekauft habe, meint doch der Herr Konrektor mit deutschen Worten?"

„Kux!" verbesserte der Philologe mit schmerzlich verzogenem Gesichte.

„Na, Kux oder Jux, das wird wohl gleich sein, weil die Leut' den ganzen Tag rennen, als wär' ein Freudenschießen!"

„Ist es auch, Florian! Ein Schießen auf die Scheibe Fortunas!"

„Ja, Herr Konrektor, und deswegen sitz' ich doch da und sinnier' und sinnier' und komm' zu keinem Entschluß."

„Was bedarf's da langen Sinnierens? Fortem fortuna adiuvat!"

„Ja, Herr Konrektor, ich denk' mir nur, wenn nun hinter dem Jux oder Kux etwa der Fuchs säße, und meine Sparpfennige gingen auf Nimmerwiederkehr zu —"

„Den Raben?" vollendete der Philologe. „Ei, Florian, wer wird denn — !"

„Zum Teufel, hab' ich sagen wollen," sprach der Hofpfortner.

„Dasselbe meint auch der Grieche, wenn er sich ausdrückt ‚zu den Raben'," belehrte der Philologe.

„Und warum sagt er's hernach nicht auf gut deutsch?" brummte der alte Soldat.

„Aber Florian, wo denkt Ihr hin, das ist doch alles in besten Händen! Erwäget nur, wer deckt das Ganze mit seinem Namen? Na, wer denn?"

„Dieses schon," meinte Florian Abendschein, „aber unsereiner ist sozusagen bei Hofe aufgewachsen, und da geht's unsereinem wie Schlächters Jakob: er weiß, wie man die Würste macht. Und so bring' ich den ganzen Tag das Sprichwort nicht ausm Kopf, ‚der Spatz in der Hand ist besser als der Tauber aufm Dach'. Und ich kann mir nicht helfen, der Graf oder wie er sich schreibt, der gefällt mir nicht, und der Kerl mit der aufgestülpten Nasen, wo's hineinregnen kann, wenn's mag, sein Diener, erst recht nicht."

„Ach, da müßt Ihr nicht so ängstlich sein, Florian!" tröstete der Herr Konrektor. „Solchen Leuten ist meist ein fremdartiges Aeußeres eigen, sie gehaben sich anders, als man's im Lande gewohnt ist, können aber dabei durchaus ehrenwerte Leute sein und zufolge ihrer Wissenschaft geradezu ein Segen werden für andre. Seht, Florian, meine liebe Frau, die doch sonst sehr vorsichtigen Gemütes ist, hat mir heute keine Ruhe mehr gelassen, hat gesagt: ‚Bleib nicht zurück, Jonas, schließ dich nicht aus, Jonas!' Und so bin ich denn zuletzt auch mit einem guten Stück Geldes den Berg hinaufgestiegen und wandle erleichtert zu meinen Penaten zurück. — Wird auch oben gerne gesehen, Florian," flüsterte er mit spitzigen Lippen, „gerne gesehen und wohl vermerkt, und das hat ein getreuer Unterthan nicht minder zu berücksichtigen — nicht?"

„Ach ja," sagte der alte Soldat und schnitt ein klägliches Gesicht. „Und die Frau Konrektorin ist also auch dafür gewesen? Ei, dann dürft' ich mich freilich von Rechts wegen nimmer besinnen, denn die ist eine vorsichtige Frau. Und doch, Herr Konrektor, wenn ich so an meine guten Thaler denke, und kommt dabei gerade der Graf mit seinem gelben Gesicht übern Hof, so läuft's mir den Buckel kalt hinunter vor lauter Angst."

„Ei, Florian, das sind Spuren vorhandenen Geizes und also Wurzeln jeglichen Uebels," sprach der alte Herr mit Salbung. „Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und was käme wohl noch zu stande auf Erden, wenn jeder so dächte wie Ihr? Der Mensch ist ein Zoon politikon, wollt' sagen, er ist geschaffen für das Gemeine."

„Ich weiß, Herr Konrektor, fürs Gemeine, das hab' ich selbst schon oft gefühlt, und wenn Ihr's einem vollends so klar macht, so kriegt die Geschichte auch gleich eine andre Nase," ächzte der alte Soldat und begleitete seinen Gönner quer über den Hof zum finsteren Thore. Dann ging er die knarrenden Stufen empor in sein enges Stüblein.

*

Florian Abendschein stand vor seiner Bettstatt und nahm die letzte Zuflucht zu seinem probatesten Mittel: „Ich soll nicht — ich soll — ich soll nicht — ich soll —," zählte er mit Ernst an seinen Wamshafteln, — „ich soll nicht — ich soll — ! Es ist wirklich die letzte Haftel," murmelte er, „und die Frau Konrektorin ist auch dafür."

Florian Abendschein reckte sich wie Cäsar, als er im Begriffe war, den Rubikon zu überschreiten, hob bedächtig die Bettdecke, rückte das grobe Leintuch zur Seite, fuhr tief hinein in den knisternden Strohsack, tief bis an den Ellbogen, und zog einen feisten blauen Strumpf hervor.

Dann rückte er einen Holzstuhl herbei, ließ sich nieder auf den Rand seiner Lagerstätte und schüttete den Inhalt des Strumpfes sorgsam auf das Sitzbrett.

Liebevoll betrachtete er die schönen Thaler und Gulden. „Es muß ja sein," murmelte er, „ich seh's wohl, wenn's auch hart herausgeht, Florian Abendschein, der Herr Konrektor hat recht: was wär's, wenn alle so dächten? Und geht einer angeln, so muß er einen Köder an den Haken thun."

Dabei versank er in tiefes Sinnen.

*

Dämmerig war's im Stüblein, und andächtig barg Florian Abendschein die harten Thaler und Gulden wieder im Strumpfe, schloß eine Truhe auf und versenkte den feisten Stumpen in ihre Tiefe, zog den Schlüssel ab, ging aus dem Gelasse und verschloß die Thür mit Sorgfalt. Und auf der steilen, ausgetretenen Stiege murmelte er: „Recht hat unser Herr Konrektor, und du sollst dich weidlich schämen, Florian. Aber heut muß es noch nicht sein; denn morgen ist auch noch ein Tag!"

*

Im Schloßhofe, nahe der alten Linde, begegnete ihm Hilde, die Magd, lieblich anzuschauen im Glanze ihrer achtzehn Jahre, und es hatte den Anschein, als wollte sie geschwinde an Herrn Florian vorüber.

„I wohin denn, Hildchen?" fragte der alte Soldat und vertrat ihr den Weg. Und es klang, als wäre ihm das Wasser im Munde zusammengelaufen. „Ei, was hast du denn nur, du Käferchen, du, du goldiges, daß du mir immer entwischen willst?" Und dabei versuchte er, sie an sich zu ziehen — was man ihm wirklich nicht weiter verübeln konnte.

Aber gewandt entschlüpfte ihm das Ding und sagte schnippisch: „Käferchen? Hi! Daß Ihr's fein wißt, Herr Florian, von Euch bin ich noch lang kein Käferchen nicht. Nein, nicht von ferne!"

„Aber, Hildchen, was hast du denn?" fragte der alte Soldat erschrocken.

„'n Züngelchen hab' ich!" antwortete sie und bleckte dem Ehrenmanne die Zunge.

„Na, Hildchen, nur immer zu, so ist's recht, darfst mir auch das Züngelchen blecken, ist mir immer noch zehnmal lieber, als wenn du so mürrisch an mir vorbeiläufst!" meinte Herr Florian Abendschein gutmütig und ging wieder schüchtern zum Angriffe über.

„Untersteht Euch!" rief die Magd, schnitt eine zornige Grimasse und stemmte die Arme in die Hüften. „Noch einen Schritt, und ich schrei', daß das ganze Schloß zusammenläuft!"

„Ja, aber Hildchen, was ist denn, was ist denn in das Hildchen gefahren?" stotterte der brave Mann erschrocken. „Weiß denn das Hildchen, das Hildchen gar nichts mehr von — von dem, na, was wir zwei an Sonnwend miteinander ausgemacht haben — Hildchen, daß mußt du doch wissen — im Walde?"

„Wir?" höhnte die Magd. „Kein Sterbenswörtlein!"

„Aber Hildchen, so besinne dich doch, wir sind ja, hätt' ich gedacht, längst miteinander im reinen, und auf den Herbst, hätt' ich gedacht —?"

„I, da schau doch, i, da hör doch eines den alten Gecken!" Sie stampfte.

„Wa— was hat das Hildchen gemeint?" fragte der biedere Soldat. „Ei, das hab' ich denn doch lieber nicht gehört! Und was trägt denn das Hildchen da für'n schönes, goldiges Kettlein um den Hals?"

„Hab' ich's etwan von Euch, alter Geck?" höhnte die Magd und knickste. „Laßt Euch was raten, Herr Florian" — sie knickste wieder —, „mit uns war nichts," sie knickste, „mit uns is nichts," sie knickste, „und mit uns wird nie was sein in Ewigkeit," sie knickste zum letzten Male. Dann drehte sie sich wirbelnd auf dem Absatze, daß ihre Röckchen flogen, gab dem braven Soldaten einen Schlag auf die Schulter und hüpfte wie eine Bachstelze von dannen. Mitten im Hofe aber blieb sie stehen und knickste noch einmal: „Herr Florian, Herr Förster Abendschein, wißt Ihr was? Schaut Euch doch mal bei Gelegenheit meine Frau Großmutter an — Ihr wißt ja, hinter der Pfarrkirche das dritte Häusel rechter Hand —, die könnt' Euch passen" — sie knickste zum allerletzten Male —, „und thät' mich freuen für die grundbrave Witib, Herr Florian!" Und nun lief sie auf und davon, wie der Wind läuft über die dürren Blätter.

Florian Abendschein stand starr und steif und guckte ins Leere. Dann wischte er endlich mit dem Rücken seiner braunen Hand über seine Augen und murmelte: „So jung und so 'n Maul!"

Und langsam schritt er dem Palas zu, die Tische in der Dirnitz zu decken für die Junker nach seiner Pflicht.

*

Und er nahm es genau mit seiner Pflicht, allzeit, sogar heute in seinem gerechten Jammer: er setzte die kleinen Eßschüsseln auf das blinkende Linnen, je eine für zwei Tischgenossen, er ordnete die Löffel und Messer und zweizinkigen Gabeln gleichmäßig, er rückte die Salzfässer an ihren bestimmten Ort, und bevor er einen zinnernen Trinkbecher auf die Tafel stellte, roch er bedächtig hinein.

„Was ist, Florian, warum so 'n trübseliges Gesicht?" fragte Junker Griffo, der als der erste hereinkam.

„Ich bin nicht als Narr in fürstlichen Diensten, sondern nur als Hofpfortner," sagte der alte Soldat und wischte einen Becher aus.

„Hat dich noch nie jemand für was andres taxiert," meinte der Junker.

„Nun ja, Herr, dann werd' ich auch just das Gesicht schneiden dürfen, das mir gerade am besten ansteht."

„Du Glücklicher!" lachte Griffo. „So gut hat's unsereiner nicht, und ist ja doch unsereiner auch nicht grade ein Hofnarr. Aber sag mal, Florian, was ist denn — fällt mir grade ein —, was ist denn nur mit deiner Hilde?"

„Und was soll's mit der Hilde sein?" brummte der andre und rückte an einem Salzfasse.

„Na, ich hätte doch gemeint, du und die Hilde, ihr wäret einig?" fragte der Junker verwundert.

„Hätt' ich auch gemeint, Herr," sagte Florian mit Ruhe und fuhr mit der Handquehle über einen Stuhlsitz.

„Ei, dann mußt du sie aber, hm, Alterchen, dann mußt du sie unbedingt besser in Obacht nehmen!"

„In Obacht nehmen? Nein, Herr, in Obacht nehmen thu' ich die Hilde nicht!" brachte der alte Soldat mit rauher Stimme hervor.

„Nichts für ungut," meinte der Junker, „hab's nur für meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit gehalten, weil du mir wert bist. Doch warum willst du denn deine Hilde nicht in Obacht nehmen? Ist ja doch so 'n bildhübsches Mädel!"

„Herr," fragte der Hofpfortner und sah nun steif herüber und rührte sich nicht, „Herr, wenn etwan, Ihr werdet mir's ja nicht in Uebel nehmen, wenn etwan Ihr eine hättet, die Ihr müßtet in Obacht nehmen, Herr — thätet Ihr Euch wohl große Mühe aufhalsen mit solchem Geschäfte?"

„Na, das ist ja doch —" murmelte der Junker.

„— was andres, Herr? Nein, Herr, das ist immer das Gleiche bei hoch und gering," erklärte Florian Abendschein mit großer Bestimmtheit und roch lange in einen Zinnbecher. „Seht, das Rindvieh kann man hüten, das Ziegenvolk auch, wenn einer junge Beine hat, Säue nicht minder, ist aber nicht jedermanns Sache. Solche Kreaturen kann und soll man hüten; denn 's ist

unvernünftiges Vieh. Aber 'n Weibsbild? Wenn einer da mit dem Hüten erst anfangen muß, dann soll er's lieber gleich aufgeben, das Hüten; es kommt nichts 'raus dabei. — So denk' ich, Herr, und ich wüßt' nit, wie einer anders denken könnt'." Und damit stellte er den Becher hart auf den Tisch.

„Du bist ein Philosoph!" sagte der Junker.

„Was das ist, weiß ich nicht," meinte Florian Abendschein und schwieg. — „Und mit wem geht also die — die Hilde, Herr?" stieß er plötzlich hervor und sah erwartungsvoll auf den andern.

„Na, Florian, du bist, wie gesagt, ein Philosoph, das ist ein grundgescheiter Mann, und da darf ich wohl keine Sorge haben, daß du dumme Geschichten machst. Recht hast du, ganz recht, schlag dir's aus dem Kopf!"

„Das ist hernach meine Sache, Herr!" sprach der alte Soldat mit Würde. „Ihr aber habt mir gewunken, nun ist's auch billig, daß Ihr mir redet — also, mit wem geht die Hilde?"

„Ich hab' sie nun schon dreimal sitzen sehen im Krautgärtlein hinter der Küche, und neben ihr ist immer der Tscheche, der — du weißt ja, der Diener des Grafen —"

„Der?" rief Florian Abendschein. „Bei dem ist die Hilde gesessen?" wiederholte er verächtlich, aber seine Hand zitterte heftig, als er nach dem nächsten Becher griff. „Der —? Aber ich dank' Euch, Herr, Ihr meint's gut mit mir."

„Und ob!" Herr Griffo klopfte ihm auf die Schulter. „Laß dir's aber auch gewiß nicht weiter zu Herzen gehen!"

„Herr," unterbrach ihn der andre rauh, „soll ich Euch heute wieder vom Weißen einschenken oder vom Roten?"

Das Mahl war nahezu beendet, und das Gespräch schwirrte in der hohen Dirnitz.

Mit finsterem Gesichte stand Florian Abendschein am Kredenztische und füllte die Krüge; geschäftig rannten die Knechte im flackernden Lichte der Kerzen und füllten die Becher.

Da ertönte die mahnende Stimme des Hofmeisters von der obersten Tafel her: „Guter Freund — ja, Euch mein' ich, Ihr am dritten Tische —, wolltet Ihr nicht lieber Euern Rock wieder anziehen?"

„Es ist ihm heiß geworden unter der schwersten Arbeit des Tages!" lachte einer aus der Ecke des Saales.

„Wenn mich friert, so ziehe ich zween Röcke übereinander," rief der am dritten Tische hinauf zum Hofmeister; „ist mir's aber zu heiß in meiner Haut, dann sitze ich in Hemdsärmeln, Herr." Und damit stand er auf, reckte seine riesige Gestalt und setzte sich wieder auf seinen Stuhl. Schallendes Gelächter erhob sich in der Runde.

„Aber bedenkt doch die fürstliche Hofordnung, gute Freunde!" schrie der Hofmeister und drang siegreich durch das Gelächter.

Da sprang einer am andern Ende des Saales in die Höhe und begann mit schallender Stimme salbungsvoll wie ein Kapuziner: „Es soll auch jeder seinen Rock über Tisch anbehalten, des Schreiens und Hochmutes, als mit Zerstoßung des Silbergeschirres —"

„Giebt's nicht auf den Tafeln der Junker!" rief eine Baßstimme, und tosendes Gelächter antwortete dem Spotte.

„— mit Zerstoßung des Silbergeschirres, Zinnes, Bleches, auch mit Hin- und Herwerfen der Knochen —" setzte der andre seinen Sermon fort.

„Da hast 'n Knochen!" rief der ohne Rock, packte ein großes Schinkenbein und warf es mit Kunst im Bogen nach dem Salbungsvollen.

Der wich gewandt aus, und der Knochen polterte an die Wand. Erregt aber sprang der Hofmeister mitten in den Saal, pochte mit seinem Stabe heftig auf die Dielen und öffnete den Mund: „Gute Freunde, ich bitt' euch —!"

Aber seine Bitte ward verschlungen von dem wütenden Grollen und Bellen zweier gewaltiger Rüden, die sich aufeinander stürzten in der Ecke des Saales von wegen des Schinkenbeines.

„Hunde auch noch!" jammerte der Hofmeister und stieß unablässig seinen Stab auf die Dielen. „Hallo, hallo, faß, Sultan, leid's nit, Cäsar!" brüllten die Junker und sprangen von ihren Stühlen.

„Florian, Florian!" kreischte der Hofmeister.

„Komm' schon," brummte der alte Soldat, nahm unbewegten Gesichtes einen großen, kupfernen Schwenkkessel, ging bedächtig zu den raufenden Hunden, goß ihnen das Wasser über die Pelze, daß sie sich knurrend verkrochen, bückte sich, hob den Knochen auf, öffnete das Fenster und warf ihn hinaus.

„... Da man findet, daß durch die Hunde viel Unlust gemacht wird im Schlosse," begann der Salbungsvolle aufs neue in seiner Ecke, „so darf sich kein Hund betreten lassen bei Hofe, ausgenommen unsre fürstlichen Hunde!"

Heftig stieß der Hofmeister den Stab auf die Dielen: „Ja, glaubt Ihr denn, Junker Goßwein, die fürstliche Hofordnung sei nur dazu vorhanden, daß Ihr Euern Mutwillen dran wetzet?"

„Mit nichten, Herr Hofmeister," sagte der andre demütig und faltete die Hände über seinem erklecklichen Bauche. „Wir ordnen und befehlen aber, daß diese Hofordnung viermal im Jahre zu Quatemberzeiten allem Hofgesinde vorgelesen werde in der Dirnitz, damit sich niemand könne entschuldigen mit Unwissenheit. — Warum scheltet Ihr mich Unschuldigen also, Herr Hofmeister, wenn ich die Lektion gelernt habe nach meiner Pflicht und sie aufsage zuzeiten aus freien Stücken und gutem Willen?"

„Heil, heil unserm hochwürdigen Goßwein!" schrieen sie an allen Tischen und hoben die Becher.

Zornig wandte sich der Hofmeister ab und pochte wütend mit dem Stabe: „Wem gehören die Hunde?"

„Mir!" antwortete der Graf von Santaporta von der obersten Tafel her mit vornehmer Gelassenheit.

„Das ist also etwas andres!" kam die scharfe Stimme des Narren aus einer Ecke des Saales. „Hofmeister, ich rate dir, schiebe flugs einen Zusatz in die fürstliche Hofordnung, schreibe: ‚So darf sich kein Hund lassen betreten bei Hofe, ausgenommen dann und wann ein gräflicher Hund!'"

„Hallo!" rief Junker Griffo, und hier und dort an den Tischen im Saale rief einer Hallo. Die meisten aber schwiegen verlegen.

Langsam begab sich der Hofmeister zurück an seinen Platz, und der Graf von Santaporta drehte Brotkügelchen.

Murmelnd setzte sich die Unterhaltung fort, und im Flüstertone neigte sich der Hofmeister von Windewendeleben zum Grafen: „Vergebt — hätte ich eine Ahnung gehabt —, aber Ihr glaubt nicht, was einem das Hofgesinde zu schaffen macht! Und an wem geht's zuletzt doch immer hinaus? Am Hofmeister! Doch hätt' ich eine Ahnung gehabt —"

Mit stummem Nicken beehrte der Graf von Santaporta den Höfling Windewendeleben. „Was willst du, kleiner Knirps?" fragte er nachlässig den Paggio, der in diesem Augenblick hinter seinen Stuhl getreten war.

„Seine Fürstliche Gnaden lassen Euch freundlichen Gruß entbieten und vermelden, daß alles nach Wunsch geht," antwortete der Knabe mit halberstickter Stimme und machte zornige Augen.

„Meinen unterthänigen Dank an Seine Fürstliche Gnaden!" sagte der Graf.

„Ich aber bin kein kleiner Knirps, weder vor Euch noch vor irgend einem!" rief der Paggio mit bebender Stimme.

„Ei, schau doch einer die giftige Kröte!" lachte der Graf, nahm ein Brotkügelchen vom Tafeltuche und flitzte es dem Knaben ins Gesicht.

„Eine große Kunst, einen Wehrlosen zu höhnen!" kreischte der Knabe und ballte die Hände.

„Recht so, Golau, laß dir's nicht gefallen!" rief Junker Griffo vom nächsten Tische.

„Ruhe, ich bitte um Ruhe!" befahl der Hofmeister. „Kann's denn heut' abend gar nimmer Friede werden an unsern Tischen?"

„Er soll sich nur immer nichts gefallen lassen!" sagte Junker Griffo über die Schulter zurück. „Er ist von gutem Blute, er ist ein Landskind, wie jeder von uns, und es ist in der That keine Kunst, einen Knaben zu höhnen."

„Ja so, du hast deinen Degen verloren, Kleiner!" sprach der Graf nachlässig und sah nach der Birkenrute an des Paggio Seite. „Na, du Knirps, erzähl uns mal, warum ist dir denn der Degen abhanden gekommen? Man hört so mancherlei — gieb uns doch die Geschichte zum besten!"

„Erzählen, erzählen!" riefen sie lachend von den nächsten Tischen und reckten die Hälse.

Totenbleich stand der Paggio, und neben ihn trat der Narr: „Ich will dir's erzählen, edler Graf!"

„Du schweigst, Narr, oder man wird dir verabreichen, was sich geziemt!" Der Graf wandte sich: „Erzähle die Geschichte, kleiner — na, Knirps willst du nicht heißen, also — Schellenkönig, kleiner!"

„Ich," rief der Verwachsene und schob den bebenden Knaben zur Seite, „ich will Euch Bedeutung und Zweck einer Birkenrute erklären —!"

„Schweig!" sagte der Graf.

„— und erklären, was es zur Zeit an dieser Hofstatt mit allerlei Schellengeklingel für eine Bewandtnis hat!" vollendete der Narr mit erhobener Stimme.

„Höre," begann der Graf und blickte von oben auf den Verwachsenen hinüber, „es ist eine hübsche Gepflogenheit der Fürsten, Narren und Hunde zu füttern, Narren und Hunde gehören nun einmal zu einem Hofstaate, aber —"

„Hallo, Hallo!" riefen sie an den nächsten Tischen. „Recht so, sagt's dem frechen Narren!"

Der Verwachsene kreuzte die Arme und maß den Grafen mit funkelnden Augen: „Narren, Hunde und Goldmacher — die Goldmacher bitte ich nicht zu vergessen hinter den Hunden im Range!" rief er laut.

„Hallo, hallo!" kam es vereinzelt von den entfernteren Tischen und aus den Ecken der Dirnitz.

Junker Griffo aber stand von seinem Sitze auf und trat hinter den Verwachsenen: „Hütet Euch!" raunte er fast unhörbar.

Unwillig warf dieser das Haupt in den Nacken.

Der Graf aber sagte: „Doch Hunde und Narren muß man züchtigen zur rechten Zeit, sonst werden sie üppig. Ihr Herren, was ist's, — hat man denn diesen neuen Hofnarren schon geprellt, wie sich's gebührt nach uraltem Hofbrauch?"

„Prellen, prellen!" riefen sie an den nächsten Tischen. Der Verwachsene aber richtete sich hoch auf und trat einen Schritt näher.

„Habt ihr kein Tischlaken zur Hand?" hetzte der Graf.

„Die Becher weg!" rief einer am nächsten Tische.

„Zurück, zurück!" raunte Griffo dem Verwachsenen zu.

„Deinen Degen!" keuchte dieser.

„Herr, Ihr vergeßt Eure Rolle!" flüsterte der Getreue.

„Hier, das Laken!" kam es vom nächsten Tische.

„Recht so!" hetzte der Graf.

„Deinen Degen!" zischte der Narr, packte des Junkers Waffe am Korbe und zerrte sie aus der Scheide. „Platz da!" rief er mit gellender Stimme.

„Hallo, hallo! Der Narr gegen den Grafen!" kam es von verschiedenen Tischen, und ringsumher sprangen die Junker auf ihre Stühle.

„Prellen, prellen!" schrieen die andern mit Macht dagegen.

„Wage es einer, mich anzurühren!" rief der Verwachsene, während ihm die Gugelhaube in

den Nacken glitt und das blonde Haar über die Schultern hinabquoll.

„Eia!" murmelte der nächste mit einem scheuen Blick auf das hoheitsvolle Antlitz und wich zurück.

„Bahn frei!" herrschte der Verwachsene die andern an, und es entstand eine Gasse zum Sitze des Grafen.

„Vom Leder!" keuchte der Verwachsene. „Oder ich nagle dich an deinen Sessel!"

Entsetzt sprang der Graf empor und lief auf die andre Seite des Tisches: „Ich schlage mich nicht mit Krüppeln und Narren!"

„Friede! Burgfriede!" kreischte der Hofmeister.

„Hallo, hallo!" kam es von den meisten Tischen.

„Prellen, prellen!" rief da und dort noch einer aus dem Hintergrunde.

„Herr!" flehte Griffo hart an der Seite des Verwachsenen.

Da öffneten sich die Flügelthüren, ein Kämmerer trat auf die Schwelle und verkündete: „Seine Fürstliche Gnaden!"

Still ward es in der Dirnitz.

„Eure Gugel!" flüsterte Griffo, und hastig zog der Verwachsene die Kapuze über Haupt und Stirn.

Der Fürst betrat den Saal, und tief verneigten sich die Höflinge.

„Ihr Lieben und Getreuen!" begannen Seine Fürstliche Gnaden. „Wie soeben schon unserm besonders Lieben, dem Grafen von Santaporta, durch eigne Botschaft bestellt wurde, so verkündigen wir nun auch euch insgesamt und einem jeden: Es haben sich unsre Landeskinder ohne Unterschied des Standes eifrig und in großer Anzahl lassen einschreiben als Gewerker zu unserm vorhabenden Bergbau, und vermag also das Bergwerk ehestens errichtet zu werden."

„Heil, heil!" riefen sie aus den Ecken.

„Unsern fürstlichen Dank allen denen, die geholfen haben bei solchem Vornehmen, unsern fürstlichen Dank zunächst dem wohlgeborenen Grafen von Santaporta. Wollet, lieber Graf, als Zeichen unsrer Huld diese Ehrenkette mit güldenem Gnadenpfennig aus unsern Händen nehmen!"

Der Graf schritt gesenkten Hauptes vor Seine Fürstliche Gnaden, legte die Rechte aufs Herz und beugte höfisch das Knie. Umständlich schmückte ihn der Fürst mit dem Kleinod, und viele Stimmen riefen: „Heil Seiner Fürstlichen Gnaden! Heil dem Grafen von Santaporta!"

„Thut mir jetzt nur einen einzigen Gefallen und verlaßt den Saal!" flüsterte Griffo dem Verwachsenen zu.

„Gut!" raunte dieser und ballte die Hand. „Heute finde ich mich ja doch nimmer zurecht in meiner Narrenpflicht!"

„Ehre, wem Ehre gebührt!" fuhren Seine Fürstliche Gnaden fort mit erhobener Stimme. „Wir erwarten Großes von Eurer Kraft, Kunst und Wissenschaft für uns und unsre Lande, lieber Graf. Sintemalen aber nunmehr unsre Residenzstadt zugleich Bergstadt geworden ist, finden wir's nicht mehr als billig, daß man dieses fortan auch erkenne an einem äußerlichen Zeichen: Und also befehlen und verordnen wir, daß an dieser Hofstatt der Gruß von nun an laute zu allen Tageszeiten — Glück auf!"

„Glück auf, Eure Fürstliche Gnaden!" rief der Graf von Santaporta mit sichtlicher Bewegung.

„Glück auf!" riefen die Junker begeistert an allen Tischen im Saale. „Glück auf! Glück auf!"

„Und nun gelüstet uns, zur Feier des Tages einen Trunk zu nehmen unter unsern Lieben und Getreuen!" sagte der Fürst mit leutseligem Lächeln. „Hofmeister, vom Besten in alle Becher!"

„Glück auf, Eure Fürstliche Gnaden!" rief der Hofmeister. Und „Glück auf!" brauste es nun in der That aufs höchste begeistert durch die Dirnitz.

*

„Glück ab!" murmelte draußen auf dem einsamen Korridor Junker Griffo mit verzerrtem Gesichte.

„Nein, guter Freund," sagte der Narr sehr bestimmt, „dennoch Glück auf, so wahr der da drinnen kein Graf ist, sondern ein Gauner. Im übrigen habet Dank, Ihr Getreuer!"

Der Paggio schlüpfte aus der Dirnitz, stellte sich zu den beiden, ballte die Händlein zitternd und bebend, daß die Schellen erklangen an der Birkenrute, und stieß hervor: „Wie ich ihn hasse, den Grafen!"

*

Es war schon sehr spät in der Nacht, als Florian Abendschein den letzten steifgesoffenen Junker zu Bett gebracht hatte nach seinen obliegenden Pflichten und endlich die kleine, mondhelle Wächterstube betrat.

Mit festen Schritten ging er an die Truhe und schloß sie auf, kramte in seinen Siebensachen und zog ein Paar neuer Fäustlinge hervor.

Verächtlich wandte und drehte er sie in den Händen, ging ans Fensterlein, riß es auf und warf sie im Bogen hinaus. Dann wischte er die Hände umständlich an seiner Sitzseite ab.

Und abermals ging er an die Truhe, nahm den feisten Stumpen aus der Tiefe, streichelte ihn zärtlich, klopfte mit Andacht darauf, daß es klirrte unter den harten Thalern und Gulden, und murmelte: „Nein, Herr Konrektor, das weiß ich nun doch besser als Ihr!"

Langsam und feierlich ging er an seine Lagerstätte, schob das Leintuch zurück und bestattete den feisten Stumpen sehr tief im raschelnden Stroh, zog das Leintuch wieder darüber und sagte ganz laut und nachdrucksvoll: „Daß dich die Gänse bissen, Florian!"

Und es währte nicht lange, dann war das Gemach erfüllt vom friedvollen Schnarchen des alten Soldaten.

V.

Und wieder saßen zwei in der Tiefe der Geißblattlaube unter dem schützenden Dache — wie damals. Aber draußen schlug kein Fink, und keine Lerche tirilierte im Thale. Es war ein kaltklarer Morgen im November, von den Bäumen fielen sachte die gelben Blätter, und auf den Feldern grub man die letzten Stupfrüben. Kahl und braun, wie ein Korb aus starkem Weidengeflechte, war die große Geißblattlaube anzusehen.

„Griffo," schluchzte eine Stimme, „ich kann, ich kann's nicht fassen, und ich kann dich nicht lassen."

„Ist auch gar nicht nötig, Wiltrud! Mir dünkt, das letzte Wort in dieser Sache ist noch lange nicht gesprochen."

„Mir schon, Griffo!" kam es unter Weinen zurück. „Ach, Griffo, du weißt ja noch nicht alles. Ich habe gestern einen Fußfall gethan vor Seiner Fürstlichen Gnaden."

„Du Gute!" flüsterte der Junker und zog die Geliebte an sich. „Wird kaum viel geholfen haben?"

„Es ist alles vergeblich gewesen," schluchzte die Hofjungfer in ihr Tüchlein. „Mich will er vom Hofe jagen, wenn ich widerstrebe — o, käm' es auf mich an, lieber heut als morgen!" stieß sie leidenschaftlich hervor und ballte das Tüchlein zusammen. „Und dir, Griffo, dir will er dann auch den Laufpaß geben!"

„Mir? Das könnt' ich aushalten!" lachte der Junker. „Ein guter Degen findet überall wieder einen richtigen Herrn. Aber du, Wiltrud? Nein! Laß nur den Dingen Zeit — o, könnt' ich dir etwas abgeben von meiner Hoffnung!"

„Hoffnung? Ach Griffo, seit gestern hab' ich keine Hoffnung mehr. Ich ginge, Griffo!" sagte sie finster. „Ich ginge — aber," sie brach aufs neue in Thränen aus, „um mich handelt sich's ja gar nimmer. Weißt du, was er mir gedroht hat? Meiner alten Mutter will er die Gnadeneinkünfte sperren, wenn ich mich weigere. Und morgen abend soll der Verspruch sein — hast du gehört, Griffo?"

„Der ist ja schon gewesen, Wiltrud. Kopf hoch!" flüsterte er zärtlich und drückte ihre Hand.

Sie lachte bitter auf: „Gewesen, Griffo!"

Mit frohem Lächeln fuhr er fort: „Kopf hoch! Fasse Mut, Liebste! Ich sage dir, es liegt etwas in der Luft, habe nur noch ein wenig Geduld! Wir arbeiten Tag und Nacht am Sturze des Grafen. Mut, Liebste!"

„‚Wir arbeiten Tag und Nacht am Sturze dieses Turmes,' sprachen die Mäuslein und nagten an der Grundmauer des Bergfrieds," seufzte Wiltrudis und blickte trostlos hinaus ins Freie. „Mich friert, laß uns gehen!" bat sie nach einer Weile.

„Halte dich ruhig, da kommen Fürstliche Gnaden!" raunte Griffo und zog sie zurück auf die Bank.

„O Himmel, wenn er uns hier entdeckte!"

„Der Graf ist bei ihm. Sei ganz ruhig, Wiltrud! Hier können sie uns nicht sehen, die Zweige sichern uns, sind dicht wie ein Geflechte!" —

Seine Fürstliche Gnaden kamen näher. Erregt klang ihre Stimme: „Viel zu langweilig, lieber Graf. Ich bin 'n sanfter Mensch, ich bin 'n geduldiger Mensch, Ihr aber treibt Mißbrauch mit meiner Geduld und Sanftmut."

„Es wird unablässig gearbeitet, und das Werk schreitet stetig fort, Fürstliche Gnaden," antwortete der Graf von Santaporta.

„Das höre ich nun immer, so oft ich frage. Gut. Aber wo sind die Früchte? Nun, wo denn? Her damit! Früher, als Ihr zuerst allein schürftet mit Euerm Diener, da kamen gleich die schönsten Proben zu Tage. Das ist nun längst aus und vorbei. Aber hört — wißt Ihr was? Ich will Proben sehen — Proben will ich wieder sehen, Proben! Habt Ihr verstanden?" Seine Fürstliche Gnaden stampften und blieben dicht vor der Geißblattlaube stehen.

Das Pärlein in der Tiefe hielt den Atem an.

„Um Vergebung, Fürstliche Gnaden," sagte der Graf, „aber jetzt kommt es doch nicht mehr auf kleine Proben an, jetzt fahnden wir ja nach den mächtigen Adern!"

„Adern hin, Adern her!" murrte der Fürst. „Proben will ich sehen, greifen will ich was, und Eure Vertröstungen hab' ich satt!"

„Wollen mir Eure Fürstliche Gnaden das Vertrauen entziehen?" murmelte der Graf mit bekümmertem Lächeln.

„Das nicht, das nicht. Aber mein Geduldsfaden — hört Ihr, Graf? — mein Geduldsfaden will reißen, und das kann gefährlich werden. Ich sag' Euch, gefährlich!"

„Und warum" — der Graf von Santaporta verneigte sich tief — „warum haben mir Eure Fürstliche Gnaden nicht hochdero ganzes Vertrauen geschenkt? Wer weiß, ob wir nicht heute schon weiter wären — wenn — —"

„Was, wenn?" fragte der Landesvater und runzelte die Stirn.

„Ich meine nur," sagte der Graf lauernd, „wenn ich unabhängig wäre von Euerm Kanzler und könnte schalten und walten mit den Geldern der Gesellschafter —"

„Nein," erklärten Seine Fürstliche Gnaden störrisch und kniffen die Lippen ein. „Dabei bleibt's, und daran wird kein Jota geändert. Aber Proben will ich sehen! Hört Ihr? Proben!"

„Wie ich schon gestern sagte, Fürstliche Gnaden, ich hoffe, spätestens morgen abend wieder eine Probe überreichen zu können!" murmelte der Graf mit einem schiefen Blicke.

„Gestern? Habe nichts davon gehört. Also nun doch auf einmal?"

„Fürstlicher Gnaden ist's wohl entfallen," log der Graf. „Meine Leute haben mir gestern schon gemeldet, das Gestein lasse sich gut an."

„Und warum wird mir davon keine Meldung gemacht? Wer ist Bergherr — ich oder der Graf von Santaporta?“ polterte der Fürst heraus.

„Ich wollte Eure Fürstliche Gnaden mit dieser Nachricht überraschen!“ erklärte der Graf.

„Liebe die Ueberraschungen nicht,“ brummte der Landesvater, zog sein Taschentuch und schnob hinein. „Wißt Ihr was, Graf? Wir zwei gehen heute nachmittag miteinander hinauf ins Gebirge, wir zwei allein. Ich will mich nun selber vom Stande der Dinge überzeugen. Habt Ihr gehört?“ Und damit wollte er das Tüchlein ins Wams stecken, aber es fiel unbeachtet zu Boden.

„Gereicht mir zur hohen Ehre, Fürstliche Gnaden, aber ich gebe zu bedenken, der Weg ist weit. Es wird an drei verschiedenen Orten geschürft.“

„Einerlei, ich will das nun gerade mit eignen Augen sehen!“ entschied der Fürst und wandte sich zum Gehen.

„Und was die Proben anlangt, Fürstliche Gnaden,“ sagte der Graf mit Hast, „die Proben können natürlich nicht auf Geheiß zu Tage gefördert —“

„So viel verstehe ich auch vom Bergbau,“ sprach der Landesvater mit Hoheit. Und schweigend gingen die beiden den Gartenweg hinunter.

„Das ist gut abgelaufen,“ raunte Wiltrudis.

„Pst!“ machte Griffo.

Eilig kam der Graf von Santaporta den Weg zurück und spähte suchend umher. Nahe der Laube sah er das Taschentuch und hob es auf. „Daß er doch selber in irgend ein Loch fiele zur Probe!“ murmelte er wütend vor sich hin und ging dem Fürsten nach mit dem Tüchlein.

„Hast du's gehört?“ flüsterte Wiltrudis.

„Ja, das hab' ich gehört!“ sagte Herr Griffo erregt. „Und nun laß uns eilig gehen, Liebste!“

„Pst! Pst! Herr Griffo!“ Der Paggio trat hinter der Laube heran und flüsterte zwischen den blattlosen Ranken: „Geschwinde, Herr Griffo, geschwinde! 's geht etwas vor, das Ihr wissen müßt, aber geschwinde!“

„Laß uns allein, Wiltrud!“

Die Hofjungfer raffte sich auf und huschte aus der Laube.

„Herr Griffo, der Graf und der Schreiber Imbricius haben ein Geheimnis miteinander. Und daß Ihr's nur wißt, Herr Griffo, damals am Sonnwendtage waren die beiden auch schon in großer Heimlichkeit beisammen auf dem Johannisberge. Ich will's Euch ein andermal erzählen, 's ist mir das alles erst hinterdrein klar geworden. Nur geschwinde: Stand ich vorhin in dem dunkeln Gang, Ihr wißt ja, der von der Waffenkammer zur Schloßkapelle führt, und wartete auf den Diener, der meine Kleider zu reinigen hat. Da kam der Graf, und ich schlüpfte in eine Nische. Kurz darauf schlich der Schreiber herzu, raunte: ‚Glück auf, Herr, es ist gelungen. Aber nicht hier, 's kommt ein Knecht!‘ — ‚In der Dirnitz in einer halben Stunde!‘ hörte ich den Grafen sagen. Dann gingen sie auseinander. Und nicht wahr, Herr Griffo, das ist doch eine wichtige Geschichte?“

Der Hofjunker sprang auf: „Wann war das?“

„Ich habe Euch lange gesucht. Die halbe Stunde kann bald verstrichen sein.“

„Hast du den Narren gesehen?“

„Soeben im Hofe unter der Linde.“

„Also in einer halben Stunde kommen die Halunken zusammen?“

„In der Dirnitz.“

„Du bleibst, bis ich außer Sehweite bin!“ befahl Griffo. „Und deine Sache hast du gut gemacht!“

„Glaubt Ihr? O, wie ich ihn hasse, den Grafen!“ murmelte der kleine Paggio.

*

Leise öffnete sich die Thür, und vorsichtig spähte der Verwachsene in den Saal. Oede und leer dehnte sich der gewaltige Raum.

Auf den Fußspitzen lief der Narr und schlüpfte hinter einen Wandteppich.

Stille war's. —

Abermals öffnete sich die Thür, und hastigen Schrittes kam der Graf von Santaporta herein, sah sich um, stampfte zornig auf, rannte an ein Fenster und begann auf den Butzenscheiben zu trommeln.

Zum drittenmal öffnete sich die Thür, und der kleine Schreiber schob sich in den Saal. „Hier, Herr!“

„Was laßt Ihr mich warten?“ schnaubte ihm der Graf entgegen.

„Bin Euch auf dem Fuße gefolgt,“ entschuldigte sich der Kleine mit gekränkter Miene.

„Hast du den Fetzen? Her damit!“ murrte der Graf.

„Herr, Ihr verlangt Unbilliges,“ rief der Schreiber. „Wüßtet Ihr, welche Mühe es gekostet hat, den Schlüssel ins Archivgewölbe auf etliche Minuten zu bekommen und in Wachs abzudrücken —“

„Langweiliges Geschwätz!“ unterbrach ihn der Graf. „Was schert mich das Wie? Kurz und gut: bis wann habe ich die Urkunde in der Hand?“

„Wenn sie noch an der Stelle liegt, wo ich sie damals versteckt habe, das heißt im Sitzpolster des Kanzlers —“

„Bis wann?“ rief der Graf ungeduldig.

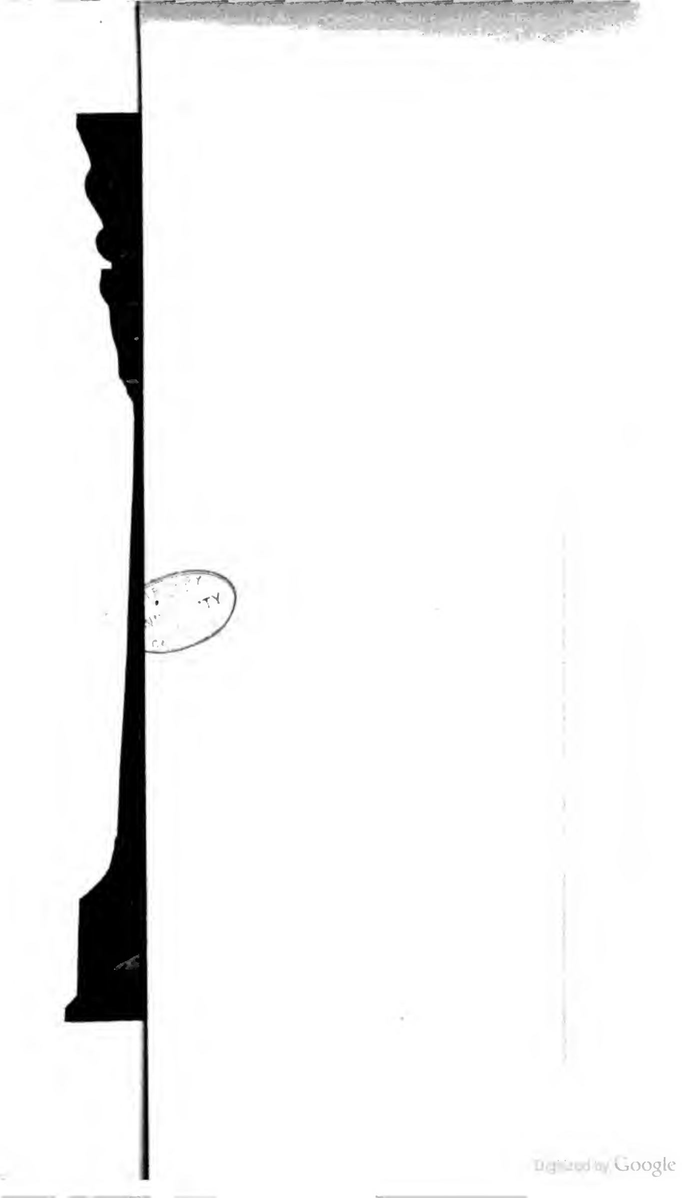
„Und wenn der Kanzler noch zu Bette bleiben muß — so viel ich zu thun vermag, bis morgen abend.“

„Gut, morgen abend, während des Festes, da könnt Ihr unauffällig an mich heran!“ sagte der Graf.

„Und, Euer Gnaden, bleibt's dann bei Euerm Versprechen?“ fragte der andre ängstlich.

„Das wird sich finden,“ sagte der Graf kurz angebunden. „Erst die Arbeit und dann der Lohn.“

„Herr, was habt Ihr aus mir gemacht!“ jammerte der Schreiber.




UNIVERSITY
CALIFORNIA

„Memme, habe ich dir geheißen, mit dem Burgermeister anzubandeln?"

„Ja, ich habe dem Teufel einen Finger gegeben —"

„— und nun nimmt er die dazu gehörige Hand, wie sich's gebührt," spottete der Graf.

„Schritt für Schritt bergab!" jammerte der Schreiber. „Aber erbarmt Euch und haltet Euer Versprechen! Liegt einmal die Urkunde beim kaiserlichen Hofgerichte, dann muß ich längst über alle Berge sein. Hört Ihr, Euer Gnaden?"

„Ich hab's nicht vergessen und werd's nicht vergessen. Aber mir geht auch nicht alles nach Wunsch," sagte der Graf. „Und welcher Teufel hat den Esel geritten, daß man mir die eingelaufenen Kurgelder läßt vor der Nase wegsperren?"

„Das war sie, Euer Gnaden, sie, und niemand anders," flüsterte Imbricius und legte den Zeigefinger auf den Mund.

Der Graf ballte die Hände und murmelte einen langmächtigen Fluch. — „Noch eins, Schreiber: ich habe meinen Diener vor etlichen Tagen nach Böhmen geschickt und erwarte ihn heute oder morgen zurück."

Imbricius verzog den Mund zu einem höhnischen Lächeln.

„Nun ja," sagte der Graf leichthin. „Das ist wohl zu erraten, ich muß ihm wieder goldene Eier legen. Höre, Schreiberlein," er sah ihn durchdringend an, „ordne die Falten deines edeln Gesichts in etwas andrer Weise! Ich habe dich, dünkt mich, fester als du mich, und unsre Schuhe laufen in einer Spur."

„Das weiß der Henker," seufzte Imbricius und klappte zusammen.

„Trifft er also heute ein, so sag ihm, er solle das Kästchen einstweilen in seiner Kammer verbergen!"

Was für eine Urkunde dürfte wohl der Schreiber versteckt haben?" raunte in dem finstern Gange der Verwachsene dem Hofjunker Griffo ins Ohr.

„Eine Urkunde?" Herr Griffo besann sich.

„Eine Urkunde, die er dem Gauner morgen abend während des Festes ausliefern soll," sagte der Verwachsene.

„Schockschwerenot!" brach der Junker los. „Nun geht mir aber eine Fackel auf. Ei, da soll doch — unser Waldprozeß! Ei, da muß ich spornstreichs zum Kanzler!"

„Thorheit!" raunte der Verwachsene. „Das machen wir untereinander ab und gleich alles in einem Stück!"

„Ihr könntet recht haben, ich beuge mich Eurer Weisheit," murmelte der Junker.

Leise kam der Paggio heran zu den beiden.

„Und den andern müssen wir abfangen, Griffo, kommt er nun heute abend oder morgen! Wißt Ihr einen verläßigen, handfesten Mann zu diesem Geschäfte?"

„Ich!" rief der Paggio eifrig und reckte den Zeigefinger empor.

Der Verwachsene lächelte, und Junker Griffo besann sich. Dann raunte er triumphierend: „Florian Abendschein — wen sonst?"

„Gut!" sagte der Narr.

„Und ich gedenke mich selbst zu bemengen mit dieser Fangerei. Da sind zwei besser am Platze als einer!" meinte Herr Griffo eifrig.

„Wenn es sich um morgen handelt, meinetwegen!" sagte der Verwachsene, und verwundert sah der Paggio auf ihn herüber. „Zunächst aber bedarf ich Euer: beliebt's Euch, so folgen wir heute nachmittag unauffällig dem Gauner und seinem Opfer ins Gebirge!"

„Habt Ihr nicht auch für mich was zu thun?" fragte der Paggio traurig den Junker.

„Ich denke, du hast dein redlich Teil schon gethan," sagte Herr Griffo.

„Ach nein, noch lange nicht genug!" flüsterte der Kleine. „Wißt Ihr, ich möchte eine That vollbringen, eine That, daß der alte Drache — wollt' sagen, daß er selber mir vor versammeltem Hofe meinen Degen wiedergeben muß — muß!"

„Die That ist dir bereits gelungen, Knabe!" sprach der Verwachsene vornehm, als läge die Entscheidung bei ihm.

Verwundert sah der Knabe zu ihm hinüber. Dann wiederholte er dringlich: „Gebt mir eine große That zu thun, Herr Griffo!"

„Halte die Augen offen, wie bisher!" riet ihm der Junker.

*

Abend war's, und nach langer Wanderung tappten der Hofjunker und der Narr auf schmalen Steigen durch die finsteren Wälder.

„Nun ist noch eine Möglichkeit, und an die denke ich dummerweise zuletzt: auf dem Johannisberg wird ja auch noch geschürft, und vielleicht hat er ihn dorthin geführt!" sagte Griffo.

„Also auf zum Johannisberg!" befahl der Narr.

„Allgemach wird mir doch bänglich zu Mute, denke ich mir Seine Fürstliche Gnaden allein im dunkeln Walde mit dem Strolche," meinte der Hofjunker.

Und sie wanderten eilig weiter, bergauf, bergab.

*

„Nun müßten wir nahe an der Bergkuppe sein," sagte Herr Griffo und hielt schnaufend inne. „Mich dünkt, da vor uns wird's heller. — Habt Ihr gehört? Da wieder! Hört Ihr denn nichts —?"

Der Verwachsene packte den Hofjunker am Handgelenk und raunte herrisch: „Keinen Schritt weiter!" Dann tappte er allein durch den stockdunkeln Wald und kam hinaus auf die Kuppe des Johannisberges.

„Hat jemand gerufen?" fragte er mit verstellter Stimme.

„Ei ja freilich, hierher — hierher!" klang's aus der Tiefe.

„Wer ist's?" fragte der Narr und lauschte.

„Ich! Wer denn sonst? Ich!“ kam die ungeduldige Antwort zurück. „Ich habe mich verirrt von meinem Begleiter und einen Fehltritt gethan!“

„Ich?“ fragte der Narr. „Ja, das merke ich. Aber damit ist noch lange nicht alles klar. Ich! Was bedeutet das im Totentanze der Geschlechter? Ein fallendes Blatt ist auch ein Ich, und der Maulwurf unterm Wasen nicht minder. Also, was bist du — Mensch oder Geist?“

„Kein Geist, aber auch nicht die Spur von Geist!“ beteuerte die unterirdische Stimme.

„Da könntest du recht haben, und deine Selbsterkenntnis ist mir erfreulich,“ sagte der Verwachsene vergnügt und ging bedächtig vorwärts im unsicheren Scheine der Sterne. „Also, was bist du deines Zeichens?“

„Der Fürst dieses Landes!“ kam die Antwort aus dem Erdboden zurück.

„Ein Fürst?“ sagte der Narr nachdenklich. „Demnach vielleicht auch zuzeiten ein Ich — soweit es die andern erlauben.“ Und nun blieb er stehen, denn vor seinen Füßen gähnte der Schacht. „O, du Aermster!“ jammerte er.

„Mach's kurz und hilf mir aus dem vermaledeiten Loch, es soll dein Schaden nicht sein!“ knurrte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste.

„Gemach, lieber Herr!“ sagte der Narr. Dann erkundigte er sich liebevoll: „Ihr habt Euch doch nicht wehe gethan? Etwa einen von Euern thönernen Füßen gebrochen oder einen von Euern langen Herrscherarmen ausgekugelt oder am Ende gar ein Loch in Eure Gedankenretorte gestoßen?“

„Ich glaube nicht,“ antworteten Seine Fürstliche Gnaden ängstlich und befühlten sich umständlich zum zwanzigsten Male. „Aber mach vorwärts!“

„Ei, das freut mich von Herzen, lieber Herr,“ sagte der Narr und hielt sich etwas zurück vom Rande des Schachtes. „Da seid Ihr wahrlich gut weggekommen. Wäre das Loch ein wenig tiefer, dann könnte ich Euch jetzt stehenden Fußes den letzten Liebesdienst erweisen.“

„Schockschwerenot, hilf mir heraus — oder ich zeig' dir, wer Herr ist!“

„Wer Herr ist?“ sagte der Narr mit seiner tiefen, verstellten Stimme. „Ja, wer anders als der Tod, mein Lieber, allerorten und immer? Nein, haltet Ihr nur ein wenig stille, lieber Herr Landgraf oder Herr Herzog oder was Ihr sonst seid, denket Euch, Ihr seiet gestorben — hochselig entschlafen, nennen's die Menschen draußen in der Welt — und ich müßte Euch nun die Leichenrede halten, wie sich's für solchen hohen Herrn geziemt.“

„Hilf mir heraus, Halunke!“ kam's furchtsam aus der Erde.

Doch unbeirrt begann der Narr salbungsvoll im Scheine der Sterne: „Ihr Füchse und Luchse, ihr Schlangen und Molche, ihr Käuzlein und Fledermäuse, hochbetrübte Trauerversammlung, hier liegt einer begraben, von dem man mit Recht sagen kann: er ward geboren, nahm ein Weib und starb. Schon vor seiner Geburt gab er Aeußerungen unvergleichlicher Weisheit von sich. Denn als ihn der Storch auf der Herreise fragte, ob er lieber eines Herrn Fürsten oder eines Herrn Schuhflickers Kind zu werden wünsche, entschied er sich zu ersterem. Damit hatte sich allerdings seine Weisheit auf lange hinaus erschöpft. Aber, hohe Trauerversammlung, wozu hätte er ihrer im Grunde so sehr bedurft? Diente ihm doch von Jugend auf eine Menge von Leuten, deren Pflicht es war, Tag und Nacht weise zu sein für ihn und für sich! Und so wuchs das kleine Ich heran zum großen Ich, zum dicken Ich, ein Gefäß der Tugend im Sonnenlichte und voll süßen Weines des Nachts, ein Feind der Schmeichler, wenn sie zwischenhinein Atem schöpfen mußten, und ein Freund der Wahrheit, sobald es ihm vergönnt war, sie einem zu geigen; ein Verächter des Goldes, das ihm nicht selber gehörte, und ein Förderer der Wissenschaften, weil sich seine Weisheit zum Glück niemals mit ihnen bemengte —“

„Halt dein Maul und hilf mir heraus!“ rief der Fürst halb zornig, halb ängstlich.

„Wird's Euch langweilig, Herr Herzog? Glaub's wohl! Doch was thut's? Grabreden hält man gemeiniglich nicht denen zum Vergnügen, die in der Grube liegen, sondern denen, die außen herumstehen. Käme einem unter Umständen seine eigne Grabrede zu Ohren, weiß Gott, entweder kröche er vor Scham in die Hobelspäne, oder es befiele ihn ein Lachen, daß er den Sargdeckel sprengte.“

Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste begann zu pfeifen in seinem gerechten Zorne.

„Lieber Herr,“ sagte der Narr, „nun paßt ein wenig auf! Ihr steht doch, wie sich's gebührt, auf den Beinen und reckt den Kopf auf natürliche Weise nach oben — ja? Nun also; denn dieses ist jetzt von Wichtigkeit. Seht, ich bin ein alter Einsiedel und habe steife Knochen. Freilich, als ein Junger bin ich auch über manchen Graben gesprungen, war mir keiner zu breit. Das ist lange her. Aber die Grube da ist in der That nicht sonderlich breit — ob mir der Sprung wohl heute noch glückte? Weiß gar nicht, was mich auf einmal für ein Gelüsten ankommt!“

Damit trat er einige Schritte zurück, raffte das Mäntelein auf, rannte los und sprang mit einem gewaltigen Satze über das Loch: „Hopsasa — nein, wie mich das freut! Ihr habt's doch gesehen?“

Und abermals nahm er einen Anlauf und sprang über das Loch: „Hopsasa!“

Und so ging's wohl ein halbes Dutzendmal: „Hopsasa! Ihr habt's doch gesehen? Hopsasa — nein, wie mich das freut!“

Tief aufatmend stand der Verwachsene und erkundigte sich angelegentlich, ob er's doch gesehen habe, der Herr Fürst in seiner Grube,

das Kunststück des alten gebrechlichen Mannes. Aber es kam nur ein grimmiges Brummen aus der Tiefe, als säße ein Bär gefangen da drunten.

„Na, nun mach aber endlich vorwärts!" sagte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste, als sich der andre nicht mehr rührte. Und er entschloß sich, die Angelegenheit von der spaßhaften Seite anzupacken: „Bist, wie mir scheint, ein komischer Kauz!"

„Ein komischer Kauz, Herr Fürst oder Herzog, da habt Ihr recht; das sagen alle, die mit mir zu thun hatten. Nun aber haltet noch eine kurze Zeit aus! Mir ist, als hörte ich Schritte im Walde — heda, hierher, heda — —!"

„Wer ist's? Wer ruft?" kam die Antwort zurück, und mit gewaltigen Sätzen sprang der Hofjunker durch das raschelnde Laub.

„Vorwärts! Helfen! 'rausziehen!" polterte der Landesvater, während der Verwachsene von der Grube schlich und, was er konnte, den Berg hinunterrannte, den Lichtern des Städtleins zu.

„Beim heiligen Hubertus — Eure Fürstliche Gnaden?" heuchelte Herr Griffo. „Gesegnet sei mein Birschgang auf den Johannisberg! Fürstliche Gnaden sind doch unverletzt?"

„Geschwinde!" brummte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste. „Es ist nicht grade tief — wenn du dich auf die Kniee niederläßt und giebst mir die Hand — du bist 'n starker Kerl — so!"

Mit Schnauben und Pusten entstieg Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste seinem Grabe. Der Hofjunker hatte ein schweres Stück Arbeit zu verrichten, und einen Augenblick meinte er wohl, nun müsse auch er hinunter zu seinem Herrn. Aber das Werk gelang.

In großer Aufregung stand der dicke Landesvater auf seinen Beinen am Rande des Schachtes: „Wer war der Hund? Wo ist der Hund? Man greife und binde den Hund!" brach er tobend los.

„Halten zu Gnaden — welchen Hund, Fürstliche Gnaden?" fragte der Hofjunker und wischte eifrig an den beschmutzten Kleidern des Landesvaters.

„Nu, der Kerl, der da am Rande gestanden ist und seinen Mutwillen mit Reden und Springen — Griffo, den Halunken müssen wir haben!"

„O, Eure Fürstliche Gnaden," murmelte der Junker und blickte sich scheu um, „war's nicht am Ende ein kleines, graues Männlein in einem langen Mantel?"

„Kann sein, aber schaff ihn zur Stelle!" knurrte der dicke Herr.

„O, Fürstliche Gnaden, wollet verzeihen," flüsterte Herr Griffo, „aber mäßiget Eure Stimme. Haben Fürstliche Gnaden noch nie von dem Berggeist gehört, der da weiter droben in den Hochthälern haust?"

„Meinst du?" fragte nun Herr Stanislaus mit merklich gedämpfter Stimme.

„Meinen, Fürstliche Gnaden, meinen —? Erst vor einer halben Stunde hat mir ein Holzhauer erzählt, daß es umgehe von Berg zu Berg, bald so groß wie ein Fichtenbaum, bald so klein wie ein Schwammerling, und brumme allfort vor sich hin: ‚Wer sticht mich in meine Gedärme, wer wühlt mir nach meinem Golde?'"

„So — meinst du?" lispelten Seine Fürstliche Gnaden. „Ich denke, wir steigen zu Thale!"

„Fürstliche Gnaden, Fürstliche Gnaden!" kam es in langgezogenen Tönen aus der Tiefe des Waldes.

Der Fürst fuhr zusammen und hielt inne: „Na, da kommt er ja endlich. Gieb Antwort, Griffo!" sagte er sehr erleichtert.

Zornig schrie der Hofjunker sein „Hier!" in den Wald, und nach kurzer Zeit keuchte der Graf von Santaporta heran. „Glück auf, Fürstliche Gnaden, ich bin todunglücklich —!"

„Schon gut, macht Euch keine Vorwürfe," sagte der Landesvater. „Die Finsternis war schuld daran, daß wir auseinanderkamen. Und vielleicht, wer weiß, noch dieses und jenes. Wir steigen zu Thale!"

„Ich kann mir's nimmer verzeihen. Aber die Finsternis, die Finsternis —!" keuchte der Graf.

„Habt Ihr kein graues Männlein gesehen?" erkundigte sich Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste und machte lange Schritte und zog den Rücken ein.

VI.

In tiefer Dämmerung lag die geschmückte Dirnitz des fürstlichen Schlosses, lieblich dufteten die frischen Tannenbäumchen rings an den Wänden. Noch eine Stunde, dann würden Hunderte von Kerzen brennen, die Waffen an den Ständern würden blitzen, Pfeifer und Geiger locken zum Tanze — und Seine Fürstliche Gnaden die Hand Wiltrudis, der Hofjungfer, legen in die Hand des Günstlings, Grafen von Santaporta, zum ewigen Verspruche.

Eine der Thüren des Saales ward geöffnet, in die Dämmerung herein leuchteten helle Gewänder, und eine schluchzende Stimme sprach: „Fürstliche Gnaden, ich kann, ich kann nicht! O helfen mir doch Eure Fürstliche Gnaden, daß ich nicht verzweifeln müsse!"

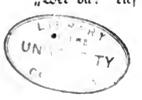
„Helfen? Arme Wiltrud, wer könnte da helfen?" antwortete die süße Stimme der Prinzessin Ulrike.

„Aber das darf man doch nicht, Fürstliche Gnaden — man darf doch kein Menschenkind verhandeln gegen seinen Willen an einen, den es hassen muß? Hassen, Fürstliche Gnaden, und fürchten, unsäglich fürchten!"

„Arme Wiltrud, verliere den Mut nicht! Helfen kann dir niemand mehr. Die Männer wollen, und das Weib muß. Glaub mir, du bist die erste nicht und wirst die letzte nicht sein, der man das Herz zertritt!"

Weit hinten in einer Ecke des Saales ertönte ein kräftiges Räuspern.

„Wer da?" rief die Prinzessin.





Schmiede im Sch
Nach dem Gemälde



arzwald (Gutach)
n Georg Schöbel

„Nur der Narr!“ kam die Antwort zurück, und langsam trat der Verwachsene hervor.

„Wie du mich wieder erschreckt hast!“ Prinzessin Ulrike drückte die Hand auf ihr pochendes Herz.

„Hoffentlich nur angenehm, Euer Liebden?“ erkundigte sich der Narr lachend. „Kopf hoch, Jüngferchen!“ wandte er sich zu Wiltrud. „Ist noch nicht das letzte Lied gepfiffen, und versprochen ist noch nicht verheiratet. Ich rate dir, mach lustige Augen heut abend und halte sie weit offen, die Augen, daß dir ja nichts entgeht!“

Wiltrud schluchzte: „Ich danke für deinen Spott!“

„Spott? — Fürstliche Gnaden, wollet dieser Jungfer gütigst erklären, daß mein Spott immer Halt macht, wenn es sich handelt um herzbrechende Dinge!“ bat der Verwachsene mit Würde.

„Laß uns gehen!“ sagte Prinzessin Ulrike beklommen.

Der Narr öffnete die Thür, und die Prinzessin schritt hinaus; hinter ihr die weinende Jungfer.

„Fürstliche Gnaden, auf ein Wort!“ rief der Narr dringend.

„Was ist's?“ Die Prinzessin kam zögernd zurück.

„Auf ein Wort unter vier Augen, Fürstliche Gnaden — nur eine kleine Bitte an Eure Mildherzigkeit!“ wiederholte der Narr, wartete, bis die Prinzessin im Saale war, schlug der Hofjungfer die Thür vor der Nase zu und schob den Riegel vor.

„Auf ein Wort!“ rief er laut zum dritten Male, zog die Geliebte tiefer in den Saal, umschlang und küßte sie stürmisch.

„Aber Kasimir —!“

„Nur keine jähen Bewegungen, bitt' ich mir aus!“ raunte der Narr und küßte sich satt.

Dann rief er laut: „Unterthänigsten Dank für Euer gnädiges Gehör!“ öffnete die Thür und entließ Ihre Fürstliche Gnaden unter tiefen Bücklingen.

— — — — — — — — — — — — — —

„Narro! Narro! Pst — Narro!“ Der Paggio lugte an der andern Seite in den dämmerigen Saal.

„Nur herein — was giebts?“

„Narro —!“ Heftig atmend stand der Paggio vor dem Verwachsenen und agierte mit Händen und Füßen, daß die Schellen an der Birkenrute klangen.

„Nun — habt ihr ihn?“ fragte der Verwachsene.

„Die Schwerter klangen,
Die Funken sprangen,
Die That ist gethan —
Wir ha'n gerungen,
Er liegt bezwungen,
Blicke mich an!“

deklamierte der Kleine.

„Zum Henker, so ist es also nicht ohne Aufsehen abgegangen?“

„Aufsehen?“ stieß der Knabe hervor.

„Auf seinem Rosse
Kam er geritten,
Und aus dem Dunkel
Die Helden schritten —
Halt — wer da?
Die Schwerter klangen,
Die Funken sprangen —
Da tränkte den Rasen sein fließendes Blut.“

„Zum Henker, so hat er also Widerstand geleistet?“ unterbrach ihn der Verwachsene.

„Widerstand —?“ Der Paggio sah geistesabwesend ins Leere.

„Mit meinem Blute
Hab' ich gesühnet,
Was ich gethan —
Neig dich in Hulden,
Edele Fürstin,
Blicke mich an —!“

„Zum Henker, du blutest, Kleiner?“ Nun zog der Verwachsene den Knaben zum Fenster. „Wo denn?“

„Blicke mich an!“

„Ach, das ist doch nicht der Rede wert! Hier an der Hand? Laß dich nicht auslachen! Das könnte dir gerade so gut auch von einer Katze geschehen sein.“

„Das ist's eben!“ klagte der Paggio. „Und ich hatte mir doch den Kampf an der Waldschenke und meine schwere Verwundung so ergreifend schön ausgemalt und den ganzen Tag schon im voraus an dem Heldenliede gefeilt — und nun — —!“

„Was nun? Mach vorwärts! Florian hat ihn also vom Pferde geschlagen?“

„Vom Pferde geschlagen? Ach nein, er ist gleich von selbst herabgesprungen.“

„Dann aber hat's ein blutiges Handgemenge gegeben? Und wo liegt er? In der Waldschenke?“

„Ein Handgemenge? Ach nein, lieber Narro. Zuerst hat er furchtbar geschimpft, dann hat ihn Florian Abendschein so 'n bißchen geschüttelt, dann hat der Tscheche um Gnade gebettelt. Und liegen thut er nirgends. Florian hat ihm ein dickes Tuch vor den Mund gebunden, nun führt er ihn den Wiesenweg zum hintern Schloßpförtlein. Er muß gleich da sein. Ich aber bin auf des Tschechen Klepper die Straße her geritten, dir Botschaft zu bringen. — Und glaubst du nun, meine That genügt?“

„Er hat dir aber doch die Hand zerkratzt?“ erkundigte sich der Verwachsene.

„Ach nein, Narro, nicht mal das. Am Felleisen des Tschechen ist 'was Spitziges gewesen, und daran habe ich mich verletzt.“

„Paggio, ich glaube wahrhaftig, du bist ein Poet!“

„Das glaub' ich auch,“ gab der Kleine mit einem tiefen Seufzer zu. „Doch sag — meinst du, die That genügt?“ Er lauschte. „Hörst du? Sie kommen!“

Junker Griffo trat mit einer Laterne in den Saal, verneigte sich tief vor dem Verwachsenen und stellte sich schweigend zur Seite.

„Da 'rein und muck nit!“ brummte Florian Abendschein und schob den Tschechen am Kragen vor sich über die Schwelle. Geräuschlos drückte

der Paggio die Thür ins Schloß und rief stolz: „Da ist er, den wir bezwungen!"

„Alle Thüren riegeln!" befahl Griffo, und von Thür zu Thür eilte der Knabe.

„Das Tuch weg!" befahl Griffo, und umständlich wickelte Florian Abendschein den Tschechen aus.

„Was ist das falsche Spiel, niederträchtige, mit Diener von große Pan, zu fang mir nix dir nix, wird großer Pan sagen Fürst Euriges!" Der Tscheche schüttelte heftig ein Kästchen, das er in den Händen hielt.

„Maul halten!" herrschte ihn Griffo an.

„Nix Maul halten! Ich schreien, daß hören große Pan, ich müssen gehen große Pan —!"

„Bring den Kerl zur Ruhe!" befahl der Hofjunker, und der alte Soldat begann den Gefangenen zu schütteln, daß ihm das Kästchen polternd entfiel.

„Ein guter Fang, wie mir scheint!" sagte Herr Griffo, hob das Kästchen auf und gab es dem Verwachsenen.

„Laßt — Diebio!" kreischte der Tscheche. Aber wimmernd schwieg er stille; denn Florians Faust fuhr ihm grimmig an den Kragen.

Nachdenklich wog der Verwachsene das Kästchen und reichte es dem Hofjunker zurück: „Mein Lieber, es hilft dir nicht das geringste, wenn du schreist. Der da hinter dir hat keine Ursache, sparsam zu sein mit handgreiflichen Beweisen seiner Zuneigung. Nicht, Florian?"

Junker Griffo zog den Dolch und hantierte am Kästchen.

„O, 's ist wirklich nit der Rede wert, so 'n Knirps, so 'n Jammerhase!" brummte der alte Soldat. „Oft hab' ich mir gedacht, wenn du ihn nur so unter den Fäusten haben könntest, Florian, nur einmal, den Schürzenjäger, den vermaledeiten! Nu hab' ich ihn, und nu ekelt mir. Und so 'ner Kreatur hat sich — nu, so 'ner Kreatur hat sich eine mögen an den Hals hängen — pfui Deibel! Aber muck dich nit, sonst werd' ich dich knuffen, nit zu meiner Ergötzung, sondern nur in Erfüllung der Amtspflicht!"

Mit Krachen sprang der Deckel des Kästchens auf.

„Stimmt," sagte Griffo, „sind Goldproben!" und er reichte dem Verwachsenen einen glitzernden Stein.

„Woher ist das Gold?" herrschte er den Tschechen an.

„Gnadi, Pan!" flehte dieser.

„Das Leugnen hilft dir nichts mehr. Hier ist auch ein Brief. Also 'raus! Quarz ist's, goldhaltiger — woher?"

„Gnadi — aus Bergreichenstein," wimmerte der Tscheche.

„Das ist des Grafen Handschrift!" rief Junker Griffo. „Und auf der andern Seite steht die Antwort."

„Lies!" befahl der Verwachsene.

„Bin in größter Not, soll dem Narren Gold heben aus seinen Bergen, und ist doch nie was andres drinnen gewesen als Dreck. Schicke mir nur ein paar Proben, damit ich Zeit gewinne."

„An wen ist der Brief gerichtet?" herrschte der Junker den Tschechen an.

„Schichtmeister dortiges."

„Und was ist der Graf ehedem gewesen?"

Der Tscheche schwieg und sah angstvoll umher.

„Wird's?" rief der Junker, und Florian Abendschein half nach mit einem Rippenstoß.

„Ist gewest Kammerdiener bei Grafen Lobkovice."

„Ein Mann von solchem Adel der Erscheinung!" murmelte der Verwachsene wehmütig.

„Und hier die Antwort des Schichtmeisters!" sagte Griffo lachend. „Ein witziger Kopf, wie mir scheint:

Mit klingenden Hufen
Ist er gekommen,
Den du gesandt —
Dein Bitten und Rufen
Hab' ich vernommen
Und drück' dir die Hand.
Vergoldeter Graf,
Getreuer Kumpan,
Da hast du die Stufen —
Lasse das Schaf
Lecken daran!"

„Crimen laesae majestatis!" äußerte sich der Verwachsene mit Befriedigung. „Nehmt den Brief an Euch, Griffo, der genügt."

„Florian," wandte sich der Hofjunker lachend an den Pförtner, „thu, was wir besprochen haben! Und du, Halunke, nimm dein Kästchen wieder und halt es fest!"

Florian Abendschein schob den Tschechen vor sich her zur Herrenbühne der Dirnitz und stieß ihn die Stufen empor. Junker Griffo öffnete einen von den riesigen Wandschränken.

„Dieses fällt mir rechtschaffen beschwerlich," murrte der alte Soldat.

„Kann dir nicht helfen, du treue Seele, es muß sein," lachte Griffo.

Brummend schob Florian den Gefangenen in die finstere Höhle, schlüpfte dann selber hinein und zog den Flügel zu.

„Aber nun vorwärts!" drängte der Narr und ging eilig mit dem Junker und dem Paggio durch den dunkeln Saal und hinaus. —

Stille war's.

Da ließ sich in der Höhle des Schrankes eine klagende Stimme vernehmen: „Herr Abenschön, Pan Abenschön, hör Sie mich doch!"

Der alte Soldat schwieg.

„Pan Abenschön, laß Sie mich 'raus, ich muß gehen Pan meiniges, daß Kisti kommen, sagen. Pan meiniges Sie geben Gold, viel Gold, wenn thun."

Florian Abendschein stampfte im dunkeln Wandschranke neben dem Tschechen: „Daß du das Maul hältst, du Lump, da wird kein nix bestochen!"

Eine Weile war wieder alles still im Kasten. Dann räusperte sich der Tscheche bescheidentlich:

„Pan Abenschön, ist Weibsbild Euriges, ich Hand lassen von, ich nix mehr wissen wollen. Aber lassen mir 'raus, ich laufen, Pan sagen, Kisti kommen, ich wieder kommen hier, niemand wissen."

Florian Abendschein gab einen verächtlichen Brummer von sich, und dann rumpelte es ein wenig im Kasten.

„Au, au! Pan Abenschön, au!"

Hernach ward es ganz still im Saale.

Pfeifer und Geiger oblagen mit Hingebung ihren Verpflichtungen, und im Saale bewegten sich die geschmückten Paare nach dem Takte der lockenden Weisen.

Mit finsterm Gesichte stiegen Seine Fürstliche Gnaden Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste empor zur Herrenbühne. Hinter ihnen als ihr getreuer Schatten, aber als weißseidener, der Graf von Santaporta.

„Ich habe Euch mein Wort gehalten!" murrte der Fürst.

„Euer Knecht, Fürstliche Gnaden, ist Euch zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet!"

„Ich habe Euch das meinige gehalten, Ihr mir das Eurige nicht!" grollte der Fürst.

„Ich weiß, Fürstliche Gnaden," der Graf rieb seine Hände und wand sich, „die Proben, ich weiß, aber es ist nicht meine Schuld."

„Ja, die Proben. Auf heute abend waren sie versprochen."

Wie eine Katze schlich der Narr unten im Saale heran.

„Ich weiß, Fürstliche Gnaden. Aber morgen spätestens — morgen gewiß, Fürstliche Gnaden!"

Behende lief der Narr die Stufen empor: „Vetter, mir dünkt, es ist nicht weit her mit unsrer Lustigkeit heut abend, und ein Schwank könnte nicht schaden!"

„So strenge dein Hirn an, du Kröte, und bring Leben herein!" brummte der Fürst.

„'s wäre höchste Zeit!" schnarrte der Graf.

„Höchste Zeit, guter Freund!" sagte der Narr und glitt nahe heran, maß den Goldsucher mit höhnischem Gesichte und kreuzte die Arme: „Höchste Zeit, guter Freund. Aber mir dünkt, ich habe dir noch gar nicht Glück gewünscht. Glück auf, Herr Graf!"

„Bring Leben herein!" unterbrach ihn Herr Stanislaus.

„Leben, Vetter? O ja, Leben, Vetter, daß der Boden wankt! Aber, Vetter, mir dünkt, du brauchtest nur zu befehlen, dann lebte alles! Vetter, befiehl doch mal des Grafen Braut, daß sie lache! Vetter, befiehl doch. Sieh, Vetter, es macht sich schlecht, die Braut sitzt da drüben, hat verweinte Augen und soll doch in Gold gefaßt werden. Ei, das Närrlein! Vetter, befiehl doch! Vetter —!" Nahe heran bewegte sich der Verwachsene und flüsterte: „Die Weiber sind schuld daran, Vetter, die Weiber wollen nicht, die Weiber, Vetter. Mir dünkt, Vetter, du hast dich in den Weibern verrechnet, und es giebt heute wenig Kurzweil."

„So bring Leben herein!" Der Fürst stampfte. „Wozu füttert man dich?"

„Wozu? Ei, Vetter, das ist dir freilich noch nicht ganz klar, ich glaub's wohl. Aber macht nichts."

„Bring Leben herein!"

„So ist's recht, Vetter, das heiße ich richtig befehlen. Und dennoch jammerst du mich. Dein Witz ist ausgegangen, und so strampelst du nur noch mit den Füßen. Aber du hast ja getreue Diener. Wozu besäßen diese Witz, dir zu leuchten, wo dir doch der Witz ausgegangen ist, wie ein schlechtes Talglicht!"

„Eurer Fürstlichen Gnaden eine Partie Schach genehm?" fragte der Graf. „Mich dünkt, alles wäre kurzweiliger als des Narren Geschwätz."

Des Verwachsenen Augen funkelten unter der Kapuze, aber laut lachend klatschte er dreimal in die Hände. „Schach? O ja, Vetter, Schach ist ein schönes Spiel. Wollen wir Schach spielen mit dem glücklichen Bräutigam!"

„Warum halten die Pfeifer inne?" fragte der Fürst.

Mitten im Takte hatte die Musik aufgehört, totenstill war's in der weiten Dirnitz, verwundert standen die Paare und sahen hinauf zur Herrenbühne.

„Warum, Vetter?" rief der Narr mit schneidender Stimme. „Weil wir ja nun spielen wollen mit dem edeln Grafen von Santaporta!"

„Mir scheint, Fürstliche Gnaden, der Narr regiert heute abend das Fest. Er befiehlt, er klatscht in die Hände, hab's ja genau gesehen, wie er den Pfeifern —" begann der Graf.

„Der Narr beherrscht das Fest, da hast du recht," lachte der Verwachsene. „Und solche Feste sind die langweiligsten nicht. Spielen wollen wir mit dem Grafen von Santaporta, spielen! Hört ihr da drunten? Fürstliche Gnaden, Prinzessin Ulrike, schönste Braut Wiltrudis — hört Ihr, spielen —!"

Langsam schritten die fürstlichen Frauen mit der verweinten Braut heran, und geschäftig half ihnen der Narr über die Stufen empor und schleppte Stühle herbei. „Nehmt Platz, Herrschaften, Platz — alles heran, alles, das Spiel beginnt!"

Neugierig drängten sich die Paare herzu.

„Das Spiel beginnt!" rief der Narr und klatschte abermals in die Hände.

An einer Saalthür im Hintergrunde entstand Gedränge. „Hinaus, hinaus!" riefen halbunterdrückte Stimmen.

„Nein, herein!" schrie der Verwachsene, daß es gellte. „Vetter, befiehl doch, Vetter, ich klatsche ja nur das Leben herein!"

„Was giebt's?" fragte Herr Stanislaus, und mit krummem Rücken näherte sich Herr Windewendeleben. „Ein Fahrender, Fürstliche Gnaden!"

„Ein Fahrender?" rief der Narr. „Nun, Vetter, den laß herein! Laß alles herein, was

Leben zu bringen vermag! Laß die Fenster öffnen, daß die Luft herein kann, es ist dumpf im Saale. Laß Licht herein, die Kerzen brennen düster. Laß alles herein, laß den Fahrenden auch herein! Wer weiß, was uns der Fahrende bringt?"

Der Fürst winkte, es bildete sich eine Gasse, und mit feierlichen Schritten kam eine hohe Gestalt heran in wallendem Gewande.

„Nur herbei, nur herbei, alles herbei! Die Ohren eingespannt, das Spiel beginnt, Herr Graf von Santaporta!" rief der Verwachsene.

„Wes rühmst du dich?" fragte Herr Stanislaus den Fahrenden mit Herablassung, und tief verneigte sich dieser.

„Ein wenig schärferer Augen, als andre sie haben," sagte der Fahrende mit näselnder Stimme und strich über seinen langmächtigen, weißen Bart.

„Das kann sein!" rief der Narr. „Nicht wahr, Vetter? Scharfe Augen an einem fürstlichen Hofe, das wäre doch gegen alle Ordnung. Mir dünkt, er könnte möglicherweise schärfere Augen besitzen als du. Nicht, Vetter?"

„Fürstliche Gnaden wollen nicht denken, daß ich prahle mit leeren Worten," näselte der Fahrende. „Die Natur hat mir Augen verliehen, mit denen ich Verborgenes sehe in Säcken und Taschen, Kisten und Kasten, Gruben und Höhlen."

„Ei, Vetter," sagte der Narr, „da machen wir gleich eine Probe. Verborgenes in Kisten und Kasten, sagst du, Mann? Nun, da wende dich ein wenig, da, schau dir doch einmal unsern lieben Windewendeleben an, meinen guten Freund, und künde uns, was der in seinem Hirnkasten hat! Nun —?"

Der Fahrende strich den weißen Bart, räusperte sich verlegen, blickte bald auf den kahlen Schädel des Höflings, bald auf Herrn Stanislaus den Zweiunddreißigsten, setzte einen Fuß vor und zog ihn zurück.

„Vetter, der hat uns betrogen!" hetzte der Narr.

„'raus mit der Rede! Was sehen deine scharfen Augen in seinem Hirnkasten?" rief der Fürst.

„Das möchte ich lieber verschweigen, Fürstliche Gnaden," sagte der Fahrende. „Wär's nicht möglich, mir eine andre Aufgabe zu stellen?"

„Nein!" beharrte der Fürst. „Was siehst du? 'raus damit!"

Nochmals wandte sich der Fahrende nach dem Höfling zurück, faßte ihn scharf ins Auge, schüttelte das ehrwürdige Haupt und sagte laut und langsam: „Mit — dem besten — Willen — nichts!"

Seine Fürstliche Gnaden lehnten sich zurück und lachten laut auf zum erstenmal an diesem Abend, und mit ihnen lachte der Hof. Auch der Graf verzog das gelbe Gesicht.

Zornig wandte sich der alte Windewendeleben und machte sich unsichtbar im Gewühl.

Der Narr aber rief mit Würde: „Vetter, zu dem hab' ich Vertrauen, der weiß Bescheid!"

„Das war keine schwere Aufgabe," murmelte der Fahrende vernehmlich. Dann wiederholte er mit lauter Stimme: „In Säcken und Taschen, in Gruben und Höhlen, in Kisten und Kasten!" ließ seine Augen umherschweifen, bis sie auf den Wandschrank trafen, begann zu zittern, reckte den Hals und näselte: „Gold, Fürstliche Gnaden, viel Gold!"

„Ei, das wäre uns recht," meinte der Narr. „Nicht, Vetter? Nichts lieber als Gold, viel Gold. Nicht, Herr Graf? Solange das Gold aus der Tiefe ausbleibt, nehmen wir's, wo's liegt — holen wir's, wo man's uns giebt, das Gold."

„Gold?" fragte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste und folgte neugierig den Augen des Fahrenden. „Wo?"

Bedächtig trat der Fahrende auf die Bühne und rief: „Thu dich auf und schütte dich vor seine Füße!"

Im Wandkasten hob ein Gerumpel an. Die Flügelthüren wurden aufgestoßen, und Florian Abendschein steuerte den Tschechen vor sich her auf die Herrenbühne.

Die Hofleute reckten die Hälse, der Graf bekam ein aschgraues Gesicht, neugierig beugte sich der Fürst auf seinem Sitze nach vorn, und der Narr sagte mit schneidender Stimme: „Vetter, zu dem hab' ich Vertrauen, der weiß Bescheid!"

Der Tscheche sank wimmernd in die Kniee, hob das erbrochene Kästchen in die Höhe und rief: „Gnadi!"

„Aber ist das nicht Euer Diener, guter Freund?" wandte sich der Fürst mit allen Zeichen großer Verwunderung an den Grafen von Santaporta.

„Ich denke, Fürstliche Gnaden, der Spaß geht zu weit!" rief nun der Goldmacher und trat vor. „Ich bitte, man ängstigt offenbar den armen Menschen, der nur geringe Sprachkenntnisse besitzt."

„Vetter," rief der Narr dazwischen und lachte lustig auf, „darf uns der da den Spaß verderben, der mit seinem grauen Gesicht? Vetter, du hast doch selber befohlen, ich solle Leben hereinbringen! Vetter, entziehst du mir nun das Narrenrecht?"

„Man spiele weiter!" befahl Herr Stanislaus und lehnte sich behaglich zurück.

„Gnadi, sein Ernst —," wimmerte der Tscheche. Aber Florian Abendschein packte ihn mit grober Faust im Genick.

„Schach dem Grafen!" rief der Verwachsene.

„In Gruben und Höhlen, Kisten und Kasten, Säcken und Taschen!" näselte der Fahrende, während an der Wand hinter dem Grafen sich lautlos zwei Hofknechte postierten.

„Schönste Jungfer," rief der Fahrende, verneigte sich tief vor der Braut und bat: „Wollet doch das Brieflein aus der Tasche Eures Kleides holen und mir einen Augenblick einhändigen!"

Verwirrt hob Wiltrudis, die Hofjungfer, das Köpflein und flüsterte: „Ihr irrt Euch, ich habe keinen Brief in der Tasche."

„Doch, seht nur nach!“ beharrte der Fahrende, und die Hofjungfer senkte die Hand in die Tasche.

„Nicht?“

„Aber es ist mir ein Rätsel —“ stotterte Wiltrudis und brachte ein zerknittertes Papier ans Licht. „Ich weiß doch gewiß, den Brief hab' ich niemals gesehen.“

„O, das glaub' und bezeug' ich, hat auch nichts zu bedeuten. Nur auf einen Augenblick!“ bat der Fahrende, nahm das Blatt und reichte es dem Narren.

„Du verstehst deine Kunst!“ lobte der Fürst und machte ein wohlwollendes Gesicht.

„In Gruben und Höhlen, Kisten und Kasten, Säcken und Taschen,“ näselte der Fahrende.

Der Narr aber glättete das Blatt: „Vetter, darf ich lesen?“

„So lies!“

„Vetter, nein aber, Vetter, ist das ein Spaß! Vetter, mir dünkt, das ist ein Mordsspaß. Verse, Vetter! Nein, Vetter, die mußt du selber lesen.“

Seine Fürstliche Gnaden nahmen das Blatt und begannen murmelnd:

„Mit klingenden Hufen
Ist er gekommen,
Den du gesandt.
Dein Bitten und Rufen
Hab' ich vernommen
Und drück' dir die Hand.
Vergoldeter Graf,
Getreuer Kumpan,
Da hast du die Stufen,
Lasse —“

„Halt, Vetter, das übrige ist für deine Gnaden allein, den Rest mußt du ganz stille genießen!“

Wütend fuhr der Goldsucher gegen den Narren auf: „Dein Spiel wird unlustig!“

Der Narr aber wich zurück, tanzte auf der Bühne und rief lachend: „Vetter, hast du gelesen?“

„Dein Spiel wird unlustig,“ äußerte sich nun auch Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste mißtrauisch.

„Vetter, mein Spiel wird nun gerade sehr lustig. Ei, wende doch das Blatt, auf der andern Seite dieses Blattes steht etwas, das dich angeht — lies doch!“

Der Fürst wandte das Blatt: „Bin in größter Not, soll dem Narren —“

Der Verwachsene rief: „Damit meint er mich, wen sonst? Nur mich! Und Vorsicht, Vetter, der Rest ist auch nur wieder für deine Augen!“

Verwundert sah Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste abwechselnd auf das Blatt, abwechselnd auf den Grafen: „Aber ist das nicht Eure Handschrift, mein Lieber?“

„Vetter,“ fuhr der Verwachsene abermals dazwischen, „werde nicht irre, 's ist natürlich alles nur ein Spiel. Werde nicht irre an deinem Getreuen und gieb mir das Blatt!“

Zögernd reichte der Fürst dem Verwachsenen das Papier. „Spiel?“ fragte er verwundert. „Aber das ist doch Eure Handschrift, lieber Graf?“

„Ein Gaukelspiel, bei der Haube meiner Urgroßmutter — nicht, lieber Graf?“ sagte der Narr. „Ein wohldurchdachtes Gaukelspiel!“

„Ein Spiel, wahrhaftig ein Spiel — zum Lachen!“ brachte der Graf mit heiserer Stimme hervor.

„Und sieh nur, Vetter, die schönen, goldglitzernden Steine in dem Kästchen, die schenkt dir der Graf. Sieh nur! Proben nennt man's — aus Böhmen, nicht wahr, Herr Graf? Und so spielen wir nun weiter — und ich wette, der Graf wird mir fortan mein Spiel nicht mehr verderben!“

„In Gruben und Höhlen, Kisten und Kasten, Säcken und Taschen,“ näselte der Fahrende, während der Fürst eine Goldprobe nach der andern aus dem Kästchen hob und nachdenklich betrachtete, der Graf aber unschlüssig dastand.

„Vetter,“ begann der Verwachsene plötzlich und ergriff den Grafen am Gelenke. Der folgte ihm willenlos. „Vetter, was gilt's, wer ist dir mehr ergeben — er oder ich? Vetter, spare deine Antwort, ich denke, wir wollen's erproben! Ergeben kommt wohl von geben. Wohlan, wir zwei beide wollen dir nun alles geben, was uns lieb und wert ist. Ich denke, der Graf wird mir fortan das Spiel nicht mehr verderben. Wohlan, ich lege dir zu Füßen meinen Degen!“

Er bückte sich und legte die Pritsche auf die Dielen. „Nun, Herr Graf?“

„Meinen Degen!“ murmelte dieser und legte seinen Degen zu Boden.

„Ich lege dir zu Füßen das, was mir nächst meinem Herzbeutel das Teuerste ist, meinen Geldbeutel, Vetter. Nun, Herr Graf?“

„Meinen Geldbeutel,“ murmelte dieser und that desgleichen.

„Ein ansehnlicher Geldbeutel, dieser gräfliche Geldbeutel!“ spottete der Narr. „Meine Schuhe! Nun, Herr Graf?“

„Meine Schuhe!“ murmelte der Graf.

„Vergebt, edle Fürstin, vergebt, Prinzessin Ulrike,“ lachte nun der Verwachsene: „Ich lege dir zu Füßen mein Wams!“

„In Gruben und Höhlen, Kisten und Kasten, Säcken und Taschen,“ näselte der Fahrende und kam nahe heran. Der Narr aber streifte behende sein Wams ab und legte es auf die Dielen. „Nun, Herr Graf?“ sagte er drohend, im Saale aber entstand ein Gemurmel: denn mit dem weißroten Wamse war des Narren Höcker auf den Boden gefallen, und in der Gugelhaube stand ein Schlankgewachsener im engen, schwarzseidenen Hofrocke vor dem Fürsten. „Nun, Herr Graf?“

„Eh —!“ wunderte sich Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste und beugte sich seitwärts nach vorn.

„Mein Wams,“ sagte der Graf zögernd und rührte sich nicht.

„Nun, Herr Graf?“

„Fürstliche Gnaden, gebietet Einhalt, er will mich zum Spotte machen vor Euch und dem

Hose!" rief der Goldsucher mit heiserer Stimme. „Er hatte ein zweites Wams unterm ersten — ich aber —"

„Siehst du, Vetter, es hapert schon!" sagte der Narr. „Wetten, daß ich dir ergebener bin als er? Siehst du, Vetter, nun geb' ich dir mich selbst. Bindet mich!"

Behende legte der Fahrende dem Narren Handfesseln an, und dieser rief lachend: „Nun, Herr Graf?"

Mit heiserem Lachen streckte der Goldsucher die Hände vor, und der Fahrende band ihn umständlich.

„Fürstliche Gnaden, das ist ein kindisches Spiel!" murrte der Gefesselte.

„Das dünkt mich auch," sagte der Fürst ungeduldig.

„Gemach, das Spiel ist aus!" rief der Narr, streifte seine Fesseln ab, sprang auf den Goldsucher, riß ihm das Wams auf und schwang gleich einer Fahne über seinem Haupte das Pergament: „Schachmatt, Herr Graf! — Lieber Vetter, ist dir nicht eine wichtige Urkunde abhanden gekommen?"

In ohnmächtiger Wut zerrte der Entlarvte an seinen Fesseln und kreischte: „Glaubt ihm nicht, Fürstliche Gnaden, es ist alles Gaukelspiel!"

Aber die Faust des Fahrenden packte ihn im Genick und drückte ihn auf die Kniee.

„Das Spiel ist aus!" triumphierte der Narr, während sich die Menge im Saale mit Gemurmel noch näher herandrängte, die fürstlichen Frauen erschrocken aufstanden und Herr Stanislaus zornig rief: „Was soll der Schabernack?"

„Nein, du bleibst!" rief der Paggio mit gellender Stimme. „Dibio, Fürstliche Gnaden!"

Alles wandte sich. Totenbleich stand der Schreiber in der Menge und vor ihm mit hocherhobener Birkenrute der Paggio.

„Der da hat die Urkunde gestohlen, und ich hab's entdeckt!"

Der Schreiber spähte angstvoll nach einem Auswege. Dann griff er an seinen Degen. Aber wie rasend warf sich der Knabe auf ihn und schlug ihm die Reiser über die Augen. Hofknechte rannten herbei, und im Nu war er gefesselt.

„Zum Henker, was soll's — bin ich nun der Herr im Hause oder wer ist's?" rief Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste.

„Das Spiel ist aus!" jubelte der Narr zum dritten Male. „Ob du nun wieder Herr sein wirst, Vetter, das steht bei dir. Es ist nur so viel gewiß, eine Zeitlang bist du nicht Herr gewesen. Aber freue dich, daß andre schärfere Augen hatten als du. Freilich, mit den goldenen Träumen ist's aus und vorbei. In deinen Bergen wächst kein Gold, die Proben, die man dir von Zeit zu Zeit unter die Nase hielt, hatten die Helfershelfer dieses Gauners aus weiter Ferne gesandt. Und während du den Gauner hegtest und pflegtest, verführte er jenen dort, und der stahl das wichtige Pergament. Wohl dir, daß andre für dich wachten, als du schliefest — hier hast du deinen großen Wald!"

Verwundert hatte der Fürst bei der feierlichen Rede des Narren umhergesehen, und es schien ihm allgemach die Erkenntnis der Dinge aufzudämmern. Er nahm die Urkunde, guckte lange hinein und murmelte etwas. Dann fragte er den Weißseidenen zweifelnd: „Du hast dich also unterfangen, uns im geheimen zu betrügen und zu bestehlen?"

Der Entlarvte schwieg.

Der Narr aber konnte nicht umhin, zu bemerken: „Ei, Vetter, das pflegt man doch stets im geheimen zu thun."

„Und am Ende bist du gar kein Graf?" fragte der Fürst in steigender Erregung.

Der Gauner schwieg, und der Narr murmelte lachend: „Bei solchem Adel der Erscheinung!"

„Pfui, nicht mal 'n Graf — wie frech!" erklärte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste mit allen Zeichen des Abscheus und wandte sich. „Man werfe diesen und seine Gesellen in den Turm!"

Viele Arme griffen diensteifrig nach dem Entlarvten, dem Schreiber und dem Tschechen. Auch Florian Abendschein wollte nicht zurückbleiben. Aber der Narr hielt ihn am Wamse fest. Und während sich der größte Teil des Hofgesindes mit den Gefangenen unter Schreien und Stampfen aus dem Saale wälzte, rief er: „Vetter — was nun?"

„Ja, da ist es wohl an mir, Gnaden auszuteilen für geleistete Dienste!" sagte Herr Stanislaus.

„Ei freilich, Vetter, walte deines Amtes!" rief der Narr eifrig. „Paggio, Fahrender, Florian — ihr bleibt! Mein Vetter gedenkt euch fürstlich zu danken."

Nun waren Seine Fürstliche Gnaden wieder in ihrem Elemente, gleich einem Fische, der sich vom Trockenen zurückgeschnellt hat ins Wasser: „Bitte dir eine Gnade aus, Fahrender, wer du auch seist!"

„Das Weib, das mir gehört!" rief der Fahrende und riß Bart und Perücke ab; und jauchzend flog ihm Wiltrudis an den Hals.

Seine Fürstliche Gnaden machten ein unsäglich verwundertes Gesicht und sagten langsam: „I was, der Griffo ist's?"

Der Narr aber meinte spöttisch: „Du wirst jetzt wohl nichts mehr dagegen haben, Vetter, daß dieser nimmt, was ihm gehört?"

Seine Fürstliche Gnaden standen wortlos. Die Fürstin aber eilte herzu, legte die Hände der Liebenden ineinander und sprach mit bebender Stimme: „Seid gesegnet! Hab' ich's nicht allzeit gesagt?"

Der Narr zog die Kapuze tief ins Gesicht und wischte verstohlen über seine Augen: „Glückauf, Herr und Frau Forstmeister! Aber der erste Tanz mit der Braut am Hochzeitstage gehört mir!"

Wiltrudis hob das glückstrahlende, thränennasse Antlitz und nickte heftig. Der Narr aber

zog sein Fazinettlein und schneuzte sich hörbar. Dann rief er mit lauter Stimme: „Weiter im Texte — Numero zwei, Vetter, der Paggio!"

„Meinen Degen, Frau Fürstin!" bat dieser, ließ sich vor seiner Herrin auf ein Knie nieder und sah bittend zu ihr empor.

„Vetter," rief der Narr und bückte sich nach dem Degen, der noch auf den Dielen lag, „ich meine, die Bitte gewähren wir dem tapferen Kerlchen! Wer weiß, Vetter, was ohne den geschehen wäre. Ich will dir das alles noch einmal der Reihe nach erzählen." Und mit einer tiefen Verbeugung reichte er der Fürstin den Degen.

Diese sah bittend hinüber zu ihrem Eheherrn, und als Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste nickte, sprach sie mit holdseligem Lächeln: „Steh auf, Lieber und Getreuer —" Sie stockte, ward ein wenig rot und reichte ihrem Herrn und Gemahl den Degen: „'s wird doch besser sein, Euer Liebden nehmen sich diesmal der Sache an!" flüsterte sie mit reizendem Lächeln.

„Die Probezeit ist aus, nimm unsern fürstlichen Dank!" sagte der Landesvater mit Erhabenheit und gab ihm den Degen.

Glühenden Antlitzes nahm der Paggio die Waffe, verneigte sich tief und trat einen Schritt zurück:

„Nicht mehr mit Eitelkeiten
Will ich Euch Schmerz bereiten,
Ich lass' die Venus fahren!
Ich will dem Kriegsgott singen,
Mich auf zu Thalen schwingen,
Das sollt Ihr bald erfahren.
Die Knabenzeit ist aus,
Heil Euch, Herr Stanislaus!"

deklamierte er mit weithin schallender Stimme.

Gnädig lächelte der Landesvater. „Numero drei," sagte der Narr und winkte Florian Abendschein heran.

Aber mit Nachdruck sagte der Fürst: „Numero drei, der getreue Narr!"

„Ich, Vetter?"

„Du! Wir wollen auch dir fürstliche Gnade erweisen. Bitte dir aus, was du willst, es soll dein eigen sein!"

„Wie du befiehlst, Vetter. Ich bin nun wohl die längste Zeit in deinem Schlosse gewesen, es ist nur billig, daß ich meinen Stab weitersetze. Darum möchte ich dich allerdings bitten: Gieb mir ein Andenken mit auf den Weg!"

„Wähle, es ist dir gewährt!"

Mit einem Ruck riß der Narr die Gugel aus der Stirn und vom Haupte und warf sie zu Boden, und die goldenen Locken rollten auf seinen Nacken hernieder. Mit ein paar Schritten stand er vor dem Stuhl der Prinzessin, sank auf ein Knie und rief: „Eure Liebden — diese hier, wie Recht ist!"

Sprachlos stand der Fürst, bittend hob die Fürstin die Hände zu ihm, flehend murmelte Prinzessin Ulrike: „Sei barmherzig, Bruder!"

Der Knieende erhob sich und trat hochaufgerichtet vor den Fürsten: „Ich halte mich an Euer Wort, Euer Liebden!"

„Tollkühner, wer bist du?" brachte der Fürst endlich hervor.

„Der Euch vor einem Jahre um die Hand Eurer Schwester gebeten und nun von Euch die bindende Zusage erhalten hat," sagte der Prinz und verneigte sich mit frohem Lächeln.

„Sei barmherzig, Bruder!" flehte Prinzessin Ulrike und trat neben ihren Verlobten.

Aber der Fürst kniff die Lippen zusammen, trat einen Schritt zurück und sagte mit bissigem Lächeln: „Ja, wenn er mir über 'n Kopf springt!"

Hellauf lachte Prinz Kasimir; dann hob er die Arme und begann mit tiefer, verstellter Stimme wie gestern: „Hochselig entschlafen — hopsasa! Ihr Füchse und Luchse, ihr Schlangen und Molche — hopsasa! Hochbetrübte, tiefansehnliche Trauerversammlung —!"

„Du?!" brauste Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste auf.

„Eure Liebden," sagte der Prinz vertraulich und kam nahe heran, „das bleibt wohl am besten zwischen uns zwei beiden. Ich schlage Euch vor, wir nehmen's dereinst mit uns in die beiderseitigen Gruben." Und er legte feierlich den Finger auf die Lippen.

Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste war in gewissem Sinne doch ein bedeutender Herrscher: er fiel selten aus seiner angeborenen Würde. Darum reckte er sich auch jetzt und rief: „Liebe und Getreue, es bleibt uns noch übrig, männiglich zu verkünden, daß wir angesehen haben die Liebe und Treue, mit der unser hochgeborener Vetter, Fürst und edler Herr Kasimir um unsre Schwester, die auch hochgeborene Prinzessin Ulrike, in seltsamer Weise und Vermummung gedient hat etliche Monde, und bekennen, daß aus sonderbaren Ursachen der Schwur unsers Mundes geworden ist null und nichtig, welcher ihrer ehelichen Verbindung im Wege gestanden. Aber —" er unterbrach sich und blickte verlegen auf die Gugel des Narren zu seinen Füßen — „es ist doch ärgerlich, daß Ihr Euch also vermummt und dienstbar gemacht habt an unsrer Hofstatt!"

„Vetter," sagte der Prinz und reckte nun auch die schlanke, zierliche Gestalt, „Vetter, Ihr irrt — wer ist denn in Wahrheit dienstbar gewesen an Eurer fürstlichen Hofstatt in dieser letzten Zeit? Und" — Prinz Kasimir wandte sich und ließ die großen, blitzenden Augen suchend über die Menge der Hofleute gehen — „wer von allem Hofgesinde kann auftreten und behaupten, ich hätte nicht auch in der Narrengugel meinem Fürstenstande ziemlich gelebt?"

„Heil Seiner Fürstlichen Gnaden!" rief Junker Griffo. Und „Heil, Heil!" riefen die Herren im Saale.

„Seid mir gegrüßt, Frau Schwägerin, und vergebt auch Ihr den Mummenschanz!" wandte sich Prinz Kasimir zur Fürstin und küßte ihr die Hand.

Frau Johanna blickte ihn liebevoll an. Dann breitete sie die Arme aus und schloß ihre aufschluchzende Schwägerin hinein.

„Numero vier!" sagte der Prinz und winkte Florian Abendschein herzu. „In Euern Bergen, Euer Liebden, ist kein Gold verborgen; das ist nun offenbar. Doch wenn Ihr nach goldtreuen Herzen schürfen wolltet in Euern Landen, es könnte sich lohnen. Und einer von Euern Goldtreuen ist dieser!"

„Bitte dir eine Gnade aus!" befahl der Fürst.

„Daß ich meine Försterei kriege, Fürstliche Gnaden," sagte der alte Soldat.

„Die hast du ja schon — eine Gnade!"

„Daß ich mein Försterhäusel beziehen darf!"

„Aber das versteht sich ja von selbst!" rief der Fürst ungeduldig. „Ich habe doch gedacht — hast du nicht — ich habe ja doch gehört — hat man dir denn nicht die Braut abspenstig gemacht?"

„So, Fürstliche Gnaden — so, so, das haben Fürstliche Gnaden also auch gewußt? Jawohl, Fürstliche Gnaden, das hat seine Richtigkeit, jawohl. Aber" — nun räusperte sich Florian Abendschein — „jawohl —"

„Nun also, ich will bei Gelegenheit ein Wort für dich einlegen," sprach Herr Stanislaus mit Güte. „Alle sollen glücklich sein, alle, alle!"

„Unterthänigsten Dank, Fürstliche Gnaden! Ein gutes Wort einlegen? Glaub's wohl" — hier verzog der alte Soldat sein Gesicht — „glaub's wohl, das Weibsbild ließe jetzt reden mit sich, aber —"

„Was aber? Alle sollen glücklich sein!"

„Vordem, Fürstliche Gnaden, hat mich, kann's nit leugnen, gar sehr gelüstet nach dieser Suppen; aber inzwischen hab' ich näher hineingeguckt in den Topf und hab' was gefunden in der Brühe, Fürstliche Gnaden." Er hielt inne.

„Gefunden — was?"

„Gefunden," antwortete Florian Abendschein mit der Ruhe eines Weltweisen. „Es hat hier jeder das Seine gefunden, Fürstliche Gnaden, also auch ich. Eure Fürstliche Gnaden haben Ihr Recht gefunden, es hat seine Richtigkeit mit dem Wald. Der Herr Prinz hat sein Recht gefunden, es hat seine Richtigkeit mit dem Verspruch. Der Herr Hofjunker hat sein Recht gefunden, es hat seine Richtigkeit mit der Frau Forstmeisterin. Der Herr Paggio hat sein Recht gefunden, es hat seine Richtigkeit mit dem Degen. Und die Herren Gauner haben ihr Recht gefunden, und es wird seine Richtigkeit haben mit Seilers Tochter. Ich aber hab' auch was gefunden, nit nur die andern, in meiner Brühe," er strich den Bart, „und des will ich zeitlebens gedenken in meiner Försterei —"

„Und was ist's, das du gefunden hast?" forschte Herr Stanislaus der Zweiunddreißigste neugierig.

Florian Abendschein machte einen steifen Kratzfuß: „Ein langes Weiberhaar, Fürstliche Gnaden."



Reigen

Von

Gustav Falke

Sind es bunte Schmetterlinge,
Die um Blumenbeete weben?
Sind es rosige Apfelblüten,
Die im leichten Lenzhauch schweben?

Ei, die kleinen Schmetterlinge,
Wie sie so gesittet kreisen,
Ei, die kleinen Apfelblüten,
Wie sie sich als Tänzer weisen.

Schmetterlinge? Apfelblüten?
Jedes hat zwei Kinderfüsse,
Kinder sind's, ein Kinderreigen,
Und getanzte Frühlingsgrüsse.

Jeder Schritt ein schämig Fragen,
Jedes zierliche Verneigen
Ein Bejahen; frühlingshafter
Kann sich nicht der Frühling zeigen.

Ja, das schönste Frühlingsliedchen,
Ritornell, Sonette, Stanzen,
Ach, kein Dichter kann's so singen,
Wie es Kinderfüsse tanzen.



Maltein gegen Gmünd

Das Maltathal

Ein Kärntner Landschaftsbild von Frido Kordon

(Mit 10 Abbildungen nach Zeichnungen von E. T. Compton)

Unter den vielen fröhlich rauschenden Gletscherkindern, die die Hohen Tauern nach Süden entsenden, ist die Maltein eines der muntersten. Dieser Bergstrom, der an den Eisflanken des Ankogels und der Hochalmspitze, der zweithöchsten Gebirgsgruppe Kärntens, entspringt und bei dem altersgrauen Städtchen Gmünd in die Liser mündet, durcheilt im raschen Laufe eine der schönsten Alpengegenden: das Malta- oder Malteinerthal. Es zeigt samt seinen Verzweigungen die Eigenschaft aller Tauernthäler, in jähen Stufen anzusteigen, in derart ausgezeichnetem Maße, daß es das an Wasserfällen reichste Thal der Ostalpen genannt werden kann. Mehr als dreißig dieser Wunderwerke der Natur schmücken es und verleihen ihm ein eigenartiges, ungemein malerisches Gepräge. Daher versäumen die Besucher Kärntens es selten, dem Maltathale einige Zeit zu weihen, seien es nun Thalbummler, die sich mit dem Anblicke der wichtigsten Wasserfälle begnügen, oder verwegene Bergsteiger, deren Sinnen nach eisumflossenen Spitzen geht.

Das Maltathal wird am schnellsten von der Südbahnstation Spital a. d. Drau erreicht. Eine gute, 15 Kilometer lange Kunststraße, dem tief eingerissenen Felsenrinnsal der ungestümen Liser abgerungen, verbindet diesen stattlichen Ort mit Gmünd, das durch seine schöne Lage am Ausgange des Maltathales überrascht. Die verwitterte Ringmauer mit den dunkeln Thoren, die beiden Burgen der Grafen Lodron und der große, von altertümlichen hohen Häusern umgebene Hauptplatz machen auf den Fremdling einen anheimelnden Eindruck. Das Städtchen wird auch von Sommergästen für längere Zeit gern besucht, da seine Umgebung viele schöne Waldspaziergänge aufweist. In Gmünd erschließt sich zum ersten Male der Blick auf die Maltathaler Berge, unter denen der Sonnblick (3025 Meter) mit seinen Firnfeldern am meisten auffällt. Durch das breite und fruchtbare vordere Maltathal führt nun eine Straße nach Maltein mit dem zerfallenden Schlosse Kronegg, wo sich für kurze Zeit die Königin der östlichen Tauern, die Hochalmspitze (3355 Meter), zeigt. Auf einer Anhöhe zur Linken liegt lieblich das Jagdschloß Dornbach inmitten eines Forellenweihers, den mächtige Baumriesen hüten. Wir fahren weiter zum Pflüglhofe (13 Kilometer von Gmünd), wo die Nagelschuhe in ihre Rechte treten. Das gastliche Alpenheim liegt unter dem Schutze einer mächtigen Linde auf großer, blumenbedeckter Wiese, die senkrechte Felsabstürze — bis 1000 Meter hoch — und Hänge dunkeln Waldes umschließen. Dort grüßt auch den Wanderer der Thorwart zum Thale der Wasserfälle: der 150 Meter hohe Fallbach, dessen schlanker Sturz besonders spät nachmittags ein unvergleichliches Bild gewährt, wenn die sinkende Sonne seine sprühenden Raketen in siebenfarbige Glut taucht.

Unweit des Pflüglhofes mündet der Gößgraben, und es ist nicht zu versäumen, wenigstens die drei Gößfälle, die die unterste Stufe dieses bedeutenden Seitenthales voll abwechslungsreicher Pracht durchtosen, zu besichtigen. Verfolgen wir diesen Pfad weiter, so gelangen wir mit fortwährendem Blick auf den zackigen, vergletscherten Hintergrund durch schattige Haine, wo mächtige Farne unter Fichten und Lärchen, Buchen, Ahornen und andern Baumgattungen üppig gedeihen, so daß es den Anschein hat, als befänden wir uns in einer Parkanlage, zur Kohlmayralm, die uns Rast, Erquickung und Herberge bietet. Der Weg führt nun durch

das sich verengende Thal zum höchst merkwürdigen Doppelsturze des Zwillingsfalles, der in schauriger Felsenklamm mit überhängenden Wänden, wo Licht und Schatten geheimnisvolle Spiele treiben, seine empörten Fluten donnernd mengt.

Aus dem Gößgraben führen mühsame, jedoch sehr lohnende Uebergänge in die benachbarten Thäler, namentlich die Tour über die Tössenerscharte (2677 Meter) nach Mallnitz ist beliebt. Zu noch kühneren Unternehmungen lockt der Kranz stolzer Hochgipfel ringsum, namentlich der Zauberernock (2941 Meter), die Tristenspitze (2925 Meter), das Säuleck (3080 Meter) und die Hochalmspitze. Aus zerklüfteten Gletschern und weitgedehnten Schuttkaren ragen diese einsamen Höhen zum Himmel empor, und das Ohr des Alpenwanderers vernimmt hier keine andern Laute als das Rauschen der milchweißen Bäche, das Krachen stürzenden Gesteines und manchmal einen warnenden Gemsenpfiff.

Wir versetzen uns jetzt wieder zum Pflüglhofe zurück und wandern in das Maltathal hinein. Die Felswände, an denen sich das wilde Rauschen des Baches bricht, rücken beiderseits enger zusammen, bald folgt dem letzten Getreidefelde die erste Almweide, auf die der zierliche Schleierfall herniederstäubt. Sein funkelndes Gewebe ist ein Spiel der Lüfte. Dann kommen wir zu den Fallertümpfen, grottenartigen Kesseln, die die Maltein in vieltausendjähriger Arbeit aus dem harten Urgesteine gehöhlt hat und, einen wirbelnden Wasserfall nach dem andern bildend, durchrast. Kühngewölbte Brücken verbinden die glattgescheuerten Uferwände, aber kein Sterblicher kann sie beschreiten, denn Zauberin Sonne baute die schimmernden Bögen über den feuchten Staubwolken. Kaum ist das Rauschen dieser Abgründe hinter uns, so empfängt uns ein neues Bild. Ueber den Waldhängen ist plötzlich die eisgepanzerte mächtige Pyramide der Preimlspitze (3176 Meter) aufgetaucht, und wir stehen am Hochstege, der zwei überhängende Felsen, zwischen denen in schauriger Tiefe die Maltein schäumt, miteinander verbindet. Gleich Jahresringen lassen sich


Hochalmspitze vom Säuleck

am Gesteine die verschiedenen aufeinanderfolgenden Grade der Aushöhlung durch das nimmermüde Wasser beobachten. In unmittelbarer Nähe stürzt der mehrere hundert Meter hohe Melnikfall herab. Er holt sich seine unversiegbare Kraft aus den Melnikseen, die in den Karen des Sonnblicks zwischen Schneefeldern eingebettet liegen.

In der Nähe des Hochsteges zweigt der Pfad zur Villacher Hütte ab. Dieses 2200 Meter hoch gelegene Schutzhaus, von dem man eine prächtige Schau auf das Hafneck (3061 Meter) und seine Nachbarn genießt, vermittelt den bequemsten Anstieg auf die Hochalmspitze (3355 Meter). Welch wundersame Wonne erwartet die Wanderer da oben in den Höhen des ewigen Eises! Beim fahlen Dämmerscheine frühen Morgens wird der weitgedehnte Hochalpengletscher betreten. Die weißen Gipfel träumen, in dunkler Tiefe brütet das Thal. Plötzlich zuckt aus fernem Osten ein Lichtblitz herüber und läßt die Krone der Königin purpurn aufflammen. Und allmählich beginnt ihre ganze riesenhafte Gestalt zu glühen, und nun sinkt das Licht auch auf ihre Vasallen hernieder und überschüttet sie mit rosigem Feuer. Den goldenen Strahlen entgegen dringen mutig die Bergsteiger aufwärts. Klaffende Schründe, aus deren Rätseltiefen dumpfes Murmeln tönt, wollen den Weg zum hehren Ziele wehren. Aber die Erfahrung des treuen Führers weiß die Gefahr klug zu umgehen. Ueber schillernder Eiswand ragen zum hellen Himmel seltsame dunkle Felstürme, ungeheuren menschlichen Gestalten ähnlich. Es sind die Steinernen Manndln, die verwunschenen Senner und Sennerinnen der ehemals blühenden Hochalm. Zur Strafe für gottlosen Frevel wurden die grünen Matten unter blauem Eise begraben, die sündigen Aelpler aber versteinert ... Nun müssen Stufen in den sehr steilen Firn geschlagen werden, endlich ist der Vorgipfel erreicht und über

Ostgrat der Hochalmspitze mit den versteinerten Manndln



Blauer Tumpf

Nach diesem Abstecher, den wir im Geiste auf die Hochalmspitze unternommen haben, versetzen wir uns wieder in das Thal zurück. Wir gelangen zur Hochbrücke, unter der die Maltein einen stäubenden Wasserfall bildet, und kommen aus Hochwalddunkel zur lieblichen Almidylle der saftiggrünen Schönau inmitten der trotzigsten Felswände. Im Gasthause Traxhütte können wir uns laben, dann treten wir in eine donnererfüllte Schlucht ein, wo einerseits der Hochalpenfall in einem einzigen 60 Meter hohen Satze mit betäubender Wucht herniederprasselt, andrerseits die Maltein, fächerförmig zu Schaumgarben aufgelöst, 20 Meter hinab in ein rundes, blaugrünes Becken rauscht. Wir stehen am Blauen Tumpfe, dem gewöhnlichen Ziele der Maltathalwanderer. Es ist eine Erquickung eigner Art, sich in glitzernde, siebenfarbige Wasserstaubwolken hüllen zu lassen, den Blick in das endlose Wallen und Wogen, zornige Aufbäumen, Trennen und Wiedervereinen der ungestümen Gletscherwässer zu versenken und mit ganzer Seele dem erhabenen Sturmliede ungebändigter Naturkraft zu lauschen! Wer eine Fortsetzung des Weges nicht scheut, wird noch bis zum herrlichen Klammfall gehen, wo die Maltein sich mit ihrer ganzen Flutenfülle 100 Meter hoch in einen furchtbaren Felsenschlund stürzt.

Den Wänden oberhalb des brüllenden Abgrundes durch verwegene Sprengungen abgerungen, führt der Alpenvereinspfad in das hintere Maltathal weiter. Noch manche Thalweitung mit sanften Wiesen und Beständen uralter Zirben und Lärchen, noch manche enge Schlucht und viele Wasserstürze — sowohl der Seitenbäche als auch der Maltein selbst — ergötzen uns, bis wir zur Sameralm gelangen, wo sich das Thal teilt und links als Großelend, rechts als Kleinelend weiterzieht. Nördlich zweigt von hier der bequeme Alpenvereinsweg über die aussichtsreiche Arlscharte (2251 Meter) ins Großarlthal nach Hüttschlag ab. Die weltberühmten Lichtensteinklammen und St. Johann im Pongau sind die Schlußpunkte dieser überaus lohnenden

einen schwindeligen Grat die höchste Spitze. Der fast grenzenlose Rundblick, der sich an klaren Tagen dem glücklichen Erklimmer darbietet, läßt sich mit Worten nur dürftig schildern. Die gesamten nördlichen und südlichen Kalkalpen und die zentrale Kette vom Ortler bis zu den östlichsten Ausläufern der Alpen ist zu überschauen, ein Gewirr von Höhen und Tiefen, von Formen und Farben, von Anmut und Furchtbarkeit, wie es gegensatzreicher nicht gedacht werden kann.



Jagdschloss Dornbach



Villacher Hütte mit Preimelspitze

Klammfall

und auch als Zugang von Norden her sehr beliebten Wanderung.

Durch das Kleinelend geleitet gleichfalls ein guter Alpenvereinsweg zur vergletscherten Kleinelendscharte (2739 Meter), die einen besonders prächtigen Blick auf die Glocknergruppe bietet, und durch das Kötschachthal nach dem bekannten Alpenkurorte Wildbad-Gastein, der — ebenso wie das ganze beschriebene Gebiet — durch die im Bau begriffene Tauernbahn dem Weltverkehre bald angeschlossen sein wird.

Das Großelend verfolgend, gelangen wir zur trefflich eingerichteten Osnabrücker Hütte (2040 Meter), angesichts des mächtigen Großelendgletschers. Dieses ausgezeichnet gelegene Schutzhaus bildet einen Standplatz für eine Reihe von Touren, namentlich auf die Hochalm- und Preimelspitze, das Schwarzhorn (2938 Meter), die Tischlerspitze (3008 Meter) und den Ankogel (3253 Meter) sowie für den wichtigen Uebergang über die Großelendscharte (2673 Meter) zur Hannoverhütte (2445 Meter) in unvergleichlich schöner Lage angesichts des kühnen Ankogelgipfels, der furchtbaren Westabstürze der Hochalmspitze und der unnahbaren Nordwände des Säulecks. Von letztgenannter Hütte, die die Besteigung des Ankogels sehr erleichtert, lohnt sich der kurze Spaziergang auf die Arnoldhöhe (2692 Meter), wo die zackige Pracht der Dolomiten und die ganze Glocknergruppe zu sehen ist, ungemein.

Einerseits können wir von der Hannoverhütte nach Mallnitz und Obervellach im Möllthale, andrerseits über den Korntauern, teilweise entlang den Resten einer uralten Straße aus vorrömischer Zeit, nach Böckstein und Gastein absteigen.

Der Aufstieg von der Osnabrücker Hütte zum Ankogel erfolgt gewöhnlich über den Schwarzhornsee, ein 2800 Meter hoch unmittelbar neben dem oberen Kleinelendgletscher gelegenes Wasserbecken, das nur durch drei Monate des Jahres nicht zugefroren ist. Die stille Schönheit dieses weltverlorenen Sees läßt sich schwer beschreiben, sie muß an einem warmen Sommertage genossen werden, wenn die Eisespracht ringsum im Sonnenlichte flimmert und die weißen Spitzen mit dem tief dunkelblauen Himmel sich in der krystallenen Flut spiegeln, auf der losgelöste Eisschollen schwimmen. Dann Fremdling, sinne und träume und lausche dem spärlichen Leben der Wildnis, die dir tot und starr erscheint! Harre geduldig, bald wirst du ihre leisen Herzschläge spüren. Apolloschmetterlinge werden dich umgaukeln, Schneefinken und Schneeammern sich zwitschernd



Hochbrücke



Osnabrücker Hütte im Gross-Elendthale

in der Luft balgen. Und hast du Glück, so kannst du schauen, wie ein Gemsenrudel aus dem kalten Borne trinkt und dann in tollen Sprüngen hin zu den Graten eilt.

Vom Schwarzhornsee führt der verwegen aussehende, dem Geübten aber keine Schwierigkeiten bietende Ostgrat zum Ankogel empor. Sein Scheitel trägt die Spuren vieler Blitzschläge, daher geht die Sage, daß im Innern des Berges unendliche Metallschätze ruhen. Wer aber an einem reinen Morgen hier oben weilt, wird wenig nach verstecktem Golde in dunkeln Klüften fragen; liegen doch vor seinen Augen die köstlichsten Schätze der gütigen Natur im grenzenlosen Kreise ausgebreitet, so daß sich der Schönheitsdurstige daran in vollen Zügen satt trinken kann. Und nicht leicht wird es ihm fallen, auf dieser stolzen Zinne Abschied zu nehmen von der wundersamen Pracht des lieben Maltathales.

Die Herkunft des Menschen von den Bäumen?

Kein Problem hat die Menschheit in ihrer Gesamtheit mehr beschäftigt als die Frage nach dem Ursprung und der Erschaffung des Weltganzen und der Herkunft des Menschengeschlechts, und durch nichts bleibt die Stellung des Menschen in und über der Natur treffender gekennzeichnet als durch die Thatsache, daß er von Anbeginn versucht hat, sich über Herkunft und Zweck seines Daseins Rechenschaft zu geben. Natur- und Kulturvölker stehen sich in diesem Streben gleich, und wenn wir auch versucht sein sollten, den naiven Naturglauben mitleidig zu belächeln, mit dem unsre Vorfahren sich in der schwierigen Frage zurechtzufinden suchten, so wollen wir nicht vergessen, daß ihre Lösung trotz aller Fortschritte der Wissenschaft heute noch zu ihren höchsten, bisher ungelösten Fragen zählt. Wie nun die Schöpfungssagen der verschiedensten Völker der Erde viele gemeinsame Züge enthalten, so weisen auch die Sagen über die Herkunft des Menschengeschlechts trotz ihrer Entstehung an den verschiedensten Weltenden gleichfalls viele Vergleichspunkte auf; bemerkenswert aber ist vor allen Dingen, daß in der Jugend des heutigen Kulturmenschen genau dieselben Vorstellungen über die Herkunft des jungen Weltbürgers fortleben, wie sie in der Kindheit der Menschheit entstanden sind, und besonders der deutsche Sagenschatz ist sehr reich daran.

In der nordischen Mythologie schafft eine Götterdreiheit aus zwei Bäumen, Ask und Emble, Esche und Ulme oder Erle, den Mann und das Weib; im Anfang der Dinge vermählen sich also zwei Bäume zur Menschheit, zur Ehe, wie das in vielen indischen und deutschen Sagen so sinnvoll nachklingt. Der eine Baum ist der Wolkenbaum, die Weltesche Ygdrasil, von deren drei Wurzeln die dritte und stärkste in den Hvergelmir dringt, den Brunnen der Hel, in deren Schoß die Kinderseelen ruhen. Hel (Frau Holle) ist deshalb auch die Beschützerin der Ehe, und in vielen Gegenden wird heute noch von den Brautleuten



Zu dem Artikel: „Das Maltathal“: Zwillingsfall im Gössgraben

am liebsten der Freitag zur Trauung bestimmt als der Tag der Fria (Frigg — Frau Holle, Helle, Hel); denn sie ist es, welche auch die Kinder schenkt. In silberhellen Quellen bewahrt sie die Ungeborenen auf, und ein rotstrumpfiger Nix bringt sie ans Tageslicht; das aber ist der Lieblingsvogel der Holle oder Holde, der rotbeinige Storch: Adebar oder Abar, der Kinderbringer (die erste Silbe bedeutet das Werdende, das Kind; die Silbe „bar“ stammt von gebären, englisch to bear — tragen, daher z. B. fruchtbar); und Adebar ist es heute noch im Glauben der Kinder, der die Neugeborenen aus dem tiefen Quell, aus dem Sumpfe oder aus den hohlen Bäumen am Rande der Wasser hervorholt.

Im Tarforster Weistum*) von 1592 und einem gerichtlichen Protokolle von 1749 aus Wertheim wird der Kinderbaum als „fraw Hollen baum“ und „frauen Hullen baum“ erwähnt. Bei Nierstein werden die Kinder aus einer großen Linde geholt, unter der man einen Brunnen in der Erde rauschen hört; im Aargau heißt ein solcher Baum der Kindlibirnbaum. Nicht selten aber erscheinen Kinderbaum und Kinderbrunnen zu einem Ganzen verbunden. Ein uralter Lärchbaum in Tirol bei Nauders, der noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stand, hieß der heilige Baum; von ihm wurden besonders die Knaben geholt. In unmittelbarer Nähe davon soll das heilige Baumschloß mit unermeßlichen Schätzen und mit drei auf Erlösung harrenden Jungfrauen zur Strafe auf die Verwünschung des heiligen Valentin versunken sein. Ein uralter Fichtenbaum, gleichfalls der heilige Baum genannt, mit einem wunderthätigen Muttergottesbilde stand bis zum Jahre 1822 bei Landeck in Tirol, wobei kaum zu zweifeln sein möchte, daß das Bild auf die schon den Heiden heilige Fichte gestellt worden sei, wie dies ähnlich zu Nauders und anderwärts geschah.

In Johann Aventins bayrischer Chronik wird unter den mancherlei Ableitungen des Namens der Germanen auch die von germinare aufgeführt — sprießen, sprossen. Also Germania „war auf unser Sprach das Land, wo die Leut wachsen auf den Bäumen“, womit das alte Gesellenlied übereinstimmt, worin es heißt:

„. . . in Sachsen,
wo die hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen.“

Die hiermit sinnverwandte, vielgebrauchte Redensart: „das Kind ist auf einem Baume gewachsen,“ um dessen illegitime Abkunft zu bezeichnen, ist noch eine zartere Umschreibung als die im Elsaß gebräuchliche Bezeichnung „Holzapfel“ für die Kinder diskreter Abkunft, erinnert aber unwillkürlich an die biblische Stammsage des ersten Menschenpaares. Die Stammsage der Sachsen läßt sogar das ganze Volk samt seinem ersten König Grünwald aus einem Bergwalde erwachsen, wie es im Froschmäusler heißt:

„Da Aschanas mit seinen Sachsen
Aus dem Hartzfelsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springend Brünnlein süß und kalt,
Das an dem Falkenstein hehr floß,
Sich in einen großen See ergoß.
Von da am warmen Sonnenschein
Wessert viel Brunn und Brünnelein.
Viel Frösch und Fisch, viel Krebs und Schnecken,
Das Rohr wuchs wie die Haselstecken.
Bei Narrenkolben, Schilf und Weiden.
Bei Kräutern schwer zu unterscheiden.“

*) Lokale Rechtsfatzungen und Gewohnheitsrecht. Rechtssprüche und Rechtsbelehrungen im Mittelalter, von Jakob Grimm und Schröder gesammelt.

Diese sächsische Stammsage wiederholt sich sogar noch im Namen des letzten heidnischen Sachsenherzogs Widukind oder Wittekind: Witu-kint, d. i. Baumkind (ebenso wie Wiedehopf — Baumhüpfer). Jedenfalls war Wittekind nun nicht Personenname des heldischen Herzogs der Sachsen, sondern Geschlechtsname, und wir hätten in den Wittekind also ein Geschlecht vor uns, dessen Ahnherr wie Neäf oder der Schwanenritter auf einem Einbaum aus jenem unbekannten Lande, von dannen sonst keine Wiederkehr ist, an das Ufer Niedersachsens gekommen wäre. Damit knüpfte dieses berühmte Geschlecht zugleich an die Götter an; denn bei Sinfiötli, der zum Meisenbrande auch auf einem Einbaume gebracht wird, war Odin der Fährmann.

Derselben Abstammungssage begegnen wir auch bei ganz andern Völkern. Des Achilleus Myrmidonen kamen als Ameisen von den Bäumen; Philemon und Baucis wurden, in hohem Alter lebenssatt, zu gleicher Zeit in Bäume verwandelt, Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde; die Heliaden, die Schwestern des Phaëton, beweinten den Tod ihres unglücklichen Bruders, bis sie von Göttern gleichfalls in Bäume verwandelt wurden, ihre Thränen aber verhärteten sich zu Bernstein.

Das erste Menschenpaar der Perser waren auch zwei Bäume, und als Mutter des Mâni wird Meis bezeichnet, eine Art großer Bäume, der Lotos der Griechen, so daß also auch Mâni der dem Baum entsprossene Mensch ist. Am einfachsten erscheint die Schöpfungssage bei den Herero in Südwestafrika; nach ihnen gab es am Anfang aller Dinge einen Baum; dieser Baum gebar alles andre, was da lebt, nämlich Herero, Ochsen, Zebras und Buschmänner.

Die nordische Weltesche Ygdrasil mit ihren drei Wurzeln erinnert unverkennbar an die aus dem Baumstamme vortretende indische Trimurti, die zusammenfassende Dreigestalt des Brahma, Siwa und Wischnu. Wem wird das Schwankende derselben unerklärlich bleiben, sobald er die Pflanzenlebendigkeit ihrer Heimat in Erwägung zieht? Nur bei Vergegenwärtigung jener riesigen und phantastischen Pflanzenverflechtungen wird man endlich Wischnus Avataren oder zehn Verkörperungen und zugleich das verstehen, daß die Gestalten des lebenspendenden Siwa und des vernichtenden Mahadewa einem und demselben Wesen angehören, das wieder kaum vom Urwesen Brahm unterschieden werden kann.

Die Ruhe des Vegetationsbildes der gemäßigten Zone atmet im Gegensatz hierzu aus der Klarheit und Bestimmtheit der germanischen Götterwelt. Sie offenbart einen Natursinn unsrer Altvordern, wie er erfreulicherweise ein Charakteristikum der deutschen Stämme geblieben ist. Und diesen Sinn für den Zauber der Natur finden wir überall wieder, in Kunst und Wissenschaft, in Religion und Sage und selbst in unsrer Romantik, die — trotz ihres fremden Namens — den uralten heiligen Waldschauern entstammt.

Schiller-Tietz



Ein Kriegshund wird mit einer Meldung abgeschickt

Kriegshunde

(Aufnahmen von E. Jacobi, Hofphotograph in Metz)

Die Aufzucht und Dressur des Kriegshundes liegt in der deutschen Armee den Jäger und Schützenbataillonen ob; die Ausbildung leitet ein Offizier. Seine Aufgabe ist es, die Hunde insbesondere für den Gebrauch im Vorpostendienst heranzuziehen. Hierzu gehört zunächst, daß dem Hunde die nötige Wachsamkeit beigebracht wird, d. h., daß er lernt, seinen Begleitern rechtzeitig durch leises Knurren die Annäherung jeder fremden Person bekannt zu geben. Alsdann muß der Hund erlernen, Botengänge mit größter Sicherheit auszuführen. Meldungen, die ihm von Patrouillen oder weit vorgeschobenen Posten mitgegeben werden, soll er möglichst schnell an die rückwärtige Abteilung befördern. Hat er sich hier seines Auftrages entledigt, so kehrt er sofort wieder zu seinem Abgangsorte zurück. Zwei unsrer Bilder illustrieren diese Art der Verwendung des Kriegshundes. Die eine zeigt, wie einem Hunde eine Meldung — sie wird in einem kleinen, am Halsband befindlichen Täschchen untergebracht — zur Beförderung anvertraut wird; auf einer andern sieht man denselben Hund von seinem Meldegang zum Posten zurückkehren. Hiermit ist aber die Thätigkeit eines guten Kriegshundes nicht erschöpft. Er soll ferner noch im stande sein, während eines Gefechtes Munition der Schützenlinie zuzutragen. Endlich ist von ihm auch zu verlangen, daß er nach einem Gefecht beim Aufsuchen der Verwundeten behilflich ist, indem er diese aufspürt und alsdann seinem Begleiter „verbellt“.

Solche Erfolge sind natürlich, abgesehen von der hierzu nötigen Hingabe und Geduld des Lehrers, nur mit tadellosem Hundematerial zu erreichen. Laut Vorschrift gelangen daher nur Hunde reinen Blutes zur Benutzung. Als zur Verwendung besonders geeignet werden Pudel, Hühnerhunde und Schäferhunde (schottische, sogenannte Collies) empfohlen.



Abgerichtete Kriegshunde



Von einem Meldegang zurückkehrender Kriegshund

Von letzteren, die ihres Scharfsinnes und ihrer großen Unempfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse wegen besonders bevorzugt werden, führt die obere Abbildung einige ausgezeichnete Exemplare vor.

L.

Puppenleid

Von

Georg Freiherrn von Ompteda

Wir sprachen über die verschiedenen Arten, wie Menschen einen großen Schmerz auffassen.

Der eine, wurde gesagt, verbeißt es still in sich, der andre muß es jedem Menschen erzählen, der dritte weint, schluchzt, tobt, rast, verliert den Appetit.

Und da meinte jemand:

„Ich finde, es kommt bei der Aeußerung des Schmerzes auch auf das Aeußere der Menschen an. Einer Riesengestalt glaubt man einen Titanenausbruch, die Minimalausgabe eines Menschen mit einem großen Leid wirkt manchmal geradezu komisch. Ich denke mir, es könnte darin sogar eine Tragik liegen, sowie es vielleicht nichts Tragischeres giebt als das innerlichste, erschütterndste Leid eines Menschen, der durch seinen Beruf gezwungen ist, den andern immer komisch zu erscheinen: Narrenleid — Clownkummer."

Einer unsrer Freunde, still, ernst, einer von jenen, denen man nun wiederum Heiterkeit nicht zutraut, sagte nachdenklich:

„Auch ich habe gefunden, daß man immer geneigt ist, die Menschen nach dem Aeußeren abzuschätzen.

Ich kannte ein Ehepaar, das, wie ich weiß, immer in dieser Art falsch beurteilt worden ist.

Denken Sie sich einen jungen Menschen, der etwas überaus Zierliches, Zartes, Weiches hatte.

Auf der Schule, in den Entwicklungsjahren, war er zurückgeblieben, war immer einen Kopf kleiner als seine Klassengenossen. Die Eltern trösteten sich damit, er würde es schon später nachholen, das müßte mit einem Male kommen.

Doch als er über zwanzig Jahre geworden war, hatte er es noch immer nicht nachgeholt und sah eigentlich aus wie ein Vierzehnjähriger, wenn der immer stärker werdende Schnurrbart dem nicht widersprochen hätte.

Ja, der Schnurrbart, der riß ihn heraus, der hätte ihm etwas Männliches geben können. Er wurde dichter und dichter, immer größer und länger. Aber merkwürdig, er bewirkte das Gegenteil. Er machte ihn kleiner statt größer, er gab ihm etwas von einem Nußknacker. Der erste Eindruck eines jeden Menschen, der ihn kennen lernte, war ein Lächeln über diese putzige Erscheinung.

Allmählich, wie die Jahre vergingen, gewann er ein immer martialischeres Aeußere, und schließlich sah der Mensch aus wie ein gewaltiger Schnurrbart, an dem ein winziges Exemplar der Gattung Homo sapiens hing.

Denn er pflegte seine Zierde, statt sie in vernünftige Grenzen zurückzuweisen, und ward dadurch immer lächerlicher.

Sein größter Kummer war, daß er keine Frau fand. Er war zu sehr komische Figur, die Mädchen wollten nichts von ihm wissen. Er mußte auch auf Gesellschaften in der Wahl seiner Tänzerinnen vorsichtig sein; es gab nicht viele, die ebenso klein waren wie er.

Wenn er mit einer größeren tanzen wollte, so wurde sie böse oder suchte Ausflüchte, sie hätte schon einen Tänzer. Das merkte er, es verstimmte ihn, die Spottreden der Kameraden ärgerten ihn, und schließlich begann seine Kleinheit etwas zu werden, das für die andern fast eine Gefahr bedeutete. Denn er witterte überall Anspielungen darauf und lief sozusagen immer mit der geladenen Pistole herum.

Dabei war er ein gutmütiger, braver Kerl. Aber alles an ihm hatte etwas Zierliches, Kleines, Niedliches, Spieliges, nicht ernst zu nehmen. Er machte kleine Scherzchen, er redete immer im Diminutiv. Es gab für ihn keine Hand, nur ein Händchen, kein Haus, nur ein Häuslein.

Und dabei war diese Redeweise eigentlich doch nicht geziert. Jeder Mensch sah ein, diese Minimalausgabe des Homo mußte so reden, mußte so denken. Und keiner würde sich gewundert haben, wenn er auch nicht in einem großen Haus für Erwachsene, einer vierstöckigen Mietskaserne, gewohnt, sondern sich etwas Winziges gebaut hätte, so etwa wie eine vergrößerte Hundehütte.

Kein Mensch hielt es für möglich, daß er eine Frau finden könnte.

Und nun denken Sie sich das Erstaunen, als er eines Tages Verlobungsanzeigen verschickte.

Man wünschte ihm Glück. Aber sonderbar, kein Mensch schien es recht zu glauben. Er ärgerte sich darüber, ja er wurde unfreundlich, wenn ihn jemand anredete:

„Ist es denn wirklich wahr . . ."

Doch es erweckte nun einmal den Eindruck, als könnte man gar nicht glauben, daß dies Männchen einen Hausstand gründete.

Aber es war Thatsache, er heiratete.

Das Paar ging auf die Hochzeitsreise, und man sprach nicht von ihnen, bis bekannt wurde, daß sie ein Haus in einem Villenort gemietet hatten.

Und richtig, das Merkwürdige trat ein: das Haus entsprach ganz dem, was man für ihn passend hielt. Es war eine alleinstehende Villa im Garten, ein Ding, ein Nichts, ein Spielzeug im Schweizerstil gebaut, mit rundum laufendem Balkon. Eine Schnitzerei, wie sie die Leute aus dem Gebirge, aus der Sommerfrische mitbringen in einem kleinen Kästchen, die Fenster mit Spiegelscheiben, und wenn man das Dach aufklappt, fängt eine Spieldose an, den „Jungfernkranz" oder den „Himmelblauen See" zu leiern.

Nur die großen Steine auf dem Dach fehlten. Es fiel etwas aus dem Stil, es war mit Schiefer gedeckt.

Nun lief alles hinaus von den Bekannten, um das Häuschen oder das Häuslein zu sehen. Es wurde eine Art Sport. Man fand es sehr passend und sehr richtig: wo anders konnte der Mann nicht wohnen.

Die Neugierde stieg auf das höchste, als es hieß, das junge Paar werde am nächsten Tage von der Hochzeitsreise zurückkehren.

Merkwürdigerweise hatte noch kein Mensch die

Braut gesehen. Er hatte keine nahen Freunde in der Stadt, sie stammte aus einem kleinen schwäbischen Ort, in den niemand kam, wo niemand Verbindungen hatte.

War sie groß oder ebenso klein wie er? Oder vielleicht noch winziger, so eine Art Liliputprinzeß? Man ahnte es nicht. Aber einen Tag darauf wußten es alle. Sie war klein, sie war sogar sehr klein, niedlich, zierlich, das reine Püppchen, meinten die einen — Püpplein sagten die andern.

Sie machten Besuche und kamen so auch zu uns. Wir mußten alle mit dem Lachen kämpfen, als sie eintraten, die beiden Menschchen — oder Menschlein. Die Unterhaltung wurde ernst geführt. Das Frauchen stellte sich heraus als sehr nett, sogar eigentlich reizend; die reine kleine Puppe, Porzellanprinzeß mit winzigen Händchen — oder Händlein, mit kleinen roten Bäckchen wie ein Aepfelchen. Und als sie hinausgegangen waren, suchte jeder von uns, der eine im Sofakissen, der andre im Taschentuch, seine Heiterkeit zu verbergen.

Aber allmählich ging die Neugierde vorüber, man nahm es als gegeben hin und fand die Wahl der kleinen Nußknackers äußerst angemessen.

Der Spaß erwachte nur erst wieder, als das junge Paar anfing, in dem Miniaturschweizerhäuschen die ersten Menschen bei sich zu sehen.

Zu ihm als Junggesellen war man nicht gekommen. Nun bestaunte man die Einrichtung und wunderte sich gar nicht, fand es ganz selbstverständlich, als man auch in seinem Geschmack wie in dem des kleinen Frauchens fand, was man geahnt: alles klein, zierlich, niedlich, reizend, spielig, minimal.

Was war eigentlich sonderbar dabei? Jeder wählt doch das, was ihm sympathisch ist, was seiner Art entspricht.

Die Ausstattung des kleinen Frauchens war zierlich über die Maßen. Ein kleiner Salon — alle Räume des Hauses waren klein — mit Meißner Schäfergrüppchen, mit winzigen Rokokomöbelchen, auf deren Puppenstubenumfang ein großer Mann, ich hätte beinahe gesagt Erwachsener, sich nicht zu setzen wagte.

Als der erste Eindruck vorüber war und alle Menschen der Reihe nach ihre Neugierde in dem Häuschen oder Häuslein gestillt, redete man nicht weiter über das Paar, um so weniger als das kleine Frauchen wirklich ganz war wie er, nur alles noch zierlicher, noch kleiner, kurz, ins Weibliche übersetzt.

Und als nun ein Witzbold, der beinahe jedem in der Stadt etwas anzuhängen pflegte, für den kleinen Mann, der sonderbarerweise bisher nicht besonders benannt worden, einen Spitznamen fand, war man ganz beruhigt, um so mehr als sich wie von selbst auch für die kleine Frau eine Bezeichnung einstellte.

Die beiden hießen nur noch „chen“ und „lein“.

Eine Zeitlang wurden Scherze darüber gemacht. Man fragte:

„Sind Sie schon bei ‚chen‘ gewesen?“ Oder: „Wie gefällt Ihnen ‚lein‘?“

Aber diese Späße veralteten bald, nur der Name blieb.

Ein Jahr oder mehr war vergangen, da durcheilte eines Tages die Stadt die Kunde, „chen“ und „lein“ sei ein Kindchen oder Kindlein geschenkt worden. Man war nämlich entschlossen, bei einem Knaben Kindchen und bei einem Mädchen Kindlein zu sagen. Trotzdem paßte keines von beiden. Denn als die junge Mutter ihr Glück den andern Damen erzählte, sprach sie in ihrer schwäbischen Art von einem Kindle. Nun war es ja gegeben: zum Vater „chen“, zur Mutter „lein“ kam das Kind „le“.

„Le“ war winzig, es hieß, es habe nicht zweieinhalb Pfund gewogen. Aber konnte das in Erstaunen setzen? Das Gegenteil wäre sonderbar gewesen.

Doch alles, was für der Nebenmenschen Verspottung sorgte, geriet in die größte Verlegenheit, als ein Jahr darauf zu „chen“, „lein“ und „le“ ein vierter Diminutiv trat. Wie sollte man ihn nennen? Merkwürdigerweise versagte der Witz der bissigsten Zungen, und das arme kleine Wesen blieb ungetauft, wenigstens im Munde der Leute.

„Lein“ strahlte, „chen“ war glückselig. Sein Schnurrbart schien immer länger zu werden, er blickte immer martialischer drein, und das putzige kleine Pärchen ging jetzt in der Stadt spazieren, als hätte es der Welt ein paar Riesen geschenkt, von deren Thaten noch einmal ihr Volk reden würde.

Es war auch unglaublich komisch, wie sie von den Kindern sprachen. Wenn man sie traf, war von nichts anderm die Rede, und immer betonten sie alle beide ganz stolz und als läge eine gewisse Absicht darin, „le eins“ verspräche sehr groß zu werden, sei schon, wie der Arzt versichert, viel größer als alle Kinder seines Alters; bei „le zwei“ stehe das zwar noch nicht fest, aber alle Zeichen deuteten darauf hin, daß er seinem Bruder nacheifern würde.

Ja, bei den kleinen Leuten wurde es beinahe zur Manie, von der Kinder Riesenwachstum zu reden. Und da sie jeden Tag gewachsen waren, mußte man schließlich annehmen, daß sie bereits jetzt im Alter von drei und zwei Jahren ihre beiden Eltern um ein Wesentliches überragten.

Dabei waren sie in Wirklichkeit kleine, zarte, niedliche Würmchen, nicht um ein bißchen anders als andre Kinder, höchstens, wenn man wirklich etwas finden wollte, ein wenig kleiner.

„Chen“ und „lein“ wurden immer geneckt. Sie waren ja geboren dazu, kein Mensch eignete sich so gut wie sie. Nun kam es auf in der Stadt unter unsern Bekannten, daß wer ihnen begegnete, sein Gesicht in ernste Falten legte, während die andern kaum das Lachen verbeißen konnten, und sagte:

„Nun, ich höre, Ihr ältester Sohn soll so groß und kräftig geworden sein?“

Oder man sagte ihnen, indem man die Hände zusammenschlug:

„Nein, denken Sie, ich habe heute auf dem Spaziergang Ihre Kinder getroffen. Was die groß geworden sind! Ich glaube, der Junge, der wird nochmal Flügelmann vom ersten Garderegiment.“

„Chen“ blickte dann den Sprecher von der Seite an, er wußte nicht, wie er es auffassen sollte. Blieb man aber ernst, so begann er augenblicklich in seiner Vaterfreude von all den Fortschritten im Wachstum zu erzählen, und die kleine Frau fügte stolz hinzu, die Sachen für die Kinderle wären immer schon nach einem Monat zu klein.

Die Knaben wuchsen heran. Doch als sie so sechs und sieben Jahre waren, sah man ein, daß

es mit dem Wachstum mehr Phantasie der Eltern gewesen, denn „le eins“ und „le zwei“ waren ganz normal, d. h. wie es dem Größenmaß von „chen“ und „lein“ entsprach.

Sie hätten auch sonst in das Haus nicht gepaßt. Man sah sie nie mit der Erzieherin allein gehen; einer Erzieherin übrigens, die natürlich in die Puppenfamilie paßte und die — worüber man sich immer totlachte — beinahe noch kleiner war als „lein“. Wiederum nur natürlich, denn was hätten sie in dem Häuschen mit einer Riesendame machen sollen, und wie hätte die Autorität von „chen“ gelitten, wenn er einem Kinderfräulein gegenübergestanden, das doppelt so groß war wie er.

Die Kinder gingen also nie aus ohne die Eltern. Es war ein zärtliches Verhältnis, fast eine Affenliebe.

Da stand eines Tages in der Zeitung eine Todesanzeige, die auch dem ärgsten Spötter das Lachen von den Lippen trieb:

„Chen“ und „Lein“ zeigten tief erschüttert an, daß es dem Herrn über Leben und Tod gefallen, „le eins“ und „le zwei“ gemeinsam aus dieser Zeitlichkeit abzurufen.

Sie hatten im Garten gespielt, das Thor stand offen, sie waren hinausgelaufen über die Schienen, sich haschend, ein elektrischer Wagen kam gerade dahergesaust, und die beiden kleinen Wesen lagen entseelt mit zerbrochenen Gliedern auf der Straße.

Die Bekannten alle gingen in das kleine Häuschen, ihre Mitgefühle auszudrücken. Man konnte sich einschreiben, aber niemand wurde vorgelassen.

Das wunderte die Leute. Es war, als traute man den beiden Menschen und -lein keine solche Herzensbewegung zu, daß sie ihren Schmerz in der Einsamkeit vergraben müßten. Es war doch alles klein, zierlich, spielig bei ihnen, etwas Erschütterndes, Wuchtiges, eine Tragik konnte doch in diesem Häuschen nicht Platz finden!

Aber nachdem das erste Grausen, das erste Mitleid vorüber war, begannen doch schon wieder trotz des Ernstes die Leute zu scherzen. Man war entschlossen, zum Begräbnis zu gehen. Doch den meisten stand, als sie hinfuhren, beinahe ein Lächeln auf den Lippen. Auch das nicht ernst, auch das wie ein kleiner Scherz. Man erwartete winzige, kleine Särgelchen, man sah förmlich „chen“ und „lein“ dahinterher, nicht schreiten wie große Menschen, sondern trippeln, tänzeln — ein Puppenbegräbnis, etwas, das der Große, der Erwachsene mit lächelnden Augen betrachtet — Puppengefühle, Puppenschmerz, Puppenleid.

Und nun denken Sie, uns losen Mündern allen, die wir eintraten mit der Sensation, etwas beinahe Kindisches zu erleben, erstarb jedes Lächeln auf den Lippen angesichts des Bildes, das sich uns bot.

Ein Sarg stand aufgebahrt, man hatte die beiden Kleinen zusammengelegt, ein Sarg, der jedes Lächeln über die Niedlichkeit verbannte, ein Sarg, groß und traurig wie das Ereignis, das die beiden hoffnungsvollen Menschenleben von der Erde genommen. Und daneben ein Menschenpaar mit verstörten Gesichtern, aus denen jedes Zierliche, jedes Niedliche, Lächelnde und Zarte genommen war; Gesichter, die wie ausgemeißelt schienen, eingefallen vom Schmerz, Gesichter, die den Eindruck erregten, als sähen sie die ganze Trauerversammlung gar nicht.

Kein milder, kleinlicher Zug auf den Lippen. Starr, ernst wie die Majestät des Todes selbst, standen die beiden Menschen an dem Sarg ihres Glücks. Und mir war es wie, glaube ich, uns allen, die wir eintraten, als wären diese beiden gewachsen, als wären sie im Schmerz größer geworden. Die Kleinheit fiel uns nicht auf, störte keinen Augenblick. Wie ich im Mitgefühl die Hand reichte, antwortete mir ein männlicher, fester, energischer Druck, sahen mich ein Paar unendlich traurige, aber doch starre, feste Augen an.

Keine Miene verzog sich. Und als die Trauerfeier zu Ende ging und der Sarg hinausgetragen wurde, hatte ich das Gefühl, alles war tief ergriffen.

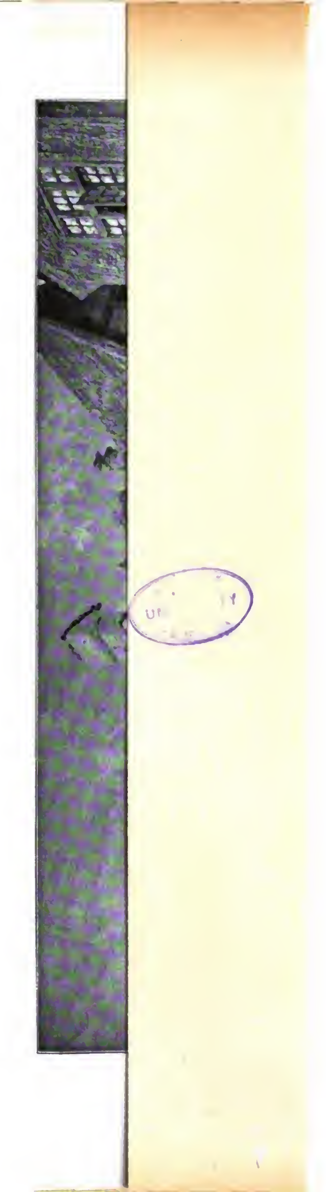
An den Seilen glitt der Kasten hinab, die Eltern standen an der Gruft hinter der frisch aufgeworfenen Erde.

Man täuschte sich über ihre Größe, es war, als knieten sie. Und ich wußte doch, sie standen. Sie waren gewachsen, sie schienen so wie wir alle. Es war keine Puppenehe mehr, keine Miniaturausgabe. Es war, als die Schollen niederprasselten, in diesem hartgemeißelten blassen Kopf des Mannes der ganze Ernst, die Entschlossenheit, Kraft eines Großen ausgedrückt. Der Schnurrbart erschien nicht komisch, er paßte zu ihm. Die kleine Frau an seiner Seite hatte nichts Puppenhaftes, nichts Zierliches mehr, ihre Züge hatten Größe gewonnen, waren länger geworden, ausgearbeitet, Falten zogen sich herab. Und wie wir das Paar stehen sahen, hat, glaube ich, keiner in der ganzen Versammlung einen Scherz auf den Lippen gehabt, keiner auch nur ein Lächeln. Es war mir, als würde nicht einer gewagt haben, in dem Moment, als wir Abschied nahmen von den beiden gebeugten Eltern, an „chen“ und „lein“ zu denken. Aus den Puppen waren Menschen geworden, wie der eine große Sarg, der die beiden winzigen Kinder aufgenommen, sie im Augenblick des Todes erhöhte, vergrößerte, ihnen fast das Ansehen von Erwachsenen gab.

Und denken Sie, etwas ganz Merkwürdiges trat ein: ich habe nie wieder gehört, daß die beiden „chen“ und „lein“ genannt worden wären. Und nie sprach man lange Zeit, bis ich die Stadt verließ und sie aus den Augen verlor, anders von ihnen als mit dem Zusatz: „Die armen ...“

Er hatte geendet. Und uns, die wir die lange Zeit in einem behaglichen Schmunzeln verharrt hatten, die wir von den beiden winzigen Menschenkindern aus den Worten des Erzählers nur einen komischen, fast kindischen Eindruck gewonnen, war es mit einem Male, als hätten wir eben von tiefernsten Menschen gehört, und ihre Gestalten erschienen uns fast zur Größe gewachsen.





Franz Hoffmann-Fallersleben

(Hierzu die farbige Kunstbeilage zwischen S. 224 u. 225)

An die Kämpfe, die das langsam auf germanischem Boden vordringende Christentum mit dem Götterglauben der alten Germanen zu bestehen hatte, gemahnt die bedeutungsvolle Landschaft, die in der farbigen Erscheinung des Originals den vornehmsten Schmuck dieses Heftes bildet. „Der alte und der neue Glaube" — auf einem von Heidekraut überwucherten Hügel die gewaltigen, ungefügigen Trümmer eines altgermanischen Heiligtums, einer Opferstätte, deren Malzeichen aus erratischen Blöcken aufgerichtet ist, die nur zum Teil dem Sturme der Zeit getrotzt haben, und im Hintergrunde, von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet, eine christliche Kirche mit ihrem zum Himmel aufstrebenden, auf den Höchsten weisenden Türmepaar. Als die Träger der neuen Heilslehre immer weiter nach Norden vordrangen, um nach dem Geheiß ihres Herrn sein Evangelium den Heiden zu predigen und sie in seinem Namen zu taufen, fanden sie nirgends zäheren Widerstand als in den Gauen Germaniens, wo das Volk mit echt deutscher Treue an seinen Göttern hing, und dieser Widerstand wurde zuletzt nur durch die Klugheit der unerschrockenen und unermüdlichen Glaubensboten gebrochen, die unmerklich heidnische Gebräuche zu christlichen umbildeten, die Erinnerung an heidnische Heiligtümer durch die Errichtung christlicher Gotteshäuser in ihrer Nähe verwischten. Auch sollte der Zauber, der nach dem Glauben des Volkes von solchen Stätten ausgeht, durch die gebietende Macht des Kreuzes gebrochen werden.



Franz Hoffmann-Fallersleben

Diesen Zusammenstoß zwischen dem Götterglauben einer absterbenden Kultur und der völker- und menschenbefreienden Botschaft von dem neuen Gotte der Liebe und der Verheißung, der sich durch den Mittler auch den geringsten Sterblichen zuwendet, hat der Künstler versinnlicht, nicht in einer trockenen Allegorie, sondern in einem lebensvollen Landschaftsbilde, das nicht etwa für eine bestimmte Absicht komponiert, sondern unmittelbar aus der Natur geschöpft ist. Auf dem Wege von Braunschweig nach Helmstädt hat der Künstler die Denkmäler gefunden, die ihm die Anregung zu seinem tiefsinnigen Bilde gegeben haben. Auch in unsrer Zeit, wo die Ueberkultur als schonungsloser Pionier der Spekulation in die entlegensten Wald- und Gebirgswinkel dringt, findet der Künstler, der rastlos zu forschen und zu wandern weiß, immer noch Stätten, die für die Kunst und ihre lästigen Begleiter, die Berufs- und Amateurphotographen, noch jungfräuliches Land sind.

Franz Hoffmann-Fallersleben hat diese Fähigkeit, im deutschen Vaterlande noch „unentdeckte Länder" aufzuspüren, schon von Jugend auf geübt. Wie sein Vater alte Schriftdenkmäler des deutschen Volkes aus dem Staube der Archive und Bibliotheken zum Leben erweckte und wie er zugleich in seinen Dichtungen das Weben und Sinnen der Volksseele enthüllte, so ist der Sohn in Wald und Heide den Spuren ehrwürdiger Vorzeit nachgegangen und hat uns das Walten unsrer germanischen Vorfahren in ihren Opfertischen, in ihren Ehrendenkmälern zum Gedächtnis toter Helden und in ihren Begräbnisstätten im schweigenden Waldesdunkel wieder lebendig gemacht. Die ersten Anregungen dazu empfing er auf westfälischer Erde, in der Umgebung von Korvei, wo sein Vater als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor einen ehrenvollen Ruheposten gefunden hatte, nachdem er seit 1853 in Weimar gelebt. Zu Weimar ist Franz Hoffmann-Fallersleben, der den Beinamen, unter dem der Dichter von „Deutschland, Deutschland über alles" berühmt geworden ist, mit Ehren weiterführt, am 19. Mai 1855 geboren worden. Als sich im Anblick der westfälischen Wälder, der romantischen Gegenden des Weserthales und seiner anscheinend in Zauberschlaf versunkenen Renaissanceschlösser die schöpferische Phantasie des Knaben regte und auf Nachbildung drängte, fand er das liebevollste Verständnis bei dem sorglichen Vater. Er durfte, kaum achtzehn Jahre alt, nach Düsseldorf zum Besuch der Kunstakademie gehen, die damals das höchste Ansehen genoß, aber schon nach Jahresfrist rief ihn der Tod des Vaters zurück. Als er dann seine Studien wieder aufnehmen konnte, zog es ihn nach seiner Geburtsstadt Weimar, wo unter dem Einfluß hervorragender, teils selbständig schaffender, teils an der Kunstschule als Lehrer thätiger Maler ein reges Kunstleben aufgeblüht war. Hoffmann schloß sich besonders an Theodor Hagen an, der durch seine in die Tiefe dringende Naturauffassung und mehr noch durch seine glänzende, malerische



(Handschrift von A. H. Hoffmann von Fallersleben)

Westfälisches Schloß. Nach einer Zeichnung von Franz Hoffmann-Fallersleben

Technik viele Schüler um sich versammelte. Daß der junge Künstler aber nicht in der platten Naturnachahmung stecken blieb, davor schützte ihn der Verkehr mit Friedrich Preller, dem ehrwürdigen Meister der historischen Landschaft, der aus dem Antlitz der Natur die großen, ewigen Züge herauslas und diese auch in voller Plastik zu gestalten wußte. Diesen großen Zug hat Hoffmann-Fallersleben von dem Altmeister, auf dem noch Goethes Augen mit Wohlgefallen geruht, mit Eifer aufgenommen; aber seine koloristische Begabung war von vornherein zu reich und zu scharf ausgesprochen, als daß er sich von einer rein plastischen Auffassung der Natur hätte beherrschen lassen. Seine ersten selbständigen Bilder behandelten Motive aus Westfalen und Hannover, wo er seine ersten Studien gemacht hatte und wohin es ihn immer wieder zog. Ein am Waldesabhang gelegener jüdischer Friedhof in der Senne und ein unbewohntes, in melancholische Einsamkeit versunkenes Renaissanceschloß im Weserthal waren die ersten Bilder, die seinen Namen bekannt machten. Das verlassene Schloß wurde vom städtischen Museum in Hannover angekauft, und mit diesem Erfolg fiel der erste Sonnenstrahl auf die Laufbahn des Künstlers, der sich aber immer noch als Werdender fühlte. Obwohl er schon durch weite Studienreisen, die ihn den ganzen Ostseestrand von Apenrade bis Danzig entlang geführt hatten, seinen Anschauungskreis erweitert hatte und damit auch die Kraft seiner malerischen Darstellung gewachsen war, wollte er noch an seiner technischen Ausbildung weiter arbeiten. Darum siedelte er 1879 nach Düsseldorf über, wo er im Verkehr mit den Meistern der Landschaftsmalerei, mit Dücker, Irmer, Kröner und dem ihm besonders eng befreundeten Adolf Böhm sein koloristisches Können verstärkte und vertiefte, ohne etwas an seiner schon scharf ausgebildeten Eigenart einzubüßen. Nach drei Jahren kehrte er nach Weimar zurück, wo er seine künstlerische Ausdrucksfähigkeit noch dadurch erweiterte, daß er die Kunst der Radierung erlernte. Sechs Jahre emsigen Schaffens strichen dahin. Ganz Nord- und Mitteldeutschland durchstreifte der rastlose Künstler, und überall fand er etwas Neues, etwas Ueberraschendes oder doch etwas, das niemand vor ihm mit solchen Augen angesehen, mit so großer koloristischer Kunst dargestellt hatte.

Nach sechsjährigem Aufenthalte in Weimar zog es ihn nach Berlin, nach dem Mittelpunkt des norddeutschen Kunstlebens, das durch seine zerstreuende und zersplitternde Hast einem so gefestigten Manne wie ihm nicht mehr gefährlich werden konnte. Auch in Berlin ist er der ernste Dichter geblieben, der in der Landschaft immer das Widerspiel eines großen göttlichen Gedankens sieht. Er meistert die Natur niemals, aber er sucht sie auch nur da auf, wo sie sich in ihrer herrlichsten Größe und Schönheit offenbart hat. Ein ernster, melancholischer Zug geht durch alle seine Landschaften. Er liebt die absterbende und die tote Natur mehr als die erwachende und erstarkende, vielleicht weil die liebliche Idylle allgemach zu einem Gemeinplatz der Landschaftsmalerei herabgesunken und das Erhabene, Strenge und Herbe zum Alleinbesitz der

starken Temperamente geworden ist. Solch ein starkes Temperament lebt in Franz Hoffmann-Fallersleben, in dessen Bildern die trotzige Urkraft des alten Germanentums in Wald und Heide zu neuem Leben erwacht ist. Bilder wie der „neue und der alte Glaube“ haben einen erziehenden und mahnenden Wert. Sie sollen uns mahnen, daß die deutsche Kultur nur in beständigem Zusammenhang mit ihren Wurzeln, der altgermanischen Treue und dem Christentum, weiter gedeihen kann und daß fremde Schädlinge mit eisernen Waffen von diesem festwurzelnden Baum abzuwehren sind.

Adolf Rosenberg

Unsre lieben Meisen

Wenn der Liebhaber des freien Naturlebens in jetziger Zeit sich zur Beobachtung des gefiederten Völkchens im Walde niederläßt, wird ihm bald unter all dem verschiedenen Zwitschern und Zirpen ein scharfes, sich schnell und oft wiederholendes „sisi, sisi, sisi tühihiti“ entgegenklingen, dessen Urheber ausfindig zu machen ihm nicht leicht wird. Endlich hat er die zwitschernden Vöglein gefunden. Es sind ein paar Tannenmeisen, die im Kiefern- und Tannengeäst emsig umherflattern. Kurze, gedrungene Gestalten mit verhältnismäßig dicken Köpfchen und geraden, kegelförmigen Schnäbeln. Ihr Federngewand ist von dunkelaschgrauer Farbe, im Unterrücken hellgrau, Kopf, Hals und Kehle tiefschwarz; Wangen, Schläfe, Halsseiten und ein großer Fleck im Nacken reinweiß, Bäuchlein und Seiten dagegen gelblich weiß. Unermüdlich huschen sie von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, jedes Loch, jeder Riß in der Rinde wird genau untersucht und mit dem Schnabel beklopft. Zwei andre — ihre olivengrüne Färbung und die düsterblauen Flügeldecken sagen dem Beschauer, daß es Kohlmeisen sind — haben sich eben brüderlich in einen langen Regenwurm geteilt, wieder andre sind eifrigst mit der Durchstöberung eines mächtigen Tannenzapfens beschäftigt. Dann gesellt sich die ganze Schar zusammen, und gemeinsam streicht die temperamentvolle Gesellschaft lustig durch den schönen Wald, in lebhafter Bewegung, bis der Abend hereinbricht und man daran denken muß, ein gutes und sicheres Schlafplätzchen ausfindig zu machen. Als ein solches betrachten die Meisen am liebsten ein Astloch, ein von andern Vögeln verlassenes Nest, oder sie verkriechen sich zwischen dichtes Zweiggewirr. Die Federn werden aufgeplustert, das Köpfchen mit den leuchtenden, dunkelbraunen Aeuglein wird unter den Flügel gesteckt, so daß das Tierchen wie eine Federkugel aussieht, und dann — gute Nacht!

Es ist eine charakteristische Eigenschaft aller Meisenarten, nach der Brutzeit und Aufzucht der Jungen in größerer oder kleinerer Gesellschaft, in der sie auch andern Vögeln den Anschluß gestatten, umherzuwandern, allerdings immer in ihrer engeren Heimat, die sie — die Meisen gehören bekanntlich nicht zu den Zugvögeln — nicht verlassen. Im Frühling und Sommer aber leben sie paarweise, und zwar die Kohl- und Blaumeise in Baumgärten und Laubwäldern, die Tannenmeise — nomen est omen — sowie die Haubenmeise, so genannt wegen ihres Schöpfchens, in Nadelholzwaldungen, die Schwanz- und Sumpfmeisen endlich halten sich am liebsten in am Wasser stehenden Erlengebüschen und Weidenpflanzungen auf. Besonders die letztere Art ist in ihrem rötlich braungrauen Farbenkleide ein allerliebstes, niedliches Vögelchen, dem seine große Nützlichkeit und das häufige Hämmern mit dem Schnabel im Volksmunde den Namen „Meister Hämmerlein“ eingebracht hat.

Kommt mit dem Monat April die Brutzeit heran, so geht's auf die Suche nach einem passenden Nestchen. Da kann man nun nicht behaupten, daß die Meisenarten bei diesem Geschäft sich gerade immer sehr wählerisch zeigen. Im Gegenteil! Ein hohler Weidenstamm, ein verlassenes Krähennest, eine entsprechend große Mauerritze, im Notfall auch eine Erdhöhle oder ein Maulwurfsloch, all diese Räumlichkeiten werden, nachdem sie mit Haaren, Federn und anderm weichen Material hübsch warm ausgepolstert sind, als „Wochenstube“ bezogen. So ist uns ein Fall bekannt, wo sich ein findiges Kohlmeisenpärchen im Innern einer kleinen Engelsfigur auf einem Friedhof häuslich eingerichtet hatte. Der abgebrochene hohle Arm des Engels bildete den Eingang zu der merkwürdigen Niststätte. Wieder andre haben wir in einem außer Gebrauch gesetzten Pumpenrohr ihre Brutgeschäfte besorgen sehen, ja sogar ein Briefkasten der Kaiserlichen Reichspost soll nach Zeitungsberichten einem Meisenpärchen als Zufluchtsstätte für die Familie gedient haben. Wir nehmen wohl richtig an, daß es keiner war, der fünf Minuten vor Abgang jedes Zuges geleert wurde!

Eine Ausnahme hierin macht allerdings die schmuck in Weiß und Schwarz gekleidete Schwanzmeise, die, als fleißigste ihrer Stammesgenossen, sich der Mühe unterzieht, ein eiförmiges, ca. 20 Centimeter hohes und 10 Centimeter weites Nest aus Gespinst, Flechten und Moos, mit einem meist schräg nach oben gerichteten Eingang, äußerst kunstgerecht herzustellen und an Ast und Zweiggabeln anzuweben. Die äußere Farbe des Heims wird von den geschickten Baumeistern der Rinde des betreffenden Baumes angepaßt, so daß es einem Knorren ähnlich sieht und somit nur schwer zu finden ist.

Zweimal, ausnahmsweise auch dreimal schreiten die Meisen zur Brut. Das Weibchen legt hierzu 5 bis 12 weiße, rotpunktierte Eier und brütet sie, abwechselnd mit dem galanten Gatten, in 12 bis 14 Tagen aus. Auch in die Fütterung der Kleinen teilen sich die Alten gewissenhaft, und sie haben damit tüchtig zu thun, denn die lieben Kinderchen sind mit einem unheimlichen Appetit gesegnet. Rechnet man nun 12 solche hungrige Schnäbel, so kann man sich denken, daß diese zu stopfen für die guten Eltern keine geringe Aufgabe ist. Indem sie dies fleißig besorgen, machen sie sich der Landwirtschaft durch die massenhafte Vertilgung von Raupen und Larven sehr nützlich, so daß man den Schaden, den sie dadurch verursachen, daß sie als kleine Feinschmecker dann und wann auch

Beerenobst und Sämereien nicht verschmähen, leicht verschmerzen kann. Interessant ist es, zu beobachten, wie die Meisen schnabulieren. Haben sie einen Wurm oder ein Insekt erbeutet, so wird das Opfer mit den Füßen festgehalten, peu à peu verzehrt, und vorsichtig blinzeln sie dabei nach allen Seiten, ob nicht ein andres neidisches Meislein den leckeren Bissen durch Ueberrumpelung für sich erobern will. Wie manche andre Vögel haben auch die Meisen die Gewohnheit, sich in Baumspalten und Mauerlöchern eigne Vorratskammern, in denen sie Körner, Beeren, Nadelholzsamen u. s. w. aufspeichern, anzulegen. Als interessant sei hier noch erwähnt, daß verschiedene Meisenarten — besonders die Kohlmeisen — auch die Kadaver andrer Tiere, wie Füchse, Katzen u. s. w., als Leckerbissen nicht verschmähen.

Von einem eigentlichen Gesang der Meisen läßt sich nicht sprechen, denn weder das „fihit, pinkpink pink" der Kohlmeise, noch das „sisi, sisi, sisi, tühihiti" der Tannenmeise oder das „zit, zit, rerr rerr rerr" der Blaumeise kann man so bezeichnen; zu den Singvögeln gehören sie eben nicht, und das ist wohl auch der Grund, daß sie als Stubenvögel nur sehr wenig gehalten werden. „Schade", möchten wir sagen, denn die anmutigen Tierchen — besonders die Blaumeise — eignen sich sehr gut dazu, gewöhnen sich ungemein leicht ein, halten bei einigermaßen sorgsamer Pflege jahrelang aus und machen dem Besitzer durch ihr lebendiges, possierliches Wesen, ihre zierlichen Bewegungen beim Flug wie beim Klettern, ihre Neugierde und endlich ihre drollige Frechheit andern Mitbewohnern des Käfigs gegenüber so viel Spaß, daß es sich wohl lohnt, ein größeres Gesellschaftsbauer auch mit einigen Pärchen Meisen zu bevölkern. Die Kohlmeise allerdings eignet sich für die Volière, in der andre kleine Vogelarten gehalten werden, nicht, denn sie ist da ein ganz gefährlicher Patron, schlecht genug, kränkliche und schwächere Kameraden meuchlings zu töten, um ihr Gehirn zu verzehren. Auch die Eier andrer Pärchen sind vor dem Bösewicht nicht sicher. Diese schlechten Eigenschaften sind um so bedauerlicher, als gerade die Kohlmeise sich am widerstandsfähigsten erweist, während die Tannen-, Hauben- und Sumpfmeisen sich bedeutend schwerer an die Gefangenschaft gewöhnen. Wie schon oben erwähnt, empfiehlt sich am meisten die als eine der schönsten Arten geltende Blaumeise, deren im Käfig gezogene Junge sehr zahm und zutraulich werden.

Ed. E. Rapp

Die talentlose Crew*)

Skizze aus dem Marineleben

von

Hermann Rückner

Woher wir eigentlich den Namen „talentlose Crew" hatten, ist mir nicht mehr recht erinnerlich. Jedenfalls paßte die Bezeichnung vortrefflich, denn wir waren absolut talentlos und konnten dreist behaupten, daß keine andre Offiziersmesse auf den Schiffen Seiner Majestät es mit uns in dieser Hinsicht aufnehmen konnte. Im Grunde genommen waren wir natürlich nicht besser oder schlechter als alle andern Offiziere, aber wir waren beeinflußt, sogar heftig beeinflußt! Von oben her wehte ein stark antikünstlerischer Wind, folglich war unser erster Offizier bereits ein ausgesprochener Feind jeder künstlerischen Regung, — und wir andern? Nun, wir setzten samt und sonders einen gewissen Stolz darein, als nüchterne, kaltblütige und praktische Menschen zu gelten. Alles übrige war unzeitgemäße Romantik und vermochte uns absolut nicht zu imponieren.

Es war merkwürdig, wie dieser ernüchternde Geist sich sofort jedem neu in die Messe eintretenden Kameraden mitteilte, wie der eben noch lyrisch, malerisch oder musikalisch gestimmte Herr Oberleutnant durch den eisigen Hauch unsres Skeptizismus in wenigen Tagen mit einer Blasiertheit, die wenigstens für drei Gardeleutnants ausgereicht haben würde, nur noch von „blöder Phrasendrescherei" redete, worauf wir älteren dann mit einer gewissen stolzen Genugthuung uns zuprosteten. Die Kameraden andrer Schiffe machten sich zwar über uns lustig, aber es wagte doch keiner so recht, in unsrer Gegenwart ein Kunstthema anzuschlagen, denn man fürchtete unsre verächtlichen Mienen bald mehr wie unsre Lästerzungen, und — wir standen Schulter an Schulter, eine kompakte Majorität, und die hat bekanntlich immer recht.

Auf den übrigen Schiffen unsers Geschwaderverbandes sah es in dieser Beziehung wesentlich anders aus. „Br . . ." hatte seinen Klaviervirtuosen, der Wagner vom Blatt spielen und das Lied „O du mein holder Abendstern" ziemlich richtig singen konnte. „Ku . . ." verfügte über einen geradezu berühmten Dichter, den Stabsarzt Dr. Pinzius, dessen neuestes Heldengedicht: „Der Amokläufer" beinahe einen Verleger gefunden hätte. „Wo . . ." konnte einen Maler aufweisen, der gleichzeitig auch Speisekarten- und Karikaturenzeichner war, und „We . . . . ." besaß sogar einen technischen Erfinder als Kommandanten, der der Schrecken seiner Ingenieure und Maschinisten war, die ihrerseits natürlich unentwegt mit erfinden mußten.

Den Erfinder ließen wir gelten, aber das übrige war „alt" und gehörte in die Rumpelkammer. „Lieber Gott, das Leben ist doch zu ernst für solche Albernheiten . . . Sie geben, Herr Stabsarzt!"

Wir waren Stoiker und würden, was Beschaulichkeit und Selbstzufriedenheit anbelangt, es mit jedem indischen Omphaloskopisten aufgenommen haben. Dabei fühlten wir uns recht wohl in unsrer Haut, denn wir hatten einen ausgezeichneten Koch an Bord und einen verständig und sinnig veranlagten Getränkevorstand.

Eines Tages aber wurden wir doch ein klein wenig aus unsrer Beschaulichkeit aufgerüttelt. Es war während der großen Winterreparaturen, die unser Schiff beschaulich in einem der Trockendocks

*) Crew (sprich Kruh) heißt so viel wie Besatzung. Die dem Englischen entnommene Bezeichnung findet in der Bordsprache häufig Anwendung.

der kaiserlichen Werft verbrachte. Das Liegen auf der Werft wirkt immer etwas deprimierend auf das menschliche Gemüt, was Wunder also, daß unsre Ungenießbarkeit einen beängstigenden Höhepunkt erreichte.

In dieses Jammerdasein sollte plötzlich ein holder Lichtstrahl fallen. Wir hatten nämlich zufällig einen neuen Tischgast erhalten. Keinen sehr großen, er war sogar etwas unter mittelgroß und wog kaum 110 Pfund. Aber nichtsdestoweniger beherrschte dieser neue Gast die Situation mit dem Moment seines Auftretens. Dieser Tischgast hieß Frau Käthe Schirrmeister und war die erst vor kurzem angetraute Gattin des ersten Offiziers.

Nun, wir hatten alles mögliche aufgeboten, um unsrer Messe Ehre zu machen und dem reizenden kleinen Frauchen, das so entzückend drollig hinter dem riesengroßen Blumenarrangement der Tafel hervorlugte, zu imponieren: denn imponieren wollten und mußten wir! Die verwöhnte kleine Person sollte wenigstens merken, daß bei uns das Persönlich-Individuelle im Vergleich zu dem alltäglich Gebräuchlichen in den Vordergrund trat, und deshalb rückten wir ganz vorsichtig und diskret ein klein wenig mit unsern Anschauungen hervor.

Allmählich wurden wir dreister. Es war beim Dessert, als der Artillerieoffizier mit möglichst kaltblütiger Miene, während er mit Daumen und Zeigefinger eine Krachmandel öffnete, ein paar „Ueberzeugungen“ zum besten gab. Die kleine Frau stutzte und sah ungläubig von einem zum andern. Sie glaubte nicht recht verstanden zu haben. Wir machten natürlich die selbstverständlichsten Gesichter von der Welt.

„Aber, Herr Kapitänleutnant, soll das wirklich Ihr Ernst sein? Sie leugnen also die Romantik der Liebe ab?“

„Ah — ich weiß wirklich nicht, gnädige Frau ...“

„O bitte!“

„Ja, meine verehrte gnädige Frau, so drückte ich mich allerdings aus, und ich muß dabei bleiben. Gegen die Liebe an sich habe ich ja durchaus nichts einzuwenden; die reale, praktische und vernünftige Liebe ist ja in jeder Hinsicht etwas ganz Selbstverständliches — ja — Schopenhauer schreibt in seiner Metaphysik ganz interessant darüber. Aber die romantische Liebe, die halte ich ebenso für einen Nonsens wie zum Beispiel einen lyrischen Erguß oder ein sentimentales Stimmungsbild.“

Wir waren stolz auf unsern Kameraden, denn die Frau Kapitänleutnant war ordentlich nachdenklich geworden. An der Spitze der Tafel saß unser Kommandant, ein eingefleischter Junggeselle. Er rieb sich vergnügt die Hände unter dem Tisch und warf dem Artillerieoffizier einen aufmunternden Blick zu, als wollte er sagen: ‚Ganz in meinem Sinne — nur weiter so!‘

Von nun an drängte sich jeder dazu, um seinerseits auch etwas in den Vordergrund zu treten. Der Navigationsoffizier, ein sonst ganz harmloser Mensch, hatte der Musik und dem „Wagnerrummel“ ein paar passende Worte mit auf den Weg gegeben. Er konnte dies um so eher, als er sich mit ziemlicher Sicherheit entsann, in Quarta einmal Geigenstunde gehabt zu haben. Die Malerei wurde auch mit einem kräftigen Wörtlein abgethan, wobei der dicke Herr Stabsingenieur, allerdings nur für seine nächsten Nachbarn verständlich, sagte, daß ein einziger vernünftiger Rohrplan seines Schiffes mehr wert sei als der ganze Böcklin.

Uebrigens eins hatten wir bald herausbekommen. In allen diesen Fragen der Aesthetik war die kleine Frau uns doch höllisch über. Sie kannte ja reineweg alles! Wenn wir auch nicht wollten, wir waren geradezu gezwungen, den Geist, der stets verneint, zu spielen, schon um uns nicht zu blamieren. Und wie geschickt wußte sie das Gespräch von der Sezession, von der wir ebenso wenig Ahnung hatten wie von den Worpswedern, auf die moderne Poesie hinzulenken!

„Also die Poesie lassen Sie überhaupt nicht gelten, Herr Stabsarzt?“

„Bitte sehr, gnädige Frau, ich verhalte mich im Prinzip der Dichtkunst gegenüber nicht direkt ablehnend. Ich bin stets bereit, ein Gedicht als solches anzuerkennen, falls es den vom Standpunkte der praktischen Vernunft an ein Gedicht zu stellenden hohen Anforderungen entspricht.“

Hier konnte sich die kleine Frau nicht mehr beherrschen. Ein helleres, ungezwungeneres Lachen war in unsrer Messe noch nie gehört worden, und wir lachten fröhlich mit, obwohl wir merkten, daß wir die Kosten dieses Lachens selber tragen mußten.

„Aber Theodor! Und das alles hast du mir verheimlicht? Davon hast du kein Sterbenswort verraten?“

Der „Erste“ sah recht verlegen aus.

„Aber meine Herren, das ist ja alles himmlisch amüsant, das ist ja köstlich. Ich hätte, nach meinem lieben Theodor zu schließen, nie gedacht, daß ich mit so interessanten Herren zusammenkommen würde. Sie sind ja sämtlich Originale! Und nun will ich Ihnen auch gleich erzählen, was ich mir während unsrer Kunstgespräche schnell ausgedacht habe.“

„Haben Sie's gehört, Zahlmeister? Sie sind 'n Original!“

„Na, Herr Ingenieur, ich glaube, Sie waren auch 'n bisken mit jemeint!“

„Scheußlich, was?“

Die Gespräche wurden am unteren Ende der Tafel im Flüstertone geführt.

„Also, meine Herren, gestern abend klagte Frau Kapitän von Meyer, die die Veranstaltungen für unsern Frauenbazar in die Hand genommen hat, daß diesmal gar nichts Neues, Aktuelles geboten würde! Einige interessante Nummern sind ja dabei. Die Herren vom „Br ...“ werden eine Jahrmarktbude aufmachen, und einige Offiziersdamen werden einen Zigeunertanz aufführen, aber das alles ist alt! Da ist mir eingefallen — natürlich unter der Voraussetzung, daß die Herren mir helfen werden —, daß wir ein Ueberbrettl vorführen können! Was? Ich versichere Ihnen, wir werden rasenden Zuspruch haben!“

Herr du meine Güte, während wir tiefsinnig wurden und gewagte Themata anschlugen, hatte diese Frau darüber nachgedacht, uns aufs Ueberbrettl zu bringen!

„Aber Pardon, gnädigste Frau ...“

„Nein, lassen Sie nur, Herr Oberleutnant! Ich habe mir das alles so schön zurechtgelegt. Sie, Herr Kapitänleutnant, erklären die Rätsel der Liebe ohne Romantik, und die übrigen Herren verteilen sich auf die andern Künste, — nur mache ich zur Bedingung, daß der Herr Stabsarzt ein Gedicht vorträgt, das den vom Standpunkt der modernen praktischen Vernunft an ein Gedicht zu stellenden hohen

Anforderungen entspricht', — so war es ja wohl, Herr Stabsarzt? Dazu werde ich mit unserm liebenswürdigen Herrn Kapitän den reizenden ‚Lustigen Ehemann' tanzen — ‚Ringel ringel Rosenkranz — ich tanz' mit meiner Frau' —, wobei mein Mann, der leider nicht tanzen kann, die nötigen Erläuterungen am Klavier geben wird."

Aha, da hatten wir sie!

„Aber Verzeihung, gnädigste Frau, Ihr Herr Gemahl kann ja gar nicht Klavier spielen!"

„O Theodor! Und das läßt du dir sagen?" Und kategorisch wies der reizende runde Arm mit dem molligen Händchen nach dem Pianino, das grundsätzlich nicht geöffnet worden war. Und jetzt — wir wagten kaum zu atmen, o, wie waren wir betrogen — jetzt öffnete er sachgemäß das Instrument und spielte — Wagner! Herr du meine Güte, die Tannhäuserouvertüre! Und — weiß Gott — jetzt klang es voll und mächtig mit sonorem Baß durch die Messe: „Beglückt darf nun dich, o Heimat, ich schauen ..."

Wir saßen still da und lauschten. Unsre anfangs noch spöttischen Mienen waren ernst geworden, und je mehr die Tonflut schwoll, um so seltsamer ward uns ums Herz. Jeder von uns entsann sich, diese gewaltige Melodie auch einmal gekonnt zu haben, und wie der Sänger einsetzte: „Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden," da fielen fünf kräftige Bässe, allerdings nicht mehr recht geschult, mit ein, und der Pilgerchor brauste durch das Schiff, so daß die Deckoffiziere vor ihre Messe traten und andächtig lauschten, und von der Batterie her standen die Mannschaften, Kopf an Kopf, und horchten erstaunt auf die ungewohnten Klänge. Als der Spieler erschöpft nach dem Halleluja abbrach, erhob sich unser prächtiger, ritterlicher Herr Kapitän.

„Meine verehrten Anwesenden! Trinken Sie mit mir auf das Wohl unsers verehrten Gastes. Wenn wir auch, wie zu vermuten steht, mit dem heutigen Tage aufgehört haben werden, eine talentlose Crew zu sein, so glaube ich doch, daß der neue Kurs, den unsre verehrte Frau Kapitänleutnant sicher von jetzt an steuern wird, den Herren ebensoviel Genuß, wenn nicht mehr als der frühere bereiten wird. Wenn Sie, meine Herren, auch Originale sind, so ist damit noch nicht ausgeschlossen, daß Sie noch einmal brauchbare Ueberbrettlmenschen werden. Ich natürlich fühle mich den neuen Anforderungen, die zweifelsohne demnächst auch an mich gestellt werden, nicht mehr gewachsen und erkläre feierlich, daß ich meine Abkommandierung beantragen werde, wenn Sie, meine hochverehrte gnädige Frau, nicht hoch und heilig versichern, niemals Kultivierungsversuche mit mir vornehmen zu wollen, worunter ich auch das Tanzen des ‚Lustigen Ehemann' verstanden haben möchte, denn als eingefleischtem Junggesellen liegt mir die Rolle nun einmal nicht ... Also, meine Herren, trinken Sie mit mir auf den ‚neuen Kurs' und auf das Zugrabetragen der talentlosen Crew!"

Dem verehrten Leser wollen wir noch verraten, daß die kleine Frau thatsächlich mit uns noch ganz Erstaunliches erzielt hat. Wir schrieben Prologe, Gelegenheitsgedichte, wir tanzten Menuett, wir wurden überall bevorzugt, wenn es galt, Kunstsinn zu entfalten, wir arrangierten die reizendsten Schäferspiele à la Biedermeierzeit und vieles andre mehr. Den alten Titel waren wir zwar los, dafür aber nannte man uns jetzt mit Vorliebe: „Frau Kapitänleutnant Schirrmeister mit ihrer in Freiheit dressierten Künstler-Crew."

Der Konkurrenzkampf auf dem Gebiete der Funkentelegraphie

Der wissenschaftliche Wettstreit auf dem Gebiete der Funkentelegraphie hat neuerdings einem Konkurrenzkampf um den wirtschaftlichen Vorrang Platz gemacht, der namentlich von der englischen Marconi-Gesellschaft mit einer Rücksichtslosigkeit sondergleichen geführt wird. Trotzdem Marconi den Beweis für seine Behauptung, daß er das Problem der Ozeanfunkentelegraphie gelöst habe, noch nicht erbracht hat und wohl auch bis zu den englischen Krönungsfeierlichkeiten, wie er es zuerst in Aussicht stellte, nicht wird erbringen können, trotzdem es gelegentlich der Amerikareise des Prinzen Heinrich nicht einmal gelungen ist, ein Telegramm des Deutschen Kaisers an seinen Bruder vom Nantucket-Leuchtschiff aus auf etwa 260 Kilometer mittels Marconi-Apparates dem Dampfer „Kronprinz Wilhelm" zu übermitteln, versucht die Marconi-Gesellschaft doch durch Gründung von Tochtergesellschaften und Abschließung von Verträgen mit Verkehrsunternehmungen im Hinblick auf die noch in grauer Ferne liegenden finanziellen Erfolge die Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Funkentelegraphie sich zu sichern.

Die gefährlichste Leistung in dieser Hinsicht ist der Abschluß eines Uebereinkommens der Marconi-Gesellschaft mit dem Britischen Lloyd. Letztere Gesellschaft besitzt eine große Anzahl von Signalstationen in allen Weltteilen, die den Nachrichtenverkehr zwischen dem Lande und Schiffen in See vermitteln, soweit dies nicht durch staatliche Seetelegraphenanstalten geschieht. Nach dem Uebereinkommen sollen sämtliche Signalstationen des Britischen Lloyd mit Marconi-Systemen ausgerüstet werden, und während der nächsten 14 Jahre sollen die Stationen mit den Schiffen in See, die Funkentelegraphenanlagen an Bord haben, ausschließlich mittels der Marconi-Systeme in Verkehr treten. Für Schiffe dagegen, die Funkentelegraphenanlagen andrer Systeme benutzen, sollen die Lloydstationen keine Nachrichtenvermittlung auf funkentelegraphischem Wege übernehmen. Bei der Bedeutung, die die Lloydstationen für den Nachrichtenverkehr der Schiffe aller Nationen haben, würde die praktische Ausführung des Uebereinkommens sämtliche Schiffe zwingen, nur Marconi-Anlagen an Bord zu installieren; jedes andre System würde dann ausgeschlossen sein. Die Schiffahrt der ganzen Welt würde also in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Marconi-Gesellschaft geraten.

Die Marconi-Gesellschaft hat aber bei ihrer Rechnung einen Faktor vergessen: das Telegraphenregal der Staaten, in deren Gebiet die Lloydstationen liegen. Glaubt denn die Marconi-Gesellschaft wirklich, daß die Regierungen dieser Staaten einen solchen Eingriff in ihre Hoheitsrechte dulden würden? Sicher nicht! Immerhin würde es schon

sehr bedenklich sein und der Marconi-Gesellschaft ein erhebliches Uebergewicht verschaffen, wenn es ihr gelänge, in dem Küstengebiet eines großen Staates, der kein Telegraphenmonopol besitzt, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, vermöge jenes Abkommens allein Fuß zu fassen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, hat die deutsche Reichstelegraphenverwaltung sofort nach Bekanntwerden des Uebereinkommens (Dezember 1901) Veranlassung genommen, eine internationale Verständigung zwischen den hauptsächlich beteiligten Staaten anzubahnen. Die Meldungen der Tageszeitungen, daß die Weigerung der Marconi-Station auf dem Nantucket-Leuchtschiff, die Telegramme des Prinzen Heinrich auf seiner Rückreise aus Amerika anzunehmen, weil der Dampfer „Deutschland" nicht eine Marconi-Anlage, sondern das Slaby-Arco-System an Bord hat, erst den Anstoß zur Herbeiführung einer internationalen Regelung des Verkehrs mittels der Funkentelegraphie gegeben habe, sind also unzutreffend.

Inzwischen ist die Marconi-Gesellschaft selbst von der englischen Regierung mehrfach gewarnt worden, das Telegraphenregal zu verletzen. Da sich die Gesellschaft infolgedessen in der gewerbsmäßigen Ausbeutung ihres Systems auf englischem Boden und im Bereiche der englischen Gewässer behindert sieht, so hat sie eine Interpellation über die Marconi-Telegraphie bei dem englischen Parlament herbeizuführen gewußt. Die Interpellation blieb erfolglos; der englische Generalpostmeister Lord Londonderry lehnte die Forderungen der Marconi-Gesellschaft unter Hinweis auf das Interesse der Landesverteidigung ab. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika scheint man die Monopolgelüste der Marconi-Gesellschaft vom militärischen Gesichtspunkte aus einer Prüfung unterziehen zu wollen; der Präsident Roosevelt hat nämlich den Chef des Telegraphenwesens der Armee, General Greely, beauftragt, die Vorschläge Deutschlands zur Verhinderung eines Monopols der drahtlosen Telegraphie auf See zu studieren und über ihre Zweckmäßigkeit zu berichten.

Das viel besprochene Uebereinkommen der Marconi-Gesellschaft mit der britischen Regierung in Kanada über die Herstellung je einer Station für die Ozeanfunkentelegraphie in Neuschottland und in England, sowie die Einrichtung von Funkentelegraphenstationen an der kanadischen Küste gewährt dem Marconi-System ebenfalls kein Monopol. Immerhin ist dieses Uebereinkommen äußerst günstig für die Marconi-Gesellschaft; hiernach übernimmt die Regierung von Kanada die Kosten für die Herstellung der Station für die Ozeanfunkentelegraphie in Neuschottland bis zum Betrage von 80 000 Dollar. Man scheint also dort mehr als hier an das auf Aethers Schwingen über den Ozean beförderte Marconische „S" zu glauben. Dafür verspricht die Marconi-Gesellschaft auch die Telegramme für 10 Cents das Wort und Preßtelegramme sogar für 5 Cents das Wort über den Ozean zu befördern. Einen Zeitpunkt, wann die Anlage für die Ozeanfunkentelegraphie in Betrieb genommen werden soll, setzt das Uebereinkommen nicht fest, aber nicht etwa, weil die Möglichkeit der Ozeanfunkentelegraphie noch nicht erwiesen ist, sondern weil vielleicht unvorhergesehene Hindernisse und Schwierigkeiten die Betriebseröffnung verzögern könnten. Bezüglich des Verkehrs der etwa an der kanadischen Küste zur Einrichtung kommenden Marconi-Stationen mit Schiffen in See ist in dem Uebereinkommen eine Ausschließung für Schiffe, die andre als Marconi-Systeme an Bord haben, nicht vorgesehen.

In Deutschland ist nur eine Marconi-Anlage vorhanden; sie besteht aus den beiden Funkentelegraphenstationen Borkum-Leuchtturm und Feuerschiff Borkum-Riff. Der Betrieb dieser Anlagen, der zunächst noch als Versuchsbetrieb anzusehen ist, steht unter der Aufsicht der Reichstelegraphenverwaltung; die Stationen werden von preußischen Beamten, nämlich den Leuchtturmwärtern und dem Feuerschiffpersonal, bedient. Ein Einfluß der Marconi-Gesellschaft auf den Betrieb der Anlagen ist daher vollständig ausgeschlossen. Darum entbehrt also die Meldung der Tagespresse, daß die Marconi-Station Borkum ebenfalls die Funkentelegramme vom Dampfer „Deutschland" gelegentlich der Rückreise des Prinzen Heinrich nicht angenommen habe, jeder Begründung.

Da die englische Marconi-Gesellschaft aus dem Betriebe der von ihr eingerichteten Anlagen bisher nur geringfügige Einnahmen hat, so versucht sie, die erforderlichen Mittel im Wege der Gründung von Tochtergesellschaften zu beschaffen. So soll jetzt im Staate New-Jersey eine Marconi-Gesellschaft mit 1 Million Dollar Kapital gegründet werden, und zwar will man 750 000 Dollar bar durch den Verkauf der Aktien aufbringen, und von diesem Barbetrage sollen 250 000 Dollar der englischen Muttergesellschaft zufließen. Die verbleibende halbe Million Dollar soll der neuen Gesellschaft als Betriebskapital verbleiben. Es wäre interessant zu erfahren, welche Gewinnaussichten die neue Gesellschaft ihren Aktionären macht. Da eine erfolgreiche Konkurrenz der Ozeanfunkentelegraphie mit der Kabeltelegraphie, wie bereits früher in diesem Blatte ausgeführt wurde, ausgeschlossen erscheint, so würden die Haupteinkünfte der Marconi-Stationen lediglich aus dem Verkehre mit den Schiffen in See erzielt werden. Diese Einkünfte würden aber nur dann eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals für die Stationen ergeben, wenn das Marconi-System thatsächlich das erstrebte Monopol erlangen würde und daher entsprechend hohe Taxen festsetzen könnte. Haben die Monopolbestrebungen, woran nicht zu zweifeln ist, keinen Erfolg, so wird es der Marconi-Gesellschaft und ihren Gründungen wie überhaupt jeder Gesellschaft zur gewerbsmäßigen Verwertung der Funkentelegraphie sehr schwer fallen, eine einigermaßen befriedigende Rente aus dem Anlage- und Betriebskapital für die Stationen zu erzielen. Reichtümer sind mit der Funkentelegraphie nicht zu erwerben, weil die geringe Betriebssicherheit, die allen Systemen anhaftet, sie unfähig macht, im Nachrichtenverkehr mit der Drahttelegraphie in erfolgreichen Wettbewerb zu treten.

In gleicher Weise, wie die Marconi-Gesellschaft auf wirtschaftlichem Gebiete die Funkentelegraphie zu monopolisieren sucht, geht neuerdings Marconi selbst darauf aus, sich als Alleinerfinder hinzustellen und alle andern Funkentelegraphensysteme als eine Nachahmung seiner Arbeiten zu bezeichnen. Es gehört ein unglaubliches Selbstbewußtsein — um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen — dazu, um die Courtoisie, mit der unsre deutschen Autoritäten auf dem Gebiete der Funkentelegraphie die Verdienste Marconis anerkennen, auf solche Weise zu erwidern, wie es jetzt Marconi beliebt.

In neuester Zeit hat sich sogar Marconi nicht gescheut, dem Professor Slaby den Vorwurf zu machen, daß er sein System auf dem aufgebaut habe, was er gelegentlich der Teilnahme an den ersten Versuchen Marconis gesehen und gehört habe. Professor Slaby ist die Antwort nicht schuldig geblieben: sie lautet:

„Ich habe nie verschwiegen und bei jeder Gelegenheit anerkannt, daß ich an den ersten Versuchen teilgenommen habe, die die englische Telegraphenverwaltung im Mai 1897 unter Leitung von Sir William Preece mit den damaligen Marconi-Apparaten anstellte. Die heutigen Systeme sind solche für abgestimmte Telegraphie und haben, wie auch Herr Marconi zugiebt, mit jenen primitiven Anfängen kaum noch etwas gemein. Das System Slaby-Arco beruht auch nicht auf jenen älteren Erfahrungen, sondern, wie Herrn Marconi sehr wohl bekannt ist, auf Entdeckungen, die ich am 22. Dezember 1900 bekannt gegeben habe (Entdeckung der abgestimmten und mehrfachen Funkentelegraphie), und die Herr Marconi selbst in einem Vortrage vor der Society of Arts mit den Worten bespricht: ‚I trust it will not be thought that I wish in any way to minimise the importance of Slabys' work.' (Ich verlasse mich darauf, daß der Gedanke nicht aufkommen wird, als wollte ich die Bedeutung von Slabys Werk in irgend einer Weise verkleinern.) Die auffallende Aenderung der Ansichten des Herrn Marconi bedaure ich aufrichtig. Slaby."

Das Vorgehen Marconis ist um so weniger verständlich, als seine Erfolge auf weite Entfernungen wohl nicht unabhäng sind von der Braunschen Senderanordnung für Funkentelegraphie (deutsches Patent vom 14. Oktober 1898). Professor Braun ist unbestreitbar der erste gewesen, der einen Sender für Funkentelegraphie hergestellt und benutzt hat, der kräftige, reine und lang anhaltende Schwingungen ausschickt. Solche Schwingungen sind aber die unerläßliche Bedingung für eine abgestimmte Funkentelegraphie, und mit letzterer allein ist man im stande, große Entfernungen zu überwinden. Mit der ursprünglichen Marconi-Anordnung war eine abgestimmte Funkentelegraphie nicht möglich; infolgedessen ist auch mit dem älteren Marconi-System eine dauernde sichere Verständigung auf Entfernungen über 50 Kilometer kaum zu erzielen. Bei seinem neueren System benutzt Marconi nach dem Vorgange von Professor Braun einen geschlossenen Schwingungskreis zur Erzeugung der elektrischen Wellen und überträgt dann diese induktiv auf den Senderdraht, dem die Aufgabe zufällt, sie in den Luftraum auszustrahlen. Der geschlossene Schwingungskreis wird durch die Funkenstrecke, regulierbare Kondensatoren und Selbstinduktionsspulen gebildet; er kann also elektrische Wellen beliebiger Länge erzeugen. Die von Marconi benutzte Anordnung fällt unter das Braunsche Patent; sie ist sogar in der Patentschrift schematisch dargestellt. Angesichts dieser Thatsache muß es eigentlich verwundern, daß die Braun-Siemens-Gesellschaft nicht Stellung nimmt gegen die unbefugte Benutzung des Braunschen Patents durch Marconi, wie es anfänglich wohl beabsichtigt war, und es fällt auf, daß Professor Braun unlängst gelegentlich eines Vortrags im Mannheimer Stadtparksaal den Arbeiten Marconis eine gar freundliche Anerkennung gezollt hat. Sollten etwa die vereinzelt laut werdenden Stimmen recht haben, daß die Braun-Siemens-Gesellschaft, unmutig über den Ausgang der kürzlich stattgehabten Kieler Vergleichsversuche zwischen ihrem System und dem System Slaby-Arco, nunmehr mit der Marconi-Gesellschaft zusammengehen wolle? Ein solches Vorhaben würde den deutschen Interessen zuwiderlaufen, denn hierdurch würde u. a. thatsächlich die Marconi-Gesellschaft schließlich ein Monopol erhalten, sofern der Patentstreit zwischen den Systemen Braun-Siemens und Slaby-Arco zu einem Siege des ersteren Systems führen sollte. Dies ist aber, soweit sich bis jetzt übersehen läßt, leicht möglich. Die Braun-Siemens-Gesellschaft behauptet nämlich, daß die Slaby-Arco-Apparate bei den Vergleichsversuchen und auch sonst allgemein mit einer Senderanordnung arbeiten, die unter das Braunsche Patent fällt. Der einzige wesentliche Unterschied gegen die Braunsche Anordnung soll nur der sein, daß der Schwingungskreis zur Erzeugung der abgestimmten Wellen nicht induktiv, sondern direkt mit dem Senderdraht verbunden ist, eine Schaltung, die ebenfalls in der Braunschen Patentschrift erwähnt ist. Trifft dies zu, so dürfte allerdings der Ausgang des Patentstreites zu Gunsten der Braun-Siemens-Gesellschaft wahrscheinlich sein. Eine solche Thatsache wäre gleichzeitig eine Erklärung dafür, daß das Slaby-Arco-System bei den Vergleichsversuchen etwas besser gearbeitet hat als das Braun-Siemens-System, da letzteres nur während zwei kurzen Fahrten Gelegenheit gehabt hat, sich den Bordverhältnissen und wechselnden Entfernungen bei der Funkentelegraphie über See anzupassen. Das Slaby-Arco-System hat dagegen über zwei Jahre Gelegenheit gehabt, sich den Bedürfnissen der Kaiserlichen Marine entsprechend zu entwickeln. Wenn daher die Verständigung über See mit dem Braun-Siemens-System bei etwa 90 Kilometern aufhörte und es mit dem Slaby-Arco-System zwar noch gelang, einige Telegramme auf 130 Kilometer zu befördern, indessen eine dauernde sichere Verständigung nur bis 115 Kilometer vorhanden war, so ist diese Ueberlegenheit nicht gerade groß und wohl nur der besseren technischen Durchbildung der Slaby-Arco-Apparate zuzuschreiben. Zudem behauptet die Braun-Siemens-Gesellschaft, daß die sichere Verständigung mit ihrem System in der Richtung von der Landstation bei Bülk nach der Station auf S. M. Schiff „Prinz Friedrich Karl" zwar bei 90 Kilometern aufhörte, daß aber in umgekehrter Richtung die telegraphischen Zeichen von dem Schiffe nach der Landstation sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückfahrt noch bei mindestens 105 Kilometern fehlerlos ankamen. Weiterhin hält die Braun-Siemens-Gesellschaft durch die Vergleichsversuche für erwiesen, daß die Abstimmung bei ihren Apparaten eine wesentlich schärfere sei. Denn während der Braun-Siemens-Empfänger bis auf wenige Kilometer Entfernung von dem mit andrer Wellenlänge arbeitenden Slaby-Arco-Sender unbeeinflußt geblieben sei, wäre der Slaby-Arco-Empfänger noch auf große Entfernungen von dem Braun-Siemens-Sender beeinflußt worden. Der Braunsche Empfänger habe die Telegramme des Braunschen Senders auch dann klar und fehlerlos wiedergegeben, wenn beide Geber gleichzeitig durcheinander arbeiteten; er sei durch die Zeichen des Slaby-Senders nicht gestört worden. Da offizielle Veröffentlichungen über die Vergleichsversuche nicht erfolgt sind, so ist es schwer, sich aus den Meinungsverschiedenheiten der beiden Parteien

ein zutreffendes Bild der wirklichen Sachlage zu schaffen. Den praktischen Erfolg hat jedenfalls das Slaby-Arco-System gehabt, da dieses infolge der bei den Vergleichsversuchen erzielten Ergebnisse zunächst allein bei der Kaiserlichen Marine zur Anwendung kommen soll. Dieser Erfolg würde in Frage gestellt sein, wenn in dem anhängigen Patentstreit das Braun-Siemens-System obsiegt, denn dann müßten die Slaby-Arco-Apparate wieder nach der älteren, heute nicht mehr konkurrenzfähigen Anordnung geschaltet werden. Die gegenseitige Befehdung der deutschen Systeme ist natürlich der Marconi-Gesellschaft sehr willkommen; ein langwieriger Patentstreit wirkt immer hemmend auf die Entwicklung der konkurrierenden Systeme. Im Interesse einer weiteren ruhigen und gedeihlichen Entwicklung der deutschen Funkentelegraphie wäre es daher dringend zu wünschen, wenn die beiden Parteien Braun-Siemens und Slaby-Arco die Streitaxt begraben und dafür gemeinsam gegen die Marconi-Gesellschaft Stellung nehmen würden.

Bei einer Fusion entsteht natürlich zuerst die Frage: was bringt die eine und was bringt die andre Partei mit in die Interessengemeinschaft? Diese Frage ist hier leicht zu beantworten: Braun-Siemens hat das Braunsche Patent der induktiven Sendererregung und des geschlossenen Schwingungskreises, sowie namhafte Erfolge in der Funkentelegraphie über Land, Slaby-Arco dagegen die wohl ebenso hoch einzuschätzenden technischen Errungenschaften auf dem Gebiete der Funkentelegraphie über See. Ein Zusammenschluß der Gesellschaften würde jedenfalls sowohl für das beiderseitige wirtschaftliche Gedeihen als auch für die wissenschaftliche Weiterentwicklung der Funkentelegraphie von größtem Nutzen sein.

Otto Jentsch



Badenweiler, von der Sophienruhe aus gesehen

Badenweiler

Auf das alte, malerisch auf den sonnigen Vorhügeln des Schwarzwaldes belegene Römerstädtchen Badenweiler richtete sich jüngst das allgemeine Augenmerk, denn die deutsche Kaiserin hatte für sich und die jüngeren Kinder den idyllischen Ort zur Erholungsstätte ausersehen. Eine bessere Wahl hätte kaum getroffen werden können. Köstlich wohnt es sich hier, Seelenfriede kehrt bei uns ein, wenn wir die Wälder durchstreifen rings um den Blauen, wenn wir den Schloßberg umkreisen und von dessen Abhängen aus den Blick in das schöne Rheinthal schweifen lassen, der dann an der Kette der Vogesen mit dem großen Elsässer Belchen haften bleibt. Ein wunderbares landschaftliches Bild, das in stets wechselnder Färbung und Beleuchtung den Beschauer fesselt. Die Aussicht vom Burgweg in Badenweiler kann im Lande Baden nur noch mit der von der Heidelberger Schloßterrasse verglichen werden. Beide Plätze erwecken die gleichen historischen Erinnerungen in uns, an das Walten und Wirken des kulturbringenden Römervolkes, an die schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und die Verheerungsarbeiten der Franzosen am Schlusse des 17. Jahrhunderts.

Das Schloß in Badenweiler fiel 1678, elf Jahre später das in Heidelberg den französischen Mordbrennern in die Hände. Inmitten des üppigsten Waldesgrüns und von köstlichen Anlagen umgeben, erheben sich die Trümmer des ersteren, von Epheu umrankt. Karge architektonische Details, ein Thürgestell mit Konsolensturz, ein dreifach gekuppeltes,

in der Mitte überhöhtes Fenster mit den charakteristischen Hohlkehlengliederungen schauen aus den Trümmern hervor. Die mit Buckelquadern besetzten Ecken der noch hoch emporragenden Palasmauern, über deren Standfestigkeit noch kein restaurationssüchtiger Architekt zu berichten hatte, geben Aufschluß über die Art ihrer Ausführung, und die nur 14 Centimeter breiten, aber 1,06 Meter hohen Fensterschlitze in der über 3 Meter dicken Nordmauer zeigen, wie vorsichtig man bei der Anlage von Maueröffnungen nach der Außenseite zu Werke ging. Wir erkennen aus den übrig gebliebenen Mauerzügen noch die Anlage der oberen Burg mit der Palas und dem Burghof, den Zwinger mit der Ringmauer, die Umwallungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges und die späteren Vorwerke und Fortifikationen. Zum ersten Male wird eines Schlosses in Badenweiler 1122 Erwähnung gethan, ein schöner Burgenbau ist aber nie daraus geworden.


Schloss Hausbaden

Von der Burg herab gelangen wir durch den mit seltenen alten Bäumen besetzten Schloßpark und bei dessen Eingang an das von F. Eisenlohr erbaute Kurhaus, ein charakteristisches Ueberbleibsel seiner reichen Thätigkeit im deutschen Fachwerksbau. Nur wenige seiner einst hochgerühmten Bauten sind erhalten geblieben, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts war nichts mehr oder doch nur in Verstümmelung von ihnen übrig. Das ist der Lauf der Welt und das Ende von Ehre und ewigem Nachruhm!

Nebenhaus von Hausbaden


Schloss Hausbaden und seine Umgebung



Allee im Park

Im rechten Winkel auf diesen Bau stoßend, erhebt sich die nach der Bergseite geschlossene, von Baudirektor Helbling aus Eisen elegant konstruierte Wandelbahn, mit weitem Bogen sich nach der großen Baumallee öffnend, als willkommener Aufenthalt bei schlechtem Wetter. Hier ist das Dasein in sonnenhellen Morgenstunden, bei den Klängen des Kurorchesters und dem „Dreinreden" der gefiederten Sänger und unter guten Menschen ein beglückendes, wenn nicht zuweilen ein Kranker im Rollstuhl an den Wandel und die Unvollkommenheit des menschlichen Daseins erinnert.

Die Regierung hat es aber verstanden, zum Wohle der Leidenden Einrichtungen zu schaffen, die manches besser ertragen lassen, und dazu gehört in erster Linie das große Schwimmbad, nach dem Vorbilde der antik-römischen Thermen von Baudirektor Leonhard gebaut. Ueber dem mächtig großen weißen Marmorbassin wölbt sich in Halbkreisform die Decke, durch deren Oeffnungen sich das liebe, gute Himmelslicht in bunt bemalten Scheiben bricht und mit einem magischen Schimmer den Raum durchzittert. Und wem die gedeckte Halle nicht luftig genug ist, findet größere Befriedigung in den blauen Wellen eines Freibassins. Auch für Einzelbäder ist gesorgt, und warme Luft- und Dampfbäder sind in Aussicht genommen.

Anziehender für den Architekten und Archäologen ist aber das römische Original — eine Anlage mit vier Bassins, Wartesälen und Frigidarien nebst Ankleidesälen, Vestibülen und zwei Vorhöfen, die 1784 wieder aufgedeckt wurden. Die Ruine erhielt ein Schutzdach, das 1860 neu hergestellt wurde und jetzt in gutem Zustande erhalten wird. Die Anlage bildet ein Rechteck von 94×34 Metern; die Fundamente und Fußböden sind noch im ganzen erhalten, die Wände, zur Zeit der ersten Ausgrabungen noch 2—4 Meter hoch, haben seither von ihrer Höhe mehr oder weniger eingebüßt. Die Piscinen messen 9,5×12,0 Meter und 10,4×15,0 Meter; ihre Bekleidung mit Jurassischen Kalksteinplatten ist allenthalben noch erhalten. Nach den Münzfunden kann als die Periode des Bestehens des Bades die Zeit vom 2. bis 4. Jahrhundert angenommen werden. Im Vorhof aufgestellte Schränke bergen eine Anzahl von Kleinfunden. Der breite, mit



Die protestantische Kirche.

schattenspendenden Bäumen besetzte Weg führt weiter nach einem von Schwänen, Enten und Goldfischen belebten Weiher, dessen Ufer mit seltenen Koniferen, Prachtexemplaren von Wellingtonien u. dgl. eingefaßt sind, — wieder das Bild einer entzückenden Anlage, die die Alltagssorgen vergessen macht.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Landstraße steht die neue, aus rotem Mainthaler Sandstein in romanischem Stile von Oberbaudirektor Dr. Turm erbaute protestantische Kirche. Auf gleicher Stelle erhob sich einst ein mächtiges römisches Gebäude, dann eine kleine christliche Kirche in romanischer Bauweise, dann eine größere in gotischer, der ein viereckiger Kastenbau folgte, der in seinem schmucklosen Innern die Jahreszahl 1799 trug, als Jahr der Erneuerung des Baues. Der Römerbau war auf einen Pfahlrost gegründet, der gut erhalten beim Bau der neuen Kirche im Jahre 1892 zu Tage gefördert wurde. Den Bau des 18. Jahrhunderts zierte noch ein einfacher, viereckiger Turm, dessen Vorhalle jedoch einen kunsthistorischen Schatz barg, einen sogenannten Totentanz, oder, besser gesagt, die Malereien an den Wänden hatten die alte Sage der drei Könige und der drei Toten, oder wie sie im Altfranzösischen heißt: „Li trois vifs et li trois morts“ zum Vorwurf. Sie stammen aus der Zeit der Hochgotik; Darstellungen von Heiligenfiguren an den Schmalseiten der Vorhalle reichen in das 15. Jahrhundert zurück. Die Malereien mit ihrem sehr dünnen Auftrag der Farben wurden vor dem Abbruch des Turmes auf Kosten der badischen Regierung glücklich und gut von Maler Keim aus München abgelöst und auf Gipstafeln aufgetragen, die in der Turmhalle der neuen Kirche bleibende Aufstellung gefunden haben.



Marmorbad



Schlösschen der Gräfin Hilcard-Konacska.

Gehen wir über den Bergpfad hinter der Kirche auf den nächstgelegenen Höhenweg, so bietet sich ein überraschend schöner Blick zwischen dem Gezweige der Laubhölzer auf die malerische Anlage der Kirche mit der offenen Glockenstube des Turmes, die polygonen Transepte und den Chorausbau mit dem Turme an der Seite, im Mittelgrunde zwischen Bäumen die Wohngebäude des Städtchens, während der Burgberg mit seiner malerischen Ruine den denkbar schönsten, abschließenden Hintergrund bildet, der in der duftigen Ferne der Rheinebene mit ihren Höhenzügen ausklingt.

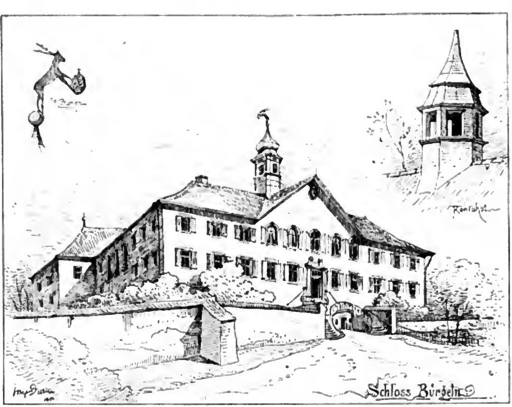
Abbiegend nach der Kanderer Straße treffen wir auf das überaus stattliche Hotel Römerbad und ihm gegenüber auf das heutige erbgroßherzogliche Schlößchen,

an Stelle eines sogenannten Amtshofes erbaut und vor einigen Jahren als Wohnsitz der hohen Herrschaften eingerichtet und im Aeußeren umgestaltet. Mit seinem sorgfältig gepflegten Garten und Parkanlagen, Stall- und Oekonomiegebäuden ist es ein reizendes Besitztum, mit uneingeschränktem Blick auf den Schloßberg und das Rheinthal mit den Vogesen.

Der Weg weiter nach Süden führt an prächtigen Villen vorüber, darunter die der bekanntesten Aerzte Badenweilers. Oberhalb dieses Villengürtels bildet den Schluß eines zweiten, inmitten von prächtigen alten Eichenbeständen am untersten Abhange des Blauen, das Schlößchen der Gräfin Allcard-Konacska, die hier sich und ihrem Gatten ein idyllisches Ruheplätzchen errichtet hat. Der Platz, einer der bestgewählten in Badenweiler, ist vor rauhen Winden und gegen jede Einschränkung durch nachbarliche Unternehmungen geschützt, indem die Besitzerin die jenseits der Straße liegenden Matten ankaufte und in herrliche Gartenanlagen umwandeln ließ. Mit seinen mächtigen Rundtürmen, Terrassen, Giebeln und Erkern giebt der Besitz ein gutes Bild eines altfränkischen Herrensitzes, der die Bauformen der späten Gotik und der beginnenden Renaissance zeigt und, ganz in graugelbem Mühlbacher Sandstein ausgeführt, prächtig gegen den Bergwald und die blaue Luft steht. Das Innere, mit elektrischer Beleuchtung, Wasserleitung und Dampfheizung versehen, ist geschmackvoll luxuriös eingerichtet; die Wände der Zimmer sind mit Stoffen bespannt, das Treppenhaus ist aus weißem Marmor ausgeführt, die anstehenden Hallen sind durch Majolikabekleidungen und Holzdecken ausgezeichnet und wie alle Räume mit stilvollem, feinem Mobiliar ausgestattet. Auch die Malerkunst hat ein Plätzchen gefunden, indem Bilder von Viktor Puhonny und Manuel Wielandt in bestimmter architektonischer Fassung die Wände schmücken. Auch dieses architektonische Schmuckstück Badenweilers verdankt der Ort dem genannten Erbauer der neuen Kirche, dem Oberbaudirektor Dr. Durm in Karlsruhe.

Zwanzig Minuten weiteren Gehens im dunkeln Baumwald bringen uns an das überraschend schön gelegene Hausbaden, das sich unsre Kaiserin zum Aufenthalt für die Frühlingsmonate, die schönste Zeit für Badenweiler und Umgegend, auserseben hat. Vor ihr haben es zeitweise die junge Königin von Holland und die eben genannte Gräfin Allcard-Konacska bewohnt. Möge der hohen Frau all das Gute aus dem Aufenthalte im schönen Schwarzwalde erwachsen, was schon so vielen Sterblichen zu teil wurde: Jugendmut und Gesundheit!

In einer Stunde von da erreichen wir das köstlich gelegene, von J. P. Hebel besungene Schloß Bürgeln, von wo aus die Schwarzwaldberge, die Rheinebene und die fernen Alpenketten mit einem Blicke zu umfassen sind, und das in seiner Schloßkapelle ein interessantes Stück deutscher Rokokokunst birgt. Und wer Zeit und Muße hat, versuche auch einen Gang in die Ebene; er wird in Ober- und Niedereggenen auch Schönes finden und in der Kirche des letztgenannten Ortes an den neu aufgedeckten spätmittelalterlichen Fresken des Chorgewölbes einen besonderen Genuß sich verschaffen können.



Schloss Bürgeln

Wer aber ermüdet von diesem Rundgang zurückkehrt nach Badenweiler, der findet in den gut gehaltenen Gasthöfen und Restaurants, wessen sein Leib bedarf, und wer dann noch neue Kraft in sich fühlt, überschreite die Thalmulde und gehe hinauf über die sogenannte „Schwärz" nach der Burg Neuenfels und wandere den schönsten Waldweg der Welt auf dem Kamme der Höhe bis nach Vogelbach entlang und gehe von da zurück in den vom Mondlicht erleuchteten Schloßpark und bevölkere in seiner Phantasie die gesehenen Kulturstätten mit den Gestalten vergangener Zeiten. Eine ruhige Nacht stärke ihn für einen Aufstieg zum Blauen im Morgensonnenschein, und er wird Badenweiler und seine nächste Umgebung nicht mehr vergessen. **M.**

Lys und Bocki

Novellette

von

G. von Lieres und Wilkau

Bocki war immer sehr fein gewesen. Er stand in Seiner Majestät 19. schwerem Reiterregiment und trug seinen unendlich hohen roten Kragen und seine weiße Tellermütze mit einer Art nicht böswilligen, aber doch recht nonchalanten Uebersehens aller Männlichkeit, die nicht mit Kürassierstiefeln und klappernden Sporen diese Erde trat.

Obwohl sein Stammbaum sechzehn untadelhafte Ahnen von Vaters und Mutters Seite aufwies, besaß Bockis etwas zu klein geratene Nase einen beinahe plebejischen Schwung nach aufwärts. Sein rundes Gesicht mit den landesüblichen blaugrauen Augen und der vorgeschobenen Unterlippe gehörte unleugbar zu den häßlichen, als er mit neunzehn Jahren ins Regiment eintrat. Mit der Manneszierde des Bartes gewann der äußere Mensch des Junkers an vorteilhafter Wirkung, aber auch in seiner ungünstigsten Zeit erweckte seine schlanke Länge den unanfechtbaren Eindruck vornehmer Art. Und es gab Leute, die diesen Eindruck noch verstärkt empfanden, weil Bocki, sowohl in Tonfall und Jargon, wie in seinem nachlässigen Kavalleristengange und seiner Haltung mit vornüberhängenden Schultern auch nicht ein Jota von dem abwich, was der modernste Pli dem Dandy in zweierlei Tuch gerade vorschrieb.

Bocki hatte nicht nur sechzehn Ahnen, seine Familie konnte sich auch eine annähernd feudale Lebenshaltung gestatten. Seine Mutter und seine Schwestern, sowie ein jüngerer Bruder von ihm, ein Spätling und Nesthäkchen der Familie, saßen an der friesischen Grenze auf einem schönen alten Herrengute, das er in späteren Jahren einmal übernehmen sollte. Es war auch Kapital da, und endlich floß dem Glücklichen aus einem Fideikommiß eine hübsche Rente zu. Die Freiherren Wulf von Wulfenecke — ein Zweig war übrigens reichsgräflich, und das warf noch besonderen Glanz über das ganze Haus — unterschieden sich durch solche Stiftungen himmelweit vom unbemittelten Adel, der mit Sorgen und Darben kaum zu bemänteln vermag, wie die Not an seinem Wappenschilde nagt.

Seinen Spitznamen „Bocki" hatte er schon auf der brandenburgischen Ritterakademie, weil sein Gesicht wirklich nicht ohne Aehnlichkeit mit der Physiognomie des jungen Bulldogg war, den der Direktor dieser Erziehungsanstalt besaß und den man mit diesen zwei Silben rief.

Im übrigen war Bocki Reichsfreiherr von Wulfenecke eine Musterkarte aller männlichen Tugenden: offen und wahr, nicht ohne Frömmigkeit, ein guter Sohn und Bruder, treu gegen die Freunde, eifrig im Dienst und tapfer wie ein Löwe, wenn er, da Deutschland seit 1870/71 keinen neuen Krieg gesehen, recht ernsthafte Heldenthaten auch noch nicht hatte verrichten können.

Man, d. h. der Clan der Verwandtschaft und Freundschaft, war immer der Ansicht gewesen, wenn Bocki einmal eine Frau nähme, werde er sich gewiß etwas besonders Feines heimholen. Sowohl seine eignen persönlichen Vorzüge wie seine Geschmacksrichtung berechtigten zu dieser Annahme. „Man" dachte dabei wohl an irgend eine hannoversche, westfälische oder rheinische Edelinge, an was Rassiges mit einem Strudelköpfchen, über dem eine Freiherrn- oder Grafenkrone schwebte, und mit einer zierlichen Faust, die Gäule bändigte trotz eines Reiteroffiziers. Aber was Bocki sich mit sechsundzwanzig Jahren dann wirklich aussuchte — das übertraf alles, was man erwartet hatte. Das war nur noch mit Superlativen zu beschreiben. Die Ausdrücke „ein reizendes Mädchen", „eine schöne Frau" paßten da nicht mehr. Das war ein Hauch von Duft, vom allermodernsten Parfüm — kaum ein menschliches Geschöpf mehr. Das war ein so apartes, graziles Wesen, daß es die Blume nicht knicken mochte, auf die es trat. Selbst eine Blume war's. Eine ausländische Orchis, fremdartig und farbenzauberisch, wie die Natur sie aus eignem Drange nicht schafft, sondern wie die Gärtnerkunst und die Glashausatmosphäre des neunzehnten Jahrhunderts sie hervortrieben.

Bocki lernte „sie" in Baden-Baden kennen, wo er einen Urlaubsbummel verbrachte. Er sah sie zuerst, wie sie in Iffezheim auf dem für den Unionklub und dessen Gäste reservierten Zuschauerplatz die großen Rennen mit dem Operngucker verfolgte. Diesen Operngucker hatte sie an einem langen Stiel von ziseliertem Altsilber befestigt, und so konnte sie das Glas handhaben, als sei es eine Lorgnette. Auf dem Ball des Unionklubs wurde er ihr dann vorgestellt.

Sie war eine Amerikanerin und machte mit ihrem um fünfzehn Jahre älteren Bruder die für die Bildungsvollendung der Yankeeprinzessinnen übliche Europa-Tournée. Sie hieß Miß Miller glattweg. Ihr Näschen war von der Feinheit einer Kamee. Große, verwundert dreinblickende Augen, ein Teint, blaß wie die Kirschblüte. Eine kaum mittelgroße Gestalt, so zart, daß es für einen Enakssohn wie Bocki schon beinahe ans Unbegreifliche grenzte. Ein weißseidenes enges Kleid hob die Feinheiten dieses zierlichen Körpers diskret hervor, und nach unten ergoß es sich dann plötzlich in weite Schleppenfalten und Rüschen, aus denen die Schuhchen, ein jedes mit einer Juwelenschnalle verziert, hervortauchten wie Kleinode des Meeres aus gischtschäumenden Wogen.

Miß Miller war keineswegs, was man eine siegende Schönheit nennt. Aber von ihrer raffiniert einfachen Art, sich zu kleiden, bis zu ihrem unendlich ruhigen Benehmen und ihrem sonderbar reizenden Namen „Lys" hatte sie Cachets, die bezauberten, und deren man je länger je mehr an ihr entdeckte. Wenn man sie heut kennen lernte, hielt man sie nicht für die Schönste im Ballsaale, aber nach acht Tagen schwur man, daß sie die Reizendste auf dem Parkett sei und bleibe.

Bocki fand sich, ehe die „Große Woche" von Iffezheim um war, von der Ueberzeugung durchdrungen, er werde nie im Leben etwas Vornehmeres und Aparteres finden als diese kleine blonde Lady,

deren vierschrötiger Bruder gar kein Hehl daraus machte, daß sein Vater und er das Vermögen der Familie in Kanada mit Fellhandel en detail und en gros gemacht hatten. Am Tage der Schlußrennen hielt der Offizier bei dem Amerikaner um dessen Schwester an. Bocki bekam einen Korb. Lys wollte noch frei bleiben. Sie fand sich noch zu jung. Sie hatte sich ausgebeten, daß man sie bis zu ihrem zwanzigsten Jahre mit Heiratsplänen in Ruhe lasse. Jetzt war sie erst neunzehn und drei Monate.

Der Kürassier trug sein Unglück mit Würde. Er tauchte andern Tages, als Mr. Miller und seine Schwester abreisten, um sich aus dem Oosthal ins Engadin zu begeben, mit einem aus Frankfurt a. M. herbeitelegraphierten Riesenbouquet aus Orchideen und Rosen auf dem Bahnhof auf, und wer das gelassene Plaudern der beiden jungen Leute hörte, konnte unmöglich annehmen, daß eines von ihnen dem andern soeben seine besten Herzenshoffnungen vernichtet hätte.

Vernichtet? Als Miß Miller, von einem reizenden Dreß umflattert, in St. Moritz zum dritten Male auf dem Golfplatz mit dem grandiosen Hintergrunde der schneeigen Gipfel erschien, wer kam ihr da — lang, schlaksig und in einem blütenweißen Sportanzug — über den Rasen entgegen? Reichsfreiherr Bocki von Wulfenecke. Er hatte seinen Urlaub verlängern lassen, so daß dieser jetzt fünfundvierzig Tage betrug, und war ihr nachgereist.

Da Ueberraschung zu zeigen, ungefähr das Letzte war, was der angloamerikanische Kodex einer jungen Dame erlaubte, öffnete Lys ihre Augen nur noch einmal so groß, als sie ohnehin schon leuchteten, und dann machte sie sich mit ihrem Kavalier daran, die Schläger auszusuchen, die man braucht, um beim Golfspiel den Ball über die Hindernisse hinweg und von einem Loch zum andern zu treiben.

Neun Monate folgte Bocki den Spuren seiner Angebeteten durch Europa. Er konnte es, denn als vorsichtiger Mann hatte er, als er um den verlängerten Urlaub einkam, schon dafür gesorgt, daß er späterhin auf ein Jahr à la suite seines Regiments gestellt wurde — eines mysteriösen Herzleidens wegen, das irgend ein Arzt bei ihm entdeckt hatte. Der Freiherr bestürmte Miß Miller nicht mit seinen Empfindungen; in der ganzen Zeit sprachen sie nicht ein einziges Mal von den Sternen oder von Gefühlen. Uebrigens wäre beides auch veraltet und für moderne junge Leute von high education unpassend gewesen. Ganz selbstverständlich erschien Bocki nur überall, wo Lys auftauchte. Und wenn sie ihn nicht direkt ermutigte, so schien seine Gegenwart ihr wie ihrem Bruder doch durchaus nicht unangenehm zu sein.

Auf diese Weise wurden Nizza, Oberitalien, Gardone Riviera, München, Dresden, Wiesbaden und zuletzt Helgoland der gleichzeitigen Anwesenheit des Dreiblattes teilhaftig. Auf Helgoland erreichte Lys ihr zwanzigstes Jahr. Nach dem Geburtstagslunch befand sich Bocki mit dem Amerikaner allein auf der Veranda des Hotels. Sie saßen auf ihren Schaukelstühlen; das blaue Meer glänzte zu ihnen hinüber. „Well, Mr. Miller, ich wiederhole meinen Antrag um Ihr Fräulein Schwester,“ sagte Bocki.

Mr. Miller hatte nochmals Einwände. Seine Schwester wollte keinen Offizier heiraten. Sie hatte Furcht vor den ehernen Gesetzen des Dienstes und der Subordination, die sich dem „on dit“ zufolge bis in die Geselligkeit und Häuslichkeit der Regimentsdamen hinein erstreckten.

Bocki schwieg. Er kämpfte einen Augenblick. Dann entgegnete er: „Ich werde meinen Abschied nehmen.“

„Lys möchte aber keinen Mann ohne Beruf.“

„Ich werde als Kammerherr an den herzoglichen Hof zu X. gehen. Die Stellung ist mir sicher. Ich habe mich schon danach umgesehen, da ich dies alles kommen sah. Ich werde mit meiner Frau dann einen Teil des Jahres in X. leben und den andern Teil auf Reisen.“

So wurden Reichsfreiherr Wulf von Wulfenecke und die Tochter des amerikanischen Fellhändlers ein Paar. Vierzehn Tage nach der Verlobungsfeier erfuhr Bocki ganz zufällig durch seinen neuen Schwager, daß Lys an ihrem Geburtstage noch einen zweiten Heiratsantrag gehabt habe. Ein echter französischer Marquis, millionenreich und mit den gefährlichsten Flammenaugen, hatte mit derselben Begründung wie Bocki den ersten Korb von ihr schon in Wiesbaden bekommen und war dann scheinbar ganz unabsichtlich um ihren Geburtstag herum auch auf Helgoland erschienen. Den hatte sie abgewiesen. Warum das, wenn nicht um seinetwillen, um Bockis willen? Der Kürassier würde es für shocking gehalten haben, seine Braut über diesen Punkt zu befragen. Aber er ging heut und an den folgenden Tagen doch mit einem Ausdruck von Verklärung auf seinem treuherzigen Bulldoggesicht umher.

Die Garnison mit den spitzgiebeligen Häusern und dem Dom aus dem vierzehnten Jahrhundert, in der Bocki einige Jahre hindurch des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hatte schlagen hören, bekam die junge Baronin also nur zweimal flüchtig zu sehen, als das Paar zu den Bällen des Oberpräsidenten und des militärischen Höchstkommandierenden herzugereist war. Aber die Kameraden, die in der Folge aus alter Anhänglichkeit oft genug die zwei Stunden Eisenbahnfahrt nach X. machten, erzählten Wunderdinge von Wulfeneckes Nest und dessen feenzarter Herrin. Ein Märchen war's einfach. Freilich ein Märchen, wie sich's ganz moderne Leute mit höchstaristokratischen Snob-Anschauungen über die Kunst des Daseins träumen.

Sogar in der Trutzfeste oben an der friesischen Grenze hatten die alte Freifrau und ihre Töchter das Mädchen aus der Fremde ohne Widerstand aufgenommen und des hier mangelnden, sonst für unerläßlich befundenen blaublütigen Stammbaumes nicht gedacht. Erstens ist es etwas andres, ob jemand Miß Miller heißt, oder ob er sich auf deutsch Fräulein Miller nennt. Und dann war Miß Miller von ihrem duftigen Haarschopf bis zu den Spitzen ihrer Füßchen ein um mehrere Stufen über die sonstige Menschheit sich erhebendes Muster jener selbstverständlichen leichten Eleganz, die der norddeutsche Adel seiner schweren und empfindungsreichen Art nur mit Mühe und ohne vollkommenes Gelingen aufpfropft.

Bocki liebte den modernen Sport- und Highlife-Geschmack über alles, und er betete Lys an als eine Meisterin dieses Geschmackes. Solche Bewunderung war ihr nichts Neues. Von den beiden self-made-men, ihrem Vater und ihrem Bruder, von ihrer Mutter, von der weißen und farbigen Dienerschaft ihres Elternhauses war sie von klein an vergöttert worden, wie nur ein amerikanisches Haus-

töchterchen vergöttert wird, und sie hatte nichts dafür zu thun gehabt, als Lady und reizend zu sein.

In X. errang sie ihre größten Erfolge bei Hofe und bei Bockis Freunden und Altersgenossen. Die Damen bewunderten sie und suchten es ihr nachzuthun, aber sie wurden doch nicht recht warm mit der Ausländerin. In die Umgebung des Fürstenhauses indessen paßte Lys mit ihrer halblauten Lispelstimme, ihrer sicheren Haltung ganz vortrefflich. Das herzogliche und das junge erbprinzliche Paar, die in dem hübschen Sachsenländchen über ihre getreuen Unterthanen mit mildem Zepter herrschten, zogen den Kammerherrn und seine junge Gattin noch weit mehr zu sich heran, als es Bockis Hofstellung ohnehin schon mit sich brachte. Und die ledigen Rittmeister und Leutnants waren Lys' ergebene Vasallen. Die anspruchvollsten sogar, die überfeinsten von ihnen, werteten die mondaine Korrektheit der jungen Frau in Superlativen; die jüngsten und bescheidenen fanden sich selbst erhöht, wenn sie den Namen der zierlichen Baronin auf ihrer Tanzkarte verzeichnen konnten. Lys war von ritterlicher Huldigung umdrängt, sobald sie auf den Bällen erschien — fast immer in weißen, schmiegsamen, langschleppenden Gewändern, in dem in einer einzigen Welle zurückbauschenden Blondhaar und um das feine Hälschen ihren nicht so besonders reichen Schmuck: mal ein paar klotzige Familienerbstücke der Wulfenecks, mal einige von Bocki geschenkte nette kleinere Juwelen oder die Perlenschnur, die der Bruder in Amerika zur Hochzeit gestiftet hatte. Denn Bocki und Lys waren durchaus keine Milliardäre, und ihre Renten reichten nur eben hin, ein komfortables Leben zu führen.

Nie mischte sich in die Huldigungen für seine Frau jener beunruhigende Hauch von Courmacherei, der Bockis eheherrliches Mißfallen hätte erwecken können.

Am allermeisten bezauberte Lys in ihrem Heim, das genau so gedämpft, reizend und eigenartig geschmackvoll erschien wie sie selbst. Die Räume waren teils in Münchener Jugendstil, teils nach englischer Art eingerichtet. Schlanke, gerade Formen, zarte Farben, lackierte Hölzer, Säulen und Träger in köstlich matter Bronze. Da gab es einen Salon in hellster goldeingelegter Eiche und lichtgrüner Seide, über die große sezessionistische Lilien, Lys' Namensschwestern, sich verstreuten. Ein Boudoir mit wolligen Draperien in lila Tönen, mit orangeleuchtenden schweren Stores vor dem Bogenfenster, so daß bei gewisser Beleuchtung das Ganze anmutete wie ein modernes Gemälde, das eine Abendlandschaft darstellt. Ein Speisezimmer, in dessen vier Wänden keine andre Nuance war als Weiß und Silber. Die Tapete, das Holz und der Lederbezug der lackierten Stühle, das Damasttuch und die Ausschmückung der Tafel trugen den gleichen Schneeschimmer. Hinter einer spanischen Wand war ein Aufzug, der die Verbindung mit der Unterwelt der Küche herstellte und nicht nur die Speisen, sondern auch den Diener, der sie servierte, hinauf und hinab beförderte. So gab es kein Auf- und Zuklappen von Thüren und auch nicht mehr als nötig Domestikenohren bei Tisch. Nie wurden mehr als sieben Personen zu den feinen kleinen Diners in diesem Speisesalon gebeten, und in den flachen Krystallschalen auf der Tafel dufteten immer Blüten. Immer nur weiße: Schneeglöckchen, Narzissen, blasser Flieder.

In diesem stilvollen Heim leitete Lys ihr Hauswesen. Sie that auch das in einer sehr aparten Art. Auf dem Schreibtisch in ihrem Boudoir wurden alle Tage vom Koch und von der Wirtschafterin zwei weiße Zettel niedergelegt. Der eine enthielt das Menu, der andre die sonstige Haushaltsstrategie des Tages. Daneben lag auf einer elfenbeinernen Schale ein langer goldener Bleistift, und mit ihm machte Lys, die Lorgnette vor den Augen, ihre Streichungen und Zusätze auf den beiden Zetteln. Dann hatte sie ihr Tagewerk beendet, und das anscheinend außerordentlich wohlgeölte Rad ihres Hauswesens drehte sich von selber weiter.

Das Netteste in der Villa war die hall im Erdgeschoß. Ein paar teppichbelegte Stufen, die eine Glasthür abschloß, führten von hier in die oberen Gemächer. Vom Oktober bis Mai brannten im Kamin riesige Holzklötze; große, tiefe Lehnsessel standen umher; zierliche Tische wurden daneben bequem zur Hand gerückt. Nirgends saß man lieber als hier, wenn Wulfenecks, wie's in jeder Woche geschah, zum Abend einige ihrer Hausfreunde bei sich sahen. Sie hatten ihrer wohl ein halbes Dutzend, lauter der kleinen Baronin auf Leben und Tod ergebene Junggesellen. Das Feuer verbreitete rötlichen Schein; die Scheite knackten und prasselten; die Unterhaltung plätscherte fabelhaft gemütlich dahin. Wenn die Kaminuhr mit ihrem feinen Silberton die elfte Stunde schlug, gab es jedesmal dieselbe niedliche Scene:

Lys rechnete es sich zum Stolz, daß sie nie in ihrem Leben genötigt gewesen war, sich auf höchsteignen Füßchen zur Ruhe zu begeben. Immer hatte sich jemand gefunden, der ihr diese für jeden andern Sterblichen unerläßliche Mühewaltung abnahm. Als kleines Mädchen war sie von ihrer Kinderfrau ins Bett getragen worden. Als sie der zu schwer wurde, übernahm ein alter Nigger, langjähriges Faktotum der Familie, das ehrenvolle Amt. Dann Lys' großer Bruder Tom. Und dann ihr Mann.

So sagte, wenn die Stutzuhr die elfte Stunde meldete, die junge Frau jedesmal mit ihrem Stimmchen, das ebenso silbern war wie der Glockenschlag: „Bocki, es ist elf Uhr. Trag mich zu Bett! Aber bitte, lassen sich die Herren nicht stören!“

Und gehorsam dem Befehl, blieben die Gäste auch wirklich auf ihren Plätzen. Bocki aber trat mit dem Ernst eines Quäkers an seine Frau heran, die, vom weißen teagown umflossen (Lys trug im Hause immer Weiß), in ihrem tiefen Ruhesessel mehr lag als saß, nahm das holde Bündel auf beide Arme und trug es zunächst einmal rund durch die hall, wobei jeder von den Gästen ein Patschhändchen erhielt, auf das er zur Gutnacht einen Kuß drücken durfte. Und dann wandte der beneidenswerte Mann sich und trug die leichte Last die von der hall aufwärts führenden Stufen empor, um oben in dem langen Korridor mit ihr zu verschwinden. Und Lys sandte über seine Schulter hinweg ein Lächeln zurück, und ihre Schleppe floß lang und weiß und spitzenrieselnd hinter ihnen beiden her.

Als das Paar zehn Monate verheiratet war kam des Kammerherrn Mutter auf zwei Wochen zum Besuch in die Villa. Die alte Freifrau bewunderte vierundzwanzig Stunden am Tage das Haus, vom Boden bis zum Keller und mit spezieller Berücksichtigung der mit allen Wundern





von Elektrizität und Gas eingerichteten Küchen- und Wirtschaftsräume. Aber so wie zu Anfang der jungen Ehe schien sie doch nicht mehr von Lys' Eleganz bis zur Sprachlosigkeit überwältigt zu sein. Und am Tage vor ihrer Abreise sagte sie trockenen Tones: „Ja, da habt ihr nun euer blankes Puppenhaus. Aber so voll Merkwürdigkeiten es steckt von oben bis unten, ich finde doch einen Mangel daran. Ich wüßte keinen Raum hier, in dem mir der Gedanke käme: da könnte eine Wiege stehen."

Sie saßen zu dreien im Salon, als das Wort fiel. Der alten Freifrau großes, strenges Gesicht hatte einen Ausdruck von verhohlener Erregung. Bocki stand auf ... als ob er Zigaretten und Feuerzeug suchte. Als er sich seiner Mama wieder zuwandte, that er's mit einer Bemerkung, die das Gespräch auf andre Bahn lenkte. Lys schwieg. Sie machte ein Gesicht wie ein kleines Mädchen, dem das Weinen nahe ist.

Sie hatte Angst vor dem Kind. Angst vor den Schmerzen, dem Unbekannten. Und Bocki ging's nicht viel anders. Er hatte auch Angst. Für sie, Lys! Wenn er an seine beiden Schwestern dachte, von denen allerdings bis jetzt keine auch nur verlobt war, konnte er sich diese großen, schon nicht mehr jungen Mädchen recht gut in fraulich mütterhafter Würde vorstellen. Aber Lys! Das war ganz etwas andres. Und die Mama hatte schon recht: ihr Leben war so eingerichtet, daß man sich ein Kind nicht gut darin denken konnte. Bocki wußte wirklich nicht, wie sie sich beide anstellen sollten, wenn etwas eintreten würde, woran allerdings bis jetzt gar kein Gedanke war.

Mama reiste ab, ohne auf das bedrohliche Thema noch einmal zurückgekommen zu sein.

Bocki und Lys setzten ihr Dasein in der bisherigen Weise fort. Ein Jahr verging. Im Sommer waren sie mehrere Monate in Tirol. Im Winter machte Bocki sich auf drei Wochen frei, damit er mit seiner Frau zu den großen Hofbällen nach Dresden gehen konnte. Lys behielt immer den gleichen Charme, das Kindliche und zugleich Ueberfeinerte, Vornehme und ein klein wenig Morbide. Keine einzige Rivalin — die geistreichste nicht und nicht die schönste — schien diesem delikaten Reiz etwas anhaben zu können.

In X. waren Wulfeneckes dann wieder viel im herzoglichen Schlosse, und bei sich selbst nahmen sie ihre reizende kleine Geselligkeit von neuem auf. Mit der großen hatten sie weniger Glück. Es gab in dem Residenzstädtchen nicht nur einige elegante, sondern auch eine ganze Menge altmodische Leute, verabschiedete Generale, Landadelige, die sich zur Ruhe gesetzt hatten, u. dgl. Wenn in der Villa einmal fünfzig oder sechzig Personen und also auch diese entfernteren Bekannten zu Gast geladen waren, dann stand auf den krampfhaft lächelnden Gesichtern der a. D.s geschrieben, wie sie sich doch nicht genug auf moderner Höhe befanden, um Lys' Arrangements voll zu würdigen. Sie wunderten sich, daß man sechzig Personen gebeten hatte, wo doch nur Sitzplätze für fünfundzwanzig waren. Daß man beim Raout oder bei der garden-partie eine halbe Stunde kam und wieder wegging, wie in irgend einem öffentlichen Lokal, daß einem stundenlang die allerwinzigsten, allerdelikatesten Leckerbissen von den aufwartenden Lohndienern präsentiert wurden und sich keine solide Tafel darbot, unter die man die Füße stecken konnte. Vor allem darüber wunderten sie sich, daß dann erst gegen zehn Uhr die konsistentere Pracht des Büffetts sich entfaltete, während doch alle Menschen in X. — ausgenommen einige englisch gesittete Exklusive in der Nähe des Hofes — um zwei Uhr zu Mittag gegessen hatten und also schon um sieben das Recht auf den ehrlichsten Hunger besaßen. Und was der tragikomischen Mißverständnisse noch mehr waren. Die gottlosen Leutnants wollten sich heimlich darüber totlachen.

Ende Juli des zweiten Jahres ereignete sich in X. etwas noch nicht Dagewesenes. Man arrangierte ein Tennisturnier. Die Lorbeeren von Homburg v. d. Höhe und andern Modeorten hatten die kleine Residenz nicht schlafen lassen. Man spielte in dem parkähnlichen Garten, der sich an das Offizierkasino anschloß. Die ganze junge Welt aus der ersten Gesellschaft beteiligte sich. Auch eine zum Besuch der Erbprinzessin anwesende russische Großfürstin spielte mit. Und Freifrau von Wulfenecke auch.

Lys war als Weltdame selbstverständlich eine enragierte Sport-woman. Trotz ihrer Zartheit radelte und ritt sie vortrefflich. Sie lenkte ihren Wagen wie ein Troikakutscher; sie lief Schlittschuh wie eine Elfe — wenn Elfen Schlittschuh laufen können —, sie spielte Tennis wie ... nun eben wie angloamerikanisches Blut Tennis spielt. Um zu wissen, wie sie auf dem Sportplatze aussah, mußte man sie selbst dort gesehen haben. Sie war ganz Beweglichkeit und Leben, sobald sie das Racket in der Hand hatte. Sie drehte, sie wendete sich, sie lief. Im Sprunge hoch in der Luft schlug sie den Ball, die Gestalt gestrafft, daß sie einen Bildhauer zur reizendsten Tanagrafigur hätte begeistern müssen. Ihre Füßchen redeten eigne Sprache, während sie über den festgewalzten Grund tanzten. Besonders der eine, der, stets in der Luft schwebend, während der Ball flog, deutlich die Frage ausdrückte: Wo wird er landen?

In X. wurde darüber gestritten, ob der erste Gedanke an das Turnier nicht überhaupt an Lys' Kaminfeuer aufgestiegen sei, anstatt, wie es offiziell hieß, im erbprinzlichen Palais.

An eben diesem Kaminfeuer, das auch an manchem kühlen Sommertage brannte, hatten eines Abends Bocki und die Getreuen das bevorstehende Tennisturnier eben eifrig besprochen, als Lys mit ihrer Unschuldsmiene lispelte: „Ich werde die drei ersten Preise gewinnen."

Es kam sehr komisch heraus, wie sie das so trocken sagte. Ihr Mann lachte laut auf; die andern erlaubten sich ebenfalls zu lächeln. Und von Wedel, der blasierte lange Blondin, nahm sich heraus, zu sagen: „Das kann nun kein Sterblicher so mit Sicherheit von sich behaupten, gnädige Frau. Es kommt doch auch schließlich darauf an, wie Ihnen die Bälle kommen, und dabei hat Ihr Partner eigentlich ein Wörtchen mitzureden."

Lys war in Sportdingen brennend ehrgeizig. Ihr hierin entgegenzutreten, erschien so ziemlich als die einzige Methode, wie man sie böse machen konnte. So zog sie auch jetzt über dem Näschen ein paar krause Falten, und obwohl sie die Stimme nicht lauter erhob als sonst, lag doch eine deutliche Portion Eigensinn in ihrer betonten Wiederholung: „Ich werde die drei ersten Preise gewinnen."

Man opponierte ihr also nicht weiter, und Wedel mußte sich sogar dazu bequemen, eine Wette

mit ihr darüber einzugehen, ob sie den begehrten Sportsieg erkämpfen werde oder nicht.

Am ersten Tage des Turniers im single, im Dameneinzelspiel, gewann sie wirklich mühelos. Sie hatte vorher eifrig trainiert, und so flog sie in ihrem kurzen, weißen Piquéröckchen mit einer Leichtigkeit über den Platz, als sei sie selbst ein Ball, und verfehlte keinen Schlag. Im Damendouble, das am zweiten Tage begann, spielte sie mit der Großfürstin zusammen. Da wurde ihr der Erfolg plötzlich schwer. Die Großfürstin, eine sehr temperamentvolle Spielerin, ermangelte etwas der Kaltblütigkeit. Und jenseits des Netzes spielten zwei gewandte Kämpinnen. Eine davon, eine in X. bei Verwandten wohnende Irländerin, ein in seinem schlapp und grau wie ein Sack niederhängendem Leinenanzug möglichst reizlos erscheinendes, starkknochiges schwarzes Mädchen, erwies sich als eine Meisterin des Tennis. Dazu war Lys von Beginn dieser Partie, die sich durch einen Nachmittag und zwei Vormittage hinzog, von einem sonderbaren Lähmungsgefühl befallen. Vielleicht weil sie sich im single schon angestrengt hatte. So müde war sie, daß sie heimlich jedesmal ein oder zwei Glas Sekt trank, ehe sie auf den Tennisplatz kam. Dann fand sich für einige Stunden die alte Spannkraft ein, und das Racket traf wieder mit unfehlbarer Sicherheit die durch die Luft fliegenden Bälle. Heimkehrend war sie dann freilich von neuem so erschöpft, daß sie, kaum daß die Jungfer sie frottiert und ihr eins von ihren molligen Negligés angezogen hatte, auf ihrem Ruhebett in einen bleiernen Schlaf verfiel. Sie mußte es schlau genug anfangen, um Bockis Sorge zu täuschen und ihn glauben zu machen, daß sie sich dabei ganz wohl fühle und daß nichts als die natürliche Müdigkeit nach der starken körperlichen Bewegung sie die Ruhe suchen ließ. Schwerer als das erste Mal gewann sie dennoch auch bei dieser Partie die Anwartschaft auf den Preis.

Im Damen- und Herren-Doppelspiel dehnte der Kampf sich ebenfalls lange aus. Es begann am Mittwochnachmittag um zwei Uhr und wurde am Donnerstagvormittag und -nachmittag fortgesetzt. Und am Mittwoch früh im Bett sagte Lys sich schon, daß sie heut überhaupt nicht werde aufstehen können, wenn sie sich nicht irgendwie künstlich stimuliere. Ihr Kopf brannte, in ihrer Brust fühlte sie heftige Stiche. Bocki war zeitig ausgeritten, die Langschläferin ihrem anscheinend süßen Schlummer überlassend. Sie lag und biß vor kindischem Zorn in ihre Bettdecke und weinte vor Aerger. Zwei Preise hatte sie nun; sollte ihr der dritte entgehen, nur weil sie krank war?! Bei all ihrer Zartheit hatte sie noch nie in ihrem Leben eine wirkliche Krankheit zu bestehen gehabt. Ach, sie war auch heute nur angegriffen! Nach dem Turnier wollte sie sich ordentlich ausschlafen, und dann war alles wieder gut. Aber wie fing sie es an, um heute spielen zu können? Ihre fiebernden Gedanken fanden einen Ausweg. Die Jungfer war mit dem Gehilfen in der Apotheke gut bekannt. Lys schickte sie hin und ließ sich Morphiumpulver holen — ohne Rezept. Gegen Zahnweh, sagte sie. Es half auch. Die Stiche ließen nach. Und nun Sekt! Jetzt war ihr wirklich wieder ganz gut: sie konnte zum Turnier.

Bocki, der inzwischen von seinem Ritt zurückgekommen war, begleitete sie hin. Vorher frühstückten sie zusammen. Und nicht einmal ihm fiel es auf, daß sie etwa anders sei als sonst. Daß ihre Augen so stark glänzten, schob er auf ihre Freude am Sport und eine leichtbegreifliche Erregung.

Am Donnerstag früh und am Donnerstagmittag stellten die Rückschläge physischer Ermattung sich noch stärker bei ihr ein. Jedesmal peitschte sie sich in derselben Weise wieder auf. Mit Morphiumpulvern und Sekt.

Sie spielte gut an diesen beiden Tagen. Auch ihre Mitspieler waren gut. Nur kam ihr alles so schattenhaft vor, die sich hin und her bewegenden Gestalten, die fliegenden Bälle. Und es klang ihr so seltsam gleichgültig ans Ohr, wenn in den Pausen die von den Preisrichtern auf ihren hohen Stühlen festgestellten Resultate kolportiert wurden, ihre eignen wie diejenigen der Irländerin, die auf einem andern Court ebenfalls heiß um die Ehren des Sieges stritt.

Lys war nicht einmal besonders erstaunt oder erfreut, als sie vernahm, daß ihr auch diesmal die Palme gebührte.

Ein paar Stunden hielt sie sich noch aufrecht. In ihrem home waren an diesem Abend Gäste, der kleine Kreis von Junggesellen, der sich dort oft einfand. Es wurde geplaudert und gescherzt, und es mangelte nicht an Lobsprüchen für die Siegerin des Turniers. Die hall war voll Lachen. Nur die Hausfrau lehnte einsilbig auf ihrem gewohnten Platz. Ihr Gesicht war tief im Schatten des großen Spitzenschleiers auf der Ständerlampe. Und zum allerersten Male, seit die Getreuen sich erinnern konnten, vergaß Lys ihr gewohntes Sprüchlein, als der Pendulenschlag die Stunde vor Mitternacht anzeigte. Jedem in dem Kreise fiel es auf. Man sandte ordentlich befremdete Blicke nach ihr hin. Ihr Mann erhob seine lange Gestalt aus dem Schaukelstuhl, in dem er bis dahin gelegen hatte. „Bocki, es ist elf Uhr,“ sagte er parodierend nun selbst und ging zu seiner Frau hinüber, in komischer Grandezza die Arme ausbreitend. Wie er sich so zu ihr beugte, fuhr ihm ein jäher Schreck durch die Glieder . . . er sah, wie Lys soeben von einer Ohnmacht befallen wurde.

Und da trug Bocki sie noch einmal aus der stimmenerfüllten hall auf starken Armen in ihr Schlafgemach.

Die andern warteten. Mütze und Säbel in den Händen, standen sie beklommen, bis nach einer halben Stunde Bocki noch einmal herauskam, um scheinbar gelassen die beruhigenden Versicherungen des rasch herbeigeholten Arztes zu wiederholen. Man ging.

Die durch die Erbprinzessin in den Empfangsräumen des Offizierkasinos stattfindende Verteilung der Ehrenpreise des Tennisturniers mußte ohne die Anwesenheit der dreimal ausgezeichneten Siegerin vor sich gehen. Die schönen Silbergeschenke wurden der kleinen Freifrau durch einen Abgesandten in die Villa gebracht.

Lys lag vierzehn Tage in hohem Fieber. Mit Schmerzen, mit quälendem Husten. Als dann eine Besserung eingetreten war, so daß die Kranke für reisefähig gelten konnte, sagte der Medizinalrat zu dem Gatten: „Aber nun fort! Nach Davos. Vielleicht später noch nach Mentone oder San Remo“.

Bocki richtete auf den Arzt einen jener Blicke, wie sie Angehörige von Kranken für den Aeskulap in Bereitschaft halten, von dem sie nichts weniger als einen Zukunftsspruch über Leben und Tod haben

möchten. Aber der Medizinalrat sah undurchdringlich aus: „Auf alle Fälle denken Sie daran, daß es vielleicht wünschenswert sein wird," wiederholte er leichthin mit einem Ton, der ebensogut Beruhigung bedeuten konnte wie Warnung.

Selbstverständlich wurde sein Rat befolgt. Zum zweitenmal in seinem Leben, aber unter so andern Umständen nahm Bocki nun auf ein halbes Jahr Urlaub, um Lys' willen.

Er mochte wohl daran gethan haben. In Davos-Platz erholte seine Frau sich augenscheinlich. Dennoch sprach Ende Oktober auch der dortige Arzt den Wunsch aus, daß sie, statt heimzukehren, nach San Remo gehe.

Bocki war erschreckt und überrascht. Er hatte nicht den Eindruck, daß Lys ebenso krank sei wie die andern Patienten, die man hier auf Schritt und Tritt sah. Und sie selbst glaubte es erst recht nicht. Sie hatte wenig Schmerzen und fast gar keinen Husten. Nur noch zarter und zerbrechlicher als früher sah sie aus.

Sie konnte in San Remos wundervoller Umgebung spazieren gehen und Partien machen, und soweit Bocki, der sehr ängstlich geworden war, es zuließ, beteiligte sie sich auch an allerlei geselliger Unterhaltung.

Im Dezember bekam sie plötzlich die Idee, sie müsse fort, heim. Nach X. Bocki wollte nichts davon wissen. Aber sie ließ nicht nach, bis er den Arzt darum fragte. Der untersuchte Lys' Lungen nochmals ganz genau und meinte schließlich: „Die Baronin kann reisen."

Und als der Kammerherr nach ein paar Stunden in der Wohnung des Doktors mit diesem allein redete, bekam er die Erklärung dazu: „Es hat keinen Sinn, daß Sie Ihrer Gemahlin einen so dringenden Wunsch versagen."

Bocki stand steif da, während ein fahles Grau sein Gesicht überzog. Wie unerwartet erhielt er die Todeswunde! Seine Lippen bebten so stark, daß er kaum die Frage auszusprechen vermochte, auf die die Antwort kam:

„Noch drei ... vier Monate."

Der arme Gatte irrte drei Stunden auf den einsamsten Wegen umher, ehe er so weit war, um in äußerlicher Ruhe Lys unter die Augen zu treten und sein Martyrium auf sich zu nehmen. —

Nun waren sie wieder in X. Lys schien sich ziemlich gut zu befinden. Sie zeigte eine unbefangene Freude an der Teilnahme, die man ihr von allen Seiten entgegenbrachte. Sie fuhr mit Bocki ins herzogliche Schloß. Hin und wieder ging sie mit ihm in eine Gesellschaft oder machte einen Besuch. Sie war voll nervöser Lebhaftigkeit. Und mit den hektischen Rosen auf ihren Wangen, mit ihren Zügen, die ganz schmal, und ihren Augen, die unbeschreiblich groß geworden waren, gewann sie jetzt eine Schönheit, die sie nie zuvor besessen hatte: die klare, gleichsam transcendentale Schönheit vor dem Tode.

In der hall saßen auch wieder die Getreuen, aber mit Rücksicht auf die Hausfrau gingen sie unter allerlei Vorwänden gewöhnlich schon vor zehn Uhr weg.

Schon im Januar wurde die Kranke aufs neue von Unruhe erfaßt. Lys fing plötzlich an, von England zu reden. Da war ein so angenehmes maritimes Klima, eine Luft, in der man so leicht atmete. Und London! Und die Defiliercour vor der Queen! Bruder Tom hatte Lys, als sie noch Mädchen war, versprochen, sie solle das alles mitmachen. Aber es war damals nicht dazu gekommen. Wenn man's jetzt nachholen könnte! Lys hatte in England zwei Kindheitsfreundinnen, die seit einigen Jahren sich an dem allem beteiligten und ihr nachher immer begeisterte Briefe über all die Pracht und den unerhörten Toilettenglanz sandten. Und X. war eng und dumpf und bedrückend! Und Bocki war ja noch für längere Zeit dienstfrei!

In seinem Zimmer saß der Mann oft stundenlang in einem Schmerz, der ihm das Hirn zu veröden drohte. Aber wenn er dann vor seine Frau hintrat, beherrschte er sich und täuschte ihr heitere Laune vor. Er wußte, in seiner Hand lag es, ihr das Todesgrauen zu ersparen — ihr Leben bis zu den letzten Tagen hell zu machen — ihr den Optimismus bis zur äußersten Grenze zu erhalten. Und Bocki nahm sein schweres Seelenjoch auf sich als ein Held.

Ihre kranke Sehnsucht schrie immer noch ins Weite, da doch keine irdische Weite sie mehr von dem Druck auf der Brust befreien konnte, der sie ruhelos machte. Es wurde um Toiletten telegraphiert. Zehn Tage später zog die überzarte Gestalt wirklich jenseits des Kanals in den Gemächern der Königin die schwere Courschleppe hinter sich her.

Wulfeneckes blieben drei Wochen in England, und sie waren noch nicht eine Woche wieder in X., als Lys von einer neuen fieberhaften Phantasie ergriffen wurde. In Berlin wurden fremde Potentaten erwartet. Die Spalten der Zeitungen waren voll von Ausmalung der Festlichkeiten, die für die gekrönten Gäste veranstaltet werden sollten. Und der Opernhausball stand auch bevor. Und im Deutschen Theater spielte die Duse.

Lys hatte mit ihrer so klanglos gewordenen Stimme Bocki heut beim Frühstück das alles schon bruchstückweise vorgetragen. Das Zeitungsblatt in der Rechten, kam sie nachmittags zu ihm herein. Sie setzte sich auf die Lehne seines Sessels. „Bocki, laß uns nach Berlin gehen! Nur acht Tage! Ich will dich dann auch ganz gewiß nie wieder um etwas bitten." Ihre großen Sterbeaugen sahen ihn an. Ihre durchsichtige Hand strich ihm über die Wangen.

Ihm schien, als könne er die furchtbare Komödie, zu der er gezwungen war, nicht mehr ertragen. Aber es mußte sein. Und da ging es. Er meinte, es müßte eine Grimasse werden, doch es wurde wirklich sein altes gutes Lächeln, mit dem er ihr zunickte:

„Aber mit Vorsicht. Schonen, nichts übertreiben!"

Also Berlin! Galaoper und Hiller. Eine Loge zum Subskriptionsball. Und die Duse. Und Cirkus Busch.

Aber der Ausflug dauerte nicht so lange, als es beabsichtigt gewesen war. Unerwartet früh kehrte Bocki zurück. Mit einer Sterbenden. Ganz plötzlich war Lys zusammengebrochen.

Vom Eisenbahncoupé wurde sie in die Droschke getragen und von der Droschke in ihr Haus. Ihre Füßchen sollten sich niemals wieder einen Weg zuzumuten brauchen. Sie war sich jetzt mit einem Male bewußt, daß der Tod ihr nahe war. Und ganz ergeben war sie.

Ihr Verlangen ging nach einem Geistlichen. Der kam und blieb wohl eine halbe Stunde in ihrem Zimmer. Aber all ihrer Zweifel schien Lys

dabei doch nicht ledig geworden zu sein. Als Bocki nachher bei ihr saß, begann sie zu ihm von dem zu reden, wovon der Priester sie nicht hatte befreien können. Sie hatte ihm jetzt in Berlin schon gestanden, wie damals bei dem Tennisturnier alles zugegangen war, und so war dies nur eine Fortsetzung der Beichte. „Ich bin so nutzlos gewesen, Bocki," sprach ihre stockende Stimme. „Ich hab' mein Leben verbracht wie ein Spiel. Ich kann nicht so sehr viel dafür, Bocki. Drüben Vater und Tom und auch mother, sie wollten immer nur, daß ich angenehm und reizend sei. Darum zogen sie sich von mir zurück, weil sie meinten, daß sie mir das selbst nicht so zeigen könnten, und hielten mir die teuersten Lehrer und Gouvernanten. Ich habe nie die tausend Wurzeln zur Familie haben dürfen, wie ihr sie hier besitzt und die doch da sind, wenn ihr — ihr jungen Leute alle — sie auch unter Tand verstecken wollt. So wurde ich nur angenehm, nur reizend — nur Form — und weiter nichts."

Bocki konnte nicht gleich antworten. Ein Bibelspruch fiel ihm ein: „Sehet die Lilien auf dem Felde ..." Aber nachdem er sich mit einiger Mühe besonnen hatte, wie der Spruch fortfuhr, schien er ihm doch nicht herzupassen. Ebenso ging es ihm mit einem zweiten Bibelspruch, der ihm ins Gedächtnis kam. Aus sich selbst fand sein blutendes Herz dann das einzige Wort, das trösten konnte. Er rückte seinen Schemel dicht an das Bett heran und schob seinen Arm unter das Kopfkissen, und mit feuchten Wimpern sagte er:

„Lys, du hast einen Menschen ganz, ganz und gar glücklich gemacht. Ist das nichts?"

Ihr Köpfchen schob sich mit geschlossenen Augen näher an ihn heran: „Bocki."

Das war ungefähr das erste Mal, daß sie sich ihr nun zur Rüste gehendes Glück in Worten gestanden.

Dann öffnete sie die Augen noch einmal sehr weit. Auf dem Antlitz der kleinen Lys, die kein Kind gehabt hatte, und die lachend durchs Leben getändelt war wie im Spiel, stand plötzlich ergreifend klar ein Ausdruck, den Bocki noch nie darauf gesehen hatte: der Ausdruck jener starken, reinen Frauenliebe, die immer wie mit Mutterzärtlichkeit die Ihren umsorgt. Und aus solch einer reinen, starken, nur für den Teuersten sorgenden Liebe heraus klagte die kleine Lys und achtete für sich selbst der Schrecken des Todes nicht: „Bocki, mein großer Junge, was wirst du nur anfangen, so ganz allein ..."

•

Lys Wulfenecke starb und wurde begraben. In den Tagen darauf sprach die alte Freifrau zu ihrem Sohn kluge und treugemeinte Trostesworte. „Gott hat es gut mit euch im Sinn gehabt. Sie war eine Blüte, — du wirst es dir selbst sagen, armer Sohn — eine Blüte der Ueberkultur, und er hat sie in ihrem Frühling fortgenommen, bevor sie entblätterte. In späteren Jahren wären euch öde, trübe Stunden nicht erspart geblieben. Sie hätte nie ein Kind bekommen. Der Reiz all der Oberflächlichkeiten, mit denen ihr euch umgabet, wäre mit der Zeit doch abgefallen. Und kannst du dir Lys alternd vorstellen?"

Vielleicht hatte die Freifrau recht. Vielleicht hieß es in diesem Falle besonders: „Selig, die frühe sterben." Jawohl, Bocki hatte schon früher sich gelegentlich unbefriedigt gefühlt. Vielleicht hätte er seinen Gram um Lys bei verständiger Bemühung allgemach überwunden und in späterer Zeit noch ein zweites Glück mit einer gemütstiefen Deutschen gefunden.

Aber leider that er alles, was in seiner Macht stand, um seine Zukunft solcher Allheilmittel zu berauben. Zwei Wochen nach Lys' Begräbnis war er, ohne Abschied zu nehmen, aus X. verschwunden, — kein Mensch wußte zunächst, wohin. Unterdessen hat ein von ihm beauftragter Agent die Villa mit ihrer gesamten Einrichtung, die Pferde, die Equipage verkauft.

Und dann überließ der ehemalige Hofmann die Anwartschaft auf seinen väterlichen Erbsitz seinem jungen Bruder und kaufte sich mit dem Erlös seiner persönlichen Habe oben im Nordostwinkel des Reiches ein armes Waldgut. Es liegt zwanzig Meilen von Memel und fünf Meilen von der nächsten Eisenbahnstation, ganz einsam. Die Ostsee bespült seine Scholle; von der russischen Grenze kommen im Winter die Wölfe herüber.

Dort haust er seit Jahren völlig einsiedlerisch. Wedel und noch einer von den Kameraden sind einmal zu ihm gekommen. Aber sie blieben nur einen Tag dort, und sie meinen, es sei ein unmöglicher Aufenthalt. Das Haus habe überhaupt nur zwei bewohnbare Zimmer, und die seien in mehr als primitiver Art eingerichtet. Auch er, dem es gehört, der Mann, der für nichts auf der Welt mehr Teilnahme zeigt als für seine Scholle und seine Jagd, der große, finstere, wortkarge Mann in Flausch und Wasserstiefeln und mit dem wilden Bart, sei ein andrer, als den sie gekannt.

Jawohl, da haben sie recht. Der gute Bocki, der sporenklirrende Kürassier, der elegante Kammerherr, der lebt nicht mehr. Es kommt für jeden eine Daseinsstunde, in der die Faust des Schicksals, die tragische Wucht eines Erlebens ihm den Schleier von seiner nackten Seele reißt, daß er sieht: Der bist du! Und mancher hält auch daran fest und wird dann wahrhaftig, der er ist.

Das ist dem Einsiedler am Memeler Tief geschehen. Und da hat er mit Hohnlachen die Fetzen, die hohlen Kindereien seiner weltlichen Existenz von sich geschleudert und hat seine alte, echte, starke Rasse wiedergefunden und sich gesagt: der Wulf von Wulfenecke, der bin ich.

Wenn er jetzt aus den knorrigen Stämmen seines Waldes tritt und sich zwischen Klippe und Dünung niederwirft und seine gramumschatteten Augen in düsterem Brüten stundenlang die stählerne Flut treffen, dann ist er der überkultivierte moderne Mensch nicht mehr, sondern der Wulf von Wulfenecke, der einsame Mann, dem seine Liebe schicksalsgewaltig und tödlich geworden wie das Meer. Und die, an die er denkt und deren Gestalt seine Sehnsucht in den jagenden Wolken zu erblicken meint, das ist auch die kleine, feine, dekadente Lys, die Blüte der Ueberkultur, nicht mehr, sondern das ist ganz einfach das Weib, das der Wulfenecke geliebt hat und verlor.

Der Hahn als Uhr

Nur dem Glücklichen schlägt keine Stunde, sonst aber vermögen wir uns kaum vorzustellen, wie es Menschen geben kann, die nicht wissen, was die Glocke geschlagen hat; denn schon der Mensch auf der untersten Stufe der Kultur fing an, mit der Zeit zu rechnen und zunächst die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — den natürlichen Tag — in Abschnitte von bestimmter Zahl (Stunden) einzuteilen, die bei der verschiedenen Länge der Tage naturgemäß bald länger, bald kürzer waren. Die Sonnenzeiger (Gnomon) und Sonnenuhren waren die ersten Hilfsmittel dieser Art, um nach dem Lauf und Stand der Sonne die Tageszeit festzustellen; sie versagten aber leider ihren Dienst, sobald das Tagesgestirn unter den Horizont hinabsank. Dabei gab es natürlich auch auf niedrigen Kulturstufen bereits Lebenslagen, in denen auch während der Nacht wenigstens eine einigermaßen orientierende Zeitbestimmung nicht nur wünschenswert erschien, sondern auch notwendig war, und hier half nun aufs glücklichste eine merkwürdige Eigenschaft des Hahnes aus.

Die Dämmerung des Abends und Morgens begrüßen ja eine ganze Reihe Tiere mit ihren Tönen: mit der hereinbrechenden Dunkelheit erschallt das dröhnende Gebrüll des Königs der Tiere, gleichsam als wollte er den Beginn seines Raubzuges weit und breit ankündigen; nur in der Nacht lassen die Brüllaffen, Hyänen, Eulen, Frösche und Heimchen ihr Geschrei oder Gezirp vernehmen, und nur nach Anbruch der Dunkelheit hebt Philomele ihren Zaubergesang an. Die übrige muntere Sängerschar aber begrüßt die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, jeder nach seiner Weise und zu seiner Zeit, so daß sogar der Versuch gemacht ist, ähnlich der Blumenuhr Linnés, nach dem ersten Laut der einzelnen Vogelarten in der frühen Morgenstunde eine Vogeluhr zusammenzustellen.

Geradezu seltsam aber ist es, daß eben um Mitternacht, wenn tiefes Schweigen die Natur beherrscht und alles Lebende in süßen Schlaf verfallen ist, plötzlich der Haushahn zu krähen beginnt. Nach Eduard Hahn scheint es, daß diese Eigenschaft des Hahnes schon auf persisch-baktrischem Boden entdeckt wurde und dahin führte, ihn und mit ihm auch das Huhn zu zähmen und sie zu Begleittieren des Menschen zu machen, denn die Nutzungseigenschaften des Huhnes sind erst viel später herangezüchtet worden.

Auf die Anbeter der Sonne, die Ormuzd-Diener, mußte natürlich das eigentümliche Verhalten des Hahnes einen tiefen Eindruck machen; war er doch gewissermaßen der Herold des Lichts und als solcher der Vogel des Zoroaster. Deshalb den Persern heilig, prangte der Hahn auf ihren Feldzeichen im Bilde, und jeder Perser hatte nach dem Zendavesta einen Hahn zu halten, denn nach dem ersten Hahnenschrei sollte für ihn Gebet und Arbeit beginnen.

So ward der Hahn dem Altertum das Symbol der Lichtgottheit und des Feuergottes, der Sonne und des Sonnenaufgangs und im Verfolg davon gleichfalls das Sinnbild der Wachsamkeit und Kampfbereitschaft. Demgemäß weihten die alten Griechen den Hahn nicht nur dem Phöbos, als dem Gott des Sonnenlichts, und dem Helios (Apollo), als dem Lenker des Sonnenwagens, sondern gleichzeitig auch den Kampfgottheiten Ares (Mars) und Athene (Minerva), weil sie im Hahnenschrei nicht nur die Ankündigung des hereinbrechenden Tageslichts, sondern auch eine glückliche Vorbedeutung für kriegerische Unternehmungen erblickten, deren Erfolg ja wesentlich von der Wachsamkeit bedingt ist.

Bei den Arabern führt der Hahn sogar den Namen abul jaksân, d. i. Vater der Wachsamkeit, und der Name der einen der Erinnyen, der nimmerruhenden Alekto, steht in mehr als bloß lautähnlicher Beziehung zur griechischen Bezeichnung ἀλέκτωρ (alektor), des wachsamen Verkündigers der Mitternachtsstunde.

Auch der Römer war gewohnt, sich nach der Stimme des Hahnes zu richten, zumal er seine bürgerliche Thätigkeit sehr früh begann, so daß das Haus schon vor Beginn der Morgendämmerung im Gange war. Deshalb sagt Plinius vom Hahn, daß ihn die Natur geschaffen habe, um die Sterblichen zur Arbeit zu rufen und ihren Schlaf zu brechen. Die Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang aber teilten die Römer in drei Nachtwachen. Um deren Ablösung nicht zu versäumen, hielten die Soldaten in ihren Lagern und Wachlokalen einen Hahn, der ihnen durch seinen Schrei das „Rausrufen“ unsrer Schildwachen ersetzte. Auf einen solchen römischen Wachthahn im Vorhof des hohenpriesterlichen Palastes in Jerusalem beziehen sich auch die Worte Jesu an Petrus: „Ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verleugnen,“ denn es heißt später, nachdem die Verleugnung stattgefunden hatte: „Und alsobald krähte der Hahn.“

Noch mehr gewann der Hahn an Bedeutung bei den Römern, als sie von den Griechen die Alektryomantie übernahmen und die betrügerischen Auguren danach die „Auspizien“, d. h. den Willen der Götter in Bezug auf das Gelingen oder Mißlingen eines Unternehmens, erforschten. So kam dem Hahn für das bürgerliche Leben von damals eine so große Bedeutung zu, daß Cicero die Thätigkeit des Friedens und Krieges einfach so unterscheiden konnte: Im Frieden beginnt der Tag mit dem ersten Hahnenschrei, im Kriege mit dem ersten Trompetenstoß.

Im Orient hat der Hahn die Bedeutung als Uhr heute noch. Wie sollte auch eine Karawane, die möglichst die ersten kühlen Stunden des Tages zu benutzen gezwungen ist, erfahren, wann mit dem langwierigen Packen der Kamele begonnen und zum Aufbruch angetreten werden muß? Große Karawanen führen deshalb gewöhnlich einen recht schönen Hahn mit sich, dessen Krähen den Aufbruch der Reisenden in der Wüste regelt.

In Abessinien vertreten die Hähne noch in der Jetztzeit die Kirchenuhr; als Uhren werden sie selbst von den Kaffern geschätzt, und in derselben Bestimmung und Bedeutung stehen sie in Birma.

Aber auch im Occident ist die Verwendung des Hahnes als Ersatz der Uhr weiter verbreitet gewesen, als gemeinhin angenommen wird. Das Altdeutsche: dô krât der han, ez war tac, findet sein Gegenstück im Altfranzösischen: lou gal canté, e fouglié jhour, und im Englischen cokkes crewe ande hit was daie. Die Gallier opferten vor Beginn

einer Schlacht und nach dem Siege mit Vorliebe einen Hahn und nahmen solchen, gleich den Persern, in ihre Feldzeichen auf, daher der Ausdruck „Gallischer Hahn" bis auf den heutigen Tag. Wenn im heidnischen Deutschland die ersten christlichen Sendboten oder eine noch so kleine Mönchskolonie auszogen, um eine neue Niederlassung zu begründen, so nahmen sie als unentbehrliches Ausrüstungsstück einen Hahn mit. Da es auch später im kirchlichen Dienst sehr nötig war, eine gewisse Einteilung der Nacht zu haben und speziell in der strengen Klosterzucht die Frommen sich auch um Mitternacht zum Gebet versammelten, so war es wieder der Hahn, der diese Stunde zu verkünden hatte. Auch die Kreuzfahrer führten auf ihren Zügen Hähne als Verkünder der Morgenstunde mit sich, ebenso wie solche auch auf großen Pilgerfahrten mitgenommen wurden. Selbst die Spanier nahmen noch Hähne nach Amerika mit, und zwar hauptsächlich als Uhren; deshalb gerade fiel es ihnen auf, daß jene in der Neuen Welt nicht mehr so pünktlich krähen wollten.

In der Mythologie unsers Volkes ist der wachsame Hahn der Vogel des als Götterwächter bezeichneten Lichtgottes Heimdall. Wie dieser in Gestalt der als Hirsch symbolisierten Sonne auf dem Gipfel der Weltesche Ygdrasil weidet, so finden wir in einem andern Liede der Edda den Hahn Widofnir auf dem Baume Mimameidr, dem Doppelgänger jener, als Stellvertreter des Lichtgottes selbst. Zwei Hähne wecken die Helden in Odins und die dämonischen Mächte in Hels Sälen; ein goldkammiger Hahn ruft die Recken zur Schlacht, und ein Hahn kündigt den bevorstehenden Weltuntergang, d. i. die Götterdämmerung, an. An diese feste und hohe mythologische Bedeutung des Hahnes bei unsern heidnischen Vorfahren knüpften klüglich die christlichen Sendboten an, indem sie diesen den Göttern geheiligten Vogel auf die Spitze des christlichen Gotteshauses setzten und so den Bekehrten den Eintritt erleichterten. Von dieser hohen Warte begrüßt er, wie der Hahn auf den Spitzen der Bäume, die ersten und letzten Strahlen der auf- und untergehenden Sonne und verscheucht er die bösen Geister, die um die Mitternachtstunde ihr Unwesen treiben. Erst später, nach der völligen Christianisierung Germaniens, als der Grund des ursprünglichen Brauchs vergessen war, da machte man den Hahn auf der Kirchturmspitze als Windfahne zum Wetterhahn und zu einem Symbol der Wachsamkeit auch auf geistlichem Gebiete. Und als die Uhren auch den Hahn in seiner ursprünglichsten Bedeutung als Verkünder der Mitternachtstunde ablösten, da brachte man ihn auf den Räderuhren als Stundenverkündiger an und malte ihn auf die Zifferblätter der Wanduhren; Petrus aber mit dem Hahn ward der Schutzpatron der Uhrmacher. Schiller-Tietz

Ist Gemüse gesund?

Wenn der Mai in das Land gezogen ist, beginnt die Hausfrau erleichtert aufzuatmen. Denn nun bedarf es keines Kopfzerbrechens mehr, wie für den Mittagstisch die begehrte Abwechslung beschafft werden soll. Kommt doch von jetzt an in immer steigender Fülle das wieder auf den Markt, was die mannigfachsten Zubereitungen zuläßt, frisches Gemüse. Der Volksmund bezeichnet Gemüse als gesund, den Grund für seine Beurteilung vermag er aber überhaupt nicht oder doch nur in sehr unklarer Weise anzugeben. Diese Unkenntnis ist nicht überraschend. Denn gerade beim Gemüse läßt es sich nicht mit einigen wenigen Worten entscheiden, ob und warum es für unser körperliches Wohlbefinden zuträglich und förderlich ist.

Der wichtigste Bestandteil unsrer Nahrungsmittel sind die Eiweißstoffe. An sie schließen sich die Kohlehydrate, wie Stärkemehl und Zucker, und die Fette. Nach dem Gehalt der Nahrungsmittel an diesen Nährstoffen bemißt man ihren Nährwert. Legt man diesen Maßstab an die Gemüse an, so ergiebt sich, daß ihr eigentlicher Nährwert nur gering ist. Die Hauptmasse des Gemüses bildet das Wasser. Auf 1000 Teile Kohlrabi entfallen rund 850, auf die gleiche Menge Wirsing oder Mohrrüben 870, auf Spinat, Rotkohl und Blumenkohl 900 und auf den Spargel sogar 930 Teile Wasser. Der Gehalt an Eiweißstoffen schwankt zwischen 10 und 30 Teilen. Noch kleiner ist der Prozentsatz an Kohlehydraten und Fetten. Würde man den Wert der Gemüse allein nach den Nährstoffen abschätzen, so müßte man sagen: die Gemüse sind für die Ernährung bedeutungslos.

Allein das, was den Gemüsen an eigentlichen Nährstoffen fehlt, ersetzen sie durch andre Bestandteile. Unter ihnen sind zu nennen die Nährsalze, die Pflanzensäuren und die aromatisch-ätherischen Oele. Von besonderem Interesse sind die Nährsalze des Gemüses. Kali, Natron, Chlor, Magnesia, Phosphor, Kalk, Eisen, sie alle sind in den Gemüsen enthalten, die diese Stoffe dem Boden entziehen und sie zu ihrem Aufbau verwenden. Justus von Liebig hat die Nährsalze so hoch bewertet, daß er erklärte, ohne sie schienen ihm die Nahrungsstoffe so gleichgültig wie Steine zu sein. Er vertrat die Ansicht, die Nährsalze müßten stets zusammen mit den Nahrungsstoffen in den Verdauungsapparat gebracht werden, da diese sonst weder verdaut und aufgesaugt würden, noch die Fähigkeit besäßen, Blut und Organe zu bilden. Auf jeden Fall steht fest, daß sie dem menschlichen Körper unentbehrlich sind. Sie finden sich in wechselnder Menge und Zusammensetzung in allen Organen vor, und die Bildung des Magensaftes, des Saftes der Bauchspeicheldrüse, der gallensauren Salze ist ohne sie nicht denkbar. Von den Alkalien ist die Verteilung im Körper so, daß sich die Kaliverbindungen vorwiegend in den Organen ablagern, während die Natronverbindungen in den Säften, wie Blut und Lymphe, vorherrschen. Phosphorsaurer Kalk und Magnesia sind in geringerer Menge nicht nur in allen Geweben enthalten, sondern sie stellen auch den Grundstock der Knochen dar. Von dem gesamten Gehalt des Körpers an Kalk und Magnesia kommen 99 Prozent Kalk und 71 Prozent Magnesia auf die Knochen. Wie notwendig der Kalk als Nahrungsbestandteil für die Erhaltung des Knochengerüstes ist, erweisen die Versuche, bei denen man Tieren alle Nahrungsstoffe mit Ausnahme der zureichenden Kalkmenge verabreichte. Bei jungen

Hunden wurden infolge der Kalkentziehung alle jene krankhaften Knochenveränderungen beobachtet, wie sie bei der sogenannten englischen Krankheit der Kinder auftreten, während sich bei ausgewachsenen Hunden ein Schwinden des Zusammenschlusses im Knochengewebe feststellen ließ. Es ist dies ein ähnlicher Vorgang, wie er sich bei der Knochenerweichung, die namentlich Frauen befällt, vollzieht. Man führt diese Krankheit auf ungenügende Kalkzufuhr in der Nahrung oder doch wenigstens auf eine mangelhafte Verwertung der aufgenommenen Kalksalze zurück. Durch Kalkreichtum zeichnen sich aus Mohrrüben, Spargel, Wirsingkohl, Spinat, Radieschen.

Was der Kalk für die Knochen, das bedeutet das Eisen für das Blut. Eisen und Blut bilden einen festen Kitt auch für den einzelnen Menschen. Das Eisen ist der wichtigste Bestandteil des Hämoglobins, des roten Blutfarbstoffes, der dem Blute seine Farbe verleiht und es erst zu dem ganz besonderen Saft macht. Eisen ist außerdem ein Anregungsmittel für die Blutbildung, indem es die Entstehung der roten Blutkörperchen, der eigentlichen Träger des Blutes, fördert. Der Einfluß des Eisens in dieser Beziehung zeigt sich am besten bei der Bleichsucht, die auf einer Verarmung des Blutes an roten Blutkörperchen beruht. Hier, bei der Bleichsucht, ist Eisen außer einer allgemeinen zweckmäßigen Lebensweise das Hauptkampfmittel gegen die Krankheit, denn seine Darreichung hat eine Vermehrung der roten Blutkörperchen zur Folge. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß das Eisen, das mit den Pflanzenzellen eine organische Verbindung eingegangen ist, vom Körper viel besser aufgenommen und ausgenutzt wird als jenes Eisen, das ihm als Medikament zugeführt wird. Denn das Pflanzeneisen ist sozusagen vom Pflanzenleib vorverdaut, d. h. in eine Form gebracht, durch die der Verwertung des Eisens im menschlichen Körper wesentlich vorgearbeitet worden ist. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das Gemüse als eine Handhabe zur Bildung des Blutes und Anreicherung des Körpers mit diesem zu betrachten. Das meiste Eisen wird aufgespeichert im Spinat, in den Mohrrüben und Endivien.

Schon der Gehalt an Kalk und Eisen würde genügen, um dem Gemüse seinen Platz in unsrer täglichen Nahrung anzuweisen. Namentlich der heranwachsende Organismus bedarf dieser beiden Stoffe. Allerdings haben viele Kinder eine Abneigung gegen Gemüse. Der hauptsächlichste Grund ist wohl der, daß der Geschmack den Kindern anfänglich nicht zusagt und sie sich erst an ihn gewöhnen müssen. Aber auch die Eltern sind oftmals an dem Widerwillen gegen Gemüse nicht schuldlos. Teils geben sie den Weigerungen der Kinder, Gemüse zu essen, zu leicht nach, teils begünstigen sie den Fleischgenuß. Nun ist ja das Fleisch ein vorzüglicher Kraftspender, aber mit dem Nährsalzgehalt der Gemüse kann es sich nicht messen. Darum muß zum Fleisch auch reichlich Gemüse gegessen werden. Der zarte Knochenbau und die Blutarmut vieler Kinder rühren nur davon her, daß ihr Gemüsegenuß so äußerst gering ist. Ueberhaupt sind die Nährsalze dem Körper unumgänglich nötig. Wenn man Tieren alle sonstigen Stoffe zuführt, aber keine Nährsalze, so verfallen sie dem Tode, und zwar Tauben, wie die Experimente gezeigt haben, nach 13 bis 29 Tagen und Hunde nach 26 bis 36 Tagen. Wir geben außerdem fortlaufend Nährsalze ab, und schon dieser Verlust heischt eine ergänzende Zufuhr, die am einfachsten und zweckmäßigsten im Gemüse beschafft wird.

Als weitere Bestandteile des Gemüses wurden genannt Pflanzensäuren und aromatisch-ätherische Oele. An Pflanzensäuren finden sich vor: Apfelsäure, Zitronensäure, Kleesäure, Bernsteinsäure; unter den Oelen ist das bemerkenswerteste das schwefelhaltige ätherische Oel, das namentlich in Radieschen, Rettichen, dem Schnittlauch und den Zwiebeln hervortritt. Die Pflanzensäuren und Oele bestimmen in erster Linie den Geschmack der verschiedenen Gemüsearten. Als geschmackgebende Stoffe regen sie aber auch die Aussonderung der Speicheldrüsen des Mundes an, wodurch die Verdauung der stärkemehlhaltigen Nahrungsmittel, die wir zugleich mit dem Gemüse genießen, also besonders der Kartoffeln, gefördert wird. Der wirksame Stoff des Speichels ist das Ptyalin, das Stärke in Zucker umwandelt. Dieser wird sehr leicht verdaut. Der Umwandlungsprozeß der Stärke in Zucker läßt sich übrigens schon durch den Geschmack verfolgen. Je länger wir ein Stück Kartoffel kauen, desto süßer schmeckt es. In gleicher Weise steigern ferner die Pflanzensäuren und aromatischen Oele die Aussonderung des Magensaftes, der ja die Grundlage für den ganzen Verdauungsprozeß bildet. Je größer aber die Menge des Magensaftes ist, desto glatter wird die Verarbeitung der Speisen vor sich gehen. Doch auch rein mechanisch erleichtert das Gemüse die Verdauung der übrigen, mit ihm zusammen verzehrten Speisen. Denn indem es sich zwischen die festeren Bestandteile, wie die Fleischstücke, als eine lockere Zwischenlage dazwischenschiebt, stellt es Leitungsbahnen her, auf denen die Verdauungssäfte in das Speisegemisch einzudringen vermögen, um nun von allen Seiten ihre Einwirkung auf die festeren Speiseteile zu entfalten. Diese Allseitigkeit des Angriffes bedingt aber eine Beschleunigung der Umsetzung und Ausnutzung. Die Pflanzensäuren besitzen außerdem fäulniswidrige Eigenschaften. Mit unsern Nahrungsmitteln gelangt eine große Anzahl von Gärungserregern in den Verdauungsapparat, die unter Umständen sehr lästige Gärungsvorgänge hervorrufen. Ihnen arbeiten die Pflanzensäuren entgegen, schwächen sie ab und bringen sie zum Verschwinden. Endlich werden die Pflanzensäuren auch in das Blut aufgenommen, so daß sie an der Blutmischung mitwirken. Es ist bekannt, daß auf mangelhaft verproviantierten Schiffen, wo die Bemannung monatelang auf Pökelfleisch mit einer spärlichen Zukost angewiesen ist, leicht der Skorbut ausbricht. Das bloße Kauen von Teilen frischer Pflanzen, die häufig gar nicht als Küchengewächse verwendet werden, genügt aber erfahrungsgemäß, um die Krankheitserscheinungen zu mildern. Dieser günstige Einfluß läßt sich nur durch die Aufnahme von Pflanzensäuren in die Blutbahn erklären.

Die Gemüse selbst sind nicht alle gleich gut verdaulich. Am besten werden verdaut gekochter Spargel, Mohrrüben, Spinat, Blumenkohl. Daran schließen sich Kohlrabi, Schnittbohnen, Rosenkohl, Wirsing, während Grünkohl, Rotkohl und Weißkohl am schwersten verdaut werden. Daher müssen sich diejenigen Personen, bei denen sich leicht Verdauungsbeschwerden einstellen, wenigstens hinsichtlich der letzteren Gemüsearten einige Beschränkung auferlegen.

Es wurde bereits erwähnt, daß der Gehalt an eigentlichen Nährstoffen bei den Gemüsen gering ist. Die Ausnutzung dieser Nährstoffe wird zudem erschwert durch den derben Zellstoff, der das Gemüse gerüstartig durchsetzt und ein Hindernis für das Eindringen der Verdauungssäfte darstellt. Aber dieses Hindernis läßt sich durch die Zubereitung zum guten Teil aufheben. Werden die Gemüse durch Wiegen, Schaben oder Zerschneiden zerkleinert, so wird der Zellstoff zerrissen und damit den Verdauungssäften der Weg geöffnet. Uebrigens ist der Zellstoff auch für den Menschen nicht gänzlich unverdaulich. Bei jungem Gemüse wenigstens, wo er noch nicht seine volle Härte und Festigkeit erlangt hat, unterliegt er der Verdauung. Junge Gemüse, namentlich wenn sie fein zerkleinert werden, eignen sich deshalb vor allem für einen geschwächten Organismus, der, wie es nach der Ueberwindung einer Krankheit im vorgeschrittenen Genesungszustand der Fall ist, zwar noch vorsichtig behandelt werden muß, aber doch aller Hilfsmittel zu seiner Kräftigung bedarf. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß dem Gemüse bei der Zubereitung große Fettmengen zugefügt werden, die sie aufsaugen. Die Kohlarten gewinnen durch die Fettaufnahme bedeutend an Wohlgeschmack. Die Fette sind aber unter den Nährstoffen die hervorragendsten Wärmeerzeuger für den Körper, so daß durch ihre Verbindung mit dem Gemüse der Mangel an Nährstoffen gedeckt und ausgeglichen wird.

Gemüse ist also gesund. Und es hat, abgesehen von der allerersten Zeit, den Vorzug, billig zu sein. Hier trifft einmal Güte mit Wohlfeilheit zusammen.

Theo Seelmann



Goethes „schöne Mailänderin“

Das Geschenk, das Kaiser Wilhelm großherzig der Stadt Rom zugesichert hat, lenkt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf Goethes Verweilen in der ewigen Stadt, um so mehr, als gleich nach Kundgebung des Planes ein Künstlerstreit darüber entstanden ist. Höchst überflüssigerweise! Denn es war doch ganz selbstverständlich, daß ein so geschmackvoller Künstler wie Gustav Eberlein, der mit der Ausführung des Bildwerkes betraut wurde, für einen Goethe in Rom nicht den Entwurf verwerten konnte, mit dem er sich an dem Wettbewerb um das Straßburger Denkmal beteiligte. Nicht um die Darstellung des jungen Goethe von 20 Jahren handelt es sich jetzt, sondern um ein Standbild, das den Dichter in jenem blühenden Mannesalter zeigt, in dem er sich während seiner italienischen Reise befand, also im Alter von 37 bis 39 Jahren. Daß hierdurch eine wesentlich andre Auffassung der äußeren Erscheinung bedingt wurde, lag auf der Hand, und so war der Protest jener Künstler, die dem bevorzugten Meister den ehrenvollen Auftrag neideten, zum mindesten eine Unüberlegtheit.

Mit wahrer Begeisterung begrüßten die Italiener den Beschluß des Deutschen Kaisers, aber auch in diesen Becher ursprünglicher Freude glaubten einige deutsche Tagesblätter ein Tröpfchen Wermut schütten zu müssen, indem sie behaupteten, jenen sei unser unsterblicher Nationaldichter eine vollkommen unbekannte Größe. Nun ja, innig vertraut sind sie mit ihm nicht, aber die Ahnung seiner Bedeutung haben die Gebildeten doch, ja einem Italiener, dem Litterarhistoriker Antonio Valeri Carletta, dankten wir vor wenigen Jahren einen höchst schätzenswerten Beitrag zur Goetheforschung, die völlige Aufklärung eines Rätsels, das bis dahin noch in nebelhaftem Dunkel geblieben war. Und jetzt, wo ein deutscher Künstler sich anschickt, die ewige Stadt mit einem Standbilde unsers Dichterheroen zu schmücken, erscheint es wohl angebracht, näher auf die Sache einzugehen. Es ist zwar nur eine Episode in dem italienischen Aufenthalt Goethes, aber eine rührende Episode, die sein Zartgefühl, seine ritterliche Gesinnung in helles Licht rückt.

Goethes Italienfahrt war, wie wir wissen, nicht nur eine Bildungs-, sondern auch eine Befreiungsreise, denn es galt, sich von dem Verhältnis zu Charlotte von Stein zu lösen, das ihm ein dauerndes Glück nicht verbürgen konnte. Es war also eine Art Flucht, aus welchem Grunde er auch die Abreise aus Karlsbad so heimlich betrieb, daß er nur den fürstlichen Freund, Herzog Karl August, und den treuen Diener Philipp Seidel davon unterrichtete. Aber nachdem er so der Freundin, die ihn der Treulosigkeit zieh, einen herben Schmerz zugefügt hatte, sollte er selbst bald darauf eine bittere Enttäuschung erfahren. Während seines zweiten Aufenthaltes in Rom lernte er durch Vermittlung von Angelika Kauffmann, der berühmten Malerin, die „schöne Mailänderin“ kennen, die er in seinen Aufzeichnungen auch die junge, die artige, die anmutige nennt. Wir wollen nun auf das zarte Verhältnis, das sich zwischen den beiden entspann, nicht näher eingehen, sondern verweisen auf den Dichter selbst und auf Robert Keils liebenswürdiges Buch „Ein Goethe-Strauß“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), dessen letzter Abschnitt eingehend die reizvolle Episode darlegt. Zur schnellen Orientierung nur ein paar Worte. Gleich beim ersten Anblick empfand Goethe eine warme Neigung für die Schöne, und in seinem Herzen keimte die Hoffnung reinen Liebesglückes auf, aber als er erfuhr, sie sei Braut, zog er sich in die Grenzen ritterlicher Höflichkeit zurück. An dem Schmerze der heimlich Geliebten über des Bräutigams Treubruch, der eine schwere Erkrankung im Gefolge hatte, nahm er innigen Anteil, und bevor er dem Lande Italia den Rücken kehrte, hatte er noch die Freude, die schöne Mailänderin dem Leben wiedergeschenkt zu sehen, ja er konnte die Hoffnung aussprechen, daß ihr neues Glück erblühe. Fast 25 Jahre später, 1813, formte Goethe aus den Briefen an die Freunde und aus seinen Tagebüchern die „Italiänische Reise“, wie wir sie kennen, und ohne Zweifel hat er bei der Ordnung und Herausgabe vieles ausgeschieden, das er im unmittelbaren Eindruck niedergeschrieben. Vielleicht ist dabei auch manches beseitigt worden, das sich auf die Mailänderin erstreckte, aber in allem, was uns aus Goethes Aufzeichnungen über sie bekannt geworden, fühlen wir doch den Hauch der Wehmut, die leise Klage hindurchzittern. Wie tief muß der Eindruck



Phot. C. Lind, Winterthur

Maddalena Riggi. Nach dem Gemälde von Angelika Kauffmann

(Im Besitze des Herrn Rudolf Rieter-Ziegler in Winterthur)

gewesen sein, daß der Wolfgang Goethe von 64 Jahren diese Empfindungen der Mit- und Nachwelt nicht hat vorenthalten wollen!

Viele Jahrzehnte herrschte über die Persönlichkeit der anmutigen Mailänderin, die Goethe auch mit dem Zeichenstift verewigt hat, völliges Dunkel. Erst in neuerer Zeit wurde der Name festgestellt, und nachdem er ermittelt worden, gelang es dem oben erwähnten italienischen Forscher Carletta, auch die näheren Lebensumstände zu ergründen. Die Schöne hieß Maddalena Riggi, ward am 29. November 1765 zu Mailand geboren und kam, nachdem die Eltern gestorben, mit 21 Jahren in das Haus ihres Bruders Carlo zu Rom. Nach der ersten Liebesenttäuschung, die ihr so schwere Erkrankung brachte, heiratete sie den jungen Mann,

auf dessen „ernstere Absichten“ Goethe anspielt, Giuseppe Volpato, einen Sohn des mit Goethe befreundeten Kupferstechers Giovanni Volpato. Der Ehe entsprossen sechs Söhne, und ihrem zweiten Gatten Francesco Finucci schenkte sie einen Sohn und eine Tochter. Im Alter von 60 Jahren verstarb sie am 24. Juli 1825. Ein von Angelika Kauffmann gemaltes Bildnis Maddalenas, das die schöne Mailänderin in reiferen Jahren zeigt, ist schon vor fünf Jahren zugleich mit Carlettas Aufschlüssen veröffentlicht worden, neuerdings aber hat Dr. Otto Waser in Zürich in der Zeitschrift „Die Schweiz“ eine weitere interessante Entdeckung kundgemacht. Er weist nämlich nach, daß ein im Besitz des Herrn Rudolf Rieter-Ziegler zu Winterthur befindliches Gemälde, das immer als ein Werk von Angelika Kauffmann, aber bisher als Porträt der vielberufenen Lady Hamilton galt, eine fast genaue Kopie des von Carletta mitgeteilten Maddalena Riggi-Bildnisses ist. Vergleicht man nun Goethes Zeichnung mit diesem Bilde, so lassen sich gewisse Züge der Aehnlichkeit nicht abstreiten. Dort das junge Mädchen, von dem liebenden Dichter und Malerdilettanten idealisiert, hier die reifere Frau, von geschulter Künstlerhand und in unverkennbarer Angelika Kauffmann-Manier dargestellt.

Um nun der Wahrheit gerecht zu werden, ist hervorzuheben, daß Maddalena Riggi nicht die einzige Frau war, zu der Goethe während seines römischen Aufenthaltes sich hingezogen fühlte, vielmehr ist neben Angelika Kauffmann auch jener Faustina zu gedenken, um die es sich in den „Römischen Elegien“ handelt, und deren Persönlichkeit Carletta in neuester Zeit (Februarheft der „Rivista Moderna“) ebenfalls festgestellt hat. Aber es war eine Neigung ganz andrer Art, als er sie zur schönen Mailänderin empfand. Drei Personen, schrieb Goethe unter dem 15. März 1788, betrübe sein Abschied von Rom, und es unterliegt kaum einer Frage, daß er hiermit die eben genannten drei Frauen gemeint hat. Doch wir wollen darauf nicht näher eingehen, sondern heben, zu unserm Ausgangspunkte zurückkehrend, nur hervor, mit welcher Liebe man gerade jetzt in Italien den Spuren unsers Goethe folgt. Allerdings sind es vorläufig nur die Feingebildeten, die daran Interesse nehmen, aber es beweist doch, wie unrichtig die Behauptung ist, im Lande Italia wisse man nichts vom großen deutschen Nationaldichter. Und erhebt sich erst nach dem Entschluß unsers kunstsinnigen Kaisers das Denkmal in der ewigen Roma, „wo der Dichter sich selbst zuerst gefunden, übereinstimmend mit sich selbst glücklich geworden,“ dann wird auch das italische Volk sich bemühen, Fühlung zu gewinnen mit unserm Goethe. Jüngst sind uns freilich die Franzosen zuvorgekommen, indem sie in Rom ein Victor Hugo-Denkmal stifteten, aber heiter können wir den Wettbewerb mit ansehen. Victor heißt zwar Sieger, doch mit Olympierlächeln darf Wolfgang ihm den kleinen Vorrang lassen.

Ernst Schubert



Die schöne Mailänderin
Nach einer Handzeichnung von Goethe

Die Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung zu Düsseldorf

(Mit zehn Abbildungen nach Aufnahmen von Julius Staegemann, Hofphotograph in Düsseldorf)

Von dem Umfange eines solchen Riesenunternehmens, wie es die Düsseldorfer Ausstellung ist, und von den Vorbereitungen, die es erforderte, kann sich der Fernstehende keinen rechten Begriff machen. Seit länger als drei Jahren arbeiteten nicht nur die Vertreter der Großindustrie und die führenden Männer der Künstlerschaft des Ausstellungsgebietes, sondern die gesamte Elite der Intelligenz Rheinland-Westfalens einschließlich der höchsten Würdenträger und Standespersonen beider Provinzen mit allen Kräften daran, die Ausstellung zu einer glanzvollen Schau der deutschen Industrie und Kunst zu gestalten. Man darf mit Fug und Recht sagen: der deutschen Industrie, denn alle ihre Zweige sind mehr oder minder bedeutend im rheinisch-westfälischen Industriezentrum vertreten. Bereits im Spätsommer 1898 traten auf Anregung des Geheimen Kommerzienrats H. Lueg-Düsseldorf, des Schöpfers der 1880er und des obersten Leiters der diesjährigen Düsseldorfer Ausstellung, die drei einflußreichsten wirtschaftlichen Vereinigungen Rheinlands und Westfalens, nämlich die nordwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, der Verein deutscher Eisenhüttenleute und der Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland-Westfalen, zusammen, um die Frage einer großen industriellen Provinzialausstellung in Düsseldorf 1902 zu erörtern.

Der Gedanke fand eine begeisterte Aufnahme in weiteren Kreisen, und man trat freudig der Finanzierung des Unternehmens näher. Allein

seitens der Düsseldorfer Bürgerschaft war der ursprünglich vorgesehene Garantiebetrag von 2 Millionen Mark binnen kurzem um die Hälfte überzeichnet, so daß der Garantiefonds 3 Millionen Mark erreichte. Außerdem wurde ein Beitragsfonds (fonds perdu) von mehr als 600 000 Mark durch Spenden der Provinzen, der Stadt und einiger großen Vereinigungen aufgebracht, der eine weitere Gewähr für ein günstiges Facit der Ausstellung in finanzieller Hinsicht bot. Darauf galt es, ein geeignetes Ausstellungsterrain zu gewinnen. Auf Ersuchen des provisorischen Komitees stellte die Stadt das ihr gehörige Gelände der „Golzheimer Insel" zur Verfügung; die damalige Beschaffenheit dieses Terrains war jedoch derart, daß große Aufwendungen erforderlich wurden, um es zweckdienlich zu machen. Im Dezember 1898 beschloß die Stadtverwaltung eine Vorschiebung des rechten Rheinufers und die Aufhöhung der Golzheimer Insel mit 4 Millionen Mark Kosten, und es konnte nun ein hochwasserfreies Terrain geschaffen werden, wie es wohl noch keine Ausstellung in schönerer Lage aufzuweisen hatte. Unmittelbar am Rhein entlang zieht sich das Gelände in einer Ausdehnung von 2 Kilometern hin, am Südende begrenzt von dem prachtvollen Hofgarten; dabei ist die Ausstellung von allen Seiten her bequem zu erreichen, gleichviel, ob man ihr mit dem Rheinschiff, mit dem Dampfroß oder mittels elektrischer Zugkraft zustrebt. Riesige Erdbewegungen waren erforderlich, um das sumpfige Terrain für die Ausstellungsbauten herzurichten, denn es mußten Aufschüttungen zum Teil bis 6, teils sogar bis zu 9 Metern über Düsseldorfer Pegel bewirkt und andrerseits sehr umfangreiche Abgrabungen des linken Rheinufers vorgenommen werden. Der so vorgerichtete Baugrund vereinigte alle Eigenschaften, die ein zweckmäßiger Ausstellungsplatz haben muß, und gewährte vor allen Dingen den nötigen Raum für die würdige Entfaltung des großartigen industriellen Bildes. Auf einer Fläche von mehr als 50 Hektar dehnen sich die Baulichkeiten aus, und schon hiernach kann man sich einen Begriff davon machen, in welch mächtigem Rahmen die Schau angelegt ist.

Während man so das Außenterrain vorbereitete, hatte die Innenorganisation der Ausstellungsleitung systematisch stattgefunden. Dem ersten Vorsitzenden und eigentlichen Schöpfer der Ausstellung, Geheimen Kommerzienrat H. Lueg, standen namentlich zur Seite die Herren Oberbürgermeister Haumann als Stellvertreter, Beigeordneter Dr. Wilms, der die umfangreichen Direktorialgeschäfte der Ausstellung im Ehrenamte führt, Professor Fritz Roeber als Vorsitzender der Kunstausstellung und Ingenieur E. Schrödter als Chef der Preßkommission. Aus dem Wettbewerb um einen Generalentwurf für die offiziellen Ausstellungsbauten ging der Architekt Georg Thielen in Hamburg, ein bewährter Spezialist in Ausstellungsbauten, als Sieger hervor. Im Geiste des leider mitten in seinem Schaffen Abberufenen übernahmen die Oberleitung der Bauausführung die Professoren Kleesattel und Schill in Düsseldorf, deren arbeitsreicher Thätigkeit die wohlgelungene architektonische Gestaltung der offiziellen Bauten hauptsächlich zu danken ist.

Die Ausstellung, die die Provinzen Rheinland und Westfalen, den Regierungsbezirk Wiesbaden und die Städte Hanau und Offenbach umfaßt, ist in 23 Gruppen gesondert. Der Löwenanteil entfällt naturgemäß auf die Stahl- und Eisen-Großindustrie, das eng damit verbundene Maschinenwesen und den Bergbau; aber auch die übrigen Industrien sind ebenbürtig vertreten. Fast sämtliche Ausstellergruppen konzentrieren sich in der Hauptindustriehalle mit ihren vier Erweiterungsbauten (38 000 Quadratmeter Fläche), soweit sie nicht, wie die Gruppen Bergbau, Hüttenwesen, Maschinenwesen und Elektrizität, in besonderen Hallen oder in den Pavillons der großen Einzelaussteller verteilt sind.

Eine vielversprechende Einleitung ist es, wenn man den herrlichen Vorpark betritt, der einen Teil des wundervollen alten Hofgartens bildet. Eine ganze Anzahl stattlicher Einzelpavillons sind malerisch darin verstreut, aber schon von weitem zieht den Blick der Rundbau des großen Panoramas: „Blüchers Rheinübergang bei Caub" auf sich, das am Ende der Eingangsallee neben dem originellen Bau der außerordentlich reichhaltigen Jagdbeuteausstellung sichtbar wird. Die Klänge der schneidigen Militärmusik begrüßen von dem hier errichteten Musiktempel aus den überraschten Besucher, vor dessen Augen die Ausstellungsstadt sich schier unabsehbar ausdehnt. Links ragt zunächst der Riesenpalast der Firma Friedrich Krupp-Essen in seiner trutzigen, wuchtigen Panzerschiffarchitektur stolz empor; seine silbern schillernden Turmkuppeln gleißen in der freundlichen Frühlingssonne, und der 50 Meter hohe, buntbewimpelte Gefechtsmast mit voller Ausrüstung vervollständigt den kriegerischen Gesamteindruck.

In dieser gewaltigen Halle, die einen Längendurchmesser von 136 Metern hat und 4180 Quadratmeter Fläche bedeckt, gelangen die Fabrikate der Kruppschen Werke: Gußstahlfabrik Essen, Stahlwerk Annen i. W., Grusonwerk Buckau-Magdeburg, Germania-Tegel-Berlin und Gaarden-Kiel zur Ausstellung. Darunter befinden sich an großen Schmiedestücken: eine vollständige Welle für den Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große" des Norddeutschen Lloyd; an Stahlformgußstücken u. a. ein Vorder- und Hintersteven für das Linienschiff „H", ein zweiteiliges Polgehäuse von 4800 Millimetern Durchmesser, Walzen u. s. w.; an Geschützen namentlich eine Reihe von Küstengeschützen in betriebsfähigem Zustande, ferner Modelle von Küstenbefestigungen und der Bruchteil eines Grusonschen Hartgußpanzerturmes. Eine Reihe beschossener Panzerplatten zeigt systematisch die Leistungen der sogenannten Krupp-Panzer. Die Leistungsfähigkeit der Einrichtung zur Fabrikation von Panzerplatten wird durch eine besonders große Platte von 130 Tonnen Gewicht vorgeführt. Unter den aus Stahl gepreßten Gegenständen fällt hauptsächlich ein ganz aus Preßteilen konstruierter 40 Tonnen-Eisenbahnwagen auf. Das Grusonwerk Buckau-Magdeburg stellt ganze Anlagen und Apparate für Bergbau und Erzaufbereitung, sowie sonstige Anlagen für industrielle Zwecke aus. Die „Germania" ist durch eine Sammlung von Schiffsmodellen, einen Gefechtsmast mit Scheinwerfer, Munitionsaufzüge, Dampfzentrifugalpumpen, Ventilationsmaschinen, Betriebsmaschinen für Torpedoboote und eine Dampfbeibootanlage vertreten. Schließlich wird auch die Kruppsche Blechfabrikation u. a. durch ein Blech von ca. 100 Quadratmetern Flächeninhalt repräsentiert.

Dem Kruppschen Pavillon gegenüber erhebt sich der Kunstpalast. Schon der edel wirkende Außenbau weist durch den bildhauerischen Schmuck der



Gebäude des Vereins für bergbauliche Interessen



Gebäude des Hörder Berg-



Festhalle



Im Kuppelbau

Die Industrie-, Gewerbe- und K



werk- und Hüttenvereins



Eisenbahnpavillon



·s Kunstpalastes



Kruppscher Pavillon

{unstausstellung in Düsseldorf



Hauptmaschinenhalle

im Barockstil gehaltenen Sandsteinfassade auf den Zweck des Gebäudes hin. Die innere Einrichtung ist ebenso praktisch wie komfortabel, und das Ganze gereicht dem Erbauer zu hoher Ehre. Der Kunstpalast umfaßt eine umbaute Fläche von ca. 8000 Quadratmetern; seine Hauptfront hat eine Länge von 132 Metern, die Höhe beträgt bis zu 22 Meter und die größte Tiefe bis zu 90 Meter. Die Säulengänge des in den Formen der Hochrenaissance ausgeführten Ehrenhofes dienen zur Aufstellung von Skulpturen, während der Bau selbst außer der Kuppelhalle sieben größere und sieben kleinere Ausstellungssäle enthält. Eine ganz einzige Ausstellung, die das Wertvollste dessen enthält, was die alte westdeutsche Kunst hervorgebracht hat, schließt sich der neueren Kunst ebenbürtig an. Man darf behaupten, daß diese erste deutsch-nationale Kunstausstellung zu Düsseldorf ein ebenso würdiges wie großartiges Gepräge trägt und den bedeutendsten Ausstellungen solcher Art mindestens gleichzustellen ist. Das größte Verdienst um die Schaffung des Kunstpalastes und die in allen ihren Teilen wohlgelungene Kunstschau gebührt Professor Fritz Roeber, der mit zäher Thatkraft dieses Ideal der Düsseldorfer Künstlerschaft einer glänzenden Verwirklichung entgegengeführt hat.

Ganz in der Nähe des Kunstpalastes dehnt sich die riesenhafte Hauptmaschinenhalle über eine Fläche von 14500 Quadratmetern aus. Dort sind alle großen Aussteller der Maschinenindustrie vertreten, soweit sie nicht besondere Pavillons errichtet haben, und daß die Schau einen so imposanten Eindruck macht, ist hauptsächlich das Verdienst des Ingenieurs Emil Rücker-Düsseldorf, dem die Leitung des gesamten Maschinenwesens der Ausstellung übertragen ist. Eine glänzende Reihe von Weltfirmen stellt in der Haupthalle ihre Erzeugnisse aus. Kein Zweig der Maschinenindustrie des Ausstellungsgebietes fehlt, vielmehr sind alle Abteilungen in gleich überraschender Weise vertreten. Man muß sie im Betriebe sehen, die cyklopenhaften Maschinenkonstruktionen, ungeheure Pumpen, Kompressoren, Walzenzug-, Hammer- und Stanzwerke, Werkzeugmaschinen u. s. w. mit ihren vielfach wahrhaft gigantischen Cylindern, Schwung- und Antriebsrädern von unglaublichen Dimensionen, wie sie in fast geräuschloser Exaktheit funktionieren, und man staunt über diese mächtigen Zeugen deutschen Erfindungsgeistes und deutscher Arbeit.

Die bedeutendsten Repräsentanten der rheinisch-westfälischen Montanindustrie und des Bergbaues haben große Sonderpavillons erbaut, deren jeder einzelne eine grandiose Ausstellung in seiner Art enthält. Neben dem Pavillon Friedrich Krupp-Essen erhebt sich der prächtige Kuppelbau des Hörder Bergwerks- und Hüttenvereins mit 1000 Quadratmeter Grundfläche. Die geräumige Halle umfaßt Hütten- und Walzwerkprodukte für die Zwecke des modernen Eisenbahn- und Schiffsverkehrs, die in ihrer Gediegenheit sprechendes Zeugnis von der hohen Leistungsfähigkeit des Vereins ablegen. Von fesselnder Wirkung sind die angrenzenden großartigen Anlagen des Deutschen Beton-Vereins. Er hat dicht am Rheinufer ein einzig dastehendes Monumentalbauwerk aus seinen Fabrikaten errichtet, durch das er die Entwicklung des Betonbaues, der Zement- und Kunststeinindustrie in Deutschland von ihren Anfängen an bis auf die Gegenwart in überaus lebendiger Weise veranschaulicht. Der mit reichen Wasserkünsten ausgestattete und mit gärtnerischen Anordnungen reizend geschmückte Bau bedeckt eine Grundfläche von 3500 Quadratmetern. Zwei 30 Meter hohe Säulen mit vergoldeter Figurenbekrönung und eine kühne Bogenbrücke von 30 Metern Spannweite geben dem Ganzen einen imposanten Charakter. Elektrisches Licht läßt abends die Wasserfälle in bunter Beleuchtung erstrahlen.

In dem nächsten, architektonisch besonders reizvoll ausgestatteten großen Sonderpavillon hat der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation seine Erzeugnisse in geschmackvollster Darstellung untergebracht; der 66 Meter hohe Glockenturm enthält ein mit elektrischer Betriebsvorrichtung versehenes mächtiges Gußstahlgeläute eigner Erzeugung, das mit wahrhaft weihevollen Klängen die Eröffnungsfeier einläutete. Neben dem Bochumer Verein erhebt sich der in reichgegliederter Architektur ausgeführte Renaissancebau der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik (Ehrhardt) in Düsseldorf-Derendorf, einen Flächenraum von 1200 Quadratmetern bedeckend. Der Sonderpavillon birgt eine Reihe neuester Schnellfeuergeschütze, Geschosse, nahtloser Rohre und sonstiger Spezialfabrikate der Firma.

Gegenüber dem Gebäude der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik präsentiert sich der große Doppelpavillon (3500 Quadratmeter) der Gutehoffnungshütte Oberhausen in Verbindung mit der Gasmotorenfabrik Deutz. Zwei schlanke Türme streben minaretartig 45 Meter hoch empor und bilden in ihrer durchsichtigen, kühnen Eisenkonstruktion gleichzeitig einen Beweis für die hohe Leistungsfähigkeit der erstgenannten Firma im Eisenfachbau. Die Spezialfabrikate der Gutehoffnungshütte, in erster Linie eine Hochofengebläsemaschine, die mit einem Gasmotor von 1000 Pferdekraftleistung der Gasmotorenfabrik Deutz gekuppelt ist, ferner Pumpen, Fördermaschinen, Schiffsteile, Wellen u. s. w., sowie Eisenbahnbedarfsmaterial und namentlich Brückenbauten in Eisenkonstruktion ergeben eine Ausstellung von ganz hervorragender Gediegenheit. Ueberdies führt die Gutehoffnungshütte auch einen Teil ihrer Erzeugnisse in der Hauptmaschinenhalle vor.

Unmittelbar neben dem originellen Bau der Dortmunder Aktienbrauerei hat die Düsseldorfer Handwerkskammer ein ausgedehntes Gebäude (2400 Quadratmeter) mit einem Kostenaufwand von 80000 Mark errichtet; die mittelalterliche Architektur bringt den Zweck des Gebäudes, die Erzeugnisse des Handwerks in sich zu vereinigen, auch nach außen hin angemessen zur Geltung. Im Innern giebt die außerordentlich reichhaltige Anordnung in zehn Gruppen ein übersichtliches Bild aller gewerblichen Erzeugnisse des Kammerbezirks Düsseldorf.

Der Handwerkskammer gegenüber erblickt man schon von weitem das hohe Fördergerüst, das die Maschinenbauanstalt „Humboldt"-Kalk erbaut hat und das ein Merkzeichen für den Bergbau darstellt, der in dem hier gelegenen Kolossalbau des Vereins für die bergbaulichen Interessen eine umfassende Ausstellung bietet. Durch das von zwei Riesenfiguren, „Industrie" und „Bergbau", flankierte Hauptportal eintretend, gelangt der Besucher durch ein Brikettthor, das von Kokspyramiden in seiner



Inneres der Hauptmaschinenhalle



Hauptweinrestaurant

einrichtungen, sowie bewährte neue Konstruktionen auf dem Gebiete des Unfallrettungswesens und Krankentransports; außerhalb des Pavillons gelangen elektrische und mechanische Sicherheitsstellwerke und Signaloberbauanordnungen, ferner Arzt- und Gerätewagen für Hilfszüge bei Eisenbahnunfällen in natura zur Veranschaulichung.

Damit ist jedoch die bedeutende Anzahl großer Separatausstellungen bei weitem noch nicht erschöpft, doch wir

charakteristischen Wirkung unterstützt wird, in die Modell- und Maschinenräume, wo sich ihm, größtenteils im Betrieb, zunächst die großen modernen Wasserhaltungs- und Förderanlagen imposant präsentieren. Einrichtungen von Separationen, Erz- und Kohlenwäschen, Koksbereitungs- und Brikettierungsanlagen, Ziegeleien u. s. w. gelangen mit Darstellungen der Gewinnung wertvoller Nebenprodukte und in vielen instruktiven Modellen anschaulich zur Vorführung. Der gewaltige Bau von 600 Quadratmetern Grundfläche ist eine würdige Repräsentation des Bergbaues, der überdies durch zahlreiche Einzelaussteller in der Hauptindustriehalle noch weiter ergänzt wird.

Nördlich der Hauptindustriehalle tritt als bemerkenswerter Sonderpavillon namentlich das Gebäude der Königlichen Eisenbahndirektion Elberfeld durch seine charakteristische Architektur hervor. Neben wichtigen Bauanlagen und Verkehrsdarstellungen enthält es mechanische und elektrische Sicherheits-

können sie nicht alle einzeln aufführen. Wir erwähnen nur noch das in Gruppe 11 der Hauptindustriehalle untergebrachte große Arrangement der Firma F. Soennecken-Bonn, die ihre weltbekannten modernen Bureau- und Comptoireinrichtungen und alle dazugehörigen Bedarfsartikel anschaulich vorführt. Ein Gang durch die 20 Gruppen der Hauptindustriehalle zeigt so viel des Interessanten, daß man thatsächlich ein abgeschlossenes Bild aller Industrien Deutschlands erhält.

Natürlich fehlt es der großartigen Schau auch



Burg Rüdesheim


UNIVERSITY
CALIFORNIA



nicht an allerlei Vergnügungsveranstaltungen. Regelmäßige Doppelkonzerte, Monstrefeuerwerke und Illuminationen finden statt, und über 30 größere Restaurants öffnen ihre gastlichen Pforten. Eine besondere Sehenswürdigkeit bilden die großartigen Elektrofontänen vor der Hauptindustriehalle, die mit einem Kostenaufwand von 130000 Mark angelegt worden sind und abends ihre Licht- und Wassereffekte zu überraschenden Wirkungen vereinigen. Den Verkehr auf dem langgestreckten Gelände vermittelt eine elektrische Rundbahn ebenso billig wie bequem.

M. Unterbeck

Unter guter Aufsicht

Skizze aus dem Madrider Leben

von

M. Klipstein

Es war im Mai. Das Fest von San Isidro hatte begonnen. Ganz Madrid war auf den Füßen. Die Provinzler waren nach der Hauptstadt geströmt, alles freute sich des Madrider Spezialheiligen und wallfahrtete hinaus zu seiner Kapelle auf der Pradera, der Wiese am Manzanares.

Nur Doña Concepcion Rodriguez de Perez, Witwe des Advokaten Don Baltasar Perez, saß schwermütig grübelnd in ihrem Zimmer; ja, sie würde rastlos hin und her geschritten sein wie die Löwin, der man ihr Junges geraubt, hätte ihre Körperfülle ihr diese leidenschaftliche Bewegung gestattet. Und in der That, es regte sich etwas von den Gefühlen der beraubten Löwenmutter in ihrem Innern, denn sie hatte das Unerhörte erleben müssen, daß ihr Perico, ihr angebetetes einziges Kind, sich in den Strudel des Straßenlebens gestürzt hatte, ohne, sei es von seiner Mutter, sei es von Andres, dem greisen Diener, oder von Pepa, der alten Amme, begleitet zu werden. Perico hatte zwar eben das vierundzwanzigste Jahr zurückgelegt, aber Doña Concepcion wußte, daß die Welt voller Schlingen und Gefahren ist, und deshalb hatte sie Perico gehütet wie ihren Augapfel. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie als reiche, unabhängige Witwe in der altberühmten Universitätsstadt Salamanca gelebt. Dort hatte Perico die Schule, dann die Universität besucht, dort war er mit Hilfe der landesüblichen Rekommandationen leidlich durch die juristischen Examina gelotst worden. Vor etwa einer Woche waren nun Doña Concepcion und Perico, begleitet von Andres und Pepa, in Madrid eingetroffen und wohnten bei Don Manuel Rodriguez, dem Bruder von Doña Concepcion.

Perico war ein hübscher junger Mann, mittelgroß, schlank und dunkeläugig, mit kleinem schwarzen Schnurrbärtchen, er gefiel den Mädchen — also war es Zeit, ihn zu verheiraten, denn das hatte Doña Concepcion fest beschlossen, die Schwiegertochter wollte sie sich selbst aussuchen. Es sollte keine der modernen Señoritas sein, die französisch parlieren und nur daran denken, sich zu putzen, nein, eine Spanierin von der alten Art, einfach, fromm und anspruchslos, die mit der Schwiegermutter jeden Morgen in die Messe gehen und ihr des Abends helfen würde, Pericos Strümpfe zu stopfen. Hübsch mußte sie sein und womöglich aus der Verwandtschaft, aber natürlich nicht zu nahe verwandt wegen der lästigen Schwierigkeiten mit dem kirchlichen Dispens.

Dieses Zukunftsbild war auch jetzt zum vielhundertsten Male an Doña Concepcions geistigem Auge vorübergegangen, aber es vermochte nicht, ihr Herz zu berühren. Sie sah auf ihre Uhr: es war halb drei. Vor mehreren Stunden war Perico von zwei seiner Vettern abgeholt und nach der Pradera San Isidro entführt worden. Doña Concepcion hatte dagegen Einspruch erheben wollen, daß man drei unerfahrene junge Leute allein in jenes Jahrmarktstreiben hinauslasse, aber Don Manuel, ein alter Hagestolz, der in seiner Jugend lustig gelebt hatte, war bei den Worten seiner Schwester in helles Gelächter ausgebrochen, die jungen Leute hatten mit eingestimmt, Perico hatte zum Erstaunen der Mutter mitgelacht, dann hatten die Vettern Perico in ihre Mitte genommen und waren mit ihm davongeeilt.

Was war zu thun? Wen sollte Doña Concepcion den jungen Leuten nachschicken? Ihr Bruder war im Senat und konnte vor sechs Uhr nicht zurück sein; der alte Andres war nach Toledo gefahren, um seine Enkel zu besuchen; der Diener des Hauses war ein blutjunger Bursche; Doña Concepcion selbst konnte nicht daran denken, sich bei der glühenden Hitze einer solchen Strapaze zu unterziehen, — es blieb nur die alte Pepa. Kinderfrauen und Ammen sind in Spanien Vertrauenspersonen, sie haben in allen Familienangelegenheiten mitzureden, und Pepa hatte bei ihrer Herrin etwa die Stellung wie Julias Amme im Hause Capulet.

Doña Concepcion klingelte und hieß Pepa rufen. Eine ältliche, hagere Frau trat mit eiligen, trippelnden Schritten ein. Sie trug die Tracht der asturischen Bäuerinnen; einen schwarzen, mit Silberknöpfen besetzten Sammetspenzer, schwarzen Rock, unten mehrmals mit breiten lila Seidenbändern besetzt, schwarze Schürze mit lang herabhängender lila Schleife, lange silberne Ohrgehänge und ein rot und violett kariertes Tuch so um den Kopf gewunden, daß es eine hohe, spitze Mütze bildete.

„Was befiehlt die Señora?“ fragte sie, indem sie sich vertraulich näherte und sich auf die Lehne des Armsessels stützte, in dem ihre Herrin saß.

„Hören Sie, Pepa,“ sagte diese, „ich bin in großer Unruhe wegen des Señorito Perico. Er ist vor zwei Stunden ausgegangen, und ich begreife nicht, wo er bleibt. Sie müssen ihn suchen gehen.“

„Ave Maria Purisima!“ rief Pepa, sich bekreuzigend und ihren Daumen küssend. „Zwei Stunden! Was kann ihm nicht alles begegnet sein! Ich gehe sogleich,“ und sie war schon an der Thür.

„Halt, Pepa! So hören Sie doch erst! Er ist nach der Pradera zum Santo. Waren Sie je dort?“

„Ja, vor dreißig Jahren einmal. Aber ich er-

innere mich sehr wohl; ich weiß genau, wo der Weg hinausführt." Sie stand schon draußen und wollte eben die Thür schließen.

„Por la Virjen santisima! Pepa, kommen Sie her! Hören Sie zu! Hier vor der Thür geht die Pferdebahn vorüber, Sie fahren zur Puerta del Sol, und von der —"

„Schön, schön, Señora! Und wenn ich den Señorito sehe, so rufe ich: Periquito!"

„Nein, nein, Pepa! Das geht nicht. Aber — hier, nehmen Sie meinen Regenschirm, es stehen dunkle Wolken am Himmel, es regnet sicher bald, und sobald der erste Tropfen fällt, treten Sie vor, überreichen dem Señorito den Schirm und sagen —"

„Die Señora schickt ihn, und Sie sollen nach Hause kommen!"

Und fort war Pepa.

Doña Concepcion öffnete das Fenster und sah ihr nach, wie sie, das sauber gefaltete Taschentuch in der einen Hand, den Regenschirm in der andern, die Straße hinabging, die Pferdebahn halten ließ und lange mit dem Kondukteur verhandelte, ehe sie einstieg.

Doña Concepcion wollte eben das Fenster schließen, als vor der gegenüberliegenden Villa ein Mailcoach vorfuhr. Auf dem Verdeck saßen mehrere sehr elegante Damen und Herren. Ein Lakai stieg ab, und bald erschien in Begleitung der Zofe ein hübsches, sehr junges Mädchen in hellem Kleide, rundem Hütchen mit viel Blumen und Federn und grasgrünem Sonnenschirm. Die Herren halfen ihr hinauf, es folgte allgemeines Händeschütteln, und schwatzend und lachend fuhr die Gesellschaft fort.

„Virjen de mi alma, welche Sitten!" seufzte Doña Concepcion, „San Pedro schütze meinen Perico, daß er nicht ein solches Mädchen zur Frau bekomme! Und sie war hübsch, wahrhaftig! Ob das nur die Mutter ist, die da drüben auf dem Balkon steht? Wohl mag sie ihrer Tochter nachschauen, es wird wenig nützen." Und Doña Concepcion schloß das Fenster.

Auch die Dame in der Villa zog sich vom Balkon zurück und ließ sich müde in einen Lehnsessel ihres elegant eingerichteten Salons gleiten. Sie war eine kleine, zarte Frau mit großen, schüchternen Augen.

„Ob es ihm nur recht sein wird?" murmelte sie kopfschüttelnd. „Er ist ja nie zufrieden mit mir."

„Er," dessen Mißfallen sie fürchtete, war ihr Gemahl, der Marques de Sanprado. Der Vater jenes Herrn war ein Wasserträger aus Galicia gewesen; der Sohn, klug und fleißig, war nach Südamerika gegangen, hatte in Buenos Aires ein bedeutendes Vermögen erworben, später eine reiche Kubanerin geheiratet, dann den Marquestitel gekauft und sich in Madrid niedergelassen. Alles war ihm gelungen, nur seine Kinder wollten nicht die Wege wandeln, die er ihnen vorgezeichnet hatte. Statt eine Herzogskrone auf ihren Scheitel zu drücken, hatte die älteste Tochter einen armen Marineleutnant geheiratet, und der einzige Sohn hatte die Tochter eines wohlhabenden Schneidermeisters heimgeführt. Jetzt war nur noch ein Kind vorhanden, die ehrgeizigen Pläne des Marques zu verwirklichen: die hübsche Pilarcita, die auf dem Mailcoach nach der Pradera San Isidro hinausfuhr.

„Wie schön sah die Señorita Pilarcita aus, Señora Marquesa," sagte die eintretende Zofe. „Wie distinguiert, eine wahre Herzogin!"

Die Marquesa seufzte: „Ich weiß nicht, ob ich recht gethan habe, sie der Condesa de Monteco anzuvertrauen. Die Gesellschaft ist etwas — ich will nicht gerade sagen —"

„Etwas leichtfertig," fiel die Zofe ein. „Ja, die von der Aristocracia sind alle so. Aber der junge Duque de Buenaguas, der Bruder der Condesa, ist ja doch der Novio (Bräutigam), den der Señor Marques für die Señorita Pilarcita wünscht, und der saß ja dicht neben ihr, ganz als wenn sie zusammengehörten."

„Das wohl, aber ihr gegenüber saß der Zeitungsschreiber, der immer die Gesellschaften und die Toiletten der Damen beschreibt, ein armer Bursche ohne Titel."

„Aber Señora, der? Der macht ja der Señora Condesa den Hof, der hat mit unsrer Señorita nichts zu thun."

„Wenn ich das nur gewiß wüßte, damit ich dem Marques berichten könnte!" sagte die kleine, zarte Dame, indem sie ihre großen schwarzen Augen wie hilfesuchend auf die Zofe richtete. Plötzlich erhob sie sich so schnell, daß der Fächer zu Boden glitt: „Wissen Sie, Lucia, das beste wird sein, Sie gehen hinaus nach der Pradera und sehen, was da vorgeht."

Die Zofe hob den Fächer auf und sagte: „Gern, Señora Marquesa. Ich gehe sogleich, ich beobachte alles, ohne daß mich jemand von der Gesellschaft bemerkt, ich erzähle der Señora, was ich gesehen habe, und die Señora kann dem Señor Marques alles so genau berichten, als wäre sie selbst dabei gewesen."

„Vortrefflich!" rief die Marquesa vergnügt, „Sie sind eine kluge Person, Lucia. Hier haben Sie einen Duro, fahren Sie hin und zurück und lassen Sie sich einen Imbiß geben."

Die Zofe ging auf ihr Zimmer, zog ein helles Sommerkleid an und steckte sich die Mantilla recht kleidsam auf ihr glänzend schwarzes Haar. Sie war ein hübsches Mädchen — Ende der Zwanzig —, und auf der Pradera traf sie gewiß viele Bekannte.

Der Tag war glühend heiß, die Pferdebahn gefüllt bis auf die Trittbretter. Lucia hatte den ganzen Tag Wäsche gebügelt, dann ihre Señorita angezogen — sie war todmüde, und als sie einen Sitzplatz erobert hatte, fielen ihr die Augen zu.

Sie erwachte; man war an der Station. Alles stieg aus, auch Lucia. Sie rieb sich die Augen, hielt sich den Fächer gegen das blendende Sonnenlicht vor und blickte hinab auf die Pradera. Der weite, große Rasenplan war mit Menschen besät. Ueberall fröhliche Gruppen, dort bei Guitarrenspiel tanzend, da auf dem Boden gelagert, essend und trinkend, dazwischen Buden und Zelte, Schaukeln und Karussels, und ganz im Hintergrunde auf der Anhöhe die Eremita, die Kapelle des Heiligen, in der das Glöckchen eben zur Vesper läutete.

Während Lucia mit der Menge den Pfad zur Pradera hinabging, fiel ihr eine ältliche Frau auf, die bald vorwärts schritt, bald stehen blieb und sich umblickte, als sei sie des Weges nicht kundig. Sie trug, wie die meisten Kinderfrauen in Madrid, die asturische Tracht und hielt in der einen Hand einen eleganten Regenschirm, in der andern ein sauber zusammengelegtes Taschentuch. Als Lucia sie eingeholt hatte, blickte die Frau sich um, beide schrieen laut auf und stürzten einander in die Arme.

„Beim Himmel, wer hätte gedacht, daß ich dich hier finden würde!“ rief die Frau, Lucia auf beide Backen küssend. „Kind, Lucia, wie kommst du hierher?“

„Und du, Tante Pepa? Wie geht's, bist du gesund? Aber komm, hier in dem Gedränge können wir nicht plaudern, und wir haben uns so lange nicht gesehen.“

Lucia führte die Tante Pepa auf die Pradera hinab, suchte einen schattigen Platz hinter einem der Zelte aus, dann holte sie Wein, Kuchen und Erdbeeren. Die beiden Frauen lagerten sich auf dem spärlichen Grase, und bald hatten sie Madrid und San Isidro über den Erinnerungen an ihr Heimatsdorf in den asturischen Bergen vergessen.

„Wie schön du aussiehst!“ sagte Pepa im Laufe des Gesprächs, das glänzende Haar der Nichte streichelnd, „wie schön! Welch ein Glück wäre es für meinen armen Mateo gewesen, wäre er dein Schatz geblieben und hätte dich geheiratet! Dann säße er jetzt nicht drüben in Ceuta im Presidio (Zuchthaus). Oft sagte ich ihm: ‚Mateo,‘ sagte ich, ‚das gefällt mir, daß du die Lucia heiraten willst; sie ist schön und brav, und sie ist auch nicht arm. Ihre Eltern haben ein Haus und Feld, und wenn sie nach Madrid zur Marquesa dienen geht, so thut sie das, weil sie sehr fein ist und es ihr gefällt zu lernen, wie man Kleider macht und Hüte und dergleichen Dinge.‘ — ‚Ei Mutter,‘ sagte der Mateo, ‚es ist nicht wegen des Geldes und auch nicht wegen des Hauses, aber die Lucia gefällt mir, und es gefällt mir keine so wie die Lucia.‘ Das sagte der Mateo oft zu mir, seiner Mutter.“

„Ja, ja, er sagte wohl, er hätte mich lieb,“ erwiderte Lucia, sich die Augen trocknend, „und doch, als die Andalusierin kam, die Lola mit den Hexenaugen, und die Sevillanas tanzte und Flamencas sang, daß alle Burschen im Dorfe toll wurden, da wurde auch der Mateo toll, und er verließ mich und lief hinter der Hexe her, und da — da geschah das Unglück.“

„Virjen de las Angustias! Welch ein Unglück!“ wiederholte Pepa. „Ich war gerade von Salamanca gekommen. Die Senora Concepcion sagte zu mir: ‚Pepa,‘ sagte sie, ‚Sie können auf eine Woche nach Hause reisen; es ist nimmer gut, wenn man die Kinder zu lange allein läßt, und sehen Sie zu, daß der Mateo sich bald mit der Lucia verheiratet.‘ Und ich reise ab und komme nach Zerragui, und die Antonia, meine Base, kommt mir entgegen und sagt: ‚Weißt du, was geschehen ist? Ein großes Unglück!‘ — ‚Was für ein Unglück?‘ sage ich. — ‚Der Mateo,‘ sagt sie. — ‚Was ist mit dem Mateo,‘ sage ich, ‚haben sie ihn zu den Soldaten genommen?‘ — ‚Nein,‘ sagt sie, ‚aber er hat Streit gehabt mit dem Vicente, mit dem Novio von der Andalusierin, und sie haben die Messer gezogen, und der Mateo hat den Vicente erstochen.‘ — ‚Ave Maria Purisima!‘ schrie ich, und es wurde mir finster vor den Augen, und — weiter weiß ich nichts.“

„Ja, Tante Pepa, du wurdest krank, und wir dachten alle, du würdest sterben, und die Antonia sagte zu mir: ‚Sieh, Lucia, es ist besser, sie stirbt, die Aermste, als daß sie erlebt, daß der Mateo den grauen Kittel anziehen muß und sein Leben lang im Zuchthaus arbeiten.“

„Nein, Lucia, da bist du im Irrtum!“ rief Pepa heftig und faßte das Mädchen beim Arm, „nicht sein Leben lang!“

„Ich weiß, Tante Pepa, der Richter hatte ihm nur zwanzig Jahre gegeben, weil der Vicente zuerst das Messer gezogen hatte.“

„So ist's. Und der Señor Don Manuel, der Bruder der Señora Concepcion, hatte sich für ihn verwendet, so daß er nur zehn Jahre bekam, und sieben sind schon vorbei. Der ist gut, wie das liebe Brot, der Don Manuel, und ich glaube, er wird bei der Königin bitten, daß sie dem Mateo die Zeit ganz erläßt, denn der Mateo hat sich sehr gut betragen im Presidio, wie ein Caballero, sagt der Senorito Manuel.“

„Das war er immer, der Mateo, ein wirklicher Caballero. Und wenn diese Andaluza, diese Teufelin, nicht gekommen wäre, — möge sie einst büßen im Fegefeuer bei den andern Teufeln!“

„Still, still, Töchterchen, rede nicht Schlimmes von den Toten!“

„Wie, sie ist tot?“ rief Lucia, und ihre schwarzen Augen glänzten vor Freude, „ist sie auch gewiß tot?“

„So gewiß, als du lebst. Sie ging mit einer Herrschaft nach der Habana; da drüben ist sie am gelben Fieber gestorben. Sie ruhe in Frieden!“

„Amen!“ erwiderte Lucia. Beide bekreuzten sich und beteten ein Ave.

„Und von dem Mateo hast du oft Nachricht?“

„Gewiß, drei-, viermal im Jahre. Erst heute morgen — aber wie dumm ich bin!“ rief Pepa, sich vor die Stirn schlagend, „du bist ja in die Schule gegangen und hast lesen gelernt, du wirst wissen, was darin steht. Sieh, der Briefträger kam gerade, als die Senora mich rief. Ich kann nicht lesen, und so steckte ich den Brief geschwind in die Tasche — wo hab' ich ihn doch?“

Sie hob ihren schwarzen Rock auf und suchte in einer großen Leinwandtasche, die sie darunter an der linken Seite hängen hatte. Zwischen mehreren Schlüsseln, einem alten ledernen Geldbeutel und einigen zusammengeklebten Bonbons fand sich ein uneröffneter Brief, den sie Lucia reichte. Diese riß ihn auf und las mühsam und stockend, während Pepa mit gefalteten Händen und offenem Munde horchte:

„Geliebte Mutter!

Dieses schreibe ich, um Dir zu sagen, daß ich am heutigen Tage abreise mit dem Schiff von Ceuta nach Malaga, und daß ich frei bin und sehr dankbar dem Senor Don Manuel, der für mich gebeten hat und die Königin mir die drei Jahre geschenkt, wo die Virjen de la Merced sie möge darum segnen. Ich bringe auch 420 Reales mit, die ich mir ehrlich verdient mit Arbeit im Felde, und ich habe Dir ein schönes Tuch gekauft und für die Lucia eine Halskette, und sage der Lucia, daß ich sie noch liebe, und wenn sie mich noch will, so heirate ich sie.

Dein gehorsamer Sohn

Mateo.“

Der Brief war undeutlich geschrieben, und Lucias Lesekunst war mangelhaft; sie hatte Mühe, den Inhalt zu entziffern und zu verstehen. Als aber den beiden Frauen klar geworden war, was eigentlich in dem Briefe stand, brachen sie in Thränen aus, fielen einander um den Hals und lachten und weinten.

Die Gruppen in der Nähe wurden aufmerksam, die jungen Leute hörten auf, die Jota zu tanzen, und die Musiker hörten zu spielen auf, und bald



Gegenseitig

Nach dem Gemälde vo[illegible]



er Unterricht

Mlle. Jénita Cabarrus

hatte sich ein bunter Kreis von Neugierigen um die beiden Frauen gesammelt.

Lucia erzählte, Pepa bekräftigte und wischte sich die Augen mit dem Taschentuch, das sie noch schön gefaltet in der Hand hielt. Die Guitarrenspieler griffen wie zur Begleitung ein paar Accorde: ein junger Bursche im steifen, breitkrempigen Hute und der kurzen Jacke eines Torero schwang seinen ledernen Weinschlauch und rief: „Viva Mateo!" und alle stimmten ein.

Die Begeisterung hatte den höchsten Grad erreicht, als plötzlich starker Donner sich hören ließ und große Regentropfen fielen. In dem Augenblicke kam ein Mailcoach mit Herren und Damen schnell daher gefahren. Die Landleute sprangen zur Seite. Lucia raffte den Rest ihres Imbisses zusammen, Pepa aber faßte ihren Regenschirm, schwang ihn in der Luft wie eine Fahne und warf sich wie toll dem Wagen entgegen: wie ein Blitzstrahl war es ihr durch den Sinn gefahren, weshalb sie eigentlich hierher gekommen war, und wie schnöde sie ihre Pflicht versäumt hatte.

„Tante Pepa!" rief Lucia, sie beim Arm fassend und heftig zurückreißend, „bei der heiligsten Jungfrau, du kommst ja unter die Pferde!"

Pepa hielt noch immer ihren Regenschirm hoch empor. „Laß mich!" schrie sie, nach Luft schnappend. „Siehst du nicht den dort auf dem Wagen? Das ist ja mein Señorito, mein Periquito! Und ich sollte auf ihn acht geben!" setzte sie jammernd hinzu.

Lucia brach in helles Lachen aus. „Der hübsche Junge dort?" rief sie. „Ei, um den brauchst du dich nicht zu grämen. Der sitzt neben meiner Señorita, der Pilarcita. Sieh doch, wie galant er den Schirm über sie hält! Die beiden werden sich gut verstehen."

Spät am Abend saß Lucia am Bett der hübschen Pilarcita, um wie gewöhnlich dem verwöhnten Kinde ein asturisches Lied vorzusingen oder ihr etwas zu erzählen, bis sie einschlief.

Heute aber trug Pilarcita die Kosten der Unterhaltung.

„Hören Sie auf mit dem alten Liede, Lucia!" sagte sie und schaute schelmisch mit ihren großen, dunkeln Augen auf die Zofe. „Ich will Ihnen etwas erzählen, was viel lustiger ist als Ihre abgesungene Jota. Sie dürfen es aber niemand verraten, hören Sie? Also, ich habe einen Novio, einen Schatz. Er ist groß und schön, und er heißt Perico. Er wohnt in dem Hause gegenüber."

„Virjen de mi alma!" rief die Zofe mit geheucheltem Erstaunen. „Und ich dachte, es sei der Duque —"

„Ach, Dummheiten! Der Duque ist häßlich und langweilig; ich will nichts von ihm wissen. Hören Sie nur weiter. Also, es war draußen beim Santo, da wurde Perico der Condesa vorgestellt und dann mir, und die Condesa lud ihn ein, auf dem Mailcoach mit nach Hause zu fahren. Und als es anfing zu regnen, wollte der Duque seinen Schirm über mich halten, und, denken Sie! ich nahm ihm den Schirm aus der Hand und gab ihn Perico, und so saßen wir ganz nett zusammen unter dem Schirm. War das nicht lustig?"

„Gewiß, Señorita, aber was wird der Señor Marques dazu sagen?"

„Papa? O, dem werde ich die Einwilligung schon abschmeicheln, denn wir heiraten uns, das ist so sicher wie das heilige Evangelium. Und, hören Sie, Lucia, wenn Sie morgen früh zeitig in die Messe gehen, so wird Ihnen der Diener von drüben ein Briefchen geben. Das ist für mich, das darf die Mama nicht sehen... Und nun können Sie singen!"

Lucia strich über die Saiten ihrer Guitarre, und während sie eine lustige Jota sang, dachte sie des armen Sträflings, der auch sie nicht vergessen hatte, der jetzt frei und glücklich heimkehrte und dem sie alles verzeihen wollte, — alles, alles! — Und ihre Thränen rollten auf die Saiten herab.

Und im Hause gegenüber, da kniete die alte Pepa vor ihrem kleinen Marienbilde und betete ihren Rosenkranz ab, und sie bat die Virjen de las Mercedes — die ganz besondere Gnaden austeilt —, nur ihren Mateo glücklich heimzubringen, und versprach ihr eine große, bunt bemalte Wachskerze dafür, ja, sie war eben im Begriff, San Mateo, dem Schutzheiligen ihres Sohnes, eine nur ein wenig kleinere zu versprechen, da trat der Diener ein und rief sie zu ihrer Herrin. Doña Concepcion wollte sich doch berichten lassen, was ihre treue, kluge Pepa gesehen hatte von Pericos Thaten auf der Wiese von San Isidro.

Deutsch-argentinische Handelsbeziehungen

Nächst den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist Argentinien unter allen transozeanischen Ländern dasjenige, das den stärksten Warenaustausch mit Deutschland zu verzeichnen hat, wie das Land überhaupt in bedeutendem Maße von deutscher Kolonisation und deutscher Kulturarbeit befruchtet ist. Deutsche Einwanderer waren an seinem Emporkommen in hervorragendem Maße beteiligt und haben Handel und Wandel erheblich gefördert. Gegen tausend Geschäftsleute und Gewerbetreibende sind über das Land verbreitet. Wiederholt bildete Argentinien das Ziel einer bedeutenden deutschen Auswanderung. So wurden dort in den Jahren von 1857 bis 1893 rund 67000 deutsche Einwanderer (mit Oesterreichern und Schweizern) gezählt, von denen jedoch, da die fortwährenden Revolutionen wiederholt eine starke Rückwanderung hervorriefen, ein großer Teil nicht dauernd im Lande blieb. Immerhin spielt auch der verbliebene Rest unter den kaum fünf Millionen Einwohnern neben etwa 500000 Italienern, 200000 Spaniern und 100000 Franzosen eine wirtschaftlich keineswegs unbedeutende Rolle. Wenn die Zahl der dauernd in Argentinien ansässigen und dabei ihre deutsche Staatsangehörigkeit behauptenden Deutschen auch nur auf 17000 beziffert wird, so ist in der That das deutsche Element in Argentinien doch viel stärker vertreten, denn einmal ist der weitaus größte Teil der Deutschen naturalisiert, und zweitens hat die heutige Auswanderung nach Argentinien zum großen Teil den Charakter einer Sachsengängerei angenommen, so daß die Zahl der vorübergehend dort arbeitenden Deutschen verhältnismäßig erheblich ist. Die Verbindungen

über See haben an Schnelligkeit, Häufigkeit und Bequemlichkeit eben derart zugenommen, daß Wanderungen hinüber und herüber zur Regel werden. Die Deutschen, die nach Argentinien gehen, suchen dort ebenso oft nur zeitweilige Arbeit als dauernde Niederlassung, ebenso wie die Angehörigen andrer Nationen, namentlich die Italiener und Spanier. Es stand beispielsweise in Argentinien im Jahre 1899 einer Einwanderung von 84442 Köpfen bereits eine Rückwanderung von 38397 gegenüber. Und von den einwandernden 732 und den auswandernden 666 Deutschen, in denen wohl noch ein beträchtlicher Anteil von Geschäftsreisenden steckt, berichtete die obige Statistik nichts, obwohl die letzten Ziffern einen wertvollen Anhalt für die Beurteilung der Größe des deutschen Verkehrs bieten.

Argentinien hat in einem Zeitraum von fünf Jahren, von der Zählung vom 10. Mai 1895 bis zum 31. Dezember 1900, eine Bevölkerungszunahme von 3955000 auf 4794000 Einwohnern, also um 20 % aufzuweisen, d. h. eine Zunahme, die doppelt so groß ist wie selbst diejenige der Vereinigten Staaten von Nordamerika im gleichen Zeitraum. Die schnelle Vermehrung ist zu zwei Fünfteln auf das Ueberwiegen der Einwanderung über die Auswanderung zurückzuführen. Trotz des schnellen Anwachsens ist aber die argentinische Bevölkerungszahl im Verhältnis zu dem großen Flächeninhalt noch eine recht schwache. In der am dichtesten bevölkerten Provinz Entre Rios betrug der Durchschnitt vier Menschen auf den Quadratkilometer, während im allgemeinen noch nicht zwei Menschen auf den Quadratkilometer kamen. Die Provinz Buenos Aires mit der Hauptstadt stellt allein ungefähr die Hälfte der gesamten Einwohnerzahl. Es muß aber berücksichtigt werden, daß große Gebiete im Umfang von etwa einer Million Quadratkilometer noch gänzlich unbewohnt sind. Besonders zu bemerken ist, daß nach Buenos Aires zahlreiche Deutsche aus Rußland auswandern, die Stamm und Art treu bewahren, sich bei der Auswanderung ausdrücklich als Deutsche bezeichneten und fest zu ihrem Stamme halten.

Aber so gering auch verhältnismäßig die Anzahl der Deutschen in Argentinien sein mag, sie haben doch, unterstützt durch die Deutschen im Mutterlande, sich eine angesehene und gesicherte Stellung errungen. Ihr Einfluß auf die industriellen, gewerblichen und Handelsunternehmungen des Landes steht dem andrer Länder vollwertig gegenüber; im Export von Landesprodukten nehmen deutsche Häuser sogar eine führende Stellung ein. Die Wirtschaftsbeziehungen Deutschlands sind mit keinem außereuropäischen Staat, die Vereinigten Staaten ausgenommen, so groß wie mit Argentinien. Man muß dabei berücksichtigen, daß Deutschland in stetem, hartnäckigem Kampfe mit der englischen und nordamerikanischen Konkurrenz lebt. Die Ursachen sind ältere: als man in Kapitalisten- und Handelskreisen vor etwa zwanzig Jahren aufmerksam wurde auf die „unerschöpflichen" Reichtümer dieses Landes, das für Nordländer zunächst auch günstigere Existenzbedingungen bot als die Mehrzahl der übrigen „unerschöpflichen" Gebiete, bemächtigte sich eine schnell steigende Spekulation der Ausbeutung aller dieser Reichtümer, Milliarden wurden angelegt und verloren oder auf Jahrzehnte hinaus zinslos verliehen. Deutschland war daran zwar beteiligt, aber nicht als Haupthandelnder und Leidender. Aber heute noch sind die Beziehungen aller der englischen und amerikanischen Eisenbahn-, Plantagen- und Bergbauunternehmer zahlreich und eng, so daß der Konkurrenzkampf hier schärfer und verlustreicher für den deutschen Kaufmann ist als anderswo.

Wie der deutsche Handel aber auch hier blüht, kann man verstehen, wenn man hört, daß allein in der Provinz und der Stadt Buenos Aires gegen 500 deutsche Firmen existieren, deren Kapital auf mehr als 150 Millionen Mark geschätzt wird. Diese Handelshäuser suchen in erster Linie den Handelsverkehr nach Deutschland hinüberzuspielen und führen ihre Waren möglichst nur aus Deutschland ein, aus fremden Ländern nur, soweit sie in Deutschland nicht erhältlich sind. Im Jahre 1900 exportierte Argentinien nach Deutschland für 234,6 Millionen Mark, während es aus Deutschland für 64 Millionen Mark bezog, d. h. Argentinien war an der Einfuhr Deutschlands mit vier Prozent beteiligt, stand also in dieser Beziehung für uns mit den Niederlanden und Italien ungefähr auf gleicher Stufe und war als Absatzgebiet ein besserer Abnehmer als beispielsweise China, Brasilien oder Spanien. Die deutsche Ausfuhr nach Argentinien hat, wie die Reichsstatistik zeigt, erfreulicherweise andauernd zugenommen; sie betrug 1897: 35,8; 1898: 44,7; 1899: 52,3; 1900: 63,9 Millionen Mark. Der Anteil der einzelnen Länder an der gesamten Einfuhr schwankte in den letzten Jahren ganz erheblich. Es steht jedoch fest, daß die früher vorherrschende Stellung Großbritanniens mehr und mehr schwindet und sein Einfluß relativ und absolut zurückgeht.

Die neueste Gestaltung der Dinge beleuchtet ein Bericht der nordamerikanischen Gesandtschaft in Buenos Aires über das erste Halbjahr 1901. Die Gesamteinfuhr in diesem Zeitraum hatte einen Wert von 237 Millionen Mark; daran waren beteiligt mit 78 Millionen England, mit 37 Deutschland, mit 33 Italien, mit 29 Millionen Mark die Vereinigten Staaten. Im Vergleich zum gleichen Zeitraum im Vorjahr war die Einfuhr annähernd konstant geblieben, Deutschland und die Vereinigten Staaten hatten jedoch auf Kosten aller übrigen in Betracht kommenden Staaten, insbesondere Englands, im Wettbewerbe Erfolge erzielt. Die deutsche Ausfuhr nach Argentinien hatte gegen das Vorjahr zugenommen um 3 Milllionen Mark, die englische dagegen abgenommen um 3,4 Millionen, desgleichen im Verhältnis die sonstigen Staaten. Diese Ziffern werden bestätigt durch eine vom Reichsamt des Innern veröffentlichte Zusammenstellung des auswärtigen Handels in Argentinien, in dem es heißt, daß, während vor allem Belgien, Frankreich, Italien und Großbritannien in ihrem Absatze nach Argentinien ganz bedeutende Einbußen erlitten, Deutschland und die Vereinigten Staaten allein dem Vorjahre gegenüber Fortschritte aufzuweisen hatten, und daß der Anteil Großbritanniens am Gesamthandel 35, Deutschlands 18, Italiens 12½ und der Vereinigten Staaten 12 Prozent betragen habe. In der Einfuhr Argentiniens steht also Deutschland an zweiter Stelle, und sein Handel ist derart im Steigen, daß es ihm wohl nicht schwer fallen wird, diesen Platz mindestens zu behaupten. Von den aus Argentinien überhaupt ausgeführten Waren bezog nach der argentinischen Statistik Großbritannien 16, Frankreich 15, Deutschland 14, Belgien 8½ Prozent;

der Anteil der Hauptländer an der Ausfuhr ist also etwas gleichmäßiger verteilt als derjenige an der Einfuhr. Indessen ist auch hier eine Schwankung eingetreten, und zwar trat ein Rückgang in der Ausfuhr Argentiniens vor allem nach Belgien und Deutschland hervor, während der Export nach Großbritannien, Brasilien und Spanien zunahm. Dennoch nahm und nimmt Deutschland, wie in der Einfuhr, so auch in der Ausfuhr Argentiniens die zweite Stelle ein. Darauf, daß Deutschlands Einfuhr aus Argentinien zurückgegangen ist, braucht man kein allzu großes Gewicht zu legen, da es für uns in erster Linie darauf ankommt, daß unser Absatz im fremden Lande wächst.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel aus Argentinien sind Schafwolle (für 91 Millionen), Weizen (63 Millionen), Mais und Leinsaat (je 10 Millionen), Fleischextrakt, Häute, Felle und Leder und Quebrachoholz. Von uns bezogen hat Argentinien, um nur die hauptsächlichsten Artikel anzuführen, im Jahre 1900 Gewebe, Garn, Seidenwaren und Tuche für 10 Millionen Mark, daneben Maschinen aller Art, Gold, Kupfer, Kautschuk, Musikinstrumente, Papier, Spielzeug und Baumwollwaren.

Bedenkt man, wie gewaltig sich Deutschlands wirtschaftlicher Verkehr mit Argentinien gehoben hat, wie er, der früher hinter England und Frankreich sehr zurückstand, jetzt vor Frankreich gerückt und England nahe gekommen ist, wie der Geschäftsverkehr heute zwölfmal so groß ist wie 1890, so ermißt man, wie sehr auch der Schiffahrtsverkehr nach der Ostküste Südamerikas gewachsen sein muß, um den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Heute vermitteln nicht weniger als zwanzig Dampferlinien den Verkehr von dort nach Europa, von denen sieben in englischen und bis vor kurzem sechs in deutschen Händen waren, während die übrigen sich auf andre Nationen verteilen. Von den sechs deutschen Linien, dem „Norddeutschen Lloyd“, der „Hamburg-Südamerikanischen Dampfergesellschaft“, der „De Freitas-Linie“, der „Hamburg-Amerika-Linie“, der „Hansa“ und der Gesellschaft „Kosmos“ sind jetzt drei unter einer einheitlichen Führung vereinigt, und zwar der der Hamburg-Amerika-Linie. Sie erwarb die von der Firma A. C. de Freitas und Comp. bisher betriebenen Linien unter gleichzeitiger Uebernahme der in diesen Linien bisher beschäftigten, durchweg aus den letzten Jahren stammenden 14 Dampfer; es gelang ihr ferner, mit der Firma Gellatly, Hankey und Comp. eine Vereinbarung zu treffen, nach der auch die von dieser Firma betriebene Linie Antwerpen-Argentinien übernommen wurde, und endlich schloß sie für die angekauften Linien und zugleich für ihre Nordbrasil-Linien mit der Hamburg-Südamerikanischen Dampfergesellschaft, der Genua-La Plata-Linie, um die Konkurrenz auszuschließen, Verträge, nach denen die Linien nach Argentinien auf Grund eines einheitlichen Fahrplans und gemeinsamer Rechnung betrieben werden sollen.

Der Norddeutsche Lloyd läßt alle 10 Tage Dampfer nach Argentinien gehen und hat für diesen Teil seines Betriebes 14 Dampfer eingestellt; die Hamburg-Amerika-Linie mit den befreundeten Linien entläßt wöchentlich drei bis vier Dampfer dorthin, die Gesellschaft Hansa hat wieder vierzehntägige Fahrten eingeführt. Den Dampfern und andern Schiffen kam insbesondere im Jahre 1900 die vergrößerte Ausfuhr von Getreide aus Argentinien zu gute, so daß sie meistens zu guten Frachten volle Ladung fanden. Die an dem Verkehr hervorragend beteiligte Kosmos-Linie berichtet jedoch, es habe sich in ihrer Argentinienlinie ein Rückgang der Frachteinnahme fühlbar gemacht durch die Verminderung des ausgehenden Warenverkehrs, und sie klagt ferner, daß sie auf der Rückfahrt durch das englische Verbot der Einfuhr von lebendem Vieh aus Argentinien, in dem die Maul- und Klauenseuche herrschte, einen beträchtlichen Ausfall erlitten habe und die für diesen Viehtransport besonders eingerichteten zwei Dampfer in andern Betrieben beschäftigen mußte. Im letzten Jahre machte sich die allgemeine Depression auch auf jenen Linien zeitweise geltend.

Im Jahre 1900 kamen aus argentinischen nach deutschen Häfen 204 Schiffe mit 352402 Registertonnen, es gingen hin 110 mit 240467 Registertonnen, d. h. der Verkehr mit diesem Lande kommt im Verkehr mit außereuropäischen Ländern an vierter Stelle. Hinsichtlich der ankommenden Schiffe steht er zurück hinter den Schiffen aus den Vereinigten Staaten und Chile, hinsichtlich der ausfahrenden hinter dem Verkehr nach den Vereinigten Staaten und nach Brasilien, und ferner wird er überboten durch den Verkehr mit Ostindien. Eine Hamburgische Statistik aus dem Jahre 1899 weist nach: aus Argentinien 52 Segler mit 42269, und 92 Dampfer mit 203540 Tonnen, nach Argentinien 9 Segler mit 5675, und 51 Dampfer mit 135023 Tonnen. Die meisten dieser Schiffe fahren unter deutscher Flagge. Besonders zu beachten ist die große Zahl der Segler unter den nach Hamburg kommenden Schiffen. Das erklärt sich aus den günstigen Fahrt- und Witterungsverhältnissen, die diese Art der Schiffe auf dem Weg nach Südamerika finden. Dies ist infolgedessen diejenige Route, die noch am meisten von Segelschiffen frequentiert wird.

Neben dem Export- und Importhandel ist auch ein großer Teil der industriellen Unternehmungen in deutschen Händen. Zahlreiche führende Firmen der Textil- und Lederindustrie tragen deutsche Namen. In weiteren deutschen Unternehmungen werden fabriziert: Konserven und Konservenbüchsen, Hausgeräte, Bürsten und Zigarren, Drahtnägel und Schrauben, Eisenfassonstücke, Holzarbeiten. Zwei Pianofabriken sind ebenfalls deutsch, die vorhandenen Brauereien arbeiten sämtlich nach deutschem System. In einer sehr großen Zahl der industriellen Betriebe sind deutsche Maschinen in Thätigkeit. Es existieren deutsche Handwerker in fast allen Branchen, deutsche Apotheker, Musikalien- und Buchhändler, Waffen- und Uhrenhändler. Allein für Buenos Aires wird das in der Industrie angelegte deutsche Kapital auf 6,5 Millionen Mark geschätzt. Die meisten Firmen arbeiten mit sehr hohen Krediten, die man auf das Doppelte und Dreifache der effektiven Kapitalien ansetzen kann.

Eine Hauptträgerin des Geldverkehrs ist die Deutsche Ueberseeische Bank, die in Buenos Aires eine Filiale besitzt und so den größten Teil der Finanzgeschäfte dort in der Hand hat. Ihr Abschluß im Jahre 1900 wurde allerdings auch durch die Maul- und Klauenseuche und den Rückgang der Wollpreise beeinträchtigt, sie konnte aber doch auf ihre 20 Millionen Aktienkapital 8 Prozent Dividende verteilen und erzielte auch im letzten Jahre befriedigende Resultate.

Sehr ungünstig wirkt auf den ganzen Handel und insbesondere auf den Geldverkehr das Währungs-

system Argentiniens ein. Für die dort herrschende Papierwährung ist es bezeichnend, daß im Jahre 1899 trotz der verhältnismäßig günstigen Lage des Landes Gold 178 Prozent mehr wert war als Papiergeld, während das Goldagio im Jahre 1900 seinen höchsten Stand mit 142⁵/₁₆ Prozent erreichte, also doch zurückgegangen war, und seinen niedrigsten Stand, allerdings nur sehr kurze Zeit, Anfang 1900 mit 128⁷/₈ Prozent hatte. Nach einer Aufstellung des Münzdirektors der Vereinigten Staaten von Nordamerika war in Argentinien 1899 überhaupt kein Silbergeld im Umlauf, sondern für 128 Millionen Mark Gold und für 1631 Millionen Mark Papiergeld (Nennwert), d. h. der Umlauf des Papiergeldes ist dreizehnmal so groß wie der von Gold. Die Regierung kann nur mit Mühe den Zwangskurs der Valuta aufrecht erhalten.

Deutsches Kapital beteiligt sich neuerdings auch, allerdings in nur geringem Umfange, an der Untersuchung über die Abbaufähigkeit von Goldminen in San Luis.

Der deutsche Grundbesitz ist, den großen deutschen Interessen entsprechend, beträchtlich; sein Wert wird auf 160 Millionen Mark geschätzt, einschließlich einiger Weinberge von 150 Hektar in Mendoza, die einen jährlichen Reinertrag von 45000 Mark liefern, und Zuckerrohrplantagen in Tucuman.

Geschlossene deutsche Ansiedlungen, Ackerbaukolonien, giebt es in den Provinzen Buenos Aires, Santa Fé und Entre Rios. Sie sind vielfach stark mit Deutsch-Schweizern durchsetzt. Die Staatsangehörigkeit haben die Kolonisten hier durch Nachlässigkeit, Scheu vor den Kosten oder der Wehrpflicht und durch die Bestimmung des deutschen Gesetzes, das Auswanderern nach zehn Jahren die Staatsangehörigkeit abspricht, verloren. Sie befinden sich im allgemeinen in guter Lage, wenn die letzten Mißjahre ihnen auch Schaden gebracht haben. Vor einiger Zeit hat sich in Bremen eine Aktiengesellschaft mit einem Grundkapital von fünf Millionen gebildet, die „Compania Rural Bremen“, die in Buenos Aires und andern Bezirken Grundbesitz erworben hat, um dort Ansiedlungen zu gründen und die Erzeugnisse von Ackerbau und Viehzucht durch Errichtung großer Mühlen und Fabriken verschiedener Art zu verwerten.

Auch sonst sind vielfach deutsche Kapitalien in Hypotheken, Aktien, Staats- und Provinzialpapieren angelegt. Das allein in Hypotheken angelegte Kapital wird auf 40 Millionen Mark geschätzt.

Alles in allem gewähren die deutsch-argentinischen Wirtschaftsbeziehungen ein zwar nicht schattenloses, aber dennoch stolzes Bild der Ausdehnung der deutschen Verkehrsinteressen über den Ozean, deutschen Fleißes und deutscher Kulturarbeit und des unaufhaltsamen, siegreichen Vordringens Deutschlands im Wettkampfe der Völker um die Erringung eines immer größer werdenden Anteils am Weltmarkt.

Arthur Dix



An den dreissigsten Geburtstag

Von

C. von Seybold

Was hast du, verpönter Dreissiger,
Was hast du denn nur verbrochen?
Verleumdet wird keiner fleissiger
Und übler als du besprochen.

Vor allem ist es das zarte Geschlecht,
Das rückt dir schrecklich zu Leibe;
Der hässlichsten Jungfer kommst du nicht recht,
Nicht dem schönheitstrahlenden Weibe.

Sie wenden sich schaudernd von dir ab
Mit unverhohlenem Grauen,
Als ob sie blickten ins offene Grab,
Wenn sie ins Auge dir schauen.

Mir aber sollst du willkommen sein,
Du verschrie'ner und viel gehasster;
Mir dünkst du für manche Lebenspein
Gerade das richtige Pflaster.

Dann muss ich an die Schürze nicht mehr
Mich hängen von Basen und Tanten,
Vor denen die Männerwelt nur ein Heer
Von Freiern und Reflektanten.

Muss nicht mehr, wenn man von Zola spricht,
Erröten bis über die Ohren
Und krampfhaft zählen die Maschen nicht,
Als hätt' ich eine verloren.

Muss nicht im trauten Freundinnenkreis
Verlegen spielen die Taube,
Indes sie tuscheln und flüstern leis,
Die glücklich unter der Haube.

Muss konsequent nicht vorübersehn
An dem Bild mit der goldnen Medaille,
Weil Damen darauf spazieren gehn,
Die gänzlich vergessen die Taille.

Zum Thee nimmer laden mich Backfische ein,
Die plappern wie Mühlenrädchen;
Ich darf ein vernünftiger Mensch dann sein
Und nicht nur ein „junges Mädchen“.

Ein Vollmensch, der seine Nummer stellt,
Bestrebt, sich im Kampf zu bewähren,
Der redet, wie und mit wem's ihm gefällt,
Selbst wenn es — Jünglinge wären.

Drum, lieber Dreissigster, nur herbei,
Denn wie auch die Leute schnattern,
Vor dir verstummt das böse Geschrei:
„Die will sich Einen ergattern.“

Doch säumst du ein paar Jährchen noch,
So hab' ich just nichts dagegen;
Und das mit dem freudigen Willkommshoch,
Das — muss ich mir noch überlegen.

Eine Mondscheinnacht im Neapel Kaliforniens

Auf Los Angeles, die Hauptstadt des südlichen Kaliforniens, richtet sich gegenwärtig das allgemeine Augenmerk, denn hier ist die erste Station für drahtlose Telegraphie errichtet worden, und Mitte Mai sollten die Versuche zwischen der genannten Stadt und dem Seebade Avalon auf der Insel Catalina im Stillen Ozean beginnen. Kalifornien ist das Italien Amerikas, „Los Angeles“ sein Neapel. Es ist der Ort, wo Tausende von Leidenden Heilung ihrer Leiden suchen, wo Unzählige, deren Leben im Osten und Norden der Vereinigten Staaten Mühe und Arbeit gewesen, ausruhen im Palmenschatten. Mögen mir die Leser folgen auf einem Gange durch die Stadt, zu dem wir die Abendstunden wählen.

Noch immer zeigt das Thermometer in der „Engelsstadt“ 24 Grad R., während eben die Glocken des großen Hospitals die achte Stunde einläuten. Vom Ozean kommen sanfte Zephyrlüfte herübergeweht; von ihrem Hauche bewegt, schaukeln die Aeste der graziösen Pfefferbäume leise auf und nieder; zuweilen zaubert der Schatten nach den hängenden Aesten und den farnkrautähnlichen Blättern das feinste Spitzengewebe auf die mondbeschienene Fläche der breiten Straßen. Ein fast berauschender Blumenduft erfüllt die Atmosphäre. Des Mondes Strahlen küssen die üppigen Rosen, die großen, weitgeöffneten Veilchen, die feurig glühenden Nelken und all die andern blühenden Schwestern in ihrer tausendfarbigen Pracht. Der zauberhafte Blumenflor ist emporgeklommen an den Mauern der menschlichen Wohnstätten, so daß sie Dornröschens Schloß vergleichbar sind mit ihren dichten Rosenhecken, die hinauf bis über das Dach sich ranken. Was würde Crespi, der kühne Amerikaforscher, sagen, wenn er jetzt diese Stätte wiedersähe, auf der er einst, da er diesen Garten Eden betrat (2. August 1769), ausrief: „Nuestra Señora la Regna de Los Angeles“ und dem Orte den Namen „Los Angeles“ verlieh, da der Name der Engelskönigin an jenem Tage im Kirchenkalender stand. Damals entstand eine kleine Ansiedlung von Mönchen, von denen man schrieb, daß sie sich eines herrlichen Gartens und einer trefflichen Küche erfreuten. Heute ist Los Angeles eine Stadt von 130000 Einwohnern im buntesten Völkergemisch, eine Stadt, deren Bauten die verschiedensten Stile aufweisen.

Welch köstliche Nacht ist's! Tausendfach funkeln die Diamanten, mit denen das dunkelblaue Nachtgewand des Himmels besetzt ist. Zweimal größer, zweimal heller als daheim in deutschen Landen leuchten diese göttlichen Juwelen im kalifornischen Italien! Und jetzt wird's lichter und lichter am Firmament; da kommt er heraufgezogen in seiner majestätischen Purpurpracht, der Mond, der alles mit zauberischem Glanz erfüllt. Mit der elektrischen Bahn fahren wir die sich stundenlang erstreckende Templestreet hinunter. Wir steigen am Plaza aus, dem ältesten Stadtteil, der einst von Spaniern angelegt wurde. Ein Palmengarten befindet sich auf diesem Platze, dessen Bäume von ganz enormer Höhe sind. Bald stehen wir vor dem ersterbauten Gebäude der Stadt, einer Kirche. Wir treten ein. Eine dumpfe, weihrauchduftende Atmosphäre erfüllt den Raum. Halbdunkel ringsum, nur die ewige Lampe über dem Hochaltar flackert zuweilen auf. Wir nähern uns dem Altar. Eine gen Himmel schwebende Maria, in Oel gemalt, bildet den Hauptschmuck der Rückwand. Davor steht ein goldenes Kruzifix mit silberspitzendurchwirkter Decke. Der Kustos erscheint mit einer Laterne in der Hand: „Ich werde Ihnen leuchten, die berühmten Kalvarienstationenbilder zu betrachten, die einst von drüben aus der Alten Welt hergeholt worden sind.“ Er führt uns die Kirchenwände entlang. Dicht nebeneinander hängen hier alle Kreuzesstationen, die Figuren in Lebensgröße, nach alter italienischer Schule meisterhaft ausgeführt. Leider vermögen wir den Namen des Malers nicht zu entdecken, und auf unsre Frage antwortet der Kustos: „Das ist schon lange her, daß die gemalt worden sind; so alt bin ich nun doch nicht, das wissen zu können.“ Alsdann öffnet er eine schmale Thür, die in den Hof führt, der ehemals Klostergarten gewesen. Und welch ein Klostergarten! Die lebhafteste Phantasie vermag sich ein poetischeres Fleckchen Erde nicht vorzustellen. Welch köstlicher Blumenflor der seltensten tropischen Gewächse aller Art! Zu Strauch- und Baumhöhe gedeihen hier die bei uns nur mühsam in Töpfen und Kübeln aufgezogenen Pflanzen. Uns von dem

Alter Klostergarten in Los Angeles

freundlichen Führer verabschiedend, schreiten wir über den alten spanischen Plaza, wo die Kinder des nahen Chinesenviertels ihr Spiel treiben, hinweg in die Straße des Frühlings (Springstreet). Welch andres, interessantes Bild bietet sich hier unserm Auge! Wirklich, die Straße verdient ihren Namen! Frühling ringsum, wohin auch das Auge schaut. Die Pracht der in den Läden ausgestellten Blumen ist kaum zu beschreiben. Man muß es dem Kalifornier lassen, er entwickelt den feinsten Geschmack bei seinen Blumendekorationen. Da sind nie verschiedene Blumenarten in einem Strauße vereint, aber die Körbe, die originell und phantasiegeformten Blumenbehälter sind so geschmackvoll, so wunderbar schön arrangiert, daß man nicht leicht sonstwo in der Welt eine solche berückende Zauberpracht der duftenden Kinder Floras findet. Dazu kommt, daß die kalifornische Natur all ihre Pflanzen und Blumen in ganz außergewöhnlich großer Form gedeihen läßt. Die ganze Frühlingsstraße ist heute eine große Illumination, denn am Sonnabend abend feiert die fashionable Welt ihr „dolce far niente“ von sechs Uhr an. Da nämlich des Sonntags jede Lustbarkeit verpönt ist, feiert man Sonnabends nach Herzenslust. Hier auf der Frühlingsstraße giebt man sich Rendezvous, hier führen die jungen Herren die Damen ihrer Bekanntschaft in die Konditorläden



Thirdstreet



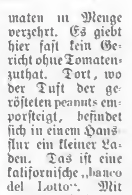
Fourthstreet

und setzen ihnen den berühmten Soda-Eiscream (Sodawasser mit Fruchteis) in vielen Auflagen vor, denn die Kalifornierin kann Süßigkeiten in unglaublicher Menge zu sich nehmen. Vor den Hausständen laden Neger die Vorübergehenden ein, auf den hohen Stühlen Platz zu nehmen, um sich für 10 Cents (40 Pfennige) die Schuhe wichsen zu lassen. Musikbanden ziehen mit schmetterndem Paukenschlag und lauter Instrumentalmusik in der Mitte der Straße daher. Reklamemänner zu Pferde und zu Fuße sind in die seltsamsten Kostüme gekleidet; mit lauter Stimme preisen sie die Waren, zu verkaufende Häuser, Landbesitzungen, alle Arten Vergnügungen an. Kurz, es ist ein Leben und Treiben wie auf einem Jahrmarkte. An uns vorüber ziehen die Großen des kalifornischen Reiches, die Dollarköniginnen und -prinzeßchen; das ist ein Funkeln von Diamanten an den Ohren und auf den zarten, wohlgepflegten Händchen, denn es ist jetzt Mode, keine Handschuhe zu tragen. Aber es sind wohl auch kaum anderswo in der Welt so viele Frauenschönheiten in so großer Anzahl bei einander wie in Kalifornien. Die Ursache davon mag wohl sein, daß durch die Vertreter so vieler Nationen, die sich hier ehelich verbinden, immer neue Blutmischung stattfindet. Diese hohen, schlanken, graziösen Gestalten, dieser üppige Haarwuchs, dieser wunderbar



Indianerknaben von Los Angeles

durchsichtige Teint, und welche Augen!... Dort auf der andern Seite der Straße, auf einem Holzboot, das an einer halb niedergebrannten Hausmauer schräg angestellt ist, schaukeln sich eine Anzahl halbwüchsiger, braunhäutiger Knaben. In Fetzen gekleidet, liegen sie platt auf dem Bauch und verspeisen ihre saftigen Melonen, während ihre Fortbewegungsglieder in der Luft baumeln. Plötzlich springt einer der Knaben auf die Straße herab. Ein Mann hält ihm einen Stoß Zeitungen hin, den er hastig ergreift. „The Liberta! Liberty!" schreit er und ist mit einem Satze auf dem eben vorüberfahrenden Straßenwagen, in dem er den Passagieren die Abendzeitung für 5 Cents (20 Pfennig) offeriert. Später begegnen wir ihm wieder auf seinem Heimwege, er zählt mit befriedigter Miene seine Einnahme. Er steht vor einem jener kleinen Wagen, worauf ein Italiener unausgesetzt eine Art kleine kalifornische Nüsse röstet. Diese „peanuts" sind für den Kalifornier das, was die gerösteten Maronen für den Italiener in Neapel sind, ebenso wie er anstatt der pumaroles (Paradiesäpfel) Tomaten in Menge verzehrt. Es giebt hier fast kein Gericht ohne Tomatenzuthat. Dort, wo der Duft der gerösteten peanuts emporsteigt, befindet sich in einem Hausflur ein kleiner Laden. Das ist eine kalifornische „banco del Lotto". Mit welch gierigen Blicken die Umstehenden auf die Spielscheibe schauen! Ob wohl der große Zeiger auf der Nummer zwölf bleiben wird? Entsetzliche Enttäuschung! Halbwegs zwischen der Elf und Zwölf macht er Halt. Der amerikanische Arbeiter hat seinen letzten Cent verspielt und die goldene Uhr doch nicht gewonnen! Mit einem leidenschaftlich hervorgestoßenen „Damned!" geht er von dannen.



Chinesenknaben auf der Plaza

„Wollen wir noch in den großen Volksladen gehen?" fragt mich mein Begleiter. Es ist Sonnabend abends immer Freikonzert dort, und wer für einen Dollar Waren kauft, bekommt eine Porzellanschale mit Eiscream gratis. Wir treten ein in den Riesenladen, der sich durch ein vielleicht 20—30 Meter langes Steingebäude erstreckt und vier Etagen hat, zu denen man durch Elevators, die in großer Anzahl vorhanden sind, emporbefördert wird. Der Laden ist gestopft voll von Menschen und hat im Innern eine kaum zu beschreibende Ausstellung von aller Art Waren, die



Das Los Angeles-Hotel



man zum Komfort des Lebens nötig hat. Die Verkäuferinnen sind in prächtige Toiletten gekleidet und gleichen Damen der reichen Gesellschaft. Von den Galerien ertönt Tanzmusik. Tänzelnd wiegt sich das schöne Geschlecht der Käuferinnen auf den Füßen. In dem sogenannten „ladyroom", der reich mit Schaukelstühlen und Schreibtischen, Waschutensilien u. s. w. versehenen Halle, haben sich Freunde und Freundinnen zusammengefunden. Sie plaudern, lesen, schreiben Briefe und verspeisen ihr Gratiseis.

Es ist halb zwölf Uhr geworden, und wir begeben uns auf den Heimweg. Ein letztes großes Schauspiel bietet sich unserm Auge dar. Mächtig hohe Feuerflammen steigen vom Gipfel des Mount Lowe, eines der Berge der San Bernardino-Riesengruppe, empor. Mount Lowe ist anzusehen wie der feuerspeiende Vesuv, und mit seiner lächelnden Miene blickt Freund Mond genau so gelassen auf ihn hernieder wie weiland, da er Herculanum und Pompeji im Lavaregen verschwinden sah. Versunken in diesen großartigen Anblick, fühlen wir plötzlich den Boden unter unsern Füßen erzittern. War das nicht eine Erderschütterung? Jawohl, aber lange nicht so schlimm wie in der Weihnachtsnacht vorigen Jahres, wo wirklich mein Bett wie durch Geisterhand emporgehoben wurde und die Wände so wackelten, daß sämtliche Bilder herunterfielen, wo die meisten Leute aus den Häusern liefen und im Freien übernachteten. Obgleich der



Kaktusgruppe in Los Angeles



Echo-Park in Los Angeles: im Hintergrunde die San Bernardino-Berggruppe



Festlicher Umzug in Springstreet

Boden hier stark vulkanisch ist und Gott Vulkan fast in regelmäßigen kurzen Zeitabschnitten im Feuerherde seines unterirdischen Schlosses ein wenig herumzuschüren scheint, so rühren doch die Feuerflammen des Mount Lowe nicht hiervon her, sondern von großen Waldbränden, die tage-, oft wochenlang dauern und deren Ursache man noch nicht zu ergründen vermochte.

Malwina Lampadius

Der Maikäfer

Wenn unter dem alles belebenden Einfluß der Frühjahrssonne sich Flur und Wald mit frischem Grün geschmückt, dann leidet es auch den Maikäfer nicht mehr im schützenden Erdreich, und fröhlich summend sehen wir ihn bald im Dämmerlicht des warmen Frühlingsabends dahinschwirren.

Bekanntlich unterscheidet man zwei Maikäferarten, die schwarzhalsige größere Spezies, Melolontha vulgaris, und die rothalsige kleinere Art, Melolontha hippocastani. Unbedingt maßgebend sind aber diese Farbenunterschiede nicht, denn unter den Schwärmen der ersten Art giebt es immer eine Anzahl von Exemplaren mit mehr oder minder rotbraun gefärbtem Halsschilde, während andrerseits mit schwarzem Halsschilde versehene Varietäten der zweiten Art nicht gerade selten sind. Der eigentliche Unterschied besteht, abgesehen von einigen minder auffälligen Merkmalen, in der Form der Hinterleibsspitze, die sich bei M. hippocastani ohne Uebergang plötzlich verjüngt, bei M. vulgaris dagegen allmählich verschmälert. Früher nahm man vielfach an, daß die erstere Art mehr eine Gebirgsform, die letztere hauptsächlich eine solche der Ebene wäre. Nach den Beobachtungen Sajos entscheidet nun aber nicht die höhere oder tiefere Lage, sondern die Beschaffenheit des Bodens über das Vorherrschen der einen oder andern Art. „Namentlich ist M. hippocastani die Flugsandform, während M. vulgaris den gebundenen Boden liebt, ja diesen zum guten Gedeihen vielleicht sogar nötig hat. Und daß die Gebirgslage dabei nicht in Frage kommt, bewies mir die Thatsache, daß in den Karpathen des Unger-Komitates die rothalsige Art beinahe gar nicht vorkommt, wohingegen sie in den zentralungarischen Flugsandebenen stellenweise zur Alleinherrscherin wird. In der Umgebung meiner Sommerwohnung, wo Flugsand mit Lehm und Humus gemischt vorkommen, erscheinen auch beide Maikäferarten gemischt.“ Nach Forstrat Feddersen,



Kreuzung von Spring- und Templestreet

der in 76 königlichen Oberförstereien der Regierungsbezirke Königsberg, Gumbinnen, Danzig, Marienwerder, Potsdam, Frankfurt a. O. und Bromberg eingehende Untersuchungen über den Maikäfer angestellt hat, fällt das Verbreitungsgebiet beider Käferarten im großen und ganzen mit den Wald- oder Feldrändern zusammen. M. hippocastani fliegt am stärksten in Kiefernwaldungen, die auf leicht austrocknendem Sandboden stehen; er allein ist es, der die furchtbaren Maikäferschäden verursacht hat, die namentlich in den Kiefernkulturen der geringeren Böden zu Tage getreten sind. Nach dem Waldrande hin läßt sein Vorkommen nach; wenige hundert Schritte davon finden sich auf den Alleebäumen und in den Gärten der Feldmarken kaum noch einige Käfer dieser Art vor. Hier hat man es fast ausschließlich mit M. vulgaris zu thun, so daß dieser Käfer kurzweg als „Feld-," der andre als „Waldmaikäfer" bezeichnet werden kann.

Die normale Flugzeit der Maikäfer ist, wie schon der Name andeutet, der Mai, welche Zeit aber durch jeweilig herrschende Witterung etwas vor- oder rückwärts geschoben, auch etwas abgekürzt oder verlängert werden kann. Ein besonders mildes Frühjahr lockt die Käfer schon im April aus der Erde, im umgekehrten Fall warten sie den Juni ab, und in ihren sogenannten Flugjahren kann man sie bisweilen vom Mai bis Juli antreffen. Bei beiden Arten pflegt der Hauptflug drei bis vier Wochen, der ganze Flug vier bis sechs Wochen anzuhalten. An kalten Tagen verschwinden die Käfer, meistens kommen sie aber bei warmer Witterung wieder zum Vorschein, obgleich auch, z. B. in Ostpreußen, bemerkt worden ist, daß hohe Kältegrade sie töten. Das massenhafte Auskriechen aus der Erde und das sich daran anschließende Schwärmen erfolgt eine halbe Stunde vor bis eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang.

Fast überall zeichnen sich einzelne Jahre durch massenhaftes Auftreten der Maikäfer aus; man spricht dann von „Maikäferjahren" oder „Flugjahren". Diese wiederholen sich in regelmäßigen Fristen. Alle Schriftsteller, die vom Maikäfer sprechen, so z. B. Altum, Taschenberg u. a., gehen dabei von der Anschauung aus, daß die vierjährige Flugzeit in Deutschland die Regel bilde, daneben aber mehr oder minder häufige Vorflüge und Nachflüge von ungleicher Stärke vorkommen. Die Vorflüge sollen aus der beschleunigten, die Nachflüge aus der verlangsamten Entwicklung der Larven hervorgehen. In Franken zeichnete man die Jahre 1805, 1809, später 1857, 1861, 1865, 1869, 1873, im Münsterlande 1858, 1862, 1866, 1870, 1874 u. s. w., um Berlin die Jahre 1828, 1832, 1836, 1860, 1864 u. s. w. als Maikäferjahre auf. In der Schweiz sowohl als auch in Frankreich und am Rhein wiederholen sich die Hauptflüge alle drei Jahre und unterscheidet man dort ein Baseler Flugjahr (1830, 1833, 1836 ... 1896, 1899, 1902), das in Frankreich bis an den Jura und Rhein beobachtet ist, ein Berner Flugjahr, diesseits des Jura in der westlichen und nördlichen Schweiz (1831, 1834 ... 1894, 1897, 1900) und ein Urner Flugjahr (1832, 1835 ... 1895, 1898, 1901) südlich und ostwärts vom Vierwaldstättersee.

Der Grund für die verschieden lange Zeit, die der Maikäfer bis zu seiner völligen Entwicklung braucht, wurde lediglich auf örtliche Verhältnisse zurückgeführt, indem man annahm, daß die Verschiedenheit der Bodentemperatur und der mittleren Jahreswärme die Entwicklungszeit der Larven um einige Monate verlängern oder verkürzen kann, eine Anschauung, die als vollkommen erwiesen galt, nachdem man in dem rauhen Masuren eine fünfjährige Flugzeit beobachtet hatte. Dieser Lehre tritt nun auf Grund seiner schon erwähnten Untersuchungen der Forstrat Feddersen mit der Behauptung entgegen, daß M. vulgaris stets eine vierjährige, M. hippocastani dagegen eine fünfjährige Entwicklungszeit hat. Die Zeiträume, die beide Maikäferarten zu ihrer Entwicklung gebrauchen, sind danach thatsächlich ungleich lang, dabei aber fest begrenzt; durch klimatische Einflüsse wird die Entwicklung im wesentlichen nicht geändert. Zur Allgemeingültigkeit dieses Satzes gehört noch, so sagt Feddersen, die Feststellung, daß der im südwestlichen Deutschland, in Frankreich und in der Schweiz vorkommende Maikäfer mit dreijähriger Entwicklungszeit als eine besondere Art auszuscheiden ist.

Ob Feddersens Anschauung die richtige ist, bedarf wohl noch weiterer Untersuchungen und Beobachtungen; jedenfalls ist eine Klarstellung dieser Frage von weitgehender Bedeutung für die sichere Vorausbestimmung der „Flugjahre" und der erfolgreichen Bekämpfung des Schädlings. Denn gerade in den sogenannten Maikäferjahren muß das Einfangen und Vertilgen der Käfer stattfinden, einesteils um die Bäume vor Kahlfraß zu schützen, andrerseits um den nachfolgenden noch größeren unterirdischen Schaden, den die aus den Eiern der Maikäfer hervorgehenden Engerlinge anrichten würden, zu verhüten. Diese Bekämpfungsarbeiten können aber nur dann erfolgreich durchgeführt werden, wenn sie behördlicherseits gehörig vorbereitet werden; ein gutes Resultat ist von der bestimmten Kenntnis, d. h. von der Vorhersage des künftigen massenhaften Fluges abhängig. Da nun das Auftreten der Flugjahre nicht bloß davon abhängt, ob der Maikäfer sich binnen drei, vier oder fünf Jahren entwickelt, sondern, wie oben durch die Angabe mehrerer Reihen von Flugjahren gezeigt ist, diese bei selbst nur drei- oder nur vierjähriger Entwicklungsperiode in einander naheliegenden Gebieten recht verschieden sein können, so wird es noch sorgfältigster Studien bedürfen, um für die verschiedenen Gegenden zu einer sicheren Vorhersage zu kommen. Besonders schwierig wird dies natürlich da sein, wo die Gebiete mit verschiedener Entwicklungszeit aneinandergrenzen oder ineinandergreifen, resp. da, wo nach Feddersens Anschauung die verschiedenen Maikäferarten nebeneinander vorkommen. Sajo empfiehlt, diese Verhältnisse kartographisch anschaulich zu machen. „Nur auf Grund solcher ‚Maikäferlandkarten' wird es möglich sein, daß ebensowohl die Behörden wie die Land- und Forstwirte ihre Maßregeln in jedem gegebenen Falle richtig und ohne Fehler treffen können. Solche Karten würden einen Nutzen bringen, der sich binnen wenigen Jahren auf Millionen beziffern würde, nur müssen noch viele Daten gesammelt werden, um die Verhältnisse endlich ins reine bringen zu können."

Von Wichtigkeit für die Bekämpfung des Maikäfers ist natürlich auch eine genaue Kenntnis seiner Lebensweise. Da sich nun alle bisherigen Schilderungen ausschließlich auf den gewöhnlichen Maikäfer, M. vulgaris, beziehen und von der Voraussetzung ausgehen, daß beide Maikäferarten in ihrer

Entwicklung und Lebensweise wie in ihrem Vorkommen und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung völlig übereinstimmen, so dürften vielleicht die Beobachtungen Feddersens über M. hippocastani auch für weitere Kreise nicht ohne Bedeutung sein.

Zur Eierablage fliegt das Weibchen des „Waldmaikäfers“ stets in den Wald und sucht hier mit Vorliebe die trockenen Böden und warmen Lagen der jüngsten Kultur- und Schlagflächen auf, während das Weibchen des „Feldmaikäfers“ dies Geschäft in der Regel auf dem Felde erledigt. Am Ende des Fluges, wenn die Zeit drängt, treffen die Weibchen beider Arten meist keine Auswahl mehr. Von fieberhafter Unruhe befallen, stürzen sie massenhaft zur Erde und bohren sich dort ein, wo der Zufall sie gerade hingebracht hat. In ganz trockenem Sandboden wurden die Eier des Waldmaikäfers in einer Tiefe von 25 bis 35 Centimetern gefunden; in frischem Boden lagen sie nur 6 bis 10 Centimeter tief. Ratzeburg giebt für den Feldmaikäfer 10 bis 20 Centimeter Tiefe an. Je tiefer die Eier abgelegt werden, desto weniger scheint die Brut gefährdet zu sein, desto schwieriger ist es, die Eier durch den Pflug zu erreichen und zu zerstören. Anscheinend beträgt die Zeit, die der Waldmaikäfer zur Ablage der Eier gebraucht, zwei bis vier Tage. Nach Beendigung dieses Geschäfts kommt er meist neben der Eingangsöffnung wieder aus der Erde heraus, denn sehr selten ist ein totes Weibchen neben oder in der Nähe der Eier gefunden worden. Diese liegen in Häufchen von 18 bis 27 Stück zusammen. Es wurde in 16 Fällen festgestellt, daß nur der dritte Teil davon sich zu Larven entwickelte. Bemerkt werden mag hier, daß nach neueren Untersuchungen Raspeils, die sich auf den Maikäfer mit dreijähriger Entwicklungszeit beziehen, also denjenigen, den Feddersen unter der Bezeichnung „Bergmaikäufer“ als dritte Art angesehen wissen möchte, das Weibchen dreimal, in Zwischenräumen von 8 bis 16 Tagen, Eier legt. Zusammen lieferte jedes Weibchen etwa 80 Eier, meist in abnehmender Zahl, bei den aufeinanderfolgenden Gelegen ungefähr nach der Formel 40+28+11 = 79 Eier.

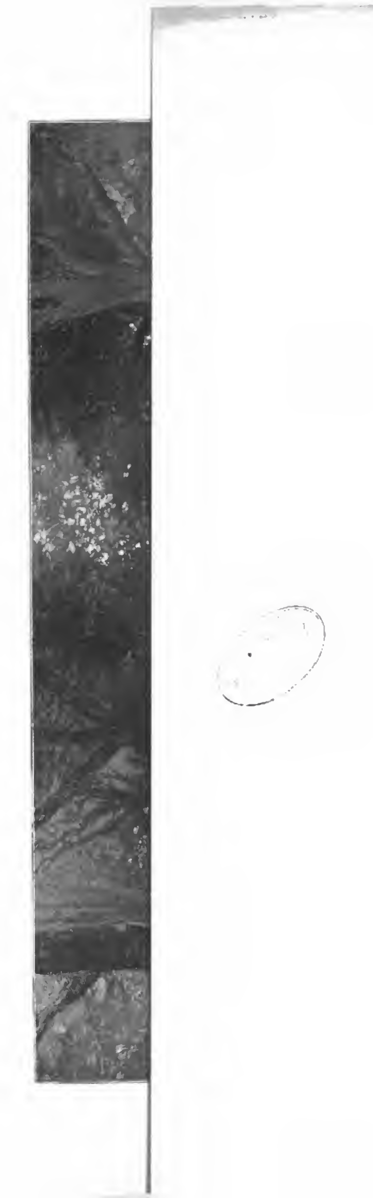
Bis etwa Mitte Juli des ersten Sommers bleiben die Larven des Waldmaikäfers zusammen. Alsdann verteilen sie sich, gehen an die Erdoberfläche und befressen namentlich die feinen Wurzeln der jüngsten Kiefernsaaten. Im vierten Sommer erreicht der Fraß die größte Stärke. Die Engerlinge kommen schon um die Mitte April zum Vorschein und fressen bis Mitte Oktober. Wenn sie im Juni, Juli die drei- und sechsjährigen Kiefernkulturen, in denen sie sich vorzugsweise entwickeln, kahl gefressen und jeden Pflanzenwuchs, oft selbst das Heidekraut zerstört haben, ziehen sie massenhaft in benachbarte ältere Kulturen, wo sie fünfzehn- bis zwanzigjährige Kiefernwüchse vernichten, die Wurzeln der Stangenhölzer befressen und sogar Althölzer töten. Die Engerlinge fressen alsdann dicht unter der Bodendecke, wo sie massenhaft zu finden sind; aber auch an den Wurzeln alter Kiefern können sie in mehr als 1 Meter Tiefe in großen Mengen gefunden werden. In dieser Zeit scheinen sie sich zu großen Zügen zu vereinigen, die an den äußeren Rändern der meist kreisförmigen Fraßflächen die größten Larvenmengen enthalten. Nicht selten sind an solchen Orten 40 bis 80 Stück Larven auf einem Quadratmeter gefunden worden.

Die Tiefe, in der das Winterlager aufgesucht wird, richtet sich nach dem Alter der Larven. Die jüngeren Engerlinge liegen flacher, die älteren tiefer. Im fünften Sommer fressen die Larven von April bis etwa Mitte Juni, aber lange nicht so stark wie im vierten Sommer. Zu Anfang August kommen die ersten Puppen, zu Anfang Oktober die ersten Käfer zum Vorschein. Letztere bleiben bis zum nächsten Frühjahr in der Erde und schwärmen alsdann, sobald die Bodenwärme genügend groß geworden ist. Nach vollen fünf Jahren hat der Waldmaikäfer demnach den Kreislauf seiner Entwicklung beendet. Von dieser Zeit entfallen etwa 21 Monate auf das thätige, d. h. wuchsstörende Larvenleben und 39 Monate auf Zustände der Ruhe.

Das beste Bekämpfungsmittel des Waldmaikäfers scheint nach den Erfahrungen Feddersens im Einsammeln der Käfer und Larven zu bestehen. Dazu wird noch eine Reihe von Vorbeugungsmitteln empfohlen, unter denen sich als besonders vorteilhaft erwies, durch Kulturmaßregeln die Entstehung günstiger Brutplätze — trockener Boden und warme Lagen der jüngsten Kultur- und Schlagflächen — zu verhindern, so daß die Käfer zur Eierablage ungünstige Plätze wählen müssen. Bei der Zerstörung der an solchen Orten entwickelten Brut spielt der Maikäferpilz (Botrytis tenella) eine wichtige Rolle, die um so größer wird, je mehr es durch den Hieb gelungen ist, den schwachen und trockenen Kiefernböden die Feuchtigkeit zu erhalten und zu vermehren. Wahrscheinlich findet sich dieser Pilz allerorten, wo Engerlinge leben und daneben günstige Lebensbedingungen für ihn vorhanden sind, nämlich eine, wenn auch sehr mäßige, so doch größere Bodenfeuchtigkeit als diejenigen Orte bieten, die der Massenvermehrung des Waldmaikäfers besonders günstig sind. In solchem Boden ist wahrscheinlich der Pilz die Hauptursache der Larvenverminderung.

Wie für den Waldmaikäfer, so ist es auch für den Feldmaikäfer zweifellos, daß durch menschliches Eingreifen eine Verminderung möglich ist. Da dieser Käfer infolge des Vorkommens seiner Engerlinge im mittleren und leichteren Ackerboden in erster Linie den Landwirt schädigt, so wird es seine Sache sein, durch Einsammeln eine Vernichtung des Schädlings herbeizuführen. Jeden Gutsbesitzer aber in gleicher Weise dazu anzuhalten, dürfte schwierig sein, und so schlägt denn Feddersen vor, daß dies der Staat in die Hand nehmen und auch die damit verbundenen Kosten tragen solle, ein Vorschlag, der vorläufig wohl noch wenig Aussicht auf Erfolg haben dürfte. Dem freien Willen des einzelnen sollte es überlassen bleiben, von den übrigen bekannten Gegenmitteln entsprechenden Gebrauch zu machen. Dringend zu empfehlen ist dem Landwirt, sich genau zu merken, welche Schläge zur Flugzeit nicht benarbt waren, also wahrscheinlich vom Maikäfer belegt sind. Besser ist es noch, wenn er zur Zeit der Eierablage die gefährdeten Schläge abends begeht, um festzustellen, in welcher Menge die Weibchen dort einfallen und in welcher Tiefe die Eier abgelegt werden. Oft können sie durch den Pflug nach oben gebracht und so vernichtet werden.

Interessant ist, daß Sajo ein Vertilgen der Maikäfer nur in den Jahren des massenhaften Fluges empfiehlt. In den Zwischenjahren soll es unterlassen werden, weil die in diesen spärlich erscheinenden Käfer nicht eigentlich als Schädlinge, sondern vielmehr als nützlich zu betrachten sind.





Dieser paradox klingende Satz, so schreibt der vorgenannte Forscher im „Prometheus“, wird mit der zuerst von Forstmeister Kienitz 1892 ausgesprochenen Meinung begründet, nach der das regelmäßige Eintreten der „Maikäferjahre“ aus dem Kannibalismus der Maikäferengerlinge gegeneinander abzuleiten ist. Und in der That können wir uns diese merkwürdige pünktliche periodische Erscheinung auf keine andre Weise erklären. Denn wenn die Sache nicht so stünde, so wäre es schwer verständlich, warum sich die in den Zwischenjahren in geringerer Menge auftretenden Maikäfer nicht normal vermehren könnten, wie es andre Arten dieser Familie thun. Es ist vollkommen sicher, daß die größeren Larven der Maikäfer, wenn sie im Boden kleineren begegnen, diese angreifen und auffressen. Die Engerlinge, die aus dem Hauptschwarme entstehen, machen also die Vermehrung der in den folgenden Zwischenjahren erscheinenden Käfer unmöglich. Da nun vorderhand bloß die Brut der Hauptschwärme gefährlich ist, so sollten alle Tiere geschont werden, die ihr ans Leben gehen, somit also auch die in den Zwischenjahren in harmloser Minderzahl auftretenden Maikäfer, deren Larven den jüngeren Larven der nachfolgenden Hauptmasse jedenfalls nachstellen. Natürlich ist das nur bis zu dem Zeitpunkte gültig, wo die Hauptschwärme infolge menschlichen Eingreifens auf ein gewünschtes Minimum reduziert sein werden. Später wären auch die Käfer der Zwischenjahre nicht mehr zu schonen, denn es könnte sich sonst ereignen, daß sich die Generation eines solchen zu einem Hauptschwarm vermehren würde.

Jedenfalls ist man sich darüber völlig einig, daß als bestes Bekämpfungsmittel der Maikäfer das Einsammeln nicht dringend genug empfohlen werden kann. Im übrigen dürften unsre Darlegungen wohl zur Genüge gezeigt haben, daß auch im Leben dieses für so bekannt gehaltenen Käfers noch manche Punkte der Aufklärung bedürfen. Hoffentlich wird es in nicht allzu ferner Zeit gelingen, vor allem über die durch Feddersen angeregten Fragen ins reine und so zu einer möglichst genauen Vorhersage der Maikäferflugjahre zu kommen, infolge deren dann rechtzeitig ein energischer Vernichtungskrieg gegen die Schädlinge ins Werk gesetzt werden kann, zum Segen unsrer Land- und Forstwirtschaft. Dr. C. M.



Litteratur

Ihren wohlfeilen einbändigen Klassikerausgaben hat die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart jetzt auch Theodor Körners sämtliche Werke angereiht. Verhältnismäßig billige Körner-Ausgaben kannte man zwar schon bisher, aber teils waren sie nicht vollständig, teils ließ die Ausstattung zu wünschen übrig. Hier nun wird in vornehmem Gewande zu erstaunlich niedrigem Preise (gebunden 2 Mark) der ganze Körner geboten, ja noch mehr, denn der Band enthält auch den ganzen Nachlaß und die Gedichte deutscher und fremder Poeten auf Theodor Körner wie eine Reihe Uebersetzungen seiner Gedichte. Ein Vorwort von Otto Franz Gensichen schildert in schwungvollen Worten das Leben und Wirken des „deutschen Tyrtäus“, und die Stirnseite schmückt das Bildnis des Dichters nach der Zeichnung seiner Schwester Emma, die neben ihm unter der Eiche von Wöbbelin ruht. In der Gefolgschaft unsrer beiden großen, seinem väterlichen Hause befreundeten Dichter, Schiller und Goethe, wird Theodor Körner immer einen Ehrenplatz einnehmen, und im Herzen der deutschen Jugend werden seine feurigen Gesänge stets einen begeisternden Nachhall finden. So darf auch diese neue, sorgfältig zusammengestellte Ausgabe seiner sämtlichen Werke überall, wo Deutsche wohnen, der freudigsten Aufnahme sicher sein.

— Mit dem kürzlich erschienenen vierten Bande ist das monumentale Werk „Geschichte der rheinischen Städtekultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms“, die Professor Heinrich Boos in Basel im Auftrage des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim verfaßt hat, zum Abschluß gelangt (Berlin, J. A. Stargardt). Wir überblicken die Frucht zwanzigjähriger Arbeit, einer unverdrossenen Quellenforschung, die ein Material zu Tage gefördert, das bisher noch keinem Geschichtschreiber zur Verfügung gestanden hat. Dieser Erfolg ist freilich zum großen Teil durch die Freigebigkeit und die unermüdliche Förderung des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim erreicht worden, dem es auch verdankt wird, daß dieses vier stattliche Quartanten umfassende, vortrefflich gedruckte und glänzend ausgestattete Werk für den beispiellos billigen Preis von 40 Mark käuflich ist. Trotz des gewaltigen Aufwandes von Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn ist dem Verfasser auch die schwere Aufgabe geglückt, ein leicht lesbares Werk zu schaffen, und er darf sich mit Recht seiner That und der Begeisterung rühmen, die ihn während seiner langen Arbeit erfüllt hat. Diese Begeisterung klingt mit besonderer Wärme in dem Schlußworte an seine Leser durch, in dem er die Gesamtergebnisse seiner Forschungen zusammenfaßt. Sie gipfeln in der Erkenntnis, daß Deutschland sein Bestes seinem lange geknechteten und unterdrückten Bürgertum verdankt, dem erst Fürst Bismarck die ihm gebührende Stellung verschafft hat, und in der aus dem Gange der geschichtlichen Entwicklung gewonnenen Mahnung, „daß ein Staat, ein Gemeinwesen nur dann gedeihen kann, wenn ihm ein lebendiger Gemeinsinn innewohnt, der sich in Zeiten der Not über die Parteien erhebt und deren Gegensätze aufhebt, wenn der Bürger stets von wahrem Patriotismus beseelt ist und von wahrer Freiheitsliebe“. Die Zeichnungen von Josef Sattler, die den Text nicht illustrieren, sondern das Buch nur schmücken wollen, gereichen dem Werk zu großer Zierde. Was man auch gegen den Archaismus Sattlers im allgemeinen mit Recht einwenden mag — in diesem Geschichtswerk ist er am Platze. Sattler hat übrigens so viel Beweglichkeit gezeigt, daß sich seine Zeichnungen auch dem Geist des 17., 18. und 19. Jahrhunderts geschickt anschmiegen.

— Im 42. Bande der Biographiensammlung „Geisteshelden“ (Berlin, Ernst Hofmann & Comp.) behandelt Professor Dr. Heinrich Schneegans den großen französischen Dichter Molière. Die Ergebnisse der französischen und deutschen Forschung zusammenfassend, richtet der Autor sein Augenmerk zugleich auf die Originalität des Dichters, auf das eigenartige Kompositionsverfahren des Darstellers in künstlerischer und technischer Hinsicht, sowie auf Molières kulturelle Bedeutung als Vorkämpfer wichtiger Menschheitsinteressen. Besonders das, was Goethe so sehr an Molière schätzte, das überlegene künstlerische Verfahren wie auch das liebenswürdige Naturell, „der reine Mensch, an dem nichts verbogen und verbildet ist“, gelangt hier zur vollen Geltung. Sowohl den genialen Possendichter wie den Schöpfer des satirischen Sitten- und Charakterlustspiels weiß der Verfasser gleich sehr zu würdigen. Mit Recht betont er, keiner vor Molière habe gewagt, auf der komischen Bühne zeitgemäße Fragen in großem Stile zu behandeln, bestehende Einrichtungen anzugreifen, Sitten und Zustände litterarischer, religiöser und allgemein kultureller Art zu verspotten. „Vor ihm war die Gattung der Komödie in der That untergeordnet,“ heißt es treffend, „er erhob sie zu einer poetischen Gattung, die den nachhaltigsten Einfluß auf das Leben seines Volkes ausüben konnte.“ Molière war vor allen Dingen „Künstler, der sich von seinen jeweiligen Empfindungen, von den Eindrücken, die er von außen empfing, und von den Leidenschaften, die sein Inneres erfüllten, bestimmen ließ, bald eine lustige, harmlose, nur die Unterhaltung wollende Posse zu dichten, bald ein ernstes, die Gebrechen und Fehler der Zeit rügendes satirisches Lustspiel zu ersinnen.“

— Bausteine zu einer Selbstbiographie kann man die Sammlung von Lebenserinnerungen nennen, die unser verehrter langjähriger Mitarbeiter Richard Voß unter dem Titel „Allerlei Erlebtes“ (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.) zu einem schmucken Bändchen vereinigt hat. Sie erstrecken sich

über einen Zeitraum von dreißig Jahren, von der Zeit, wo Richard Voß als Träger des Roten Kreuzes mit in den Krieg nach Frankreich zog und dort nach der Schlacht bei Sedan so erschütternde Eindrücke empfing, daß seine dichterische Begabung dadurch erweckt wurde, bis zu dem Tode des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der dem Dichter schon frühzeitig seine besondere Gunst zugewandt hatte. Wie in den Erinnerungen an die Schrecken des Schlachtfeldes von Sedan das Persönliche hinter dem Allgemeinen zurücktritt, so ist auch in den Schilderungen des Verkehrs mit dem Großherzog und seiner hochsinnigen Gemahlin das Bild des edeln Fürstenpaares in den Vordergrund gerückt worden. Die schlichte Erzählung der Ereignisse, die die Ernennung des Dichters zum Bibliothekar der Wartburg zur Folge hatten, ist zu einem Gedenkblatt geworden, das weiteren Kreisen des deutschen Volkes erst zum Bewußtsein bringt, was Großherzog Karl Alexander und Großherzogin Sophie für das geistige Leben ihrer Zeit gewirkt haben. Diese Schilderung ihres einfachen, die Herzen gewinnenden Wesens rückt uns diese vornehmen Gestalten näher, als es die feierlichen Gedächtnisreden nach ihrem Tode vermocht haben. Das Büchlein ist mit einem Jugendbildnis des Verfassers geschmückt, das ihn mit der Binde des Roten Kreuzes um den Arm darstellt.

— Ein vortreffliches Charakterbild des Großherzogs Friedrich von Baden, der kürzlich unter herzlicher Teilnahme des gesamten deutschen Volkes das Jubiläum seiner fünfzigjährigen Regierung beging, hat Professor Dr. Ottokar Lorenz entworfen (Berlin, Gebrüder Paetel). Der bekannte Historiker würdigt das Wirken des edlen Fürsten in seiner ganzen Vielseitigkeit und legt ein Hauptgewicht auf die hohen Verdienste, die der Großherzog sich um die Neuerrichtung des Deutschen Reiches erworben hat. In gleichem Maße ist lichtvoll die reich gesegnete Thätigkeit des Herrschers für die Entwicklung seines Landes dargestellt.

— Die „Badische Landtagsgeschichte", herausgegeben von Professor Leonhard Müller, hat mit dem jüngst vollendeten vierten Bande ihren Abschluß erreicht (Berlin, Rosenbaum & Hart). Der Band hat die politische Entwicklung von 1833—1840 zum Gegenstande, und im Mittelpunkte der Darstellung steht die markige Persönlichkeit Karl von Rottecks. Die folgende Periode von 1840—1849 wird der Verfasser unter dem Titel „Die politische Sturm- und Drangperiode Badens" schildern. Auch in dieser Fortsetzung steht ohne Frage ein hochinteressantes Werk zu erwarten.

— „Bilder aus Grillparzer" betitelt Friedrich Schiller eine Schrift, der zwei Vorträge zu Grunde liegen, die er unlängst im Wiener Buchhandlungsgehilfenverein „Buchfink" gehalten hat (Wien, J. Eisenstein & Comp.). Gestützt auf zuverlässige Quellen, giebt der Verfasser sehr anziehende Mosaikbilder aus dem Leben und Schaffen des Dichters und schildert besonders eingehend die Anfänge seiner litterarischen Thätigkeit. Auch das Verhältnis Grillparzers zu den Frauen, seine Stellungnahme zu sozialen und künstlerischen Fragen werden lichtvoll dargelegt. Ein ergötzliches Kapitel ist dasjenige, das sich mit der Zensur jener Tage beschäftigt, die auch Oesterreichs größten Dichter nicht unbehelligt ließ. Die vom Autor angeführten Fälle möchte man nicht für möglich halten, wenn sie nicht verbürgt wären. Interessant ist auch der Hinweis auf die Kritik, die den Werken Grillparzers keineswegs immer jene unumwundene Anerkennung spendete, die ihnen heute gezollt wird. So enthält die Schrift manchen bemerkenswerten Beitrag zur Kenntnis des Dichters und seiner Werke, insbesondere der Würdigung, die er bei seinen Zeitgenossen fand. Der Ertrag des Büchleins fließt den Wohlthätigkeitskassen des obengenannten Vereins zu.

— Von der vierzehnten, vollständig neu bearbeiteten Auflage der Jubiläumsausgabe von „Brockhaus' Konversationslexikon" liegen nun schon sechs Bände vor, von Verleger und Drucker durch eine großartige Leistung in weniger als Jahresfrist geliefert (Leipzig, F. A. Brockhaus). Auch dieser sechste Band ist mit Beilagen reich ausgestattet. Außer 54 Tafeln, worunter sechs Chromotafeln, einem Lichtdruck und 245 Textabbildungen enthält er 15 Karten und Pläne. Wie einzelne Stichproben beweisen, ist gewissenhaft jeder Fortschritt und alles Neue auf allen Gebieten registriert, in der Naturwissenschaft und Technik sowohl als im Bereiche der Politik und der sozialen Wissenschaften oder des Rechtslebens. Ueber die modernen Bestrebungen, der Wohnungsnot in den Großstädten zu steuern, orientiert eine populäre Darstellung im Artikel Erbbaurecht, über Feuerversicherung eine noch nirgends veröffentlichte Statistik aus 1900, über die Einnahmen, Ausgaben und Schulden der wichtigsten Staaten der Erde der Artikel Finanzen mit vergleichenden Zahlen aus vier Jahrzehnten. Auch dem wirtschaftlichen Leben ist besondere Aufmerksamkeit geschenkt in Artikeln wie Feuerlöschwesen, Fleischhandel, Fortbildungsschulen u. s. w. Der Band schließt mit dem Artikel Frankreich, der in gedrängten Zügen die Geschichte bis in die neueste Zeit enthält.

— In dritter, neubearbeiteter Auflage erscheint in der E. Hoffmannschen Buchhandlung zu Stuttgart (A. Bleil) das groß angelegte Werk „Die Schmetterlinge Europas" von Dr. A. Spuler. Jeder Sammler und Liebhaber wird diese Neuauflage mit Freude begrüßen. Der als hervorragender Systematiker bekannte Herausgeber hat sich in der Namengebung und Umgrenzung der Arten dem neuen Staudingerschen Katalog angeschlossen, und die auf 95 Tafeln verteilten, mit allen Vorteilen der lithographischen Technik hergestellten 2700 Abbildungen führen die europäischen Schmetterlinge in einer Vollständigkeit und in künstlerisch so vollendeter Art vor Augen, wie es bisher kaum anderswo geschehen ist. Ein besonderer Vorzug des Werkes besteht ferner darin, daß die ergänzten und verbesserten Tafeln des vergriffenen Raupenwerkes ebenso wie der Text in das Schmetterlingswerk Aufnahme gefunden haben. In 38 Lieferungen wird es vollständig sein.

— Seinen illustrierten Ausgaben von Werken hervorragender deutscher Erzähler hat der Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart zwei neue Bände angeschlossen. Paul Heyse, der seit längerer Zeit einen Teil des Jahres an dem herrlichen Gestade des Gardasees zu hausen pflegt, hat dieses zum Hauptschauplatz seiner anmutigen Novelle „San Vigilio" erwählt. Hier vollzieht sich unter dem Zureden der Verwandten und guten Freunde das Verlöbnis zweier junger Leutchen, die nicht recht zu einander passen, aber der „Vernunft" gehorchen zu müssen glauben; hier erfolgt, nachdem die Heldin erkannt, daß nur ein Mißverständnis sie dem wirklich Geliebten entfremdet hat, die Entlobung, und hier findet endlich auch ihre Verlobung mit dem Bräutigam ihres Herzens statt. Das Geschichtchen scheint sich eine Weile lang tragisch zuspitzen zu sollen, aber glücklicherweise ist der entthronte Freier ein guter Kerl, der die Sache auf die leichte Achsel nimmt, und so ertönen dann am Schluß in der deutschen Heimat fröhlich die Hochzeitsglocken. Fritz Reiß begleitet die neckische Erzählung mit flotten Bildern, von denen einige die Pracht des Südens im Schmucke der Farbe zeigen. — Tragisch läßt sich, schon allein nach dem Titel, die Novelle „Die Todbringerin" von Hanns von Zobeltitz an, aber da es um die Hauptfiguren, zwei Prachtmenschen lauteren Gemütes und edlen Charakters, doch schade wäre, so weiß der Autor nach mancherlei Beängstigung des Lesers doch einen frohen Ausgang herbeizuführen. Nach mehreren traurigen Erfahrungen ist die Heldin zu dem Irrglauben gelangt, daß sie denen, denen sich ihr Herz zuneigt, Verderben bringt, und deshalb verschließt sie sich einer heiß aufquellenden Liebe. So müßten zwei, die füreinander bestimmt scheinen, auseinandergehen und fürs Leben unglücklich werden, aber das Schicksal hat es doch anders bestimmt, und von ihrem Wahn geheilt, wird die Heldin eine glückliche Frau. Die Bilder von F. von Reznicek stehen mit der Erzählung in harmonischem Einklang.

— Ein Höhenkurort in der Schweiz ist der Schauplatz von Paul Oskar Höckers Roman „Letzter Flirt" (Leipzig, Paul List). Die junge Frau, die dort Erholung sucht, könnte wohl genesen, wenn sie sich schonte, nur der Ruhe lebte, aber ihre Nervosität, ihre schon bis über die Grenzen des Erlaubten gehende Gefallsucht lassen sie das Gegenteil thun. Der Seeoffizier, der sie leidenschaftlich liebt und ihr in die Kuranstalt folgt, ist ihr willkommen zum Flirt, aber mehr hat er nicht zu erwarten, denn dem Gedanken, um seinetwillen den Ehebund zu lösen und das üppige Leben mit einem solchen in Armut zu vertauschen, weicht sie aus. Aber ganz missen möchte sie den Anbeter doch nicht, immer wieder weiß sie ihn, der sich den Banden entreißen will, zu fesseln, bis endlich die Ankunft des Gatten das gefährliche Spiel beendet. Für die Frau bringt es den tragischen Ausgang, denn bei einer letzten Zusammenkunft mit dem getäuschten Bewerber holt sie sich den Keim des Todes. Er trauert ihr gramvoll nach, bis er erfährt, daß er eigentlich für sie gar nichts bedeutet hat, nur eine kleine Sensation war, ein Flirt mehr zu vielen andern. Die niederschmetternde Kunde wird ihm vermittelt durch die Schwester der Verblichenen, eine wahre Heldin, die, tapfer die eigne Leidenschaft unterdrückend, den Freund ermahnt und gewarnt hat, ihn nun der Trauer um eine Unwürdige entreißt und ihn so dem Leben wiedergiebt. Die drei Hauptfiguren sind sicher gezeichnet, und zu der fesselnden Handlung, der lebendigen Schilderung des internationalen Publikums im Kurhotel bildet die alpine Landschaft einen wirkungsvollen Hintergrund. — Sieben Humoresken hat derselbe Autor unter dem Titel „Von mir, von Durchlaucht und andern" vereinigt (Berlin, A. Hofmann & Comp.). Es ist leichte Ware, doch ausreichend für behagliche Unterhaltung in Stunden der Abspannung.

— Isolde Kurz steht unter den deutschen Erzählern und Erzählerinnen der Gegenwart als feinsinnige und tiefgründige Seelenforscherin an erster Stelle. Sie stellt sich die schwierigsten Probleme, und wenn sie sie auch nicht immer so zu lösen weiß, daß auch der kleinste Rest aufgeht, versteht sie den Leser doch so zu fesseln, daß er mit atemloser Spannung selbst einer Erzählung folgt, deren ganze Handlung nur auf seelischen Vor-

gängen aufgebaut ist. Diese fesselnden Eigentümlichkeiten zeichnen auch ihren neuesten Novellenband „Genesung. Sein Todfeind und Gedankenschuld“ aus (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Am eigenartigsten und am tiefsten begründet ist die Erzählung „Sein Todfeind“, die Geschichte eines Mannes, der wegen eines unglücklichen Vornamens, mit dem ihn sein starrköpfiger Vater belastet hat, um sein ganzes Lebensglück betrogen wird und zuletzt durch eigne Hand einem qualvollen Leben entflieht. Noch erschütternder wirkt die „Gedankenschuld“, eine Schilderung tragischer Verwicklungen, die auch den an der Gedankenschuld Unschuldigen ins Verderben ziehen. Aus dem Leben geschöpft, werden diese Erzählungen durch die Darstellungskunst der Verfasserin über die Alltäglichkeit der gewöhnlichen Unterhaltungslitteratur zu Dichtungen erhoben, die im Gemüte nachdenklicher Leser ihre Spuren hinterlassen werden.

— Aus seinen Jugenderinnerungen schöpft Josef Lauff, der vielgenannte und nicht immer günstig beurteilte Dichter, den Stoff zu seinem Roman „Kärrekiek“ (Berlin und Köln, Albert Ahn). Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen des Buches hat der Autor diese niederrheinische Geschichte in dramatischer Form („Heerohme“) auch auf die Bühne gebracht, und wieder waren die Meinungen darüber sehr geteilt. Wir nun haben es nur mit dem gedruckten Werke zu thun und erkennen unumwunden an, daß es als echte Dichtung zu bewerten ist, die man anheimelnd und liebenswürdig nennen könnte, wenn der Ausgang nicht gar so düster wäre. Wenn irgendwo der Ausdruck „Heimatkunst“ berechtigt erscheint, so ist es hier der Fall. Mit Anmut und frischem Humor schildert der Autor das Kleinstadtidyll, und wenn es auch sehr breit ausgesponnen ist, so liegt doch gerade in dieser Kleinmalerei ein hoher Reiz. Die Handlung kommt dabei freilich zu kurz, und das Grundmotiv ist nichts weniger als neu. Zu Dutzenden ließen sich die Romane, Novellen und Epen aufzählen, in denen der Held ein dem Priesterstande geweihter Jüngling ist, der, von der Liebe erfaßt, die Ketten bricht und damit über sich und die Geliebte Unheil bringt. Aber der Verfasser hat die bekannte Idee doch in eine eigne Form gekleidet, und mit dem Gegensatz der harmlosen, den Ernst des Lebens kaum ahnenden Jugendschwärmerei zu der sich schwermütig entwickelnden Tragik erzielt er eine starke Wirkung. Also ein echtes, hochzustellendes Dichtwerk. Zur Erklärung des Titels sei noch hinzugefügt, daß er in Klangmalerei den Ruf der Schilfdrossel nachahmt, der dem nach langen Jahren in die Heimat zurückkehrenden Erzähler all die Bilder früher Jugend, die traulichen wie die ergreifenden, in der Erinnerung wachruft.

Kunst

Mit der kürzlich erfolgten Ausgabe der zweiten, das Mittelalter umfassenden Abteilung hat die Kunstgeschichte in Bildern ihren Abschluß erreicht, ein monumentales Bilderwerk, das in der deutschen und ausländischen Kunstlitteratur nicht seinesgleichen hat (Leipzig, E. A. Seemann). In fünf Abteilungen, deren jede 100 Tafeln enthält, liegt uns ein Material von etwa 2000 vortrefflichen Nachbildungen aller Werke der Architektur, Plastik und Malerei vor, die im Entwicklungsgang der Kunst aller Zeiten und Völker geschichtliche oder ästhetische Bedeutung erlangt haben, so daß wir thatsächlich eine lückenlose Kunstgeschichte in Bildern vor Augen haben. Auf das ästhetische Moment ist mit Recht ein größeres Gewicht gelegt worden, als es gewöhnlich bei solchen Bilderwerken der Fall ist. Die Hauptwerke der Kunst sind auf ganzen Seiten der stattlichen Foliobände so schön und klar wiedergegeben, daß auch die ästhetische Anschauung eines Kunstwerkes zu voller Geltung kommt. Für den wissenschaftlichen Wert der Auswahl und der Zusammenstellung des Materials bürgen die Namen der Herausgeber. Professor Dr. Franz Winter in Innsbruck hat den ersten, das Altertum behandelnden Band herausgegeben, die übrigen vier Bände sind von Professor Dr. G. Dehio in Straßburg bearbeitet worden, der in allen Abteilungen, ganz besonders in der mittelalterlichen, die Ergebnisse der neuesten Forschungen sorgfältig berücksichtigt hat. — Als Textbuch zu dieser Kunstgeschichte in Bildern sind die aus dem gleichen Verlage hervorgegangenen Grundzüge der Kunstgeschichte von Anton Springer zu empfehlen. Das berühmte Werk, das sich wegen seiner meisterlichen Darstellung das Prädikat „klassisch“ verdient hat, erscheint jetzt in sechster Auflage, die einer mehr oder weniger umfassenden Neubearbeitung unterzogen werden mußte, wenn das Werk auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung erhalten bleiben sollte. Für den in der neuen Auflage zuletzt erschienenen zweiten Band (das Mittelalter) hat Professor Dr. J. Neuwirth in Prag, einer der gründlichsten Kenner dieses Gebiets der Kunstgeschichte, die neue Bearbeitung besorgt, die besonders durchgreifend sein mußte, weil gerade die Kunstgeschichte des Mittelalters durch die Forschungen der letzten Jahre ebensosehr bereichert wie in ihrer früheren Darstellung berücksichtigt worden ist. Der Erweiterung des textlichen Inhalts entspricht die Ausdehnung des illustrativen Teils, der bis auf 529 Textabbildungen und 6 mustergültig ausgeführte Farbentafeln gebracht worden ist.

— Dem aus unversieglichem Born schöpfenden Meister des deutschen Humors in der Kunst, Eduard Grützner, ist der neueste Band der Künstler-Monographien (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) mit 105 Abbildungen gewidmet, und damit hat der Verlag jedem Freunde echt deutschen Humors eine Freude bereitet. Alle die wohlbekannten und viel belachten und immer wieder gern gesehenen Schilderungen aus dem gemütlichen Stillleben der Mönche in den bayrischen und tirolischen Klöstern, die lustigen Geschichten aus dem Leben von Förstern und Jägern, von Schauspielern und allerlei fahrendem Volk findet man hier in einem handlichen Bändchen vereinigt, und man erfährt daneben auch durch Grützners Biographen, Fritz von Ostini, und durch zahlreiche Wiedergaben von Naturstudien, wie ernst es Grützner mit seinem Beruf genommen, wie fleißig er nach der Natur gearbeitet hat und wie es ihm keineswegs so leicht geworden ist, wie man nach seiner reichen Produktion meinen sollte, seine Bilder aus dem Handgelenk zu schütteln. Von dem schlesischen Bauernsohn bis zum gefeierten Meister der Malerkunst ist ein weiter, schwieriger Weg gewesen!

— Das zweite Heft des laufenden Jahrganges der „Graphischen Künste“ (Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien) ist zum großen Teile Emil Orlik gewidmet. Der vom Direktor J. Leisching verfaßte Text giebt eine eingehende Biographie und Charakteristik des vielseitigen Künstlers mit besonderer Berücksichtigung seiner japanischen Studienreise und der durch diese hervorgerufenen Wandlung seines Kunstschaffens. Emil Orlik tritt überdies auch selbst als Schriftsteller auf und fügt eigne interessante Anmerkungen über den Farbenholzschnitt in Japan hinzu. Zahlreiche Bilder im Text und auf Tafeln sind beigegeben, nicht bloß vorzüglich gelungene Reproduktionen, sondern auch originale graphische Arbeiten in farbigem Holzschnitt und in Radierung. Noch zwei Oesterreicher kommen in dem glänzend ausgestatteten Hefte zu Worte: der Prager Heinrich Jakesch und Rudolf Jettmar, der eine kraft- und phantasievolle Originalradierung gebracht hat. Das Ausland ist durch den Belgier R. Frédéric und den Norddeutschen Anton Albers vertreten. Aus dem reichen Inhalte der Mitteilungen, des Beiblattes der „Graphischen Künste“, sei besonders der Aufsatz C. Gieblows hervorgehoben, in dem dieser Gelehrte die litterarische Quelle des berühmten Dürerschen Stiches „Das große Glück oder die Nemesis“ überzeugend nachweist.

Alpines

Das neueste Heft der „Alpinen Majestäten“ (München, Vereinigte Kunstanstalten) ist zum beträchtlichen Teile dem Innthal und dem Karwendelgebirge gewidmet. Weiter gelangen wir ins Ortlergebiet. Der Ortler selbst wird uns in mehreren Bildern näher gebracht. Der Gipfelanstieg vom Tschirfeck oberhalb der Payerhütte zeigt ihn uns in Eis und Schnee. Eine noch gewaltigere Meinung von diesem Riesen und seiner Umgebung nötigen uns die Ansichten vom „weißen Knott“ und der Franzenshöhe an der Stilfserjochstraße auf. Vom Stilfserjoch sehen wir den nahegelegenen Piz Umbrail und Piz Lad und in weiter Ferne die Engadiner Berge, ja sogar das Fluchthorn der Silvrettagruppe. Das Suldenhotel gegen den Suldenferner und die Gampenhöfe mit Suldenhotel zeigen andre Bilder. Ferner finden wir in diesem Hefte vorzügliche Partien aus den Dolomiten. Der Monte Nuvolau bei Andraz mit Sachsendankhütte und Bad Ratzes mit seinem mächtigen Wahrzeichen, dem Schlern, die Langkofelhütte (im vorigen Jahre durch eine Lawine zerstört) gegen das Plattkofelkar, Val Culea mit Sas dal Lec und Pizza Culea, sowie Lago Ajad bei Cortina d'Ampezzo charakterisieren in trefflichen Bildern die Eigentümlichkeit dieses Alpengebietes.



König Eduard VII. von England und Königin Alexandra im Krönungsornat

Nach dem Gemälde von Alfred Hayward



Zeitgeschichte

Wenn diese Zeilen vor das Auge des Lesers kommen, ist in der Westminsterabtei zu London die **Krönung des Königs Eduard VII. von England** und seiner Gemahlin erfolgt. Indem wir das hohe Paar in dem Ornat wiedergeben, in dem es bei der pomphaften Feier erschien, sagen wir einige Worte über das Zeremoniell, das sich bei solcher Gelegenheit von alters her entfaltet und das in seinen Hauptzügen auch bei der Krönung beobachtet worden ist. Der Höhepunkt der Feier ist natürlich erreicht, sobald die Krone thatsächlich auf dem Haupte des Monarchen ruht, aber vorher sind viele Zeremonien durchzumachen. Der Herrscher betritt die Abtei durch die westliche Thür und nimmt seinen Platz auf dem Sessel unter dem Throne ein. Die Form der Anerkennung erfolgt in der Art, daß der celebrierende Erzbischof den Herrscher den Anwesenden vorstellt und sie fragt, ob sie gewillt seien, ihm zu huldigen, worauf die Menge laut ruft: „God save the King!“ und Trompeten erschallen. Der König geht nun zu seinem Sitz auf der Südseite des Altars und kniet auf dem Krönungsschemel nieder. Die Litanei nach altem Kirchengebrauch und die Predigt folgen, sobald der Eid auf die große Bibel geleistet ist, die im Krönungszuge einhergetragen wurde. Hierauf salbt der Erzbischof den Herrscher, der seinen Platz auf St. Edwards Stuhl eingenommen hat, mit dem heiligen Oel, wobei er das Zeichen des Kreuzes auf Haupt und Hände macht. Sobann werden die Sporen vom Altar gebracht und dem Herrscher dargereicht. Der Erzbischof übergiebt ihm das Reichsschwert und, nachdem der Monarch mit dem Krönungsmantel bekleidet ist, den Reichsapfel, der alsdann wieder auf dem Altar niedergelegt wird. Hierauf wird zunächst der Ring an den rechten Zeigefinger des Monarchen gesteckt, und nachdem ein Paar „prächtiger Handschuhe“ dargereicht ist, legt der Erzbischof das Zepter mit dem Kreuz in die rechte Hand des Herrschers, den Heroldsstab mit der Taube in die linke. Nun kommt die wirkliche Krönung. Der Erzbischof, vor dem Altar stehend, erhebt die Krone mit beiden Händen, und nachdem er sie wieder auf den Altar niedergelegt hat, spricht er ein kurzes Gebet. Nun trägt der Dechant von Westminster die Krone vom Altar herbei, der Erzbischof nimmt sie ihm ab und setzt sie ehrfurchtsvoll auf des Königs Haupt. In diesem Augenblick ertönt der Jubelruf der Anwesenden: „God save the King!“ wozu die Kanonen des Tower Salut schießen. Hierauf folgen die Ueberreichung der Heiligen Bibel, der Segen und das Tedeum. Nachdem nun der Herrscher seinen Sitz auf dem Thron eingenommen hat, beginnt die Zeremonie der Huldigung. Zuerst kommen die Erzbischöfe und Bischöfe, nach ihnen die Peers, die Herzöge, dann die Marquis, die Earls, die Viscounts und die Baronets, jede Ranggruppe für sich. Sobald diese Zeremonie vorüber ist, werden die Trommeln gerührt, die Trompeten geblasen, und abermals ertönt der Ruf: „God save the King!“ Dies bildet den Abschluß des eigentlichen Krönungsaktes, dem das allgemeine Kirchengebet sich anschließt, während dessen der Herrscher ein Opfer darbringt, bestehend in einer Altarbekleidung und einem Barren Goldes.



Phot. W. Höffert Nachf., Düsseldorf

Prinz Georg von Preussen †

— In den **Fürstentümern Reuß** haben sich durch das Hinscheiden des Fürsten Heinrich XXII. Reuß älterer Linie ganz eigenartige Regentschaftsverhältnisse ergeben. Die Regierung von Reuß älterer Linie ist nominell auf den bisherigen Erbprinzen, jetzigen Fürsten Heinrich XXIV., übergegangen, da er aber unheilbar geisteskrank ist und der verstorbene Fürst andre männliche Nachkommen nicht hinterlassen hat, so mußte die Regentschaft dem nächsten Agnaten, dem Fürsten Heinrich XIV. Reuß jüngerer Linie, zufallen. Dieser aber hatte, nachdem er sich morganatisch in zweiter Ehe mit Friederike von Saalburg vermählt, die Regierung niedergelegt, mit seiner Vertretung den Erbprinzen Heinrich XXVII. betrauend. Nachdem nun der Landtag von Reuß-Greiz der Einsetzung einer Regentschaft zugestimmt und Fürst Heinrich XIV. sich zu ihrer Uebernahme bereit erklärt hatte, ist der bisher kaum dagewesene Fall eingetreten, daß ein Fürst, der in seinem eignen Lande der Herrscherrechte entsagt hat, die Regierung eines andern Staates führt. Nach menschlicher Berechnung wird dereinst, nachdem der geisteskranke Fürst Heinrich XXIV. dahingeschieden ist, die Regierung beider Fürstentümer Reuß auf den jetzigen Erbprinzen Heinrich XXVII., den Regenten von Reuß-Gera, übergehen. Der geisteskranke Fürst Heinrich XXIV. zählt erst 24 Jahre, Fürst Heinrich XIV., der für ihn die Regentschaft führt, steht im Alter von 70 Jahren, sein Sohn, Erbprinz Heinrich XXVII., vollendet im November d. J. sein 44. Lebensjahr. Vermählt ist er seit dem 11. November 1884 mit der Prinzessin Elise zu Hohenlohe-Langenburg, Tochter des Statthalters von Elsaß-Lothringen, aus welcher Ehe zwei Söhne und zwei Töchter entsprossen sind.

— Einer furchtbaren Katastrophe, der sich seit einem Jahrhundert in ihren schaurigen Folgen nur die Erdbeben von Caracas (26. März 1812) und Krakatau (26.–27. August 1883) an die Seite stellen lassen, ist die blühende Stadt **St. Pierre** auf der westindischen, zu Frankreich gehörigen Insel **Martinique** zum Opfer gefallen. Durch einen vulkanischen Ausbruch des Mont Pelée wurde am 8. Mai die ganze Stadt nebst ihrer Umgebung zerstört, und auch die im Hafen liegenden Schiffe wurden vernichtet. Der Verlust an Menschenleben wird auf nicht weniger denn 40000 berechnet. St. Pierre war die größte Handelsstadt auf Martinique. 22 Kilometer von Fort-de-France, dem Sitz der Verwaltung, entfernt, erstreckte es sich am Fuße stumpfer Berge zwischen diesen und

dem Hafen in Halbmondform; die Südspitze trat etwas schärfer nach der See zu hervor. Dieser Teil der Stadt hieß Le Monillage und war von dem höheren, Le Fort, durch den Fluß Roxelane getrennt. Hinter Le Fort erhoben sich in sanftem Aufstieg bis zu 70 und 100 Meter die Mulden mit vornehmen Villen; eine Reihe kleiner Hügel führte bis zur Montagne Pelée, deren Gipfel vor dem Ausbruch 1350 Meter hoch war. Auch ein kleiner See befand sich auf dieser Höhe. Die Stadt St. Pierre zählte mit den Vorstädten 36000 Einwohner, war der Sitz eines Bischofs, hatte ein Lyceum, ein Gericht, zahlreiche andre öffentliche Gebäude und eine offene, vor Winden nicht geschützte Reede, in der indes zahlreiche Landungsbrücken angelegt waren. Die Stadt war im Jahre 1635 gegründet worden; die Häuser waren dicht aneinander gedrängt und sehr hoch. Es herrschte ein reges geschäftliches Leben, aber namentlich während der Passatwinde galt das Klima als ungesund. Die Stadt war übrigens der Geburtsort der Kaiserin Josephine, Gemahlin Napoleons I. Der erste Ausbruch des Vulkans erfolgte in der Nacht zum 4. Mai. Am 5. erreichte die Lava die Faktoreien der Firma Guérin, 8,2 Kilometer von St. Pierre, und in der Frühe des Himmelfahrtstages wurde die Stadt selbst von ihrem grausigen Schicksal ereilt.



Fürst Heinrich XXII. Reuss ä. L.



Phot. Reichard & Lindner, Berlin

Fürst Heinrich XIV. Reuss j. L.

— Professor Dr. Ludwig Lang, der neuernannte ungarische Handelsminister, ist aus der Journalistenlaufbahn hervorgegangen. Im Jahre 1849 zu Budapest geboren, studierte er in Paris und Berlin und ließ sich alsdann als Privatdozent in seiner Geburtsstadt nieder. Zugleich entwickelte er eine rege litterarische Thätigkeit. Er schrieb Novellen und kleine Dramen, wurde volkswirtschaftlicher Mitarbeiter ungarischer Blätter und übernahm schließlich den Posten als verantwortlicher Redakteur bei der bekannten Zeitung „Nemzet“. 1878 zum Abgeordneten gewählt, wurde er bald als Kapazität in wirtschaftlichen Fragen geschätzt; 1889—1893 war er Vizepräsident des ungarischen Abgeordnetenhauses. Seine jetzige Berufung zum Handelsminister wird mit den geplanten Reformen auf dem Gebiete der ungarischen Staatsbahnen in Verbindung gebracht.

— Ein Millionenschwindel, der weit über die Grenzen Frankreichs ungeheures Aufsehen erregt, ist von Frau Therese Humbert aus Toulouse mit Beihilfe ihres Gatten Frédéric Humbert, Sohn des früheren Justizministers, und andrer Spießgesellen ausgeführt worden. Unter Vorspiegelung einer Erbschaft von 100 Millionen, die nur nicht so schnell flüssig zu machen seien, gelang es der Betrügerin, im Laufe von beinahe 20 Jahren die Summe von etwa 60 Millionen zu erbeuten und die Behörden in einer Weise zu foppen, die auf das französische Zivilrechtsverfahren ein gar übles Licht wirft. Als endlich die Behörde einschritt, war das betrügerische Ehepaar entwichen, doch einige Personen, die der Beihilfe verdächtig sind, wurden dingfest gemacht.

Denkmäler

Das Denkmal König Ludwigs I. von Bayern, das am 8. Mai in Regensburg feierlich enthüllt wurde, erhebt sich in unmittelbarer Nähe des Domes zu St. Peter, eines der herrlichsten gotischen Bauwerke Deutschlands. Auf edlem Rosse sitzt, mit dem Krönungsornat angethan, in der rechten Hand das Zepter, in der linken die Zügel, die ehrfurchtgebietende Gestalt des Herrschers. Das ausdrucksreiche Haupt mit den geistvollen Zügen schmückt ein Lorbeerkranz. Ferdinand von Miller, Königlicher Akademiedirektor in München, hat mit dieser Schöpfung aufs neue den Beweis hoher Meisterschaft geliefert. Den Erzguß des Monuments besorgte in gleicher Vollendung sein Bruder, Erzgießer Ludwig von Miller in München.

— An demselben Tage, da die Marine-Infanterie das Jubiläum ihres fünfzigjährigen Bestehens feierte, dessen Bedeutung wir vor kurzem in Wort und Bild würdigten, erfolgte in Kiel die Enthüllung des Denkmals, das der Erinnerung an die Teilnahme des 1. Seebataillons an den Kämpfen in China gewidmet ist. Es ist eine von einem Adler gekrönte Steinpyramide, deren Inschrifttafel der Gefallenen gedenkt.



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

Erbprinzessin Elise Reuss j. L.

Phot. Aug. Lutz, Gera

Erbprinz Heinrich XXVII. Reuss j. L.

— Auf dem Ehrengrabe, das die Stadt Wien dem Komponisten Karl Millöcker gewidmet hat, wurde am 29. April das Denkmal des Verewigten feierlich enthüllt. Es ist ein Werk des Wiener Bildhauers J. Tuch. Das in den Obelisken eingelassene Reliefporträt giebt lebenswahr die Züge Millöckers wieder. Auf dem Sockel ruht die Muse der Tonkunst, zu dem von Genien umschwebten Bildnis emporblickend.

Alpines

Den meisten Besuchern des Vierwaldstättersees ist das altertümliche Wirtshaus zur Treib unterhalb Seelisberg bekannt. Es ist ein stattlicher, verwetterter Holzbau, dem man außen wie innen die gewaltige Last der Jahre, die auf ihm ruhen, wohl ansieht. Heute ein vielfrequentierter Erfrischungsort der Touristen, spielte dieses Haus einst in den Anfängen der Eidgenossenschaft eine wichtige Rolle. Die vier Waldstätten haben darin manche wichtige Tagsatzung abgehalten, auch soll in alter Zeit dort eine Freibank gewesen sein, wo Verfolgte jeder Art Schutz genossen. Für die Schiffer, die einst den großen Handelsverkehr zwischen der alten Gotthardstraße und deren nörd-

lichen Fortsetzungen vermittelten, war der gesicherte Hafen der Treib oft ein willkommener Unterschlupf vor dem plötzlich hereinbrechenden Föhnsturm. 1798 hielten die Franzosen das Wirtshaus besetzt und tauschten mit den Oesterreichern, die im gegenüberliegenden Brunnen ihr Lager aufgeschlagen hatten, manchen feurigen Gruß. Merkwürdigerweise erlitt der ehrwürdige Bau dabei keinerlei Beschädigungen. Seither ist das Gebäude bedenklich altersschwach geworden, und sein Bestand wäre nur noch eine Frage von wenigen Jahren gewesen. So entschloß sich die Regierung von Uri als Eigentümerin kurzerhand, das Haus noch diesen Herbst abzutragen und an seine Stelle einen Neubau zu setzen, der eine getreue Kopie der alten „Treib“ sein soll und deren Name auch mit dem neuen Hause fortleben wird.

Heer und Flotte

Am 7. Mai ist der Riesenfünfmaster „Preußen“, das größte Segelschiff der Welt, auf der Werft von Joh. C. Tecklenborg in Bremerhaven vom Stapel gelaufen. Erbaut ist das stolze Schiff für die Reederei Ferd. Laeisz in Hamburg. Das bisherige größte Segelschiff der Welt war der ebenfalls auf der Tecklenborgschen Werft für dieselbe Firma erbaute, 1895 in Fahrt gesetzte Fünfmaster „Potosi“, der bei günstigem Wetter eine Fahrtgeschwindigkeit von 16½ Seemeilen in der Stunde erreicht hat. Der nunmehr fertiggestellte zweite Fünfmaster übertrifft den „Potosi“ noch um etwa 3500 Tonnen Wasserverdrängung; er hat bei einer Wasserverdrängung von etwa 12000 Tonnen eine Tragfähigkeit von rund 8000 Tonnen.



Das Denkmal König Ludwigs I. in Regensburg, enthüllt am 8. Mai. Von F. v. Miller



Die Stadt St. Pierre auf Martinique vor der Katastrophe vom 8. Mai



Der Fluss La Grande Anse, der am Fusse des Vulkans Pelée entsprang, und in dessen Bett die glühende Lava der Stadt St. Pierre zuströmte



Geburtshaus der Kaiserin Josephine in St. Pierre

Dieser Neubau ist als fünfmastiges Vollschiff nach den Vorschriften des Germanischen und des Englischen Lloyd für die höchste Klasse aus deutschem Stahl hergestellt. Er hat eine Länge von 133,5 Metern, eine größte Breite mittschiffs von 16,40 Metern und eine Tiefe vom Kiel bis Deck mittschiffs von 10,26 Metern. Im ganzen besitzt das Schiff, ohne die Reservesegel, 43 Segel mit einer Gesamtfläche von 5580 Quadratmetern. Sämtliche Masten, Rahen und Stengen, sowie das Bugspriet sind ebenfalls aus Stahl hergestellt.

Totenschau

In Berlin verschied am 2. Mai Prinz Georg von Preußen, der Senior des Königshauses Hohenzollern, als Dichter unter dem Namen G. Conrad geschätzt. Er war am 12. Februar 1826 als Sohn des Prinzen Friedrich, der als kommandierender General in Düsseldorf residierte, geboren; seine Mutter war die Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg. Seine Kindheit verlebte Prinz Georg am Rhein; mit zehn Jahren trat er nach der Sitte des preußischen Königshauses in die Armee ein, rückte in der üblichen Art auf, wurde 1861 Chef des 1. pommerschen Ulanenregiments und 1866 General der Kavallerie. Militärisch ist er jedoch nicht hervorgetreten, vielmehr wandte er sein ganzes Interesse den schönen Künsten und Wissenschaften zu, mit deren hervorragenden Vertretern er eine rege Verbindung unterhielt. Er hatte an der Universität Bonn studiert und große Reisen unternommen, deren Eindrücke er zum Teil in seinen Schriften niederlegte. An die Oeffentlichkeit trat er mit dem Drama „Phädra“, das zunächst im Hoftheater in Schwerin zur Aufführung kam und später auch in Berlin günstige Aufnahme fand. Es folgte weiter eine stattliche Reihe von Dramen, deren Stoffe zumeist der Geschichte entlehnt sind. Keines von ihnen gestaltete sich zu einem Zug- und Kassenstück, aber sie ernteten doch alle, soweit sie auf die Bühne gelangten, ehrende Anerkennung. Die meisten dieser Werke kamen in dem inzwischen abgebrannten und nicht wieder aufgebauten Berliner Nationaltheater zur Darstellung, dem der Prinz sich als hochsinniger Gönner erwies. Solange er noch nicht die Beschwerden des Alters empfand,



Aufn. von Hofphot. Held, Weimar

Julius Grosse †



Phot. R. Kreim, Zürich

Das Wirtshaus zur Treib am Vierwaldstättersee



Phot. Strelisky, Budapest

Professor Dr. Ludwig Lang, der neue ungarische Handelsminister

sammelte sich in seinem Palais in der Wilhelmstraße ein auserlesener Kreis von Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern. Wie es heißt, hat der Prinz Memoiren hinterlassen, in denen sich gewiß interessante Beiträge zur Kunst- und Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts befinden.

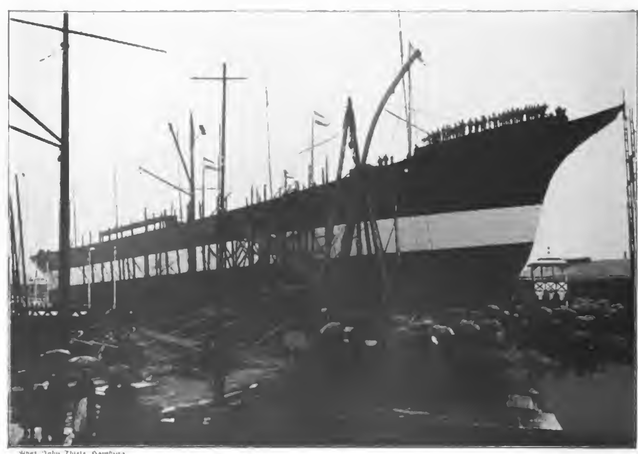
— Zu Torbole am Gardasee verschied am 9. Mai der Dichter Julius Grosse, Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung. Am 25. April 1828 in Erfurt geboren, studierte er einige Jahre in Halle die Rechte, entwickelte aber gleichzeitig eine fruchtbare litterarische Thätigkeit. Kein Gebiet der Dichtkunst hat er seitdem unangebaut gelassen, aber seine dichterische Kraft reichte über Lyrik und Novelle nicht hinaus; seine Romane und Dramen brachten es nicht zu bedeutendem Erfolge. Die endlose Reihe seiner Werke einzeln aufzuzählen, würde zu weit führen. Hervorgehoben zu werden verdienen seine „Gedichte“, zuletzt von Paul Heyse 1882 zusammengestellt, die epischen Dichtungen „Das Mädchen von Capri“ (1860) und „Gundel vom Königsee“ (1864), die „Erzählenden Gedichte“ (1871—73), die Dramen „Die Ynglinger“, „Der letzte Grieche“, „Tiberius“ (1876), ferner das „Volframslied“ (1884), worin er mit Glück den Versuch machte, die neuere politische Entwicklung Deutschlands von 1848 bis 71 episch-lyrisch auszubeuten, und das Mysterium „Fortunat“. Von den Novellen und Romanen ist vor allem „Der getreue Eckart“ zu nennen. Seine Lebenserinnerungen: „Ursachen und Wirkungen“, deren erster Band im Jahre 1896 erschien, und deren zweiten zu vollenden ihn der Tod gehindert hat, gehören zu den fesselndsten Selbstbiographien der neueren Zeit. Nachdem Julius Grosse geraume Zeit ein litterarisches Wanderleben geführt hatte und bei verschiedenen Zeitschriften und Tagesblättern thätig gewesen war, wurde er 1869 zum Generalsekretär der Deutschen Schiller-Stiftung erwählt, welches Amt er seitdem mit Treue und Gewissenhaftigkeit verwaltet hat.



Phot. W. und D. Downey, London

Francis Bret Harte †

— Zu Camberley in der englischen Grafschaft Surrey verschied am 5. Mai Francis Bret Harte, der berühmte amerikanische Roman- und Novellendichter. Am 25. August 1839 zu Albany im Staate New York geboren, ging er 1854 nach Kalifornien, war dort in den Goldminen als Lehrer und



Phot. John Thiele, Hamburg

Stapellauf des Riesenfünfmasters „Preussen“ in Bremerhaven

Expreßbote thätig und trat 1857 in San Francisco bei der Zeitung „Golden Era“ als Setzer ein. Skizzen aus dem kalifornischen Leben, die er in diesem Blatte veröffentlichte, machten ihn rasch bekannt. Er wurde Mitredakteur des Blattes und später Redakteur der litterarischen Wochenschrift „Californian“. Von 1864 bis 1870 war er Sekretär der Zweigmünze der Vereinigten Staaten in San Francisco. 1868 trat er an die Spitze des „Overland Monthly“, in der seine berühmte Novelle „The luck of Roaring Camp“ erschien. Im Jahre 1871 kehrte Bret Harte, nachdem er eine kurze Zeit Litteraturprofessor gewesen war, nach New York zurück, wurde 1877 Konsul in Krefeld, 1880 Konsul in Glasgow; 1885 siedelte er nach London über. Seine zahlreichen Novellen, Romane und Skizzen haben ihm zu großer Popularität in der ganzen Welt verholfen.



Therese Humbert

— Professor Dr. Adolf Kußmaul, der berühmte Mediziner, ist am 28. Mai in Heidelberg gestorben. Am 22. Februar 1822 in Graben bei Karlsruhe geboren, studierte er in Heidelberg, wurde 1848 badischer Militärarzt, wohnte dem Feldzuge in Holstein bei, praktizierte 1850—53 als Arzt in Kandern und setzte dann seine Studien zu Würzburg fort. Er habilitierte sich 1855 in Heidelberg, ging 1859 als Professor der inneren Medizin und Direktor der medizinischen Klinik und Poliklinik nach Erlangen, 1863 nach Freiburg und 1876 nach Straßburg. Seit April 1889 lebte er im Ruhestand zu Heidelberg. Gemeinsam mit seinem Freunde A. Tenner schrieb er „Untersuchungen über Ursprung und Wesen der fallsuchtartigen Zuckungen bei der Verblutung, sowie der Fallsucht überhaupt“, die die Lehre von der Epilepsie bedeutend förderten. Besondere Verdienste erwarb er sich durch die Einführung verschiedener mechanischer Behandlungsmethoden in die innere Medizin. Außer zahlreichen Aufsätzen in Fachzeitschriften veröffentlichte er eine Reihe wertvoller Abhandlungen. Sein letztes, 1898 erschienenes Werk waren die „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“.

— In der Nacht zum 24. Mai verschied der Erzbischof von Köln D. Hubertus Simar, einer der bedeutendsten deutschen Kirchenfürsten. Zu Eupen am 14. Dezember 1835 geboren, wurde er am 2. Mai 1859 zum Priester geweiht, wirkte als Kaplan in Bonn und wurde zum Lizentiaten der Theologie promoviert. 1860 erhielt er eine Repetentenstelle im theologischen Konvikt, 1864 zum außerordentlichen Professor für systematische Theologie ernannt, erlangte er 1867 den theologischen Doktorgrad honoris causa von der Fakultät in Münster i. W. 1880 wurde er zum ordentlichen Professor der Dogmatik und Apologetik ernannt. Nach mehr als 30 Jahren akademischer Thätigkeit erging an Simar 1891 der Ruf, an Stelle des verstorbenen Bischofs Drobe von Paderborn den dortigen Bischofsstuhl einzunehmen, und 1899 kam er als Nachfolger des Kardinals Krementz nach Köln. Inthronisiert am 20. Februar 1900, hat er den erzbischöflichen Stuhl nur 2¼ Jahre eingenommen. Der Verewigte hat sich auch vielfach schriftstellerisch auf dem Gebiete der Theologie bethätigt.



Frédéric Humbert

•

Sanitätsrat Dr. Florian Beely, verdient um die Entwicklung der orthopädischen Chirurgie, 58 J., † 30. April, Berlin. — Direktor Otto Albrecht, Betriebsleiter der mecklenburgischen Eisenbahnen, † 30. April, Schwerin. — Graf Stefan Szapary, vormals Obergespan des Budapester Komitates, 73 J., Budapest. — Prof. Dr. Friedrich Goltz, Physiologe, 68 J., † 4. Mai, Straßburg. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Ferdinand Trautmann, bed. Ohrenarzt, 69 J., † 4. Mai, Berlin. — Pater Carlos Sommervogel, bed. Bibliograph, 68 J., † 4. Mai, Paris. — Admiral William Th. Sampson, während des spanisch-amerikanischen Krieges Befehlshaber des Geschwaders in den kubanischen Gewässern, 62 J., † 6. Mai. — Professor Heinrich Schwach, Direktor der steirischen Landesgalerie, † 6. Mai, Graz. — Erzbischof Corrigan von New York, 63 J., † 6. Mai. — Paul Leicester Ford, bek. amerikanischer Roman- und Novellendichter, 37 J., † 7. Mai, New York (im Streit erschossen von seinem Bruder). — Hofrat Dr. Adolf Beer, Mitglied des österreich. Herrenhauses, vormals Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften, 72 J., † 7. Mai, Wien. — Wirkl. Geh. Rat Dr. Adrian Bingner, Senatspräsident am Reichsgericht, 72 J., † 8. Mai, Leipzig. — Verlags-



Phot. A. Renard, Kiel

Denkmal der gefallenen Chinakrieger auf dem Hofe der Seebataillons-Kaserne in Kiel

buchhändler A. H. Payne, 90 J., † 8. Mai, Leipzig. — Landschaftsmaler Herm. Ludwig Brinkmann, 72 J., † 9. Mai, Düsseldorf. — Erzbischof Otto Zardetti, vormals päpstlicher Nuntius in Bukarest, 55 J., † 10. Mai, Rom. — Generalleutnant Hugo v. Luppin, vormals Gouverneur A. Severo, verunglückt mit seinem Ballon „Pax“, † 12. Mai, Paris. — Oberkonsistorialrat Prof. D. Julius Köstlin, 78 J., † 12. Mai, Halle a. S. — Gen.-Leutn. Ernst von Knappe, vormals Kommandeur der Eisenbahnbrigade, 63 J., † 12. Mai, Würzburg. — Landschaftsmaler Camille Bernier,



Phot. Herm. Heydenhauß, Wien

Das Millöcker-Denkmal in Wien. Ausgeführt von J. Cuch

von Stuttgart, 73 J., † 11. Mai, Stuttgart. — Verlagsbuchhändler Leopold Freund, Herausgeber der Breslauer Morgenzeitung, † 11. Mai, Breslau. — Rudolf Moritz Meyer, technischer Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, 53 J., † 11. Mai, Wiesbaden. — Pastor Henri Tollin, verdient um die Erforschung der Geschichte der französischen Kolonien in Deutschland, 69 J., † 11. Mai, Magdeburg. — Luftschiffer 79 J., † 12. Mai, Paris. — Ernst Hodel, Maler alp. Landschaften, 51 J., † 13. Mai, Luzern. — Prof. Dr. Louis Secretan, Dozent der inneren Medizin, 49 J., † Lausanne. — Oberstleutnant Eduard Wimmer, vormals Vorstand des Bayrischen Armeemuseums, Verfasser historischer Schriften, 62 J., † München. — Prof. Ferdinand Wibel, vormals Direktor des chemischen Staatslaboratoriums in Hamburg, 62 J.,


Phot. Ed. Schultze, Heidelberg
Prof. Dr. Adolf Kussmaul †

† 14. Mai, Freiburg i. B. — Prof. Dr. Rudolf Arendt, Redakteur des „Chemischen Zentralbl.“, 74 J., † 14. Mai, Leipzig. — Captain Machell, bek. Sportsman, 64 J., † Hastings in England. — Elsbeth Meyer-Förster, dramatische und Romandichterin, Gattin des Dichters Wilhelm Meyer-Förster, 32 J., † 17. Mai, Bozen. — Regisseur Ernst Riedt, 62 J., † 17. Mai, Wien. — Graf Franz Fünfkirchen, Mitgl. des österr. Herrenh., 75 J., † 17. Mai, Graz. — Klemens Grün, beliebter Charakterkomiker, † 18. Mai, Frankfurt a. M. — Hofrat Prof. Theodor von Kezmarßky, bedeutender Gynäkolog, 61 J., † 18. Mai, Budapest. — Dr. Adalbert Svoboda, vorm. Redakteur der „Neuen Musikzeitung“, einst Entdecker und Förderer Peter Roseggers, 74 J., † 19. Mai, München. — Gustav von Mauthner, Direktor der österr. Kreditanstalt, 55 J., † 19. Mai, Wien. — Schriftsteller Hermann von Löhner, einst Dramaturg Heinrich Laubes, 61 J., † 19. Mai, Wien. — Geschichts- und Landschaftsmaler Paul Merwart aus Wien, verunglückt bei der Katastrophe auf Martinique. — Eisenbahningenieur Wilhelm von Pressel, Erbauer der ersten Bahnen in der Türkei, 81 J., † 17. Mai, Konstantinopel. — Edwin Lawrence Godkin, vormals Herausgeber der New Yorker „Evening Post“, 71 J., † 20. Mai, London. — Historiker Professor Dr. Wilhelm Ihne, 81 J., † 21. Mai, Heidelberg. — Theresia Graf, unter dem Namen Resi Grafenberg einst geschätztes Mitglied des Burgtheaters, 81 J., † 21. Mai, Wien. — Prinz Albert von Sachsen-Altenburg, 59 J., † 22. Mai, Serrahn in Mecklenburg. — Großindustrieller Kommerzienrat Dr. Karl Diffené, 66 J., † 22. Mai, Mannheim. — Karl Gimbel, bek. Kunstsammler, Autorität auf dem Gebiete der Waffenkunde, † 23. Mai, Baden-Baden. — Lord Julian Pauncefote, englischer Botschafter, 74 J., † 24. Mai, Washington. — Monsignore Francesco Tarnassi, päpst. Internuntius im Haag, 54 J., † 24. Mai, Rom. — Wirklicher Geheimer Rat Dr. Kügler, Präs. des Oberverwaltungsgerichts, 56 J., † 25. Mai, Berlin. — Georg Eberhard Ernst, Inhaber des Berliner Kunstverlages Ernst & Sohn, 50 J., † 25. Mai, Lugano. — Alice Durand, unter dem Namen Henry Gréville als Romandichterin bek., 60 J., † 25. Mai, Boulogne. — Freiherr Anton von Banhans, Präsident der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, vormals Handelsminister, 77 J., † 26. Mai, Wien. — Benjamin Constant, berühmter Orientmaler, 57 J., † 26. Mai, Paris. — Impresario Max Dorval (eigentlich Maximilian Leucht), verunglückt mit dem Automobil, † 26. Mai, Paris.


Phot. W. Höffer, Bonn a. Rh.
Erzbischof D. Hubertus Simar †

Handschriften-Beurteilung

A. A. in A. Die Schrift zeigt sowohl große Einfachheit und Natürlichkeit als auch Ernst, Gediegenheit und gleichmäßiges, zuverlässiges Wesen. Die Schreiberin hat nichts Blendendes, Bestrickendes, sie besitzt weniger gesellige als häusliche Talente; Größe der Auffassung und Weite des Horizonts fehlen. Sie ist aber gewohnt, alles gründlich zu machen, gewissenhaft und pünktlich, in ihrem Haushalt wird alles nett und geordnet sein. Sie hält auf Anstand und weiß mit einfachen Mitteln viel zu erreichen. Nur schwer tritt sie aus sich heraus und kann recht abweisend und reserviert sein. Wo sie sich erwärmt hat, ist sie treu in den Gefühlen, und wo sie sich heimisch fühlt, kann sie manchmal lustig sein. Sie strebt in allem nach Vorsicht und Ueberlegung.

Wilh. B. in Zch., Schweiz. Sie haben ein recht bewegliches Naturell und sind auch fleißig und thätig, solange eine Arbeit nicht zu viel Zeit beansprucht. Energisch, ausdauernd und beharrlich sind Sie nicht. Ihr Empfinden ist lebhaft, aber Ihre Gefühle nicht vertieft. Sie bleiben in allem leicht an der Oberfläche haften. Eine gewisse Gewandtheit — mehr in geschäftlichem als in geselligem Verkehr — ist Ihnen eigen. Im Umgang sind Sie angenehm, höflich-entgegenkommend.

E. M...g in Bonn. Karten sind ungeeignetes Material, und daher muß das Urteil etwas unsicher bleiben. Ihre Schrift hat viele Zeichen von gediegener Bildung, daneben aber frappieren wieder solche, die auf Unfertigkeit oder Einseitigkeit der Entwicklung schließen lassen. Sie haben ein gutes und empfindungsfähiges Herz, aber Sie üben Selbstdisciplin und lassen die Gefühle nicht über den Verstand vorherrschen. Weichere Regungen werden energisch daniedergehalten. Ihr Wille ist bestimmt und konzentrationsfähig. Ihr Verstand klar. Ihr Denken logisch. Sie haben Erwerbssinn, wissen geschickt einzuteilen und Unnötiges zu vermeiden. In manchen Dingen sind Sie sehr verschlossen und zurückhaltend, auch nüchtern und verständig. In der Lebensauffassung huldigen Sie keinen unerreichbaren Utopien, sondern vielmehr einer realistischen, gesunden Anschauung. Sie sind vorsichtig und überlegt in allem, was Sie thun und sagen.

Franz N. in Berlin. Sie haben nicht das Bestreben, sich in irgend einer Art hervorzuthun. Sie sind reell, wahr und zuverlässig und haben den Mut, zu Ihrer Ueberzeugung zu stehen. Im Wesen sind Sie ziemlich gleichmäßig, frei von Launenhaftigkeit. Nicht erfinderisch, nicht sonderlich originell, aber zuverlässig und praktisch.

F. H. R. Sie entbehren der verfeinerten Bildung, aber Sie sind ein intelligenter Mann, der Initiative und Schaffensfreudigkeit hat und energisch vorwärts und empor strebt. Zarte Rücksichtnahme kennen Sie allerdings dabei nicht, und Ihre persönlichen Interessen stehen Ihnen überall im Vordergrund. Sie werden mitunter unangenehm scharf und auch heftig, aber im Grund genommen haben Sie ein wohlwollendes Herz. Sie sind starker Empfindung fähig. Sie geben gern da, wo Sie sich für die Leute interessieren, und brauchen reichlich, ohne gedankenlos zu verschwenden. Eigentlich möchten Sie sparen und thun es auch vorübergehend, aber ohne den richtigen Einteilungssinn. Ihr Name und Ihre soziale Stellung erfüllen Sie mit Stolz und Befriedigung. Sie haben ein gewisses Selbstgefühl, treten sicher und bestimmt, aber nicht breitspurig auf und geben sich im Verkehr einfach und natürlich.

„Spiegel“. Sie sind beweglich und geistig rege, im Verkehr angenehm, anregend und gesprächig. Geschickt und rasch können Sie sich Menschen und neuen Situationen anpassen und wissen Schroffheiten zu vermeiden. Gern fliegen Sie mit Ihren Gedanken der Gegenwart voraus, auch gelegentlich in höhere Regionen, ohne sich aber deshalb am idealen Moment der Dinge genügen zu lassen. Sie sind heiter veranlagt und können lustig sein.

Louise S. in Gr. bei Berlin. Sie entbehren der inneren und äußeren Selbständigkeit und Festigkeit und haben in Ihrem Wesen noch etwas von dem Rohr, das vom Winde hin und her bewegt wird. Aber Sie streben nach Gleichgewicht und entwickeln dabei eine gewisse Willenskraft. Sie sind innerlich unruhig, erregbar, äußeren Einflüssen leicht zugänglich. Mehr anlehnungsbedürftig, als Sie zugeben wollen. In Ihrem Empfinden mehr fein als tief. Streben nach Reserve und Zurückhaltung.

E. P. aus Osnabrück. Mehr reell und achtbar als „liebenswürdig“. Sehr gemäßigt im Empfinden. Ohne Schwung und Phantasie. Nüchtern, verständig. Resistenzfähig. Etwas reserviert.

A. P. aus Osnabrück. Noch jung und unfertig. Hält sich noch streng an die Schablone und besitzt noch wenig individuelle Eigenart. Läßt sich nicht leicht beeinflussen und hat wenig Anlehnungs- und Liebebedürfnis. Spricht sich nicht leicht aus, ist vielmehr reserviert und bestrebt, dem Verstand die Oberhand zu lassen. Etwas langsam und ungewandt. Oft geniert und in der Bewegung unfrei.

L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz

Für müssige Stunden

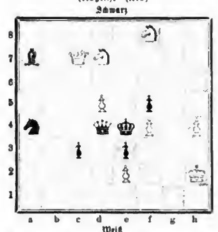
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Aufgabe XXV

Von **Gotthard Heinrich** in Güstrowerhöfen (Rügen). (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XXVI

Von **P. K. Mikkelsen** in Odense („Nationaltidende")

Schwarz

Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XXVII

Von Dr. **Hans Hoche** in Freienwalde (Oder) (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XXII:

W. 1. Se3—e4
S. 1. Sa3×e4
W. 2. Sb7—c5††
S. 2. Ke4—d4, f5
W. 3. Se5—e6, La8—e4 matt.

A.

S. 1. Ke4—d5
W. 2. Dg3—d3†
S. 2. Kd5—e6, e6
W. 3. Se4—e5, Sb7—d8 matt.

B.

S. 1. Ke4—d4
W. 2. Dg3—e3†
S. 2. Kd4×e4, —d5
W. 3. Sb7—d6 matt.

C.

S. 1. Ke4—f5
W. 2. Se4—d6†
S. 2. Kf5—g6, e6
W. 3. Dg3—d3, Sb7—e5 matt.

D.

S. 1. Ld1—f3
W. 2. Dg3—e5†
S. 2. Ke4—d3
W. 3. Se4—b2 matt.

E.

S. 1. e2—e1D, Sh3—f4
W. 2. Sb7—d6††
S. 2. Ke4—d4 (e5)
W. 3. Dg3—e3 matt.

Auflösung der Aufgabe XXIII:

W. 1. Dg7—g2
S. 1. Kd5×e6
W. 2. Dg2—g8† und
W. 3. Dg8—g6 matt.

A.

S. 1. Kd5×e6
W. 2. Dg2×e4†
S. 2. d6—d5
W. 3. Se6—d8 matt.

B.

S. 1. d7×e6, e6
W. 2. Se6-e7, Se6-c7†
S. 2. Kd5—e5, c4
W. 3. Dg2—g5, c2 matt.

C.

S. 1. Kd5—c4
W. 2. Dg2—e2†
S. 2. Ke4—d5
W. 3. Se6—c7 matt.

Auflösung der Aufgabe XXIV:

W. 1. Sd5—f6
S. 1. Ke5×f6
W. 2. e4—e5 matt.

A.

S. 1. Dg7×f6
W. 2. De2—c5 matt.

B.

S. 1. d4×e3, —d3
W. 2. De2—e3 matt.

C.

S. 1. S beliebig, D beliebig anders
W. 2. Sf6—d7, ×g4 matt.

Worträtsel

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland:
Wenn ich stolz zum Kampfe schreite,
Grüßt man mich mit Mund und Hand.

Aber auch in deutschen Landen
Kennen mich gar viele Herrn:
Im Verein mit den Genossen
Sehen mich die Spieler gern. F. M.-S.

Rätsel

Umfaßt es euch, dann dient es zum Erhellen;
Bin ich darin, so glänzt's an vielen Stellen. E. S.

Buchstabenrätsel

Was einst der kühne Ritter trug,
Wenn mit den Feinden er sich schlug:
Dem Steuerzahler zum Verdruß
Jetzt jeder Staat es machen muß.

Setzt man ein Zeichen vor das Wort,
Dann nennt ein Bauwerk es sofort,
Das an Balkonen man und Brücken
Und an Veranden kann erblicken.

Wenn vor das Wort noch tritt ein A,
Wie sieht es dann verlockend da!
Wohl jeder Steuerzahler lachte,
Wenn jeder Staat es endlich machte! F. M.-S.

Silbenrätsel

Die ersten in unsrer bewegten Zeit
Sind leider von äußerster Wichtigkeit,
Und ob je die glückliche Aera tagt,
In der eine solche ihnen versagt?

Zur Liebe und Eintracht das folgende Paar
Im weitesten Sinn stets berufen war,
Doch ach! selbst im engsten dazu geneigt,
Nicht immer und überall es sich zeigt.

Die letzte ist häufig den ersten gesellt,
Viel schöner aber zum Freund sie sich hält;
Ein Rechen kann ihr Gefahren verleihn,
Doch wirkt sie zu Land meist erfreulich ein.

Das Ganze geschmiedet in Feuersglut,
Besiegelt mit warm entquellendem Blut,
Ein Band oft so festen Gewebes schlingt,
Daß nur dem Tode die Lösung gelingt. M. Sch.

Umstellrätsel

Sahest du goldig sie schimmern aus ihrer grünen Umrahmung,
Mahnt sie an sonnige Zeit, die du im Süden verlebt?
Nimm ihr das Köpfchen und stelle anders die Teile zusammen,
Bis sich ein lockendes Ziel für deine Sehnsucht nun zeigt.
Glücklich, wer all seine Wunder geschaut in der Pracht ihrer Farben,
Glücklicher noch, wer sie gern gegen die Heimat vertauscht!
M. Sch.

Verwandlungsrätsel

Könnt ihr ein Phantasiegeschöpf mir nennen,
Das vier der Silben in sich faßt,
So mögen sich die beiden Paare trennen
Und o und a sie tauschen laßt;
Daß nun entdecke staunend euer Blick:
Hier eine Blume, dort ein Kleidungsstück. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 11:

Des Bilderrätsels: Die Ringgruppen an den Birkenstämmen bedeuten je einen der untenstehenden Buchstaben, und zwar je den sovielten, als die Gruppe Ringe zählt. Man liest sie von unten nach oben und von links nach rechts: Frohes Pfingstfest!
Des viersilbigen Rätsels: Alpenveilchen.
Des Silbenrätsels: Unkraut.
Des Worträtsels: Blücher — Bücher.
Des Trennungsrätsels: Anstecken — an Stecken.
Des Umstellrätsels: Menschen — Schemen.
Der Scherzfragen: 1. Ingrabau. 2. Schiefer. 3. Hals. 4. Esparsette (Parse).

Briefmappe.

Camilla in U. Ihre Zuschrift hat uns tief erschüttert. Sie haben, nach Ihrem schmerzlichen Geständnis, sehr viel Langeweile, außer Ihrem Hündchen gar keine Unterhaltung — „denn lesen kann man doch nicht immer“ — und Ihr Verlangen nach einem sprechenden Papagei blieb ungestillt! Da haben Sie denn in der Verzweiflung sich aufs Dichten gelegt, um so wenigstens geistig mit fühlenden Menschen in Verbindung zu treten, falls die Erzeugnisse Ihrer Muse gedruckt würden. Nun, zwei der „Gedichte“ geben wir hier wieder, in der Hoffnung, daß unsre Leser Ihnen daraufhin all das Gute gönnen, das wir selbst Ihnen wünschen:

Sehnsucht.

Die Katze kläglich selbst miaut,
Wenn ihre treue Herrin fort,
Mir aber gönnt man keinen Laut
Der Sehnsucht, hier an fremdem Ort.

Und ach, da liegt noch das Papier,
In das mein treues Mutterherz
Das Butterbrot gewickelt mir,
Das ich verzehrt in bangem Schmerz.

Der Blumenstrauss.

In einem Wasserglase,
Es dient mir auch als Vase,
Steht lange schon ein Blumenstrauß
Vom teuren Vaterhaus.

Von ihm ich mich nicht trennen kann,
Ich schau' ihn immer wieder an,
Er duftet nicht mehr, nein, er stinkt,
Und doch mir reiche Freude bringt.

D. Z. in H. Offiziere und Beamte der Vereinigten Staaten dürfen ohne Erlaubnis des Kongresses von fremden Staatsoberhäuptern keine Geschenke annehmen. Es ist zwar kein Fall bekannt, daß diese Erlaubnis verweigert worden wäre, ja daß es sich eigentlich nur um eine Form handelt, aber auf ihre Beobachtung wird doch streng gehalten, und bis die gesetzlichen Vorschriften erledigt sind, vergeht geraume Zeit. So hat der Kongreß in Washington erst Ende März d. J. das Sondergesetz genehmigt, das den drei amerikanischen Mitgliedern der ehemaligen Samoakommission die Annahme der ihnen von Kaiser Wilhelm gestifteten Geschenke gestattete. Ebenso dürfte es noch eine gute Weile währen, bis die Empfänger der durch den Prinzen Heinrich übermittelten Geschenke sich als unanfechtbare Besitzer von Kongresses Gnaden betrachten können.

Th. L. in G. Ein Heine-Denkmal giebt es in Berlin nicht, wohl aber soll an dem Hause, in dem der Dichter 1823 gewohnt hat (Taubenstraße 32), sein Reliefporträt in Bronze angebracht werden. Mit der Ausführung wurde der Bildhauer Hugo Berwald beauftragt. Eine Gedenktafel befindet sich an dem genannten Hause schon seit mehreren Jahren.

Frau H. H.-Tsch. in K. Schönsten Gegengruß auch an dieser Stelle. Hoffentlich ist bei Ihnen der Frühling fröhlicher dahergekommen als hier zu Lande.

H. v. G. in L. Das Wort „Vogt“ ist allerdings nicht deutschen Ursprungs, sondern aus dem spätlateinischen vocatus (abgekürzt aus advocatus, d. h. Verweser, Aufseher) abgeleitet. Aber das Wort ist seit Jahrhunderten in die deutsche Sprache übergegangen und erst in neuerer Zeit aus der Mode gekommen. Wir können es nur billigen, wenn das einst viel gebrauchte Wort wieder eingeführt wird, wie dies jüngst die Regierung in Wiesbaden gethan hat, indem sie den schrecklichen Titel „Kellerkontrolleur“ in „Kellervogt“ umwandelte. Unter allen Umständen klingt es besser, wenngleich es, wie gesagt, nicht urdeutsch ist. Wir sind sonst Freunde der Sprachreinigung, aber allzu weit darf man darin nicht gehen, sonst gelangt man zu Geschmacklosigkeiten, wie sie manche Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts verschuldeten, die beispielsweise das Wort „Fenster“ (fenestra) durch „Tageleuchter“ ersetzen wollten.

Meta W. in H. Näheres über das Heim katholischer deutscher Lehrerinnen in Paris erfahren Sie auf direkte Anfrage bei Fräulein Agathe Henze, Paris, 45 Rue Vaneau.

E. K. in R. Danebrog ist seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts das dänische Reichsbanner: eine rote Fahne mit weißem, perlenbesetzten Kreuz. Nach der Legende ist das Banner zur Zeit König Waldemars II. (1202—1241) vom Himmel gefallen und hat dem König in einer Schlacht gegen die Esthen zum Siege verholfen. Daraufhin wurde von dem genannten König der Danebrogorden gestiftet.

H. M. in R. Die afrikanische Buschsuppe ist nach den Beschreibungen der Forschungsreisenden etwas Aehnliches wie die bei uns so beliebten Mischgerichte, bestehend aus verschiedenen Sorten Fleisch und den Gemüsen der Jahreszeit, alles zusammen in einem Topf gekocht (Pickelsteiner Fleisch, Irish Stew). Anstatt der afrikanischen Gemüse und Wurzeln lassen sich wohl auch unsre heimischen verwenden, ebenso haben wir Reis, Hammel, Schwein und Huhn bequem zur Hand, schwieriger aber steht es schon um die Ziege, und Elefanten werden bei uns nur äußerst selten geschlachtet. Immerhin – meint der berühmte Afrikaforscher, den wir um Auskunft ersuchten – mögen Sie die Herstellung der Buschsuppe mit dem Fleische unsers landesüblichen Schlachtviehs versuchen, vor allem aber Gemüse und Grünzeug so mannigfaltig wie nur möglich wählen. Natürlich gehört auch Salz dazu, und statt des Negerpfeffers (Habzelia aromatica) der Original-Buschsuppe hält unser Gewährsmann auch den gebräuchlichen Pfeffer für verwendbar. Und um endlich die Früchte der Ölpflanze zu ersetzen, die auf unsern Märkten nicht zu haben sind, mögen Sie Fadennudeln verwenden. Wenn alles schön zu Brei zerkocht ist, wird es aufgetragen, und damit der leckere Schmaus auch die rechte Lokalfarbe erhält, mögen die Tischgenossen dazu den Tropenhelm aufsetzen, wenn sie einen haben.

G. E. in D. Sie finden das Gewünschte in dem „Katechismus für Terrarienliebhaber" von Hans Geyer (Magdeburg, Creutz, M. 2.–). Zahlreiche Abbildungen dienen zur näheren Erläuterung.

A. H. in Berlin. Sie dürften mit Ihrer Ansicht ziemlich vereinzelt dastehen und mögen sich im übrigen mit Fritz Reuters sinnigem Ausspruch trösten: „Wer't mag, der mag't, un wer't nich mag, der mag't ja wol nich mögen."

O. K. in M. Eine wohlfeile Ausgabe von Ludwig Büchners „Kraft und Stoff" (M. 2.50, geb. M. 3.–) ist jüngst im Verlage von Th. Thomas zu Leipzig erschienen.

K. L. in M. Die neueste Folge der Liebig-Karten giebt auf sechs Blättern Illustrationen zu dem anmutigen Märchen vom König Drosselbart. Die Rückseite enthält neben der Erklärung der hübschen Bildchen noch Kochrezepte.

F. Z. in R. Die Gartenbauschule für Frauen befindet sich in Marienfelde bei Berlin. Mögen Sie sich direkt an die Vorsteherin, Fräul. Dr. Elvira Castner, wenden.

M. K. in Wien, G. W. in E., R. v. L. in K., Chr. Sch. in St. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart – ohne Personenangabe – zu richten





Im alten Rahmen. Nach dem Gemälde von F. Charderon

Zwei Welten

Von

Georg Freiherrn von Ompteda

Als Geheimrat Professor von Tagger mit seiner Frau eintrat, waren außer den Gastgebern erst zwei oder drei Menschen erschienen.

Es sollte nur ein kleines Diner werden, zehn Personen. Eine intime Vereinigung, wo es darauf ankommt, daß die einzelnen Menschen zu einander passen, denn in so kleinem Kreise muß man schließlich mit jedem sprechen.

Die Hausfrau, ein rundliches, lebhaftes Frauchen, kam sofort auf den Geheimrat losgestürzt, zog ihn in eine Ecke und sagte:

„Herr von Tagger, passen Sie mal auf, ich habe Ihnen etwas zugedacht."

Er verstand nicht, sah sie lächelnd an und wartete auf die Erklärung. Doch sie wollte nichts verraten, es wäre eine Ueberraschung, er würde jemand wiederfinden, der ihm gewiß Freude machte.

Der Geheimrat schüttelte den Kopf, und der schlanke Mann, dessen linke Gesichtshälfte von zackigen Schmissen zerrissen war, als hätte eine elektrische Entladung auf seiner Wange stattgefunden, machte ein erwartungsvolles Gesicht mit der rechten Seite, denn die andre beteiligte sich wegen der vielen Narben nicht am Mienenspiel, so daß er freudig oder traurig bewegt sein konnte und man, wenn man ihn nur von links sah, nichts davon merkte.

Er wartete, aber die Nächsterscheinenden sagten ihm nichts. Nun fehlten nur noch zwei.

Der Geheimrat zog seine Frau beiseite:

„Jetzt paß mal auf, wer da kommt, — soll eine besondere Ueberraschung für mich sein."

Und im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür. Ein Herr in tadellosem Frack, eine Ordensrosette im Knopfloch, den Schnurrbart sorgfältig gepflegt, das Haar mit Genauigkeit gescheitelt, ein paar schöne Perlen im Vorhemd, die Manschetten nicht zu viel heraussteheud, aber daß man sie doch sah, ein gewisses Lächeln auf den Lippen, mit einem Gang, der die Gewohnheit verriet, sich in Gesellschaft zu bewegen, sehr sicher, sehr ungezwungen, doch dabei sehr zurückhaltend, trat mit einer Dame ein, die ein ausgeschnittenes, elegantes Kleid trug. Ihre Züge waren nicht hübsch, nicht häßlich, im ganzen eine sehr passende Erscheinung. Sie blieben einen Moment stehen, als müßten sie sich überzeugen, wo die Hausfrau wäre. Dann trennte sich der Herr von seiner Frau, ging auf die Dame des Hauses zu, machte eine leichte Verbeugung mit einem sehr liebenswürdigen, sehr süßen Lächeln, zog ihre Hand an die Lippen, berührte sie aber nicht — es war nur Schein — machte ein paar Redensarten, daß er sich freue, kommen zu können, fragte nach dem Mann, nach den Kindern mit ein paar schnellen Worten, ohne die Antwort abzuwarten, alles, daß man merkte: so that er es jeden Tag seit vielen Jahren, und daß man nicht erstaunt gewesen wäre, wenn er sich nun auch in der liebenswürdigsten Weise erkundigt hätte, ob die Lampen schon alle brennten, ob die Köchin guter Laune wäre und der Diener nichts entzwei geschlagen hätte.

Die Hausfrau klagte ihm ihr Leid: ein Ehepaar, das sie noch gewünscht, hätte abgesagt. Es wäre zu schade.

Aber er war schon anderwärts in Gedanken, sah sich scharf um, wen er zunächst zu begrüßen hätte, mit dem stehenden Lächeln auf den Lippen, das jetzt in der Zerstreutheit seine Freude darüber auszudrücken schien, daß die Hausfrau Pech gehabt.

Erst als sie mit Nachdruck ein paarmal sagte: „Es ist zu schade, zu schade!" machte er ein Beileidgesicht und zog die Mundwinkel herab.

Aber im nächsten Moment war er fort und wußte jeden der übrigen mit einer Redensart zu begrüßen, so daß es den Eindruck hervorrief, als brauche man nur auf einen Knopf mit dem Anfangsbuchstaben zu drücken, und dann ginge es los.

Der Geheimrat sah ihn freudig lächelnd an, im Begriff, auf ihn zuzugehen, ihm beide Hände entgegenzustrecken, das Wort auf den Lippen:

„Das ist aber mal eine Freude, alter Kerl!"

Doch als der andre weiterging, wartete er, bis an ihn die Reihe käme, und verfolgte seinen Weg mit den Augen.

Die Frau des Hauses kam zu Herrn von Tagger mit strahlendem Blick:

„Nun, habe ich zu viel versprochen, daß ich eine Ueberraschung für Sie hätte? Sie sind doch Jugendfreunde! Sie haben mir doch in Mürren einmal gesagt, daß Sie Herrn von Gernburg seit zwanzig Jahren nicht gesehen hätten."

Der Geheimrat nickte:

„Beinahe zwanzig Jahre." Und nun schritt er auf Herrn von Gernburg zu, lächelnd mit der glatten Gesichtshälfte, mit strahlenden Augen, wie man einen lang entbehrten lieben Freund empfängt: „Hermann!"

Der andre wendete sich um und reichte ihm die Hand.

Aber es gab keinen hellen Ausruf der Freude, keinen Laut, als hätten sie sich im nächsten Augenblick in den Armen liegen müssen, sondern er reichte ihm nur die Hand in seiner etwas gezierten Art und klemmte, im nächsten Augenblick in die Westentasche greifend, sich ein Einglas ins

Auge, als müßte er den andern erst einmal rekognoscieren.

Dabei sprach er sein Gesellschaftssprüchlein, wie er es immer fertig hatte, wenn man auf den Knopf drückte. Diesmal „Tagger" — T:

„Nein, so was! Man sieht dich ja gar nicht mehr!"

Und sofort, statt das Wiedersehen zu feiern, flüsterte er ihm zu:

„Willst du mich mal mit deiner Frau Gemahlin bekannt machen?"

Der Geheimrat ging gar nicht darauf ein. Daran dachte er in diesem Moment nicht. Er hatte ihn tausend Dinge zu fragen: was er geworden, wie es ihm ergangen; er sei verheiratet, ob er Familie habe, wo er seine Frau kennen gelernt, was er gethan, seit sie sich nicht gesehen, wie er im Leben vorwärts gekommen. Er hatte das Bedürfnis, mit dem Freund Anschauungen zu tauschen über Welt, Leben, Dasein, Herz und Nieren zu prüfen, ob sie noch zu einander stimmten. Denn sie stimmten ja zu einander, sie, die als Studenten ein Herz und eine Seele gewesen, sie, die „Zwillinge", wie man sie genannt, sie, die im Ueberschwang ihrer Jugend nach irgend einer alten, verschwundenen Sitte einen Blutbund gemacht, indem sie sich die Haut ritzten und den roten Saft hatten ineinanderfließen lassen.

Es schien dem Geheimrat, als könnten die Jahre, die dazwischen lagen, die sie sich nicht gesehen, in denen sie sich nicht geschrieben, sie nicht getrennt haben, als könnten sie anknüpfen, wo sie damals aufgehört. Und da faßte er es zunächst nicht, daß das erste und einzige war: „Willst du mich mal mit deiner Frau Gemahlin bekannt machen?"

Er nahm Gernburg beim Arm, bemüht, ihn abseits zu ziehen. Das ganze Diner war vergessen, er wäre am liebsten mit ihm sofort weggelaufen und hätte sich irgendwo in eine Ecke gesetzt. Die andern konnten essen, was sie wollten, er hatte keinen Sinn für irgend etwas andres, als seinen alten lieben Freund, den „Zwilling", wiederzusehen und zu sprechen. Er hätte ihn untersuchen und befühlen mögen, ob noch alles ganz sei, so wie früher, er hätte jede Falte seines Gesichtes studieren wollen, die er nicht kannte, die neu hinzugekommen. Er war ja verändert, aber im großen Ganzen doch nicht sehr. Und dieses schleunige Vorstellen seiner Frau, dieser erste Gedanke an das Konventionelle des Lebens, traf ihn mit einem Male so, daß er anfing zu zweifeln, ob er ihn wirklich wiedererkannte.

Darum drehte er ihn herum, sah ihn an und fragte, ihn bei beiden Armen nehmend, fast ängstlich:

„Hermann, bist du es denn wirklich? Wahrhaftig, bist du es noch?" Und wieder blickte er ihn an, als wollte er ihn Linie um Linie untersuchen.

Dabei schaute er auf seinen Kopf, wo der feingezogene Scheitel doch schon recht dünn zu werden begann.

Herrn von Gernburg schien das peinlich zu sein. Er machte sich los und sagte nur, wie verletzt, indem er sich unwillkürlich die an den Ohren ein wenig lang abstehenden Haare tupfte:

„Na, hör mal, ich habe mich doch nicht so verändert. Du thust ja, als wären wir zwei Mummelgreise, die sich anno Tobak zuletzt gesehen haben."

Es war dem Geheimrat, als bekäme er einen Stich. Ihm schien es wie eine Zurechtweisung. Und in dem Augenblick der Niedergeschlagenheit folgte er dem Freunde, um ihn seiner Frau vorzustellen.

In aller Eile wurde das gethan. Von Herrn von Gernburg nur mit den Worten: „Gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl und ich haben zusammen studiert."

Frau von Tagger, mager, steif und etwas zurückhaltend, die älter aussah als ihr Mann, lächelte verlegen.

Ihr war die Zunge nicht beflügelt, sie wußte nichts zu antworten. Doch er hatte sich schon jemand anderm zugewendet, und nun standen Mann und Frau einander gegenüber.

Der Blick der Frau schien zu fragen: ‚Das ist dein Hermann, von dem wir Tag und Tag gesprochen, von dem du mir in der Brautzeit so viel erzähltest, daß ich fast eifersüchtig wurde?‘

Und über seine bewegliche Gesichtshälfte glitt etwas halb wie Staunen, halb wie Enttäuschung. Da sie die andern nicht kannten, blieben sie nebeneinander stehen, während sich die übrigen, die sich täglich sahen, unterhielten, als wäre das Geheimratspaar nicht da.

Der Geheimrat hatte auch nicht die Leichtigkeit, um sich nun hinüberzuwagen und sich Frau von Gernburg vorstellen zu lassen. Darüber ging es zu Tisch, ohne daß sie einander kennen gelernt hätten.

Die Hausfrau hatte sie so gesetzt, daß Gernburg neben Frau von Tagger saß und der Geheimrat neben Frau von Gernburg.

Dem Geheimrat war das Herz immer noch so bewegt, daß er an die kleine Aeußerlichkeit des Vorstellens nicht dachte. Frau von Gernburg aber wendete sich zu ihrem Nachbar, einem Ulanen-Oberstleutnant. Sie hatte eine Lorgnette hervorgeholt, studierte das Menu und sagte leise zu ihm:

„Wer ist eigentlich der Herr neben mir?"

Der Oberstleutnant antwortete:

„Irgend ein Universitätsprofessor. Ich weiß nicht, woher Klinkhardts ihn eigentlich kennen."

„Wie heißt er denn?"

„Ja, das habe ich nicht verstanden."

„Ist er denn verheiratet?"

„Ja, die Frau ist hier."

Und er deutete mit einem Blick hinüber zu Frau von Tagger, die steif neben Herrn von Gernburg saß. Er sprach nicht mit ihr, sondern

unterhielt sich mit Miß Chease, einer Amerikanerin, die sehr beliebt in der Gesellschaft war, von der die einen sagten, sie wäre verheiratet, mache aber keinen Gebrauch davon, die andern, sie wäre eigentlich nicht verheiratet; von der die einen meinten, ihr Vater sei Schuhmacher in Boston gewesen, die andern, General in den Freiheitskriegen, obgleich das nach der Ansicht geschichtlich gebildeter Dritter nicht wahrscheinlich sein konnte. Ueber all diese Zweifel halfen ihre schönen Schultern und ihre ruhige Sicherheit hinweg, die ihre Feinde Frechheit nannten.

Endlich hatte der Geheimrat herausbekommen, daß die Dame neben ihm die Frau seines Freundes sei. Er wendete sich zu ihr und begann der kühlen, zuerst beinahe feindlichen Zuhörerin von der gemeinsamen Studienzeit mit ihrem Mann zu erzählen.

Sie wurde nicht wärmer, sie verzog keine Miene und ließ ihn seinen offenbaren Mangel an Lebensart bald fühlen, indem sie sagte:

„Das ist ja sehr interessant. Wundern Sie sich nicht, ich wußte ja gar nicht, wer Sie sind.“

„Der Zwilling,“ antwortete er lächelnd.

Das verstand sie nicht. Sie fand es sogar ziemlich eigentümlich, daß er ihr die erschütternde Thatsache mitteilte, er sei ein Zwilling. Er merkte, daß sie nicht begriff, setzte es ihr auseinander, in der Meinung, ihr Mann müsse tausendmal von ihm gesprochen haben.

Aber sie sagte nur: „Ja, ja, ich erinnere mich!“ in einem Ton, aus dem er entnahm, daß sie keine Ahnung hatte.

Doch er wollte die Vergangenheit auffrischen. Und immer mehr erzählte er, wie sie zusammen gewohnt, gelebt, von diesem und jenem dummen Streich, in einer etwas pedantischen, weitschweifigen Manier, in einem ein wenig lehrhaften, trockenen Ton, woraus etwas klang wie: schön war es doch, man ist nur einmal jung, aber meinem Jungen würde ich so was nicht durchgehen lassen.

Und da er aus Grundsatz, aus Zurückhaltung die Geschichten nicht genau so erzählte, wie sie gewesen waren, sondern in übergroßer Zartheit die Hälfte von allem nicht zu sagen wagte, was er doch sagen wollte, um die Vergangenheit aufzufrischen, ward ihr der Mann schließlich so bodenlos langweilig, daß sie mitten im Satz, während er ihr schilderte, wie Hermann gewesen, sich an den Oberstleutnant wendete und den Geheimrat mit seiner Erzählung sitzen ließ, so daß er verletzt schwieg und sich abwendete.

Er blickte zu seiner Frau hinüber. Teilnahmlos saß sie da. Herr von Gernburg machte der Amerikanerin den Hof und sprach kein Wort mit ihr.

Die Blicke der beiden Gatten trafen sich, und die beiden Menschen, die ein Innenleben der Wissenschaft und Häuslichkeit lebten, verstanden einander mit einem Augenaufschlage, der ihnen sagte: „Hier passen wir nicht her, wir sind in einer fremden Welt.“

Aber der Geheimrat maß sich selbst die Schuld bei, und gegen Ende der Mahlzeit hob er sein Champagnerglas und rief: „Hermann!“ hinüber, so daß Frau von Gernburg ganz erschrocken zusammenfuhr. Was war das für eine Biermanier! Zu seiner Langenweile schien der Mann noch ein unerzogener Flegel zu sein.

Herr von Gernburg wisperte mit Amerika und mußte erst durch Frau von Tagger aufmerksam gemacht werden.

Er schien ganz erstaunt zu sein, daß die Dame neben ihm überhaupt mit ihm sprach, suchte eine Weile am Tisch herum, klemmte wieder sein Einglas ein und sagte dann mit dem ausdruckslosen, starren Blick der Scherbenträger, indem er sein Glas hob:

„Prost, mein Alter!“

Aber er ließ sich nicht in seinem Gedankengang unterbrechen, redete weiter, zögerte noch einen Augenblick, zu trinken, behielt den Kelch in der Hand und setzte ihn schließlich, als er mit der Amerikanerin lachte, ohne ihn an die Lippen zu führen, in der Zerstreutheit wieder hin.

Nach Tisch gab es Kaffee, Liqueur, Zigarren, Zigaretten. Der Gastgeber und seine Frau zogen den Geheimrat ins Gespräch und erzählten Frau von Tagger etwas. Aber dann mußten sie sich um die andern Gäste kümmern, und schließlich stand das Ehepaar wieder allein. Die übrigen unterhielten sich ganz in ihrem Ideenkreis: wer gestern bei Ritz gewesen, ob sie sich morgen beim Fürsten Heinfeld träfen, wie viel Bälle noch bis Fastnacht in Aussicht stünden, welcher bisher der glänzendste gewesen. Dann kam, während sie alle im Kreise herum sich gesetzt hatten, ein Gespräch über Politik, über Reichstagsverhandlungen, das aber zwischendurch immer wieder persönlich ward, indem erzählt wurde, was dieser Freund gethan, und was jener unterlassen hatte. Das Ganze hatte einen so oberflächlichen Anstrich, war so jeder Vertiefung bar, daß der Geheimrat wie seine Frau nicht mitkonnten bei diesem Hinundherspringen, bei diesen schiefen Ideen, bei diesen Laienansichten, die mit einer Sicherheit vorgetragen wurden, als schiene der Redende keine Ahnung zu haben, welch grauenvollen Unsinn er spräche.

Der Geheimrat war gewöhnt, alles zu zergliedern, vom historischen, philosophischen, ethnographischen, etymologischen Standpunkt aus anzufassen, und war nun erstaunt, nicht über ein Nichtwissen, sondern über ein Urteilen, aus dem hervorging, daß die Redenden gar kein Gefühl dafür hatten, wie oberflächlich sie waren, wie kurzsichtig sie die Welt ansahen.

Und als er neben seiner Frau saß, als wären die beiden auf dem Isolierschemel, da niemand mit ihr sprach und er mit niemand, da sie ihre Nachbarn nicht anredete und die Nachbarn nicht ihn, kam es bald, daß sie trotz der paar liebenswürdigen Bemerkungen, mit denen die Hausfrau sie ins Gespräch zu ziehen suchte, sich daran nicht beteiligten, daß es war, als gähnte zwischen dem

Paar und den acht andern Gästen eine unüberbrückbare Kluft, als wären sie Menschen von verschiedener Sprache und Rasse.

Je weiter der Abend vorschritt, desto mehr erlahmten die Versuche, sie am Gespräch zu beteiligen, desto mehr überließen sich die übrigen ihrer Anschauungswelt, ihrem Gedankenausdruck.

Der Geheimrat wendete sich zu seiner Frau, und die beiden begannen nun ein leises, intimes Gespräch, kümmerten sich bald nicht mehr um die übrigen. Es war, als kämen durch Zufall, als nun Thee und Bier gebracht wurde, die Stühle der andern noch weiter von ihnen fort, als rückten sie in einen Kreis zusammen, und als schöben sich die Sessel des Paares weiter zurück, daß beide außerhalb der Peripherie saßen und flüsternd sprachen.

Der Geheimrat sagte:

„Es ist doch eine eigentümliche Beobachtung, die man macht, wie wenig Menschen wirklich eine feste Lebensanschauung haben. Mir ist es eine sehr interessante Beobachtung, daß so vielen offenbar jede philosophische Schulung fehlt, und daß sie auch ohne das auskommen können; wie, ist mir ja ein Rätsel, psychologisch nicht ohne Interesse, wie gesagt."

Sie war gewöhnt, an seinen Lippen zu hängen, sie nickte, und er fuhr fort, ihr eine Abhandlung zu halten, zu dozieren, als säße er auf dem Lehrstuhl und hätte vor sich seine Studenten. Er nahm das ganze Leben als interessantes Phänomen, entfernte sich sehr bald immer weiter vom Boden der Wirklichkeit, flocht Vergleiche aus vergangenen Zeiten ein, aus dem Kulturleben der Römer und Griechen, kam dann auf gewisse gesellschaftliche Erscheinungen des frühen Mittelalters, der Renaissance, führte sein Gedankengebäude fort über den Dreißigjährigen Krieg und das friedericianische Zeitalter bis zur Welt Goethes. Dort blieb er haften.

Es war, als ob mit diesem Namen, mit dem Geheimrat Goethe, sich bei ihm etwas verknüpft hätte. Etwas verknüpft wie eine Freundschaft, eine Intimität. Goethe war seinem Leben Anfang und Ende, Goethe bedeutete alles. Er bewunderte die Leichtlebigkeit, den Daseinsgenuß des jungen Wolfgang, und wie ein Gott, wie eine überirdische Erscheinung war ihm der alte Weltweise von Weimar.

Er war wie ein lieber Freund, manchmal wie ein Vater, dann wieder wie irgend einer, ein Bruder etwa, der ihm sehr nahe stand, so daß er immer fragte bei allem: „Was würde wohl Goethe dazu sagen?" Und immer beinahe wußte er Bescheid, immer fand er im Goethe die Antwort.

Da tönte plötzlich von der andern Gruppe, die fern und fremd ihnen gegenüber saß, schallendes Gelächter. Und die beiden fuhren auf aus ihrer Gedankenwelt, als würden sie mit einem Schlage zur Wirklichkeit zurückgerufen.

Die drüben lachten, und die Hausfrau — immer höflich — beugte sich zur Geheimrätin und sagte, um sie wieder ins Gespräch zu ziehen:

„Ist das nicht wirklich eine wundervolle Geschichte?"

Die Angeredete machte ein nicht verstehendes Gesicht. Und nun erzählte der Hausherr noch einmal mit ein paar kurzen Worten, worüber sie gelacht: daß eine bekannte Dame bei einem Besuch ihr Notizbuch habe liegen lassen.

Eine Geschichte, an der nichts war als vielleicht die menschliche Schwäche, daß der glückliche Finder in dem Büchelchen gelesen und die grobe Taktlosigkeit, daß er zum besten gegeben, was darin gestanden. Eine Geschichte, die vielleicht ganz spaßhaft sein konnte, wenn man alle die Menschen mit ihren großen und kleinen Schwächen genau kannte. Eine Geschichte aber, die dem hier unbekannten Geheimratspaar aus der fernen kleinen Universitätsstadt gänzlich unfaßlich sein mußte und ihm höchstens als Mangel an Zartgefühl, ihr sogar, die ein wenig prüde war, als Verderbnis erschien.

Die feindliche Gruppe drüben blickte das Paar an, bereit, in dem Augenblick, wo es anfangen würde zu lachen, ein zweites Mal in unauslöschliches Gelächter auszubrechen.

Und die Enttäuschung war denn um so größer, als der Geheimrat keine Miene verzog.

Eine verlegene Pause folgte. Dann begann Herr von Gernburg selbstgefällig wieder etwas zu erzählen. Und das Geheimratspaar fühlte sich abermals allein.

Er neigte sich zu seiner Frau:

„Wenn wir gingen, Jettchen?"

Sie nickte. Sie erhoben sich beide. Die Gastgeber wollten sie noch zurückhalten, machten aber keinen ernsten Versuch. Und jeder, bei dem die beiden sich verabschiedeten, sagte etwas von „Ach, wie schade!" — „Ist's denn so eilig!" — „Es ist doch gar nicht spät!" drückte ihnen aber zugleich die Hand in einer Art, die die Wahrheit bedeutete, nämlich: „Adieu, leben Sie wohl!"

Die Ehepaare Gernburg und Tagger nahmen Abschied. Frau von Gernburg, scheinbar ganz liebenswürdig, aber fast mitleidig, indem sie den andern einen Blick zuwarf, nur ganz leise, der zu bedeuten schien: „Mein Gott, was ist das für eine Frau!" Die beiden Jugendfreunde gaben sich die Hand. Der Geheimrat jetzt verlegen, zurückhaltend, fast kleinmütig, in getäuschter Erwartung; Herr von Gernburg aber klopfte sogar dem Geheimrat auf die Schulter und sagte, als hätte man auf den Knopf gedrückt: Abschied von einem alten Freunde „A":

„Ich sage nicht Adieu, ich sage: auf Wiedersehen!"

Aber im selben Augenblicke hatte er sich schon herumgedreht und setzte den übrigen seine Geschichte fort.

Das Ehepaar ging. Und als sich die Hausthür hinter ihnen schloß, hing sich die Frau an seinen Arm, als bedürfe sie eines Schutzes, der

Gewohnheit, den Menschen an ihrer Seite zu fühlen, mit dem sie übereinstimmte, der ihre Welt bedeutete. Beide atmeten erleichtert auf, als sie die warme, frische Luft des Frühlingsabends fühlten. Sie hatten noch ein gutes Stück bis zum Hotel.

Als sich die Thür oben hinter dem Ehepaar geschlossen hatte, steckte man sofort die Köpfe zusammen und fragte, wer sie wären.

Die Hausfrau gab die Erklärung. Er sei Geheimrat und Professor in Dingsda. Als jemand fragte, was er denn vortrüge, sann sie einen Augenblick nach und erklärte dann mit komischem Frauenlächeln, so daß man ihr nicht böse sein konnte: „Ja, das weiß ich eigentlich nicht. Es ist irgend so ein dummer lateinischer Name."

Sie erzählte nun, daß sie das Paar in einer Pension in der Schweiz, in Mürren, kennen gelernt und sie gebeten habe, sie aufzusuchen, wenn sie einmal hierher kämen. Da sie nun aus den Gesprächen gehört, daß Herr von Gernburg ein Jugendfreund des Geheimrats sei, so hätten sie die heutige Tischzusammensetzung gemacht. Ihre Worte klangen fast wie eine Bitte um Vergebung, daß man den Herrschaften solche langweiligen Menschen vorgesetzt.

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Da man aber sah, daß der Geheimrat nicht näher mit den Gastgebern befreundet war, wagte man sich mit schärferem Urteil heraus, und bald wurde die Frau eine steifleinene, gräßliche alte Pute genannt und der Mann ein bockiger Pedant.

Frau von Gernburg sprach bald von andern Dingen, die beiden interessierten sie gar nicht. Er aber meinte, als müsse er sich entschuldigen, daß er mit diesem ledernen Professor einmal so intim gewesen:

„Gott, können sich die Menschen verändern! Ihm war früher kein Mund klein genug und kein Faß zu groß, keine Klinge scharf und kein Buch dünn genug."

Darauf wendete er sich wieder zu seiner Amerikanerin. Und die Episode des Freundes, mit dem er als „Zwilling" ganze Jahre seiner Jugend verlebt, als sei nie eine Trennung möglich, schien aus seinem Gedächtnis geschwunden.

Unten auf der Straße aber sagte der Geheimrat seiner Frau in der Art, wie er immer sprach, sozusagen als Sentenz, als Lebensweisheit:

„Es ist merkwürdig, wie manche Menschen gar nicht versuchen, sich in Anschauungen und Kreise andrer zu vertiefen."

Und er hatte dabei das feste Bewußtsein, daß er sich in die Denkungsart der heutigen Tischgesellschaft tief hineingefunden hätte.

Die Straße war schon einsam. Sie schritten weiter und weiter, ihrem Hotel zu, langsam in der molligen warmen Luft, durch die nur ab und zu ein Hauch wehte vom Duft der Akazien drüben in einem Garten.

Sie genossen die Stille und Schönheit des Abends, erleichtert, daß dies Diner vorüber war. Und als der Professor zum Himmel aufblickte, wo über ihnen in der klaren Atmosphäre die Sterne flimmerten und zuckten, hatte er längst die Menschen vergessen, mit denen ihn heute abend ein Zufall zusammengeführt. Aber mit einemmal kehrten seine Gedanken zurück zur Gesellschaft, die er kaum verlassen, und er sagte zu seiner Frau, die ihm zuhörte wie einem Orakel:

„Ich bin doch dankbar für meine Jugendjahre, für die Zeit mit dem lieben Freund, wenn ich mich auch offenbar auf falschem Wege befunden habe. Er hat einmal gesagt . . ."

Der Geheimrat blieb stehen, seine Frau hemmte zugleich den Schritt, und wie er gewohnt war, nachzudenken, sah er wieder zum Himmel empor und citierte endlich, nachdem er den Anfang gefunden, mit unfehlbarer Genauigkeit ein Wort seines großen Meisters:

„Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen."

Damit war sein Jugendfreund aus seinem Gedächtnis gelöscht, ohne Bitterkeit, wie eine interessante menschliche Episode, ein Dokument, das er zu andern auf seinen Schreibtisch legte. Es ließ sich vielleicht einmal verwenden. Mit ähnlichen Erscheinungen zusammen gab es einen Satz in dem Gebäude seines Lebenswerkes: „Beiträge zur Charakterbildung des Menschen."

Willig folgte ihm die Frau, als er weiterging, noch immer den Blick zu dem in majestätischer Ruhe sich wölbenden Sternenhimmel gerichtet.

Er hatte die menschliche Erscheinungsform, standesamtlich Hermann von Gernburg geheißen, längst unter allgemeinen Gesichtspunkten vergessen.



Unter den Linden

Unter den Linden dort
Vor wenig Wochen,
Hast du mit heissem Wort
Treu' mir versprochen.

Jetzt schon in Blüten stehn
Die alten Linden —
Blüten und Lieb' verwehn
Rasch mit den Winden.

Elinor von Monsterberg-Münckenau

Vulkanische Katastrophen und der Untergang von St. Pierre

(Mit 5 Abbildungen und einer Beilage)

Das Ueberwältigende solcher Ereignisse, wie das, das kürzlich auf der westindischen Insel Martinique eintrat, beruht vornehmlich darauf, daß sie sich in der Regel nur in großen Zwischenpausen wiederholen, nachdem die früheren Katastrophen der Erinnerung der Menschen entschwunden sind. Wenn man aber in den Annalen der Erdgeschichte blättert, findet man, daß derartige Vorfälle nicht gar so große Seltenheiten sind. Noch sind es nicht zwanzig Jahre her, daß eine weit großartigere vulkanische Katastrophe, die von Krakatau im August 1883, die Kulturmenschheit mit Entsetzen erfüllte. Alle furchtbaren Elementarereignisse, die die Geschichte als Weltunglückstage in ihrem Kalender schwarz angestrichen hat: das Erdbeben von Lissabon, jenes von Caracas, von Lima u. s. w., waren Kinderspiel gegenüber dem überwältigenden Ereignis im Sundameer. Nicht weniger als 16 Vulkane begannen in einem und demselben Augenblick ihre Thätigkeit. Die feindliche Naturgewalt hatte sich aber nicht mit dem Festlande allein begnügt, sondern suchte sich auch durch das Meer einen Ausweg. Eine Flutwelle übergoß die Küste und ließ binnen wenigen Sekunden 3 Städte und 50 Dörfer spurlos vom Erdboden verschwinden! Bei dieser Wasserkatastrophe gingen allein in Batavia 25000, in den übrigen Ortschaften zusammen 30000 Menschenleben verloren. Das unterirdische Feuer hatte sich durch 14 im Meere entstandene Vulkankrater Luft verschafft. Dafür verschlang die See ganze Inseln und 16 Leuchttürme, die längs der Westküste von Java aufgerichtet waren. Der Vulkan Maha-Meru spaltete sich in 7 Krater, die ungeheure Massen von glühenden Felsstücken, kopfgroßen „Lavatropfen", fließender Lava, Bimssteinen und Asche über Land und Meer schleuderten. An den Mündungen der Küstenflüsse stauten sich Berge von erschlagenen Rhinocerossen, Tigern und Reptilien, die aus dem Innern der Insel dort angeschwemmt wurden. Die Zahl der umgekommenen Menschen aber wurde auf 100000 geschätzt!

Zu den bevorzugtesten Schauplätzen solcher Ereignisse zählt seit jeher der amerikanische Weltteil. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß der Vulkanismus besonders am Küstensaume der Festländer und auf Inseln, zuweilen auf ganzen Inselreihen sich bethätigt. Alle sogenannten „Reihenvulkane" gehören hierzu. Man kann ihr Vorhandensein auf großartige Störungen im Gefüge der äußeren Erdkruste, auf eine Linie der Auflockerung zurückführen, längs deren zu verschiedenen Zeiten und bis auf den Tag ein Durchbrechen des feuerflüssigen Erdinnern möglich wurde. Die ganze amerikanische Westküste ist von solchen Vulkanreihen gesäumt. An der südamerikanischen Pacificküste sind es die chilenischen und peruanischen Vulkane, die sich über fast 20 Breitengrade erstrecken. Die Reihe schließt nordwärts an die äquatoriale an, die auf einer Ausdehnung von 180 Kilometern eine Doppelreihe der mächtigsten Vulkane der Erde aufweist. Ebenso bedeutend ist die große Vulkanreihe, die sich vom Isthmus von Panama durch Mittelamerika und Mexiko bis zur Sierra Nevada verfolgen läßt und an der pacifischen Küste am dichtesten ist. In Mexiko selbst ist die Reihenfolge der Kegel nicht mehr so dicht wie in den vorher erwähnten Gebieten. Ueber San Francisco hinaus folgt eine Reihe stattlicher, aber erloschener Vulkane, dann wieder einige thätige jenseits des Columbiaflusses, von denen der Mount Hood mit 5800 Metern Höhe zu den gewaltigsten vulkanischen Bergen der Erde zählt. Die Spur der Reihenvulkane läßt sich bis Alaska verfolgen, wo die letzten großen Ausbrüche im Oktober 1883 stattfanden, die in ihrem Verlauf und in ihren Wirkungen lebhaft an die wenige Monate vorher in der Sundastraße stattgehabte Katastrophe erinnerten. Die westliche Fortsetzung der Vulkankette von Alaska wird durch die noch viel bedeutendere Reihe der Aleuten gebildet, die 48 thätige Vulkane aufweist.

Ein hervorragendes vulkanisches Gebiet bilden die Inseln von Westindien, im besonderen die Kleinen Antillen: Martinique, Guadeloupe, Dominica, Sta. Lucia und St. Vincent. Alle westindischen Inseln steigen von einem sehr seichten Meeresboden auf, denn das Karaibische Meer ist ein vulkanisches Becken. Die Antillen, die gewissermaßen eine Brücke zwischen den beiden Festlandsmassen Amerikas bilden, haben sich schon vor langer Zeit vom Kontinente losgelöst und gehören sonach zu den sogenannten „alten Inseln". Die kleineren Eilande sind durchweg vulkanisch. Die Insel Trinidad besitzt überdies eine Merkwürdigkeit, die gleichfalls zu den vulkanischen Phänomenen dieser Gruppe zu zählen ist: einen Pechsee, dessen Oberfläche so hart ist, daß man ohne Gefahr über ihn hinwegschreiten kann. Gesäumt wird dieser See von einer Unzahl kleiner Krater, in denen der Asphalt in flüssigem Zustande auftritt. Die letzten großen Vulkanausbrüche auf



Der Mont Pelée vor und nach dem Ausbruch



Der Mont Pelée vor dem Ausbruch

den Antillen fallen zum Teil in das 18. Jahrhundert, so die furchtbare Katastrophe auf Guadeloupe im Jahre 1797. Der Mont Pelée auf Martinique, der am 8. Mai d. J. binnen einiger Minuten ganz St. Pierre mit seinen 30000 Menschen unter einem Stein-, Lava- und Aschenregen begrub und alles Lebende durch giftige Gase erstickte, gab die letzten Beweise seiner Thätigkeit im Jahre 1851. Seitdem galt er für erloschen. Aber solche Annahmen sind immer trügerisch, namentlich wenn ein solch scheinbar schlummernder Unhold einer Vulkanreihe angehört. Beweis dessen, daß auch diesmal sich der vulkanische Ausbruch nicht auf den Mont Pelée beschränkte. Auch der Kegel von St. Vincent kam in Thätigkeit und vernichtete mehrere hundert Menschenleben, während die von ihm ausgestoßenen Aschenmassen bis zu der 200 Kilometer entfernten Insel Barbados getragen wurden.

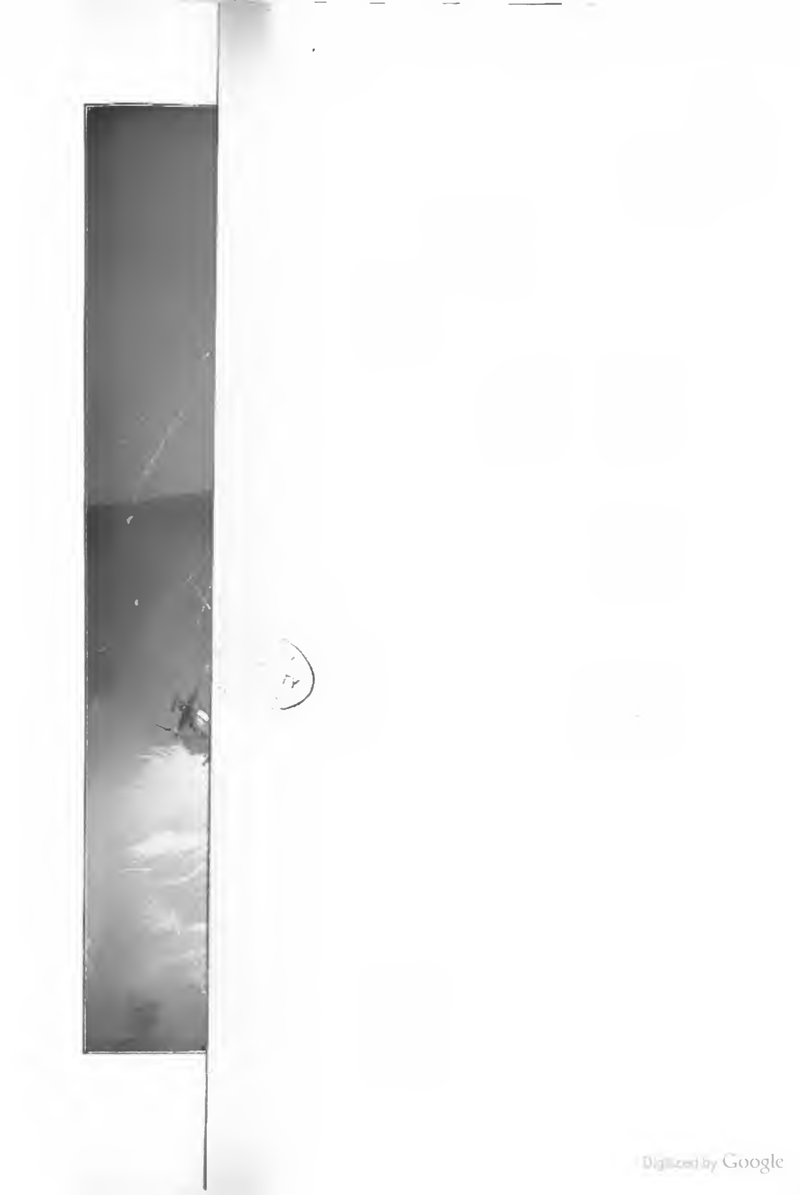


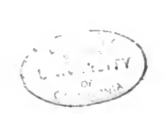
Kreolin von Martinique

Wie bei allen großartigen Ereignissen dieser Art, trat auch bei Martinique das Meer als mitverheerender Faktor in Thätigkeit. Heftige vulkanische Vorgänge an den Küsten verursachen nämlich eine Gleichgewichtsstörung im Zustande des Meeres. Diese Störung äußert sich in der Regel zuerst in einer kurzen, raschen Emporhebung der Fluten an der Küste, gleichzeitig oder unmittelbar nach dem Stoße. Ihm folgen heftige Oscillationen des Meeresspiegels und mächtige Flutwellen, die sich mit ungeheurer Geschwindigkeit fortbewegen. So bewegte sich die Erdbebenflut gelegentlich der Katastrophe von Arica in Peru am 13. August 1868 in den nächsten drei Tagen mit einer Geschwindigkeit von 200 bis 400 Seemeilen in der Stunde (je nach der Tiefe des Meeres) über den ganzen pacifischen Ozean, so daß sie noch an den Küsten von Neuseeland, Australien und Japan fühlbar war. Diese Erscheinung tritt in verschiedener Weise auf: entweder flutet das Meer von der Küste weg, oder es bricht über letztere herein, oder es dringt ebenso heftig gegen die Küste vor, wie sie (von demselben Stoßpunkte aus) in die offene See abflutet. Am großartigsten zeigte sich die letztere Erscheinung während des Erdbebens von Lissabon am 1. November 1755. Die größte Woge, die damals die Stadt überflutete, maß etwa 20 Meter. Gelegentlich des Erdbebens von Callao am 28. Oktober 1746 wurde eine noch größere Höhe erreicht: 26 Meter. Die Flutwelle, die am 2. April 1868 den Ort Punalua auf Hawai vernichtete, stürzte 16 Meter hoch über das Ufer. Als sie zurückfloß, war von dem Orte nichts mehr zu sehen. Ein mächtiger Schlund öffnete sich, auf dessen Grunde Lava, Schlamm, Bäume und Felsen zum Meer trieben. Die Welle kehrte ungefähr zwanzigmal wieder, ehe das Meer den alten Gleichgewichtszustand erlangte. Nach fünf Stunden traf diese Flutwelle an der 600 geographische Meilen entfernten Küste von Kalifornien ein. Sie hatte sonach ungefähr 120 geographische Meilen in der Stunde oder 250 Meter in der Sekunde zurückgelegt. Als am 13. August 1868 die vorher erwähnte Katastrophe an der peruanischen Küste (Arica) sich zutrug, warf die Flutwelle Schiffe, die vor Anker



Kingstown mit dem Vulkan Soufrière







Die Stadt Fort de France auf Martinique (Text S. 318)

lagen, 1000 Meter weit ins Land. In Arica hob sich die Flutwelle fünfmal empor, und es hätten wenige Fuß genügt, um die ganze Oberstadt wegzuspülen. Gelegentlich der Katastrophe von Krakatau türmten sich die Wassermassen in dem engsten Teile der Sundastraße bis 40 Meter auf. Die durch die Eruption verursachte Flutwelle wurde an allen Küsten des Indischen Ozeans, an vielen Punkten des Großen Ozeans und selbst noch im Antlantischen Ozean verspürt.

Eine andre Begleiterscheinung solcher Katastrophen ist der Aschenregen, oft mit heißen Dämpfen vermischt, wodurch sich der verderbliche Schlammregen bildet. Es wurde bereits erwähnt, daß der diesmalige Ausbruch der „Soufrière“ auf der Antilleninsel St. Vincent seine Aschenmassen bis zu der 200 Kilometer entfernten Insel Barbados trug und hier Straßen, Bäume und Kulturen mit einer dichten Schicht bedeckte. Aehnliche Aschenmassen verbreiteten die Ausbrüche des Mont Pelée über Martinique und die benachbarten Eilande. Bei Krakatau war das Meer meilenweit fußtief mit Bimssteinmassen bedeckt, und auf Deck eines holländischen Passagierdampfers, der zur Zeit der Katastrophe eben vorbeifuhr, watete die Mannschaft bis zu den Knieen in vulkanischer Asche. Bekanntlich mußten die vor St. Pierre ankernden Schiffe schleunigst die See aufsuchen, weil die Mannschaften der Erstickungsgefahr ausgesetzt waren. Auch wurde eine Anzahl von ihnen durch den niedersausenden Steinregen getötet. Welche Verheerungen die Vulkane — die man ganz unberechtigterweise als „Sicherheitsventile der Erde“ bezeichnet hat — mit ihren Auswürfen herbeiführen, ersieht man an der Hand einiger Ziffern. So wird z. B. die Lavamasse, die der Aetna im Jahre 1855 auswarf, auf 30 Millionen Kubikmeter geschätzt. Das ist übrigens eine verhältnismäßig geringe Masse gegenüber den Auswürfen der Vulkane auf Island und auf den Sandwichinseln. Am 11. Juni 1783 ergoß der Skaptar Jökul einen glühenden Strom, der das Thal des Skaptarflusses, das zwischen Felsen durchschnittlich 160 Meter tief eingeschnitten ist, bis zum Ueberfließen ausfüllte. In der Ebene breitete sich die glühende Masse in Flächen von 30 Metern Dicke und 15 bis 20 Kilometern Breite aus, bei einer Gesamtlänge von 80 Kilometern. Der Vesuv schleuderte im Jahre 1799 Felstrümmer bis zur Höhe von 3000 Metern empor. Bei dem gewaltigen Ausbruche des Coseguina in Mittelamerika im Jahre 1835 wurde der Regen von Asche und Bimsstein bis auf Entfernungen von 1500 Kilometern geworfen! Gelegentlich der Eruption des Mauna Loa auf Hawaï, 27. März 1868, erhob sich der aus dem Krater aufsteigende Dampf bis zu einer Höhe von fast 7000 Metern, während der ausbrechende Schlamm eine 25 Kilometer lange und 8 Kilometer breite Fläche bedeckte und die gegen die See vorgerückte Lavamasse ein 200 Meter langes Vorgebirge bildete, um das das Meer aufkochte.

Das alles beweist, daß die Katastrophe von Martinique zwar eine der furchtbarsten der letzten fünfzig Jahre ist und vornehmlich durch die große Zahl der hierbei zu Grunde gegangenen Menschenleben die Einbildungskraft mächtig beeinflußt, daß aber die Zahl ähnlicher Ereignisse und die damit verknüpften furchtbaren Verheerungen innerhalb eines relativ beschränkten Zeitabschnittes durchaus nicht so spärlich gesät sind, als man so obenhin annehmen möchte. Ueberhaupt ist Amerika das auserlesene Gebiet solcher Schauspiele der Naturgewalten. Für Chile sind folgende vulkanische Ereignisse (Erdbeben) denkwürdig geworden: das von 1570, in welchem Jahre Concepcion zerstört wurde, das von 1647, wo Santiago unterging, das von 1657, das abermals Concepcion traf und wobei über diese Stadt die See hereinbrach; die Erderschütterungen von 1688 und 1722, dann jene von 1730, die unter Mitwirkung des Meeres alle Küstenorte zwischen Coquimbo und Concepcion zerstörte. Im Jahre 1751 wurde Concepcion zum drittenmal zerstört, Chillan und Santiago gingen unter, und die Insel Juan Fernandez wurde von Flutwellen furchtbar überschwemmt. Andre Katastrophen fallen in die Jahre 1783, 1819, 1822 und 1829. Im Jahre 1835 wurde Concepcion zum viertenmal zerstört, 1837 Valdivia.

Peru verfügt über eine zu lange Reihe von Unglücksjahren, um sie alle anführen zu können. Fast in allen großen vulkanischen Katastrophen, die Peru trafen, war es immer die Hauptstadt, die am ärgsten heimgesucht wurde. Die bedeutendsten (1682 und 1746) hatten Lima und Callao, letzteres unter Mitwirkung des Meeres, fast vollständig vernichtet. Das furchtbare Ereignis von Arica endlich, das 1868 auf 40 Breitegrade in Chile und Peru (und darüber hinaus) die gräßlichsten Verheerungen anrichtete, ist der lebenden Generation noch halb und halb in Erinnerung. In Mittel-Amerika sind vornehmlich die Staaten Guatemala, Costarica und Nicaragua wiederholt von schweren Katastrophen heimgesucht worden. Für das Ereignis von St. Pierre ist es beachtenswert, daß am 18. April d. J. in den vorgenannten Ländern heftige Erderschütterungen stattfanden, die große Verheerungen anrichteten. Das war also das Vorspiel zu Martinique.

Alle diese Erinnerungen aber treten erklärlicherweise zurück vor dem aktuellen Geschehnis, das sich am Himmelfahrtstage dieses Jahres auf dem idyllischen Eilande zugetragen, dessen tropische Reize manche Feder in überschwenglichen Schilderungen gepriesen hat. Dem Fernstehenden freilich wäre das alles nicht so sehr zum Bewußtsein gekommen, wenn die Insel nicht zugleich der Schauplatz einer der reizendsten Idyllen wäre, die die Weltlitteratur kennt: Bernhardin de Saint-Pierres „Paul und Virginie“. Wo die Bananen standen, unter denen die verirrten Kinder rasteten, und der frische Born entquoll, der ihren Durst stillte, starrt nun die glühende Lava und decken Asche und Steine den triebkräftigen Boden. Die Palmen sind geknickt, die üppigen Lianen versengt, die betäubenden aromatischen Gerüche sind von giftigen Gasen verdrängt. Das ist das Ende eines blühenden Lebens, das kaum jemals wieder erwachen wird.

A. von Schweiger-Lerchenfeld

Warum scheuen die Pferde?

Die Thatsache, daß die Pferde scheuen, ist allgemein bekannt, und als Grund der merkwürdigen Erscheinung wird gewöhnlich Kopflosigkeit oder eine andre Charakterschwäche angenommen. Daß diese Erklärung nicht zutreffend ist, soll im nachstehenden dargethan werden.

Um das Verhalten der Tiere richtig zu verstehen, kommen folgende Gesichtspunkte in Betracht. Einmal besitzt das Tier noch gewisse Eigenschaften, die der Kulturmensch verloren hat, z. B. ein erstaunliches Ortsgedächtnis, sodann ist die Verteilung der Sinnesschärfe bei zahlreichen Tieren anders als beim Menschen, woran wir gewöhnlich nicht denken und deshalb zu ganz verkehrten Resultaten gelangen.

Es war schon lange bekannt, daß die Natur keinem Geschöpfe mehr mitgiebt, als zu seiner Existenz notwendig ist. Tiere mit Hörnern haben kein scharfes Gebiß, umgekehrt haben Raubtiere keine Hörner. Derselbe Satz gilt auch für die Sinne; Geschöpfe mit scharfen Augen haben keine feine Nase, wie feinnasige Tiere keine guten Augen haben. Daß der gutsehende Mensch nicht wittern kann, ist also kein Zufall; ebenso trifft man Geruchsstumpfheit bei Affen, Luchsen, Vögeln, Katzen u. s. w. Umgekehrt haben eine ausgezeichnete Nase: Pferde, Rinder, Hunde, Hirsche, Rehe, Hasen u. s. w. Die blöden Augen des letztgenannten Tieres waren ja schon lange bekannt, nur bei den andern Geschöpfen war es weniger aufgefallen. Halten wir uns nun vor Augen, daß das Pferd ein vorzügliches Ortsgedächtnis, aber nur ein schwaches Sehvermögen besitzt, so wird uns vieles verständlich. Beispielsweise schreibt der ausgezeichnete Pferdekenner und gerichtliche Sachverständige auf diesem Gebiete, Major Schönbeck, in seinem Reit-Abc folgendes: „In der Nacht pflegen die Pferde sehr sicher zu gehen. Man thut daher am besten, das Pferd zwar fest zwischen den Schenkeln, aber mit viel längeren Zügeln zu führen, und mit Bezug auf das Auffinden des richtigen Weges nach Hause darf sich der Reiter getrost seiner Führung überlassen.“ Weil ferner das Riechvermögen der Hauptsinn ist, so verstehen wir vollkommen, was Major Schönbeck über das Scheuen sagt: „Fürchtet sich das Pferd infolge ängstlichen Charakters oder aus Unbekanntschaft von Gegenständen, die dem Reiter unterwegs aufstoßen, so darf es nicht gestraft werden, da solche Strafe sich dem Pferde einprägt und die Furcht vor dem betreffenden Gegenstand damit vergrößert wird. Man muß im Gegenteil versuchen, dicht heranzukommen, indem man, den auswendigen Zügel und Schenkel gegenhaltend mit dem inneren, das Pferd heranzuführen sucht, dabei begütigend und kalmierend sprechend. Der Ernst hat sich dahin zu dokumentieren, daß man nicht eher weiterreitet, als bis das erreicht ist und das Pferd durch Beriechen des gefürchteten Gegenstandes sich von der Grundlosigkeit seiner Furcht überzeugt hat — worauf Streicheln und Loben erfolgt.“

Nun ist der Einwand naheliegend, daß das Pferd, wenn es so gut riechen könnte wie der Hund, auch zum Spüren der Fährten abrichtbar sein müßte. Selbstverständlich wäre das möglich, wenn es wie der Hund von Natur ein Raubtier wäre. Aber von einem Pflanzenfresser zu verlangen, daß er sich für eine Hasenspur erwärmt, ist doch unverständig. Der Rat, ein durchgehendes Pferd in die Nüstern zu fassen, weist auf deren Empfindlichkeit hin, wie ja auch bei den Hunden die Nase diese Eigentümlichkeit besitzt.

Für alle witternden Tiere ist die Windrichtung von der größten Wichtigkeit. Wie wir rückwärts nicht sehen können, so können die feinnasigen Geschöpfe nicht das unter dem Wind Befindliche wittern. So wird es verständlich, weshalb der Jäger so sehr auf die Windrichtung sein Augenmerk lenken muß. Es läßt sich hieraus erklären, daß wandernde Antilopen, ebenso Pferdeherden stets gegen den Wind laufen. Ein sie verfolgendes Raubtier kann sie schwer einholen, ohne zuvor durch das Gehör wahrgenommen zu werden. Ein vor ihnen befindliches kann sie nicht überraschen, da es vorher gewittert wird.

Daniel Schlatter, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Jahre bei den Tataren lebte, um dieses merkwürdige Reitervolk aus eigner Anschauung kennen zu lernen, berichtet gelegentlich, daß die halbwilden Pferde- und Rinderherden oftmals abhanden kämen, ihre Auffindung sei aber dadurch erleichtert, daß die Pferde stets gegen, die Rinder stets mit dem Winde zögen.

So einleuchtend die Eigenschaft der Rosse ist, so schwer verständlich ist im ersten Augenblick die der Rinder; denn auch diese sind feinnasig und sehen schlecht. Und doch ist eine Erklärung nicht schwer zu geben. An sich marschiert es sich, wie jeder weiß, viel bequemer mit als gegen den Wind. Zwar ist das Rind auch ein Pflanzenfresser, aber es ist im Gegensatz zu den Pferden und Antilopen kein „fliehender“, sondern ein wehrhafter Pflanzenfresser. Es braucht bloß daran erinnert zu werden, daß die wilden Büffel weder Tiger noch Bären scheuen. In Wißmanns Jagderlebnissen zeigt ein Bild einen starken Löwen, der vor einem anstürmenden Kafferbüffel Reißaus nimmt. Noch heute kann man beobachten, daß, wenn man mit einem großen Hunde über eine Wiese geht, auf der Rindvieh weidet, die Kühe sofort eine drohende Haltung annehmen. Das Pferd sucht sein Heil in der Flucht, das Rindvieh in der Verteidigung. Deshalb scheut das letztere nicht.

Die vielfach verbreitete Ansicht, daß die Pferde deshalb scheuen, weil sie alles größer sehen, kann schon aus dem Grunde nicht richtig sein, weil es Entfernungen, wie z. B. Breite des Grabens, Höhe der Barriere u. s. w. richtig abmißt, auch seinen Artgenossen sofort für seinesgleichen hält. Dagegen trifft es zu, daß es infolge der Stellung seiner Augen die Peitsche des Kutschers u. dergl. erkennen kann.

Nehmen wir einen beliebigen Fall des Scheuens an. Beispielsweise scheut das Pferd, falls der Reiter sich einem am Chausseerande liegenden Steinhaufen oder einem Baumstumpf nähert oder ein Rebhuhn auffliegt, ein Hund bellt u. s. w. Bei dem Steinhaufen und Baumstamme ist die Kurzsichtigkeit der Grund; das freilebende Pferd läuft nur gegen den Wind, wo es wissen würde, daß hier kein Unheil droht. Ich möchte die Behauptung aufstellen, daß bei einem ruhenden Gegenstande, dem sich das Pferd wie in der Wildnis langsam

unter dem Winde nähern kann, ein Scheuen nur ausnahmsweise erfolgt, wenigstens hat mir noch kein Beobachter ein einwandfreies Beispiel vom Gegenteil anführen können. Nur darf man dabei nicht außer acht lassen, daß das genaue Sehen schon einen gewissen Zeitraum erfordert, das genaue Riechen aber noch viel mehr. Neulich stand ich am Fenster und erblickte ein Eselsfuhrwerk. Ein in der Nähe befindlicher Dachshund hatte solch ein Grautier noch nicht erblickt, er kam ganz dicht heran und beroch es zweimal sehr gründlich, wie wenn wir einen neu Angekommenen nach allen Seiten umdrehen und ausrufen: „Mensch, laß dich einmal beschauen!" — Wie Menschen, die sich in der Angst befinden, mit ihrem Sehen irren können, dafür liefern die Gerichtsverhandlungen ergötzliche Beweise. Nur ein Beispiel statt vieler sei hier angeführt. Ein gefährlicher Verbrecher bedrohte die Gefängnisbeamten mit Niederstechen; letztere wollten vor dem Richter beschwören, daß er ein großes Messer in der Hand gehabt hätte. Es gelang dem Verbrecher jedoch der überzeugende Nachweis, daß er ihnen lediglich mit einem — Heringe gedroht hatte.

Bei dem Bellen des Hundes, dem Auffliegen des Rebhuhns wird das Scheuen dadurch begründet, daß das Pferd ein fliehender Pflanzenfresser ist. Pflanzen fliegen nicht in die Luft oder bellen nicht oder machen ähnliche Geräusche, wohl aber können diese von einem Raubtiere herrühren. Was soll das Roß da lange zögern? Würde es im Freien sich überzeugen, was in Wirklichkeit das Geräusch verursacht, so säße ihm schon der Tiger, der Leopard, der Wolf u. s. w. an der Kehle, also ist die Flucht das einzig Vernünftige. Daraus erklärt sich in der einfachsten Weise, weshalb das Pferd nicht nur scheut, sondern auch durchzugehen sich bemüht.

Umgekehrt läuft der Hund als früheres Raubtier jedem Beweglichen nach. Denn wo Bewegliches ist, da vermutet er mit Recht etwas Lebendiges, das möglicherweise etwas Erwünschtes für den Magen ist. Deshalb bellt er das rollende Rad an, verfolgt er in der Jugend Schneeflocken und flimmernde Sonnenstrahlen. Die Katze ist zwar auch ein Raubtier, aber ein Schleichtier, das durch Beschleichen sein Opfer erhascht, es nicht durch Ausdauer im Rennen, wie der Hund thut, einzuholen sucht. So gut sie klettert, so kann sie doch nur auf kurze Entfernung durch gewaltige Sprünge ihre Beute einholen, mit ihrem Laufen ist es nicht weit her.

Daß ein Pferd, wenn es ein Raubtier wittert, am besten thut, wenn es flieht, bedarf wohl keiner langen Auseinandersetzung.

Im Urzustand flieht das Pferd zwar nicht immer, sondern der Hengst bekämpft z. B. einen einzelnen Wolf. Es ist jedoch eine alte Erfahrung, daß gewisse Umstände — z. B. Oberhaupt einer Herde zu sein, der Anlaß, die Jungen zu verteidigen — manche Tiere völlig verwandeln. Man vergleiche beispielsweise eine Glucke mit Küchlein mit einer gewöhnlichen Henne. Bei unsern Pferden kommen solche besonderen Anlässe selten vor. Uebrigens hat sie die Verwandlung in Haustiere nicht mutiger gemacht. Das Entnervende der Kultur erkennt man schon daran, daß zahlreiche Haustiere Hängeohren haben, die kein freilebendes Tier besitzt.

Nun verstehen wir auch, weshalb sich bei den Pferdeherden manchmal ein panischer Schrecken zeigt. Der Reisende Murray schildert einen solchen bei den verwilderten südamerikanischen Herden folgendermaßen: Einen gefährlichen Feind tragen die Herden in sich selbst. Zuweilen ergreift sie ein ungeheurer Schrecken. Hunderte und Tausende stürzen wie rasend dahin, lassen sich durch kein Hindernis aufhalten, rennen gegen Felsen oder zerschellen sich in Abgründen. Den Menschen, der zufällig Zeuge von solchem Ereignis wird, erfaßt ein Grausen; selbst der kalte Indianer fühlt sein sonst so mutiges Herz furchterfüllt. Ein Dröhnen, das immer größere Stärke erlangt und schließlich den Donner, das Brausen des Sturmes oder das Toben der Brandung übertönt, verkündet und begleitet den Vorüberzug der auf Sturmesfittichen dahinjagenden, angstergriffenen Pferde. Sie erscheinen plötzlich im Lager, stürzen sich zwischen den Feuern hindurch, über die Zelte und Wagen weg, erfüllen die Lasttiere mit tödlichem Schrecken und reißen sie mit fort in ihrem lebendigen Strom.

Ein großer Gelehrter sucht solche Vorgänge damit zu erklären, daß er meint, das Pferd besitze Phantasie, und daraus ergebe sich sein Verhalten. Bei aller Hochachtung, die ich vor diesem Gelehrten empfinde, muß ich doch behaupten, daß die Phantasie in diesem Falle auf seiner Seite zu suchen ist. Diese Angabe ist ebenso unbegründet wie das Erstaunen darüber, daß das durchgehende Pferd gegen Häuser und Bäume läuft und sich den Kopf einrennt.

Wenn ich mich in einem gefüllten Theater befinde und plötzlich der Schreckensruf: „Feuer!" ertönt, was mache ich dann? Da ich als einzelner gegen den Menschenstrom nichts vermag, so werde ich ebenfalls hinauszueilen suchen. Bin ich denn nun ein Thor gewesen, falls sich herausstellt, daß die Furcht ganz unbegründet gewesen ist? Gewiß nicht! Das Pferd lebt in der Wildnis herdenweise. Hat eines von ihnen ein Raubtier gemerkt, so stürzt es mit allen Zeichen des Schreckens davon. Die andern schließen sich ihm an — das ist das Vernünftigste, was sie thun können. Bei ihrer Kurzsichtigkeit und Aengstlichkeit kann diese allgemeine Flucht unbegründet sein, aber ein bißchen Laufen schadet ja nichts, ist im Gegenteil sehr gesund.

Aber ist das Rennen gegen Häuser und Bäume nicht der Gipfel der Thorheit? Wie ist das bei einem sonst so verständigen Tiere erklärlich? Nun, ich meine, die Beispiele ließen sich in Unmenge anführen, wo der Mensch ererbte Gewohnheiten dahin verpflanzt, wohin sie nicht passen. Haben nicht europäische Kolonialbeamte schwarze Verbrecher ins Gefängnis gesteckt, bis sie sich überzeugten, diese fühlen sich sehr wohl dort, wenn sie nur zu essen bekommen und nicht zu arbeiten brauchen? Das Pferd ist — und das ist der letzte Grund — ein Tier der Ebene. Schon Telemachos will keine Rosse als Geschenk haben, weil das felsige Ithaka sich zur Rossezucht nicht eignet. In den endlosen Ebenen Arabiens, Innerasiens, Rußlands, Ungarns u. s. w. giebt es fast nirgends Bäume, Häuser, Abgründe, durch die die wild fliehende Pferdeherde geschädigt werden kann. Auch der so kluge Hund begeht heute noch ererbte Handlungen, die ganz zwecklos sind. Noch heute dreht er sich um, ehe er sich hinlegt, als müßte er, wie sein Urahn, das Gras niederdrücken, ehe er liegen kann. Noch heute verscharrt er, wie die Katze, seine Exkremente, was in der Wildnis sehr verständig war, denn das feinnasige Wild konnte sie sonst wittern, daraus die Anwesenheit seiner Feinde erraten, was naturgemäß ein sofortiges Verlassen der Gegend zur Folge gehabt hätte.



Wildpferde im Zoologischen Garten zu Berlin

Nach der Natur gezeichnet von Alfred Weczerzick (Text S. 368)

Können wir uns da wundern, daß das Pferd seine in der Freiheit einzig verständige Handlungsweise, das Fliehen um jeden Preis, beibehalten hat?

Bei der Schnelligkeit des Pferdes hat das Fliehen einen Zweck. Kamele, Maultiere u. s. w., bei denen die Sache ähnlich liegt, wissen sehr wohl, wie selten ihr Laufen ihnen nutzt, und deshalb werfen sie sich beim Ueberfall durch ein behendes Raubtier stöhnend zur Erde. Uebrigens neigen Maultiere auch zum Durchgehen, wie besonders die Erfahrungen des Krieges der Engländer gegen die Buren bewiesen haben.

Die Gründe, weshalb das Pferd scheut und demzufolge manchmal durchgeht, sind also folgende: weil es kurzsichtig ist, weil es ein Pflanzenfresser ist, weil sein Heil in der Flucht liegt, weil es ein Tier der Ebene ist. Uebrigens soll mit Kurzsichtigkeit lediglich das schlechte Sehen des Pferdes bezeichnet werden, ohne daß behauptet werden soll, daß dieses mit der Kurzsichtigkeit des menschlichen Auges identisch ist.

Im Einzelfalle kommt es natürlich auf individuelle Aengstlichkeit, auf Gewöhnung u. dergl. an. Junge Tiere scheuen eher als alte; ein Berliner Droschkengaul läßt sich durch die rasselnde Stadtbahnlokomotive über seinem Haupte nicht aus der Ruhe bringen u. s. w.

Das Scheuen hat also seine Wurzel in der Urnatur des Pferdes. Weil es ursprünglich Herdentier war, so rührt daher eine andre Unart, die dem Reiter höchst fatal ist, das sogenannte „Kleben", d. h. das Nichtfortwollen von andern Pferden. Uebrigens erklärt sich aus demselben Grunde, weshalb ein Pferd im Zweigespann weit mehr erträgt denn als Einspänner.

Th. Zell

Dômbadu

Indische Gauklerskizze

von

M. von Ekensteen

Hohe Bambusgebüsche und unabsehbare Bananenfelder dehnen sich zwischen dichten Urwaldungen, und das rauschende, riesige Schilf der Dschungeln wogt im glühenden Strahl der sengenden bengalischen Sonne. Hier und dort spielen nackte Kinder vor den niederen, mit Stroh und Palmblättern bedeckten Hütten, und die hohen Kokospalmen senden Schattenstreifen herab. Hindus mit farblosen Lendentüchern beackern die Felder, Büffel und Zebus ziehen den räderlosen Pflug, hoch über Tümpeln und dunkeln Weihern kreisen kreischend breitgeflügelte Adler.

Langsam zieht mit Eselgefährten eine wandernde Gauklertruppe Kalkutta zu. Kâràtnam ist der Zauberer und Besitzer der kleinen Akrobaten- und Seiltänzerbande; ihm gehören die Karren, die Esel und alle Musikinstrumente und Kostbarkeiten; er zahlt seine Leute gut, aber sie fürchten ihn, denn er ist schlau wie eine Schlange, und seinem scharfen Blick entgeht nicht leicht etwas.

Seine Truppe hat er sich aus vagabundierenden Dschungel-Gudscharatis*) und Eingeborenen aus Travancore zusammengestellt; ein echtes Zigeunervolk, ohne Heimat und Scholle, aber gewandt wie die Meerkatzen. Ihre geschickten und oft waghalsigen Tricks füllen Kâràtnams Kasse, aber den Hauptanziehungspunkt der Schaustellungen bildet doch der Zauberer selber, wenn er die schöne Mannasata vor den Augen des Publikums verschwinden läßt, um sie dann mit einem lauten: „Dômbadu" plötzlich als reichgeschmückte Bajadere wieder hervorzuzaubern.

Mannasata ist ein zierliches, zartes Geschöpf mit braunglänzender Haut, wie die schwellenden Knospen der wilden Kastanie, und großen, sehnenden Augen mit feuchtschimmernden, blauschwarzen Pupillen, Augen, die suchend und voll Sehnsucht um sich blicken und die sich furchtsam vor dem Zauberstabe des hageren Mannes senken, dem sie gehorchen muß wie die flaumige Feder seinem blasenden Atemzuge.

Ihre Glieder sind beweglich wie die Wurzelfasern der Banianen, die sich von den Zweigen zur Erde spinnen, und wenn Kâràtnam auf seiner Rohrflöte und der ausgehöhlten Wassermelone mit quietschenden Klängen auf dem kleinen Podium umherschreitet, dann wiegt sie das Köpfchen mit den riesigen Ohrgehängen, die ihr bis tief auf die Schultern fallen, hebt sich auf den Fußspitzen und sucht mit den Augen in der Menge und neigt und biegt den Körper wie eine Lotosblume im Morgenwinde.

Kâràtnam berührt sie mit seinem Zauberstabe; da kriecht sie wie eine schleichende Zibethkatze in einen winzigen, strohgeflochtenen Korb; sie muß sich winden wie ein Wurm, und die Zuschauer flüstern sich leise zu: „Alle Knochen hat ihr der Zauberer zu Sehnen gewandelt."

Aller Augen ruhen auf dem Geflecht, das Kâràtnam fest mit einem Deckel verschließt und mitten auf das Podium stellt; dann schließt er die Augen, zieht Kreise in der Luft und zählt mit immer lauter werdender Stimme von eins bis zehn: „ônnu, rênntu, mûnnu, nâlu." Wie er „andji" sagt, öffnet er den Korbdeckel und zeigt dem Publikum die kleine, zusammengeringelte Mannasata; dann beginnt seine Wanderung von neuem; bei „aru" durchsticht er wie in Raserei mit einem Schwert das Geflecht; bei „jâlu" springt er mit beiden Füßen darauf. Das ruft ein Grausen bei der Menge hervor: die Kleine muß zu Brei zermalmt sein! Aber Kâràtnam lächelt, und wie einen leichten Ball wirft er den Korb in die Luft, öffnet den Deckel und zeigt, daß die schöne Mannasata verschwunden ist. Gudscharatis führen in Federkleidern den Hühnertanz auf, die Trommel wird geschlagen, die Holzklappern rasseln, und der Zauberer zieht seine letzten Kreise. Jetzt ruft er laut und gebieterisch: „Dômbadu!", und aus dem Korbe springt Mannasata im malerischen Bajaderengewand, Glöckchen an den silbernen Knöchelreifen, den helmartigen Kopfschmuck mit

---

*) Leute von der Halbinsel Gudscharat in der Präsidentschaft Bombay.

Perlen, Muscheln und Steinen verziert. Sie wiegt sich tanzend, daß die Mangoblüten an ihrem Busen zittern, ihre feinen Hände greifen in die Luft, als hasche sie nach Sternen, und die Menge jauchzt!

Es gab eine Zeit, da lachte Manyasata die Zuschauer an, da leuchtete ihr Auge wie Sprühfeuer, und wiegender, wogender war ihr Bajaderentanz. Karâtnam hat mit seinem Schlangenblick schnell erspäht, warum die kleine Waise von Nilghiri-Hills, die er sich mit viel Geduld zum Haupttrick herangebildet hat, so lachende Augen hat und sich so kokett im Tanze bewegt! Seit einigen Monaten hat er einen jungen Tamilen angeworben, dem ein schlauer Jongleur mit dem Eselgespann und allen Habseligkeiten durchgegangen war, als er krank in einer Hütte lag, sich von einem Sturz zu erholen, den er bei seinen Produktionen auf hoher Bambusstange erlitten hatte. Shêklamia war zweifellos der schönste Mann aus Karâtnams Truppe; sehnig und gelenkig, die Haut lichtbraun getönt, den Kopf voll krauser, schwarzer Haare, und Zähne so schimmernd weiß wie Perlmutterketten.

Wenn er seine Kunststücke machte, sah ihm das Mädchen mit schnellerem Herzschlag zu; wenn er von den schwankenden Bambusstangen gewandt wie ein Affe herunterglitt, dann atmete sie auf; und wenn sie beim Tanze mit den Knöchelreifen klirrte, dann stand er mit gekreuzten Armen, und seine Augen hingen an ihrer Schönheit, und seine Blicke weckten das Lachen und das Glück in ihr.

Saß die Gesellschaft beisammen beim steifen Reisbrei mit Hammelwürfeln und Paprika, dann streute das Mädchen ihm die größte Portion Maledivfischpulver auf die Speise, und sie redeten mit den Augen die stumme Sprache der Liebe.

Das alles hat Karâtnam beobachtet. Eine Angst hat ihn erfaßt: wie, wenn das Mädchen sich mit dem verwegenen Burschen verständigte, wenn sie ihm seinen Haupttrick verriete?! Nein, nein, das darf nicht sein, er muß Shêklamia kündigen, koste es, was es wolle!

Eines Tages sagt er ihm unter vier Augen:

„Ich bin des Herumziehens müde und möchte meine Truppe auflösen; ich will in Kalkutta bleiben; wenn dir gerade daran liegen sollte, schneller hinzukommen, zahle ich dir gleich den ausbedungenen Lohn aus.“

Shêklamia sieht schlau von der Seite den geriebenen Zigeuner an: „Mir gilt es gleich! Ich finde überall Reis und Stockfisch.“

Der Alte lächelt; so leicht hat er sich die Sache nicht gedacht. „So laß uns gleich das Geschäft abmachen,“ sagt er.

‚Eilt es so?‘ denkt der junge Bursche und zwinkert mit den Augen, denn er weiß, warum Karâtnam so drängt. Manyasata hat ihm in einer lauen Nacht unter Arekapalmen erzählt, wie ihn der Alte haßt, wie er fürchtet für sein Geheimnis. „Vielleicht fürchtet er noch andres?“ hat flammenden Auges Shêklamia geflüstert.

„Ich glaube, er ist eifersüchtig auf dich!“

Seit jener Nacht flüstern sie von Liebe, so oft Karâtnam mit lautem Schnarchen verrät, daß ihre Stunde des Glückes angebrochen ist, und ein Gefühl der Sicherheit bahnt dem Stolz den Weg in seine Brust. Was hilft dem Zauberer sein Geheimnis, da er es jetzt auch kennt, was nützt dem Head-man sein Geld und seine Schlauheit! Er weiß alle seine Pläne, den Weg, den er zieht; alles hat ihm in schweigenden Nächten beim Rauschen des Schilfes seine braune Bajadere erzählt.

Darum überrascht ihn die Kündigung nicht, darum steckt er ohne Feilschen den Lohn ein, den ihm Karâtnam aufzählt, und wie der Alte, etwas mißtrauisch geworden, fragt: „So freudig schlägst du ein?“ da sagt er achselzuckend:

„Mir gilt es gleich, mit wem ich ziehe, wenn nur einmal mein Weg nach Gangotri oder Puri*) führt, wenn ich nur einmal in den heiligen Gangawellen baden kann! Ich frage auch nichts danach, ob ich auf dem Bambus meine Kunst produziere oder Flechtarbeit mache und Muscheln aneinanderreihe, wenn mich die Arbeit nur ernährt!“

Bei der nächsten Rast schnürt er sein schmales Bündel und nimmt dann Abschied von den Kollegen, mit denen er kaum ein halbes Jahr umhergezogen ist. Wie er Manyasata die Hand reicht, sieht er ihr fest in die Augen; sie versteht seinen Blick, und sie pressen einander die Hände; beide fühlen es: „Das gilt für einen Schwur.“

Seitdem, wo auch Karâtnam mit seiner Truppe rastet, eilt suchend und sehnend Manyasatas Auge durch die Reihen der Zuschauer: hat Shêklamia sie und sein Wort vergessen? Lange Wochen ist's her, daß er Abschied genommen hat, — versprach er nicht, heimlich wiederzukommen?

Sie haben Kalkutta verlassen, und sie hat kein Verständnis gehabt für die bewundernden Blicke der schönen Bengalen, die so stolz im Lendentuch und der malerischen, leuchtenden Toga aussahen; gleichgültig hat sie über das Schloß und die schönen Bungalos hingesehen, und durch die Wunderpracht des botanischen Gartens ist sie unter rauschenden Palmen und riesigen Orchideen wie im Traum gewandelt; ihr ganzes Sinnen und Denken ist bei Shêklamia, und sie lauscht auf das verabredete Zeichen, den hohlen Lockruf des Sarikavogels, den er so täuschend nachzuahmen versteht, und der ihr bedeuten soll: „Die Zeit ist gekommen, mache dich bereit.“

Jetzt rasten sie nahe Barassat in einem kleinen, schmutzigen Neste, wo sich die sengende Hitze mit dem indischen Staub mischt. Die Vorstellungen sollen auf einem freien Platz zwischen den niederen Hütten stattfinden; das Podium steht bereit, mit der Rückwand an den großen Wagen angelehnt; mit Flechtwerk und bunten Decken ist der Hintergrund geschmückt, und das ganze Dorf hat sich zur Schaustellung eingefunden.

Die Gudscharatis produzieren sich auf den hohen Bambusstangen, andre gehen vor dem Publikum umher und preisen unter kräftigen Schlägen auf den nackten Oberarm ihre Muskelkraft, einige bitten in wohlgesetzten Reden, den Lohn bereit zu halten und ihn nicht zu knapp zu bemessen, und die übrigen Mitglieder der Truppe, Jongleure und Seiltänzer, Frauen, Männer und Kinder begleiten alles mit rasselnder, klappernder und quietschender Musik auf den primitivsten Instrumenten, die von der Trommel laut übertönt wird.

Mitten in all den Lärm tönt ein langgezogener, hohler Pfiff, wie der Lockruf eines Vogels; niemand achtet darauf, nur Manyasata fährt zusammen, und mit flimmernden Augen starrt sie nach der Stelle, wo sich jetzt leiser und schmeichelnder der Lockruf wiederholt. Ein Mann geht langsam und

*) Walfahrtsorte der Inder.

unauffällig um die Hütten herum und verliert sich hinter den Wagen der Gauklertruppe.

Ein Zittern hat das braune Hindumädchen erfaßt; ihr Herz pocht zum Zerspringen.

Jetzt kündet Kârâtnam seinen Trick an: „Die schöne Mannasata wird durch Zauberspruch verschwinden und durch Zaubermacht wieder erscheinen, wenn ich ‚Dômbadu!‘ rufe.“

Die Menge lauscht und schaut in erwartungsvollem Schweigen.

Leichtfüßig wie ein Vogel springt Mannasata auf das Podium; ihre Augen sprühen, und Kârâtnam denkt: ‚Nun hat die Kleine endlich wieder den jubelnden Ausdruck im Gesicht, der das Publikum begeistert!‘

„Onun,“ sagt er geheimnisvoll und schwingt den Zauberstab; das Mädchen schmiegt sich in das dehnbare Geflecht; rênntu, mûnnu, nâln, geht es fort unter beschwörenden Zeichen, und bei „Andji“ zeigt Kârâtnam der Menge das zusammengeringelte Mädchen.

All seine Sprüche, all seine Zeichen macht er, unter dem Grausen der Zuschauer durchsticht er das Geflecht mit dem scharfgeschliffenen Schwert, er tritt und springt auf dem Korb herum, der sich zusammendrückt wie eine Matte, dann ruft er wie ein Sieger: „Dômbadu!“

Einen Moment herrscht lautlose, erwartungsvolle Stille.

„Dômbadu!“ ruft Kârâtnam ein zweites Mal. Nichts regt sich.

Der Zauberer knirscht mit den Zähnen und stampft mit dem Fuße; laut schreit er: „Dômbadu, Dômbadu!“

Die Menge lacht; sie hält es für ein Zubehör des Tricks, aber allmählich dämmert ihr doch auf, daß nicht alles in Ordnung sei, und ein Murren erhebt sich. Kârâtnam läuft wie ein Rasender herum, er schleudert den Korb mit dem Fuß davon, und die Leute sehen eine kreisrunde Oeffnung, die unter das Podium führt. „Schwindel, Betrug!“ schreien sie und rücken und heben das Podium; Kârâtnam, die Künstler und das Publikum, alles schreit durcheinander nach Mannasata.

Hinter dem Podium, dessen Rückwand durch eine bewegliche Oeffnung mit dem großen Wagen der Gaukler verbunden ist, liegen die gestickten, bunten Bajaderenkleider unberührt, und der kostbare Kopfschmuck kollert auf den Boden, aber von dem Mädchen ist nirgends etwas zu sehen.

Und mitten in all dem Wirrwarr und Gejohle tönt das Fluchen und Schreien eines fremden Gudscharati, der, zufällig des Weges kommend, sich auch die Kunststücke angesehen hat, weil er vielleicht einen neuen Trick absehen konnte. Er tobt wie ein Besessener; sein Eselsfuhrwerk, das er am Wege stehen ließ, ist verschwunden, mit seiner Gauklerware und seinem Proviant.

Und während im Dorf sich alles balgt und rauft, daß der Staub in dicken Wolken aufwirbelt, eilt ein kleiner, mit einem Esel bespannter Karren, in dem zwei junge Leute eng aneinander geschmiegt sitzen, auf einem schmalen Wege nordwärts. Der Esel läuft so flink, als ob es einen Wettlauf gelte, und wenn der junge Mann im Karren ermunternd mit der Zunge schnalzt, dann bewegt das Tier langsam die langen Ohren und zieht die Oberlippe hoch, ganz so, als lache es vor Vergnügen; und wenn der Mann ruft: „Palanêe, erkennst du mich?“ dann schreit der Esel laut und fröhlich: „I—aaah, I—aaaah!“

„Wie hab' ich mich nach dir gesehnt!“ sagt das schlanke, zierliche Geschöpfchen, das neben dem Manne im Fuhrwerk sitzt.

„Mannasata, meine Silbermuschel, mein Goldstern!“ sagt Shêklamia. „Ich ließ dich freilich lang warten, aber — ich war dem Halunken auf der Fährte, der mir meinen Karren und Palanêe gestohlen hatte. Nun haben wir doch gleich unser Heiratsgut bei uns, und den Trick nützen wir nun selber aus; jetzt zähle ich bis Dômbadu!“

„Und wenn sie uns verfolgen?“ fragt bang Mannasata.

„Sei ruhig, meine Perle!“ lacht Shêklamia. „Die suchen uns überall eher als auf der Straße, die Kârâtnam dir als sein Reiseziel angab, und dann: der Wagen und der Esel sind mein!“

„Und ich erst recht!“ haucht das Mädchen; und ihnen zur Seite raunt das riesige Schilfrohr und rauschen die alten Palmen.

Aus dem Reiche der Sterne

Wie schon früher dargelegt worden, sendet die Sonne ununterbrochen eine alle Vorstellung überbietende Wärmemenge in den Weltraum, und sie muß daher an Wärme verlieren, wenn ihr nicht von irgend einer Seite Ersatz für den fortwährenden Verlust zu teil wird. Man hat sich lange vergeblich bemüht, die Quelle dieses Ersatzes ausfindig zu machen, bis es endlich dem berühmten Forscher Helmholtz gelang, sie aufzufinden. Hiernach wird der Ersatz der ausgestrahlten Sonnenwärme durch die Zusammenziehung des Gasballes selbst geleistet, der die Sonne bildet. Durch die Verdichtung dieser Sonnenmaterie entsteht neue Wärme, so daß ein Ausgleich stattfindet, durch den die Sonnentemperatur auf ihrer Höhe erhalten wird. Dieser Zustand ist nun von sehr langer, aber keineswegs von ewiger Dauer. In sehr entlegener Vorzeit, vor vielen Millionen Jahren, strahlte die Sonne mehr Wärme aus als gegenwärtig, und durch die infolgedessen stattfindende Zusammenziehung ihrer glühenden Gasmassen erhöhte sich damals sogar noch ihre Temperatur. Wie viele Hunderttausende von Jahren hindurch dies gedauert haben mag, ist unbekannt; jedenfalls aber begann von einem gewissen Zeitpunkte an die Wärmeabnahme durch Strahlung die Zunahme durch Zusammenziehung zu kompensieren, so daß keine Zunahme der Sonnentemperatur mehr eintrat. Wiederum lange Zeit hindurch muß die Wärmeausstrahlung überwiegen, und dann beginnt das Sinken der Sonnenwärme, die Abnahme ihrer Temperatur und im Laufe von ferneren Millionen Jahren endlich die vollständige Erkaltung des Sonnenballs. In ihrem gegenwärtigen Zustand hat die Sonne den Höhepunkt ihrer Temperatur schon überschritten, sie ist vielleicht schon am Ende des zweiten Stadiums

angelangt, aber noch wird ihr Wärmeverlust durch Zusammenziehung fast völlig gedeckt, da in den letzten beiden Jahrtausenden keine Abnahme der Sonnenwärme sich für uns bemerkbar gemacht hat.

Wie viele Jahre die Sonne überhaupt schon Wärme aussendet, d. h. leuchtet, ist nicht mit Genauigkeit anzugeben, doch kann man eine obere Grenze dafür ermitteln. Nach den Untersuchungen des berühmten Physikers Lord Kelvin darf man als gewiß annehmen, daß die Sonne als leuchtender Fixstern nicht 500 Millionen Jahre alt ist, möglicherweise ist ihr Alter sogar geringer als 100 Millionen Jahre. Was die Zukunft anbelangt, so läßt sich nur im allgemeinen sagen, daß die Sonne sich auf dem absteigenden Aste befindet, d. h. daß sie nicht ebenso lange mehr leuchten wird, als sie bereits geleuchtet hat. Für mehrere Millionen Jahre aber wird ihre Wärme, also auch ihr Licht gewiß noch ausreichen, um auf der Erde Leben und Bewegung zu unterhalten. Wenn wir nun bedenken, daß die ganze beglaubigte Menschengeschichte kaum sechs Jahrtausende umfaßt, so hat die Menschheit noch einen schier unermeßlichen Zeitraum vor sich, ehe es ihr an Sonnenwärme fehlen wird. Sehr viel früher wird es hinieden an Steinkohlen fehlen, ja man kann annehmen, daß schon im nächsten Jahrhundert England den Mangel heimischer Kohlen schwer empfinden wird. Deutschland braucht noch keine Sorge zu haben; allein für viele tausend Jahre reicht die Steinkohle auf der Erde überhaupt nicht aus. Wenn alsdann nicht neue Hilfsquellen zur irdischen Wärmeerzeugung entdeckt sind, so müssen die Maschinen dereinst stille stehen, kein Eisenbahnzug wird mehr über die Schienen donnern, kein Dampfer die Fluten des Ozeans mehr durchschneiden.

Wie jeder Gebildete weiß, ist die Sonne ein Fixstern unter zahllosen andern, und daher erscheint es von hohem Interesse, auch über die Temperaturen der andern Fixsterne etwas zu erfahren. Wahrnehmbare Wärme senden uns diese wegen ihrer ungeheuren Entfernungen nicht zu, allein in der neuesten Zeit hat man in gewissen Eigenschaften des Spektrums des Sterns, also des Farbenbandes, in das das Sternlicht beim Durchgang durch Prismen auseinandergezogen wird, ein Mittel gefunden, auf die Temperaturen dieser Sterne zu schließen. Dadurch hat man gefunden, daß der glänzende Sirius eine weit höhere Temperatur besitzt als die Sonne, nämlich eine solche von fast 10000 Grad; der ebenfalls helle Stern Wega in der Leier ist auch noch um etwa 2000 Grad heißer als unsre Sonne. Diese beiden Sterne sind bläulichweiß, während die Sonne gelblichweiß ist. Die hellen Sterne Arktur, Aldebaran und Beteigeuze (im Orion) haben dagegen Temperaturen, die erheblich niedriger, zum Teil nur halb so hoch sind als die Sonnentemperatur. Bezeichnenderweise sind diese letzten drei Sterne von rötlicher Farbe, d. h. von dem Stadium höchster Weißglut schon herabgesunken. Mit der Zeit wird dies auch für unsre Sonne eintreten; ihr Licht muß im Laufe unzähliger Jahrtausende mehr und mehr von seiner Weiße verlieren, es wird rötlich und gewinnt nach und nach jenen düsterroten Schimmer, den man bei einigen Sternen beobachtet, und der als Anfang vom Ende der Leuchtkraft zu betrachten ist. Auch über das Verhältnis der Leuchtkraft der Sonne zu jener einiger Fixsterne hat man in jüngster Zeit wesentliche Aufschlüsse erlangt. Natürlich ist dies nur möglich bei solchen Fixsternen, deren Entfernung man ermitteln konnte. Würde unsre Sonne in die Entfernung des Sirius versetzt, oder könnte man sie aus dieser Entfernung betrachten, so würde sie 27mal weniger hell erscheinen als Sirius. Folglich ist Sirius an und für sich 27mal heller als unsre Sonne, d. h. wäre er an deren Stelle, so würde der Erde 27mal mehr Licht zu teil. Ein am südlichen Himmel stehender Stern, der den Namen Canopus führt, ist nach den jüngsten Ermittlungen sogar 900mal lichtstärker als die Sonne. Andrerseits giebt es aber auch Fixsterne, die an und für sich viel weniger hell sind. Wir dürfen daraus schließen, daß unsre Sonne in Bezug auf Temperatur und Leuchtkraft, wahrscheinlich auch in Hinsicht ihrer Größe, eine mittlere Stellung unter den Sternen einnimmt.

K.

Abseits vom Perron

(Mit neun Spezialaufnahmen von Wilhelm Müller in Bozen)

Fast 120 Jahre sind verflossen seit dem Tage, an dem James Watt bei den englischen Behörden eine Erfindung anmeldete, der der Gedanke zu Grunde lag, Lasten auf Schienen vermittelst einer sich selbst fortbewegenden Dampfmaschine weiterzubefördern. Der geniale Erfinder mochte damals wohl selbst nicht daran gedacht haben, daß er damit den ersten Impuls zu einer Institution gegeben habe, die — nachdem sie ihre ersten zaghaften Schritte unter den skeptischen und spöttischen Blicken der Menschheit gethan — einige Jahrzehnte später die Welt im Fluge erobern und dem neunzehnten Jahrhundert ihr ureigenstes Gepräge aufdrücken würde. Nur so ist es erklärlich, daß Watt, der damals in der Vollkraft seines Lebens stand, diesen Gedanken nicht weiter verfolgte und seine angemeldete Erfindung nirgends zur Ausführung brachte. Erst achtzehn Jahre später erbaute R. Trevithik im Verein mit dem Maschinenbauer Vivian die erste gebrauchsfähige Lokomotive. Aber auch diese Maschine mußte drei Jahre auf ihre Verwendung warten, und als sie endlich auf der Bahnstrecke Merthyr-Tydvill in Gebrauch genommen wurde, zeigte es sich, daß sie nur wenig mehr als ihr Eigengewicht fortzubewegen vermochte. Die Techniker schrieben diese geringe Leistungsfähigkeit dem Umstande zu, daß die Radreifen an den glatten Schienen zu wenig Reibung fänden; die Erfinder wandten darum ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit dem Zahnradsystem zu, und Trevithiks Lokomotive wurde als recht interessantes, aber ziemlich nutzloses Inventarstück außer Gebrauch gesetzt. Zu gleicher Zeit wie Trevithik hatte auch O. Evans in Philadelphia eine auf Schienen laufende Dampfmaschine erbaut; aber auch ihr war kein nennenswerter Erfolg beschieden. George Stephenson, dem es vorbehalten war, der Schöpfer der Dampfbahnen zu werden, hatte schon 1814 einige brauchbare Lokomotiven erbaut, und im Jahre 1825 eröffnete die Eisenbahn Stockton-

Darlington als erste Lokomotivbahn der Erde ihren Verkehr. Die Sache fand aber wenig Anklang, zumal die Eisenbahn Stockton-Darlington nicht in der Lage war, hinsichtlich der Geschwindigkeit mit guten Pferden zu konkurrieren. Erst als sich Stephenson entschloß, an einem von dem Direktorium der Manchester-Liverpooler Bahn ausgeschriebenen Wettbewerb teilzunehmen und bei den vom 6. bis 12. Oktober bei Rainhill abgehaltenen Probefahrten mit seiner Maschine „Rocket“ auf dem Plan erschien — die ihr fünffaches Eigengewicht mit einer Maximalgeschwindigkeit von 22 Kilometern in der Stunde fortzuschaffen vermochte, mit einem mit 30 Personen besetzten Wagen aber 40 Kilometer und endlich unbelastet gar 47 Kilometer in der Stunde durchlief — erst da begann die Welt an die Leistungsfähigkeit der Lokomotive zu glauben. Die „iron horses“ (so nannte man damals die Lokomotiven) stiegen rapid im Ansehen; Stephenson gewann den von der Bahnverwaltung ausgesetzten Preis von 500 Pfund Sterling; seine Erfindung jedoch begann ihren Siegeszug durch die Welt, der bis zur Stunde noch nicht abgeschlossen erscheint.



Auf der Drehscheibe

Deutschland erbaute seine erste Dampfbahn — die Linie Fürth-Nürnberg — im Jahre 1835; Oesterreich folgte drei Jahre später mit der Strecke Wien-Wagram.

Schon im Jahre 1840 war in Deutschland eine Strecke von 548 Kilometern, in Oesterreich eine solche von 144 Kilometern im Betriebe. Europa hatte damals ein Gesamteisenbahnnetz von 2925 Kilometern, Amerika gar schon ein solches von 4754 Kilometern.

Im Jahre 1853 wurde die erste Eisenbahn in Asien (Britisch-Ostindien) eröffnet; ein Jahr später folgte Australien (Neusüdwales) und 1856 Afrika mit der Bahnstrecke im Nildelta. Im Jahre 1870 zählte Europa schon 104914, Amerika 93139, Asien 8185, Afrika 1786 und Australien 1786 Kilometer Eisenbahnen. Bis zum Schlusse des Jahres 1896 waren diese Ziffern für Europa auf 257203, für Amerika auf 374742, für Asien auf 45883, für Afrika auf 14798 und für Australien auf 22372 Kilometer gestiegen. Die Lokomotiven sind inzwischen wohl auch andre geworden, und die stolze, preisgekrönte „Rocket“ mit ihrem Eigengewicht von $4\frac{1}{2}$ Tonnen, ihrer Heizfläche von $11\frac{3}{4}$ Quadratmetern und ihrem Dampfdruck von kaum 3 Atmosphären würde neben einer modernen Doppelverbundmaschine, deren Gewicht bis zu 88 Tonnen, deren Heizfläche bis zu 216 Quadratmetern und deren Dampfdruck bis zu 15 Atmosphären beträgt, wohl kaum besonders vorteilhaft aussehen. Dafür sind die anfangs bespöttelten „iron horses“ aber auch den Menschen unentbehrlich geworden; sie zählen auf sie und auf ihre unermüdlichen eisernen Lungen, wenn es gilt, mit einem Zeitaufwande, der ehedem



Im Heizhaus

kaum zu einer Reise von Berlin nach Leipzig oder von Wien nach Brünn ausgereicht hätte, Europa von einem Ende zum andern zu durchfliegen.

Trotz des innigen Kontaktes, der heute allenthalben zwischen Bahn und Publikum besteht, nimmt der Reisende doch zumeist nur einen geringen Bruchteil von allen jenen Thätigkeiten wahr, deren Summe zum geordneten Bahnbetriebe unerläßlich ist. Er kommt zumeist nur mit dem Zugbegleitungspersonal und mit den zum Verkehr mit dem reisenden Publikum bestimmten Organen in Berührung, er hört allenfalls die hastigen Schritte des Mannes, der über die Dächer der Waggons eilt, um die Zugleine — die das sogenannte Notsignal zur Lokomotive leitet — anzubringen, er hört die kurzen, klingenden Schläge, die ein andrer Bahnbediensteter mit einem Hammer auf die Radreifen der Wagenräder führt, um sich durch den Klang zu überzeugen, daß keiner dieser Reifen schadhaft geworden, — aber das Reich, das sich bei allen größeren Stationsanlagen seitwärts des eigentlichen Bahnhofs ausdehnt, bleibt ihm fremd, und nur im Vorbeieilen thut er ab und zu einen Blick hinein.

Kohlenlassen vor der Fahrt

In diesem Reiche, dessen Boden wirr sich kreuzende Geleise bedecken, zwischen denen finstere Gruben klaffen, Brunnen und eine Unzahl von Laternen aufragen, zwischen denen sich ungeheure Kohlenhaufen und Stöße von Holzbündeln erheben, während dessen Flanken von rußgeschwärzten Heizhäusern, langgestreckten Warenhäusern, riesigen Kranen mit mächtigen Ketten und offen lagernden Waren aller Art gebildet werden, spielt sich ein großer und wichtiger Teil des Eisenbahnbetriebes ab.

In den Heizhäusern, ausgedehnten Gebäuden von rechteckiger oder auch halbkreisförmiger Form mit mächtigen Rauchabzugsrohren und Geleiseanlagen, die es ermöglichen, der Lokomotive auch von unten beizukommen, stehen die außer Betrieb befindlichen Lokomotiven aufbewahrt; hier werden die Heizrohre auf ihre Dichtigkeit, die Kessel auf ihren tadellosen Zustand und die Manometer und Ventile auf ihr richtiges und verläßliches Funktionieren geprüft und alle jene Reparaturen vorgenommen, die nicht unbedingt den großen Reparaturwerkstätten vorbehalten sind.

Die zur Fahrt bestimmte Lokomotive wird hier angeheizt und fährt dann hinaus zu den Kohlenvorräten, wo schon die schwarzen Diamanten in Körben aufgeschichtet bereit stehen, um dann, von Hand zu Hand wandernd, in den Tender entleert zu werden. Es braucht einer erklecklichen Anzahl — 60 bis 100 — solcher Körbe, um den schier unersättlichen Schlund eines großen Tenders zu sättigen. Dann holt sich die Lokomotive ihr zweites Lebenselement: das Wasser. Auch davon nimmt der Tender eine erhebliche Menge auf; sehr große Lokomotiven laden auf einmal bis zu 18 Kubikmetern Wasser. Der Bedarf einer Lokomotive an Wasser und Kohlen schwankt nach Geschwindigkeit, Last und Neigung; unter schwierigen Verhältnissen vermag eine Lokomotive in einer Stunde 1000 bis 1500 Kilogramm Kohlen und etwa 4000 Liter Wasser zu konsumieren.

Nach beendeter Fahrt läuft die Lokomotive zunächst auf die Löschgrube, eine Vertiefung zwischen den Schienen, in die vorher ein Bahnbediensteter hinabgestiegen ist, der dann von unten her den



Wassernehmen



Auf der Löschgrube

Aschenkasten der angesammelten Asche und Glut entledigt. Zugleich wird die an der Brustseite der Lokomotive liegende Rauchkammer geöffnet und der dort lagernde Ruß entfernt. Die Reinigung der äußeren Bestandteile der Lokomotive, das Oelen u. s. w. pflegt zumeist unmittelbar vor der erneuten Verwendung zu geschehen.

Zu den unerläßlichen Behelfen jeder größeren Stationsanlage zählen die Kräne, die das Verladen schwerer Gegenstände auf die Lastwagen erleichtern, und eine oder mehrere Drehscheiben. Diese sinnreichen Einrichtungen, die es ermöglichen, daß die Kraft von einem oder zwei Männern hinreicht, um eine große Lokomotive samt gefülltem Tender — eine Last von 100000 Kilogramm und darüber — umzuwenden, bestehen in der Hauptsache aus einer Eisenbrücke von etwas mehr als Geleisbreite, die um ihren Mittelpunkt drehbar ist. Die Drehung erfolgt um einen starken stählernen Drehzapfen, der nebst einigen auf Schienen laufenden Rädern an den Endpunkten der Brücke zugleich das ganze Gewicht der Konstruktion und deren Belastung zu tragen hat.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß Lokomotiven auch als Feuerspritzen verwendet werden können; gleichwohl haben sie auch in dieser Eigenschaft manchen guten Dienst geleistet. Damit sie aber auch den kleinen Bedürfnissen des täglichen Lebens dienstbar seien, müssen sie ihren Dampf den Bahnangestellten auch zum — Reinigen ihrer Pfeifenrohre zur Verfügung stellen. Man versichert, daß die Lokomotiven auch in dieser Hinsicht ihrer Aufgabe glänzend gerecht werden. Damit wäre einiges von dem Treiben geschildert, das sich abseits von den dem Personenverkehr zugänglichen Räumen eines Bahnhofes abspielt. Aber nicht nur das Treiben und die Einrichtungen dort, sondern auch die Menschen, die hier ihr Tagwerk vollbringen, sind ernster Beachtung wert. Im steten Umgang mit der Gefahr, im steten Kontakt mit Gewalten, die Menschenkraft um Vieltausendfaches überragen, sind diese rußigen Männer stark und kühn geworden, und manche wahre Heldenthat zeugt davon, was für tapfere Herzen unter fetttriefender und rauchgeschwärzter Arbeitsbluse schlagen. Einer solchen That sei hier gedacht, denn sie rettete vielen Menschen das Leben.



Verladen schwerer Fra



Die Lokomotive als Feuerspritze

Eines Tages traf in der Station

Franzensfeste der österreichischen Südbahn ein Telegramm ein, das meldete, bei der 8 Kilometer oberhalb Franzensfeste gelegenen Station Grasstein hätten sich vier leere Waggons von einem Lastzuge losgelöst und liefen über das steile Gefälle gegen Franzensfeste hinab. Bei dem nur wenige Minuten betragenden Spielraum, der zwischen dem Eintreffen der Depesche und der Ankunft der durchgegangenen Waggons liegen konnte, mußte man sich in Franzensfeste, einem viel frequentierten Bahnknotenpunkte, darauf beschränken, die dort haltenden Personenzüge in Sicherheit zu bringen, für die zu erwartenden Waggons freie Fahrt zu schaffen und alle weiteren Maßregeln telegraphisch der elf Kilometer weiter südwärts liegenden Station Brixen anheimzustellen. Kaum waren alle diese Vorkehrungen getroffen, als auch schon die von ihrem eignen Gewichte getriebenen Waggons die Station Franzensfeste durchflogen und in rasendem Laufe über das steile Gefälle hinab gegen Brixen rollten. Dort mußten die verderbenbringenden Wagen um jeden Preis zum Stillstand gebracht werden, denn von Süden herauf war ein Personenzug auf dem Geleise, dessen Flug nicht mehr zu hemmen war. Der Stationsbeamte von Brixen beauftragte mit dem lebensgefährlichen Werke den Lokomotivführer Menati, der eben dort mit einer Laizugsmaschine stand, und ohne eine Sekunde zu zögern, setzte dieser seine Maschine in Bewegung — der rasenden toten Last entgegen. Sein Plan war, sobald er die heranrollenden Wagen in Sicht bekäme, Konterdampf zu geben und seine Maschine rückwärts laufen zu lassen. So wäre er nach der gleichen Richtung in Bewegung gewesen wie die aufzuhaltenden Waggons, wodurch der Anprall den größten Teil seiner Wucht hätte verlieren müssen. Es kam jedoch anders! Kaum hatte Menati seine Maschine in Gang gesetzt, als schon mit der denkbar größten Schnelligkeit die führerlosen Waggons um die Kurve dahergesaust kamen. Es waren aber nicht vier leere, sondern acht mit Steinen beladene Lastwagen, die nunmehr schon 19 Kilometer auf einem Gefälle von durchschnittlich 15 Metern pro Kilometer zurückgelegt hatten. Der furchtbare Anprall erfolgte in derselben Sekunde, und in der nächsten lagen die Lokomotive und der größte Teil der Waggons zertrümmert auf dem Geleise. Lokomotivführer Menati und sein Heizer wurden schwer verletzt vom Platze getragen, der fällige Personenzug aber war gerettet! Nach mehrmonatlichem Krankenlager konnten die beiden tapferen Männer wieder ihren Dienst versehen: beide avancierten sofort, und Menati erhielt eine Kaiserliche Auszeichnung. Heute lenkt er die Lokomotive des Eilzuges zwischen Innsbruck und Bozen.

Männer, die gleichen Mutes, gleicher Entschlossenheit und gleicher Pflichttreue sich rühmen dürfen,



Reinigung der schweren Berglokomotive

giebt es noch viele in den Reihen jener, die ihren schweren und verantwortungsvollen Dienst im Zeichen des Flügelrades versehen. Und das Bewußtsein, daß dem so ist, läßt uns ruhig träumen in den Polstern des Coupés, während der Zug in rasendem Laufe Meilen auf dem eisernen Pfade zurücklegt, auf dem sonst jeder Zoll Gefahren für uns bergen würde.

Hans Biendl



Lokomotivführer Menati

Zwei Mutterlose

Skizze

von

Pauline Redlich

Die Nacht begann hereinzudämmern, und noch immer stand er auf seinem Platze. Die Hände in den Hosentaschen, lehnte er am gußeisernen Gitter des rosenduftenden Vorgärtchens und starrte verdrießlich in das Gewühl des vorüberhastenden Publikums. Aus dem spitzen, mageren Gesicht, das in seinem schmutzigen, gelblichen Grau mit der Färbung des zerrissenen Anzuges fast übereinstimmte, blickten die hellen Augen mit lauerndem Ausdruck. Alles in allem mehr das müde, verlebte, alternde Gesicht eines erfahrenen Mannes als das eines zwölfjährigen Knaben!

Plötzlich fuhr er zusammen.

Hinter ihm rief ein feines Stimmchen: „Du, Junge!" Und die braunen Sammetaugen eines vier- bis fünfjährigen Mädchens blickten aus dem Gebüsch hervor neugierig zu ihm auf.

„Was machst du hier, Junge?"

„O, ich steh' hier man so."

Die Kleine schwieg ein Weilchen. Sie wiegte sanft und ernsthaft ihre Puppe im Arm. Dann sagte sie wichtig: „Sieh mal, ich habe eine Puppe!"

„Für meinswegen," erwiderte er verdrießlich.

Doch sie ließ sich nicht abschrecken.

„Ich habe auch eine Tante Emma und ein wirkliches Schaf," fuhr sie fort. „Und ich habe auch einen Papa. Aber meine Mama ist tot. Hast du eine Mama?"

Er schüttelte den Kopf: „Schon lange abgeschrammt."

Die Kleine sah sehr nachdenklich aus. Der Ausdruck „abgeschrammt" war ihr neu und interessant.

„Ich heiße Gretchen Weber," begann sie dann die Vorstellung. „Und du?"

„Arthur," brummte er widerwillig.

„Das ist ein sehr schöner Name. Magst du Himbeeren, Arthur?"

„Ob! Hast du welche?"

„Viele tausend Millionen."

„Na, denn man fix, dalli — bring sie her!"

„Du darfst sie dir pflücken, ich erlaube es. Es sind alles meine."

„Geht nicht. Wie komm' ich denn da 'rein?"

„O, du kannst hereinkriechen. Hier in der Ecke sind zwei Stäbe los. Das weiß niemand sonst als ich. Mein wirkliches Schaf darf es nicht wissen."

Der Junge warf einen schnellen Blick zurück auf die Straße und kroch dann gewandt in das Gärtchen. Immer hinter schützendem Gebüsch sich haltend, schlüpfte er in den Gras- und Obstgarten, der sich hinter der hübschen einstöckigen Villa ziemlich weit ausdehnte.

Mit gierigen Händen riß er ganze Büschel Beeren von den Zweigen und stopfte sie in den Mund.

„Ich erlaube es dir sehr gern," sagte die Kleine, die ein wenig erstaunt aussah.

Verschlagen blinzelte er zur Veranda hinüber, auf die ein einziges Fenster hinaussah.

„Wohnt da dein Papa?"

„Nein, da wohne ich. Da kann ich machen, was ich will. Und nachts schlafen wir da in unserm Himmelbett, ich und meine Puppe."

„Alleene? Na, hör mal. Wenn da nu der schwarze Deubel kommt und frißt dir uff?"

„Das darf er nicht. Du weißt doch, nachts kommt dann immer meine Mama und küßt mich, wenn ich schlafe. Und sie hat zwei große silberne Flügel, die gehen auf und zu, auf und zu. Das machen alle toten Engelsmütter so. Der liebe Gott erlaubt es sehr gern."

Der Junge grinste vor Vergnügen. Noch niemals hatte er einen solchen Unsinn gehört.

„Hast se mal gesehen?"

„Ach nein. Ich will immer, und dann schlafe ich ein."

Ein Geräusch im Innern des Hauses ließ den Jungen aufhorchen. Ohne ein weiteres Wort huschte er auf die Straße hinaus und bahnte sich in tollem Rennen seinen Weg, ohne der Püffe zu achten, die ihn trafen oder von ihm ausgeteilt wurden.

Endlich wurde die Gegend stiller und einsamer. Lange Bretterzäune, hinter denen sich Gärtnereien ausdehnten, traten an die Stelle der zierlichen, vergoldeten Gitter vornehmer Villengärten.

Der Junge ging jetzt ganz langsam. Ueber seine spitzen, greisenhaften Züge breitete sich ein mürrischer Ausdruck, als seine Blicke auf einen großen, hageren Mann fielen, der neben einem hochbepackten Hundewagen vor ihm her ging. Und sein ein wenig gekrümmter Rücken beugte sich mehr und mehr, wie unter einer Welt von Elend.

An einem Holzplatze, nicht weit von einem Wirtshause niedrigsten Genres, hielt der Mann den Hundewagen an, setzte sich auf einen Bretterhaufen und zog ein Stück Brot und Speck hervor.

Schwerfällig kam der Junge heran und warf sich müde auf die Erde.

„Nun?" fragte der Mann.

„Sie schlafen nach dem Garten zu, das kleine Mächen alleine, glaub' ich."

„Glaub' ich!" höhnte der Mann. „Wirste 's Maul aufmachen?"

„Ich habe Hunger," sagte der Junge mürrisch.

Der Mann besann sich und zog dann die Branntweinflasche heraus.

„Da, das giebt mehr Kraft als Brot."

Das Kind nahm einen langen Zug und sagte dann: „Er ist Mittwochs im Klub. Die Köchin geht alle Abend zu 's Fenster 'raus."

„Morgen ist Dienstag," sagte der Mann. „Gehste noch mal."

Er steckte den letzten Bissen Speck in den Mund und ging dann zur Schenke, aus deren offenen Fenstern wüstes Kreischen, Lachen und Schimpfen drang.

Der abgemergelte Ziehhund, der reglos und zitternd zu seinen Füßen gelegen hatte, erhob jetzt ein wenig den Kopf und ließ ein langgezogenes, klägliches Winseln hören, um gleich darauf wieder geduldig niederzuducken. Er kannte die Nutzlosigkeit seines Klagens.

Neben ihm lag der Junge, hatte den Kopf auf den aufgestützten Arm gelegt und starrte in die Nacht hinaus. Stunde auf Stunde. Dann und wann öffnete sich mit mißtönendem Gebimmel die Thür der Schenke und ließ einen brenzligen Geruch von Fett heraus, der den Hunger des Jungen qualvoll verschärfte.

Eine große, magere Frau in grauem Wollentuch ging vorüber. Und es war irgend etwas in der gebückten Haltung dieser Frau, das ihn plötzlich an seine Mutter erinnerte. Vor zwei Jahren war sie gestorben, es konnten auch drei sein — er wußte es nicht. Er hatte seither kaum an sie gedacht. Und die Erinnerung kam ihm jetzt mit unruhigen Bildern. Sie waren fünf Geschwister gewesen — schreiende, kränkliche, hungrige Kinder. Die Mutter hatte viel gescholten, weil ihrer so viele waren und weil sie alle gefüttert sein wollten. Und als dann das große Sterben kam und eines nach dem andern hinausgetragen wurde, da jammerte und weinte sie noch viel mehr, weil sie nun alle tot und fort waren. Und dann packte es auch sie — das Fieber, oder was es war. Sie wurde nun sehr still und matt; er mußte bisweilen an ihrem Bette sitzen, dann strich sie ihm wohl übers Haar und weinte, weil sie ihn nicht „mitnehmen" konnte. Aber er würde groß werden und würde so werden wie „er".

Ja, so hatte sie gesagt. Wie „er".

Der Junge blinzelte zu zwei jungen Herren auf, die lachend und plaudernd vorübergingen. Feiner Zigarettenduft wehte zu ihm herüber. Wenn er werden könnte wie einer von denen da, hätte dann seine Mutter auch geweint? Ja, wer so werden könnte wie einer von denen da! Aber er würde nun so weitergepufft werden von einem Tage zum andern. Hitze und Kälte, Müdigkeit, Schläge und Hunger — das ging so abwechselnd.

Des Jungen große Augen starrten trostlos ins Leere. War da nicht eine Hand, irgend eine barmherzige Hand, die ihn herauszog aus dem Dunkel, dorthin, wo es warm, hell und fröhlich war? Ach, niemand! Alle gegen ihn, und er gegen alle!

Er dachte dies alles nicht klar und deutlich. Aber die hoffnungslose Trostlosigkeit seines Elends, so unklar sie auch empfunden wurde, lastete dennoch mit niederzwingender Gewalt auf ihm. Und er mußte plötzlich die Hände gegen die brennenden Augen drücken und es laut hinausweinen, empor zum sternenfunkelnden Himmel, jenes jammervolle Etwas, dem er keinen Namen zu geben vermocht hätte.

Niemand achtete auf sein Schluchzen. Wer sollte auch? Nur der Hund neben ihm winselte leise, während ein Zittern über seinen mageren Körper lief. —

Am folgenden Nachmittag saß Frau Wedemeier, Herrn Webers stattliche Haushälterin, nach überstandenem „Nickerchen" am Fenster und blinzelte aus verschwommenen Aeuglein über ihr Schälchen Kaffee hinweg auf die Straße.

„Tante Emma, kennst du Arthur?" fragte das Gretchen.

„Ich kenne viele Arthurs, mein Kind," sagte die würdige Dame gähnend.

„Ich meine den da." Das Kind zeigte auf einen zerlumpten Knaben, der träge vorüberschlich.

„Himmlische Güte!" rief Frau Wedemeier entrüstet. „So etwas nennt sich ‚Arthur'! Als ob da ein ‚Fritze' oder ‚August' nicht gut genug gewesen wäre! Ach Gott, na ja — die Welt wird immer schlechter."

„Ich mag ihn sehr gern," sagte das Gretchen. „Er hat mir alles erzählt. Seine Mutter ist ‚abgeschrammt'."

Frau Wedemeier war einen Augenblick sprachlos. „Aber Kind," jammerte sie dann, „das ist ja ein Straßenjunge, ein böser, schmutziger Straßenjunge! Artige kleine Mädchen sprechen niemals mit Straßenjungen!"

Nun, da war das Gretchen eben andrer Ansicht. Ihr passierte das sehr häufig. Und hier lag es auf der Hand, daß Tante Emma mal wieder ein bißchen dumm war. Arme Leute, die keine Schuhe hatten und nicht mal ein Taschentuch, wie Arthur, waren niemals böse. Sie waren immer gut, das wußte sie aus ihren Bilderbüchern. Die armen Leute in ihren Bilderbüchern waren immer sanft und immer fromm; sie trösteten einander, wenn sie Hunger hatten, und baten Gott um Hilfe. Und dann kam plötzlich eine gute Frau oder ein kleines Mädchen mit einem Korb voll Kuchen und Braten, und alle Not hatte ein Ende, und die armen, guten Leute weinten vor Freude.

Und das Gretchen wußte ganz genau, was es zu thun hatte. Aber Tante Emma brauchte es nicht zu wissen.

Mit verschmitztem Lächeln blinzelte das Kind der stattlichen Dame nach, die behäbig zur Thür hinausschritt. Sanft ruhte das Kaffeegeschirr aus schimmerndem Nickel auf den fetten Armen.

Draußen schlug ihr eine Wolke von Hitze und Staub entgegen; natürlich hatte dieses gedankenlose Wesen, die Adelheid, wieder die Korridor-

thür aufgelassen! Doch sie unterdrückte ihren Unmut und sagte sanft zur niedlichen Köchin, die am Küchentisch Kartoffeln schälte: „Adelheidchen, ich habe eine Einladung zu morgen abend, zu Frau Steuereinnehmer. Ich weiß nicht, es ist mir so verantwortlich, des Kindes wegen, ich bin doch sozusagen die zweite Mutter —"

‚Zweite Mutter! Ja, das könnte dir passen, altes Reff!' dachte Adelheid und warf den Kopf in den Nacken. Laut sagte sie: „Na ja, wenn Frau Wedemeier kein Vertrauen zu mir haben —"

„So müssen Sie das nicht auffassen, liebes Kind. Es ist nur — vor zwölf könnte ich keinenfalls nach Hause kommen und — Herr des Himmels!" kreischte sie plötzlich auf, „man erschrickt sich ja die Seele aus dem Leib!"

Sie war gegen einen Betteljungen gestoßen, der lautlos hereingekommen war.

„Was willst du?" fuhr sie ihn an.

„Ob Sie etwas von Mittag übrig hätten," sagte er.

„Für dich? Nein. Hättest du hübsch manierlich an der Korridorthür geklingelt und hübsch die Mütze abgenommen, so hättest du etwas gekriegt. Aber so unmanierliche Jungen bekommen bei uns nichts."

Der Junge starrte sie stumm an, dann lief er zum Hause hinaus, die Straße entlang. —

Es war gegen Abend des folgenden Tages, als er wieder sichtbar wurde. Gretchen hatte schon auf ihn gewartet, den ganzen Nachmittag. Flink huschte sie jetzt zu ihm hinüber über den breiten Fahrdamm und hielt ihm ihr offenes Schürzchen hin.

„Da, Arthur," sagte sie freudestrahlend, „es ist alles dein."

Er starrte sie wortlos an, während sie ihm all die guten Sachen in die Tasche stopfte, Kuchen und eine Tafel Schokolade, die an allen vier Ecken angebissen war — und wie sie dann wieder davonflatterte in ihrem weißen Kleidchen und mit den vielen tanzenden Löckchen über dem strahlenden Gesicht! Und noch immer, als sie ihm längst mit den weißen Armen den Abschiedsgruß zugewinkt hatte, tanzte das lachende, sonnbeglänzte Bild vor seinen Augen, fort und fort ...

Als die Nacht hereingebrochen war, wurde es in der Vorstadtstraße einsam und still. Niemand achtete jenes großen, hageren Mannes, der seinen Schlupfwinkel verließ, um in den Garten der Weberschen Besitzung zu schleichen. Niemand, nur der furchtzitternde Junge, dessen blasses Gesicht plötzlich durch das Dunkel der Nacht vor ihm auftauchte.

„Was ist?" zischte der Mann wütend.

„O, ich meine man, das kleine Mächen —"

„Nun, was ist's damit?"

Ja, was war's damit? Zitternd starrte der Junge ihn an.

„Fort, du!" Die harte Hand des Mannes, den er „Vater" nannte, schlug ihn ins Gesicht, daß er taumelte. Müde humpelte er zum Garten hinaus, die Straße entlang.

Der Mann hatte leichte Arbeit. Bald stand er drinnen am Bettschirm, hinter dem das Gretchen, vom rosigen Ampellicht übergossen, sorglos schlummerte.

Das rußgeschwärzte Gesicht des Mannes schob sich behutsam vor. Er mußte, um ins Nebenzimmer zu gelangen, hart am Bette des Kindes vorbei — da, was war das?

Ein rasselndes, schnarrendes, polterndes Geräusch, das zur Unzeit abgelaufene Werk einer Weckuhr!

‚Pfui Teufel!' Der Mann fuhr zurück, immer die funkelnden Blicke aufmerksam auf das Kind gerichtet. Es warf sich ein paarmal im Bette hin und her, dann richtete es sich schlaftrunken in die Höhe, versuchte die langen Wimpern zu heben und rieb sich die Augen.

„Mama, bist du da, Mama?" flüsterte das Kind, und ein traumhaftes Lächeln huschte über das süße Gesicht.

Der lauschende Mann bebte vor Wut und Ungeduld. Wahrlich, die Zeit drängte.

Das Kind fiel in die Kissen zurück und lag ein Weilchen ruhig, dann öffnete es blinzelnd ein wenig die Augen und sagte: „Bist du bei mir?"

Der Mann brummte halblaut einen Fluch, seine Hand faßte einen Gegenstand, den er unter der Jacke trug, fester — da —

„Alle Teufel!" Er schrie es wütend hinaus.

Dicht hinter ihm, vom Garten her, hatte es aufgeschrieen, die ängstliche Stimme eines Knaben: „Zu Hilfe! Diebe! Zu Hilfe!"

Das kleine Gretchen hörte die Stimme wie im Traume. Sie sah die Gestalt des Mannes nicht, die sich zum Fenster hinausschwang, aber sie fühlte die kühl hereindringende Nachtluft mit sanftem Hauch ihre Stirn berühren. Und sie dachte: ‚Es sind die silbernen Flügel der Engelsmutter, sie gehen auf und zu, auf und zu ...!'

Die Stimme des Knaben hatte sich in der Richtung nach der Straße entfernt. Dann plötzlich war sie verstummt.

Ein Trupp Studenten kam eilfertig die Straße herauf.

„Hier war es, hier vor diesem Hause —"

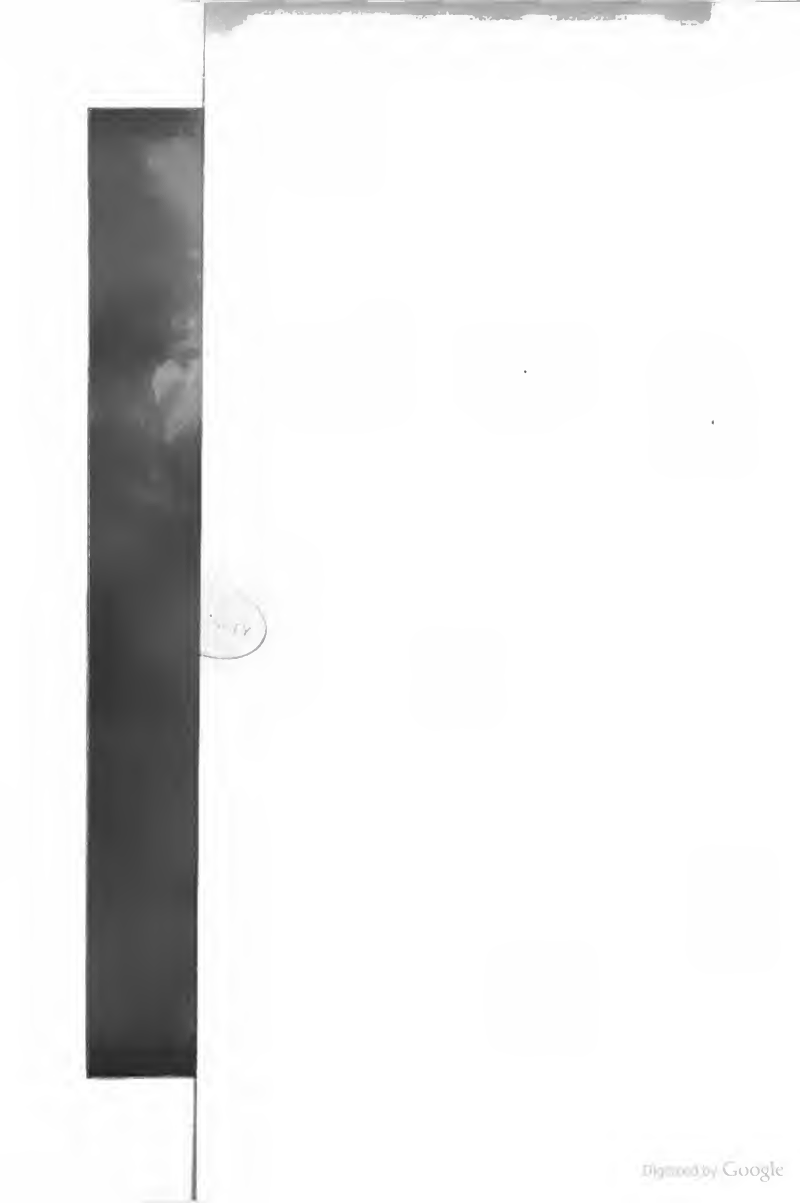
„Dort, dort, seht!"

Ein junger Mediziner bückte sich nach einem dunkeln Körper, über den das flackernde Licht der Laterne unruhige Schatten warf.

„Ein Kind, ein Junge — er blutet am Kopf!"

Der junge Mann brachte behutsam das Gesicht des Kindes in den Lichtschein — ein friedliches Kindergesicht, lächelnd fast, als sähe es in den strahlenden Christbaum, ausgelöscht alle Unnatur, die ein hartes Leben eingeprägt hatte, ausgelöscht durch den, der stärker ist als das Leben.

„Armer kleiner Kerl! Armer Junge! Tot!"





Traum in der Dämmerung

Auf meinem Schreibtisch lag die warme, milde Abendsonne, lag auf all den lieben Sachen, die mir den Platz darauf so sehr beengen, von denen ich mich aber nicht trennen kann. Da ist die kleine Bronze „La Chanson“ von Baron, da sind die beiden Brautbilder meiner Frau, die Bilder meiner beiden süßen Mädel, und da ist auch ihr Bild, der neben diesen Liebsten ein stiller, frommer Winkel in meinem Herzen eignet. Eine blasse La France, die ich an ihrem Geburtstag neben ihr Bild gestellt hatte, neigte sich in voll erblühter Schönheit tief auf das liebe, junge Mädchengesicht.

Und die Abendsonne rötete die Wand über meinem Schreibtisch und lag warm auf der kleinen, grünen Wildnis im schwarzen Rahmen, dem stillen Parkteich, den jene junge Dame unter der La France gemalt hat. Unter diesem Bilde hängt in kleinem, grünem, goldverziertem Rahmen ein Porträt der jungen Malerin aus ihrer ersten Mädchenzeit, als sie die Schule verließ, um ins Pensionat zu gehen. Zu beiden Seiten dieses Mädchenbildes zwei kleine Medaillons in Empirerahmen: meine Frau und meine beiden Mädels.

Alles glühte in der warmen, milden Abendsonne. Nur Meister Thomas' „Junger Geiger im Mondschein“ hing im Schatten, nur ein Eckchen des weißen Rahmens leuchtete.

Ein leiser, süßer Duft ging von der La France aus.

Und ich saß vor dem Schreibtisch und träumte, indessen die Glut des Abends blasser und blasser wurde, bis nur noch die Rose wie ein märchenhaftes Licht aus der Dämmerung grüßte. Ihr Duft schien mir stärker als zuvor. Ich schmiegte mich weicher in meinen Stuhl, schloß die Augen und atmete diesen süßen, feinen Duft.

Ich atmete diesen süßen, feinen Duft und träumte.

Es war ein Park, ein stiller, ganz einsamer alter Park, mit einem versteckten, übergrünten Teich. Und es war ein süßer Duft von Rosen, die ich nicht sah. Und es war eine Wiese, eine kleine, heimliche Lichtung in der Parkwildnis. Ja. Eine Lichtung voller Sonne. Aber eine milde, nicht blendende Sonne. Und die kleine Wiese war voll gelber Margeriten. Stern bei Stern. Ein goldener Teppich. Und Musik war.

Ja, eine leise, unendlich süße Musik. Ein Lied. Eine Mädchenstimme. Und eine ferne, feine Geige war. Töne wie Mondlicht.

Sang das Bronzebild? Das schlanke, graziöse Bronzebild dort, im Schatten des Jasminbusches?

Das Mädchen aus Erz hielt ein Notenbuch vor sich hin. Der Mund war wie singend geöffnet. Ein rührendes, unschuldiges Gesichtchen. Ein ganz klein wenig dümmlich. Das machte der offene Mund.

Sang dieses Bronzebild?

Und zu Füßen dieses Bildes saßest du, in dem schlichten schwarzen Hauskleid, in dem ich dich so gerne sah. Ganz ohne Schmuck. Nur deine reine, holde Jugend. Nein, deinen Gürtel schmückte eine blasse La France. Auf deinem Schoß saß mein jüngstes Töchterchen, und du spieltest mit seinem langen, weichen Blondhaar, und deine schönen, grauen Augen suchten mit einem lieblichen, zärtlichen Blick seine großen, dunkeln.

Meine Aelteste aber sprang auf der Wiese und pflückte Margeriten, einen großen Strauß gelber Margeriten, und sang dazu, unbekümmert um jenes andre Lied:

„Drei gelbe Margariten
In meinem grünen Glas.“

Immer dieselben Verse, nach Kinderart.

Ihre Mutter ging an meiner Seite. Sie trug ein Kind unterm Herzen und sah schön und heilig aus. Und sie löste sich von mir.

Sie trat zu dir, sie küßte dich auf die Stirn.

Es war ein heiliges Licht um ihren schwarzen Scheitel, da sie sich zu dir neigte, und ein wundersamer Glanz hüllte euch beide ein.

Und du beugtest ganz leise deine junge reine Stirn und nahmst ihren Kuß hin, kindlich und mit einem bescheidenen Stolz. Und die Rose in deinem Gürtel leuchtete. Und war ein süßer, süßer Duft. Und war ein süßes, süßes Lied. Und eine heimliche Geige.

Und meine Aelteste kam mit ihren gelben Margeriten und wollte dich schmücken. Und die Jüngste sprang von deinem Schoß und half ihr.

Unter dem Kranz der gelben Sterne saßest du wie der Frühling selber. Und da du so geschmückt warst, nahmst du die Rose aus deinem Gürtel, und mit einem bittenden Blick, in dem alle Güte eines reinen Herzens lag und alle Scheu und Scham einer unschuldigen Seele, botest du die Rose ihr, deren Madonnenkuß noch auf deiner Mädchenstirn brannte.

Mich streiftest du mit keinem Blick. Aber ich freute mich eurer, und ich war voll eines tiefen, frommen Glückes.

Dann gingen wir Sterne pflücken. Nur sie, das Kind unterm Herzen, ließ sich langsam auf deinen Sitz zu Füßen des Bronzebildes nieder.

Die Rose hatte sich in ihrem Gürtel verwandelt: sie war tiefrot geworden und leuchtete in einem Glanze, der alles ringsum überglutete. Und war ein süßer, süßer Duft. Und war ein süßes, süßes Lied. Und eine heimliche Geige.

Und wir sprangen umher und pflückten Sterne.

Auf einmal rief meine Frau meinen Namen, streckte ihre beiden Arme nach mir aus, und in dem wehen Laut ihrer lieben Stimme war ein leiser, heimlicher Jubel …

Da erwachte ich.

Es war fast dunkel um mich. Die blasse La France hatte sich entblättert und ihre Blätter über das Bild gestreut. Da küßte ich das Bild und sagte leise: Jedes Blatt tausend Segnungen für dich.

Dann ging ich zu meiner Frau. Die saß an der Wiege unsers Söhnchens und sang mit ihrer lieben, sanften Stimme:

„Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Nägelein besteckt,
Schlupf unter die Deck.
Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst du wieder geweckt.

Gustav Falke



Das Germanische Nationalmuseum zu Nürnberg

Zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens

Mit 9 Abbildungen nach Zeichnungen von Eduard Scholle und F. Crost

Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat in Deutschland manches Dutzend von Museen entstehen sehen. Kannte man in früheren Zeiten, ausgenommen etwa die ebenso den Kuriositäten wie den geschichtlichen Altertümern gewidmeten fürstlichen Sammlungen, eigentlich als Museen nur diejenigen, die den künstlerischen Genuß vermitteln sollten, also die Gemälde- und Skulpturengalerien, so war es dem neunzehnten Jahrhundert mit seiner besonders der historischen Erkenntnis zugewandten Geistesthätigkeit vorbehalten, die wissenschaftliche Erforschung der Vergangenheit auch über die politische und wirtschaftliche Geschichte hinaus in allen Zweigen der Lebensäußerung zur Entfaltung und reichen Entwicklung zu bringen.

Die Denkmale und das Material zur Erforschung der deutschen Kultur und Kunst der Vergangenheit in ihrem ganzen Umfang zu sammeln und sie dem deutschen Volke und der deutschen Wissenschaft zur Belehrung und als Hilfsmittel der Forschung zur Verfügung zu stellen, diese Aufgabe hat sich das Germanische Museum in Nürnberg gesetzt, das demnächst das fünfzigste Jahr seines Bestehens vollendet. Seine heutige Ausdehnung, sein Ruf weit über die deutschen Grenzen hinaus thun kund, daß die Anstalt, wenn auch noch weit entfernt, ihr Programm vollständig erfüllt zu haben, in stetiger, unablässiger Arbeit eine glänzende Entwicklung genommen hat. Eine Entwicklung, die um so mehr mit Befriedigung erfüllen kann, als sie eine nichts weniger als leichte und kampflose gewesen ist. Ein kurzer Ueberblick über die Schicksale des Museums seit seiner Begründung mag dies erläutern. Als am 18. August 1852 auf der Versammlung deutscher Geschichts- und Altertumsvereine unter dem Vorsitz des Prinzen und späteren Königs Johann von Sachsen die Errichtung des Germanischen Museums erklärt wurde, waren seitens des eigentlichen Begründers, der von derselben Versammlung als erster Vorstand erwählt wurde, des Freiherrn Hans von und zu Aufseß, schon vieljährige Bemühungen zu diesem Zwecke vorangegangen. Bereits 1819 hatte der Freiherr von Stein mit dem von ihm gegründeten Geschichtsverein ein allgemeines deutsches Museum verbinden wollen. Diesen Gedanken hatte Freiherr von Aufseß wieder aufgenommen. Entstammend einem der ältesten fränkischen Adelsgeschlechter, hatte er, kaum fünfzehnjährig, im Jahre 1816 die Universität Erlangen bezogen und dort an den nationalen Bestrebungen der deutschen Burschenschaft lebhaften Anteil genommen. Nach Absolvierung der juristischen Studien und Erwerbung des Doktorgrades hatte der ideal gesinnte Jüngling sich die Erforschung der deutschen Geschichte in ihrem gesamten Umfang zur Aufgabe gestellt. Diese suchte er durch den von ihm geplanten Zusammenschluß der deutschen Geschichtsvereine, durch Begründung einer Zeitschrift (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters) und vor allem durch die Gründung eines Museums zu erfüllen, das ein Repertorium aller deutschen historischen Quellen und Denkmäler bilden sollte. Gestützt auf die wohlwollende Förderung durch König Ludwig I. von Bayern, suchte Aufseß sein Vorhaben

1833 in Nürnberg ins Werk zu setzen. Der Plan scheiterte an der Teilnahmlosigkeit und an dem nicht ganz unberechtigten Skeptizismus gegenüber den allzu großartig gedachten Plänen. Aber Aufseß war nicht die Natur, durch ein- oder mehrmaliges Mißgeschick sich abschrecken zu lassen und die einmal als richtig erkannte Idee aufzugeben. Er zog sich auf seinen Stammsitz zurück, vervollständigte mit Glück unter den damals freilich auch noch weit günstigeren Umständen seine große Bibliothek und seine kunst- und kulturgeschichtlichen Sammlungen und wandte sich von Zeit zu Zeit wieder an die Oeffentlichkeit mit seinen weitausschauenden Plänen. Endlich, nachdem die Stürme von 1848 49 vorübergerauscht waren, gelang ihm in der That die Verwirklichung.



Südwestlicher Flügel (Neubau)

Das im Spätsommer 1852 begründete, am 15. Juni 1853 dem Publikum zugänglich gemachte Museum war freilich bescheiden genug. Die Sammlungen waren fast ausnahmslos noch Privateigentum des Vorstands. Untergebracht waren sie zum größeren Teile in dem malerischen Tiergärtnerthorturm in der Nähe der Burg, dem einzigen aus der älteren Nürnberger Stadtbefestigung unversehrt überkommenen, zum kleineren Teil nebst Bibliothek und Verwaltungsräumen in dem wiederum sehr malerischen, aber räumlich ebenfalls recht beschränkten Toplerhause am Paniersplatz. Welch ein Abstand zwischen damals und heute, wo dem Museum auf weitem Areal schon über hundert Sammlungsräume zur Verfügung stehen, von denen einer der zuletzt gebauten allein mehr Flächenraum beansprucht als alle ursprünglichen Museumslokale zusammengenommen. Stattlicher im Verhältnis war der Verwaltungsapparat. Daß sofort nach der Eröffnung die Suche nach einer entsprechenden Unterkunft begann, läßt sich begreifen, und daß gleich drei deutsche Fürsten dem neuen Unternehmen ein Asyl anboten, mag als Beweis der werbenden Kraft der nationalen Ziele der Anstalt und ihres Begründers gelten. Es waren dies der Großherzog von Sachsen-Weimar, der die Wartburg und die Räume des unter ihr gelegenen St. Georgenklosters zur Verfügung stellte, der Herzog von Sachsen-Koburg, der die Feste Koburg anbot, und König Max von Bayern, der das Germanische Museum seinem Lande erhalten wollte. In Bayern zu bleiben, war wohl auch von Anfang an der Wunsch des Freiherrn von Aufseß, der in dem verfallenen und verfallenden Gebäudekomplex des ehemaligen Kartäuserklosters eine passende

Südtiroler Bauernstube aus dem 16. Jahrhundert





Aeusserer Hof der Kartause — Die Kartause, vom Klostergarten aus gesehen — Partie aus dem Kreuzgang

Das Kartäuserkloster in Nürnberg, heute Germanisches Nationalmuseum (Text Seite 338)

Nach alten Handzeichnungen ausgeführt von F. Trost



Neuer Flügel (Hofansicht)
Eingang zum Waffensaal

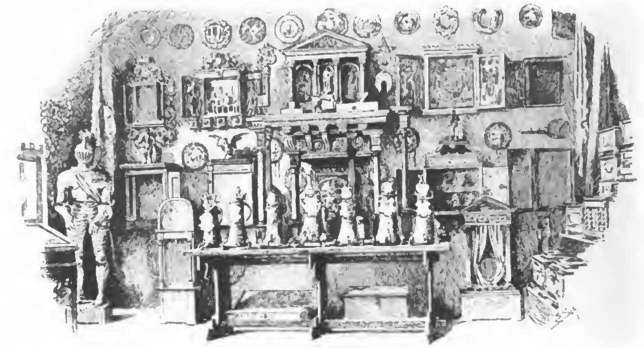
Wahl getroffen hatte. Die Verhandlungen gaben freilich von dem kleinlichen Geist, der in allen deutschen Staaten zu jener Zeit herrschte, beredtes Zeugnis. Nur durch die Munifizenz König Ludwigs I., der auch hier in weitblickender Weise sich als großherziger Förderer von Kunst und Wissenschaft zeigte, gelang es, die wichtigsten Teile der Kartause, die für die etwas romantisch angehauchte Gründung wie geschaffen erschien, zu erwerben und damit den Sitz des Museums in Nürnberg dauernd zu sichern. Dies geschah im Jahre 1857.

Für das, was Aufseß plante, konnte eine notdürftige Wiederherstellung und ein teilweiser Umbau der vorhandenen Gebäulichkeiten, von denen die Kirche und die Kreuzgänge die wichtigsten waren, genügen. Denn ein Museum im modernen Sinne, das in der Erwerbung und wissenschaftlichen Verarbeitung einer möglichst großen, systematisch alle Zweige umfassenden Denkmälersammlung besteht und wie es heute sich im wesentlichen darstellt, hatte der Begründer eigentlich nicht im Auge. Für ihn sollte das Museum, d. h. die Sammlung von Originalen, nur eine Illustration der deutschen Geschichte für die weiteren Kreise sein, während die Hauptaufgabe, das Generalrepertorium der Quellen und Denkmäler der nationalen Vergangenheit, der wissenschaftlichen Forschung vorbehalten blieb. Die Ausführbarkeit dieses gewaltigen Planes — es sollten u. a. sämtliche deutsche und auf Deutschland Bezug habende Urkunden, Handschriften, ältere und neuere Druckwerke, dann das gesamte künstlerische und kulturgeschichtliche Denkmälermaterial in Abbildungen verzeichnet werden — mag hier nicht erörtert werden. Nur das eine ergab sich, daß bei den damaligen politischen Verhältnissen eine staatliche, auch nur einigermaßen den ziemlich großartig aufgenommenen Betrieb deckende Unterstützung ausbleiben mußte, während das Publikum dieser rein gelehrten Unternehmung ziemlich kühl gegenüberstand. Zur Ausführung des bis ins einzelnste mit wahrhaft bewundernswertem Organisationstalent ausgearbeiteten Planes fehlten trotz des unermüdlichen Appells an die deutschen Geschichtsfreunde nur zu bald die Mittel. Trotzdem blühte das Museum auf und vergrößerte sich in den ersten zehn Jahren seines Bestehens mächtig.

Mancherlei Angriffe auf die von ihm mit äußerster Konsequenz verfochtenen Prinzipien und auch auf seine Person veranlaßten Hans von Aufseß, nach zehnjähriger unermüdlicher und selbstloser Thätigkeit von der Stelle des ersten Vorstandes zurückzutreten. Der zunächst an die Spitze berufene Geheime Justizrat Michelsen aus Schleswig legte nach kaum einjähriger Thätigkeit das Amt nieder. Sein zweiter Nachfolger, Professor Rein aus Eisenach, starb, ehe er sein Amt antrat. Während der kritischen Jahre bis zur definitiven Wiederbesetzung der Vorstandsstelle kam aber die Anstalt durch das hochherzige nochmalige Einspringen König Ludwigs I. von Bayern über eine Existenzfrage hinweg, nämlich die dauernde Erhaltung der den Grundstock des Museums bildenden Aufseßschen Sammlungen. Der Vorbesitzer, der einen wesentlichen Teil seines Vermögens darin festgelegt und sie ohne jedwede Entschädigung auf zehn Jahre dem Museum überlassen hatte, sah sich dazu für die Folge nicht mehr in der Lage. Von dem sehr mäßig angesetzten Kaufpreis von 120000 Gulden süddeutscher Währung zahlte der große Mäcen 50000 Gulden an. Der neue erste Direktor wurde 1866 August von Essenwein, damals Professor der Architektur an der Grazer Hochschule. Begabt mit einer geradezu wunderbaren Arbeitskraft und einer unbeugsamen Energie, faßte er alsbald die Aufgabe von der ihm allein praktisch erscheinenden Seite an, nämlich in den Mittelpunkt die Vermehrung der Sammlungen und den Ausbau der Räume zu stellen. Dies war freilich nicht plötzlich möglich, denn der als Ehrenvorstand bis zu seinem 1872 erfolgten Tode fungierende Freiherr von Aufseß setzte der Programmänderung zähen, aber schließlich fruchtlosen Widerstand entgegen. Immerhin wurde bis heute, was sich mit der neuen Tendenz vereinbaren ließ, beibehalten, so die weit über die Grenzen einer Museumsbibliothek hinausgehende, alle Gebiete der historischen Forschung berücksichtigende Bibliothek und das Archiv. Auch das Gebiet des eigentlichen Museums wurde in so weiten Rahmen gefaßt, wie es wohl bei keiner Sammlung der Welt der Fall ist. Ja, Essenwein war selbst noch stets bemüht, durch immer neue Abteilungen das Programm zu bereichern. Die Begründung des neuen Deutschen Reiches, die damit wachsende Begeisterung für die Vorzeit und auch die steigende Opferfreudigkeit weiter Kreise, die Essenwein in der geschicktesten und rührigsten Weise zu wecken und zu erhalten verstand, kamen der Anstalt zu gute. Die Einbeziehung der qualitativ und quantitativ sehr beträchtlichen Kunstsammlungen der Stadt Nürnberg, die Ueberweisung der bis dahin selbständigen bayrischen Filialgemäldegalerie und die Ueberlassung künstlerisch und geschichtlich wertvollen Familien-



Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, von Süden gesehen.



Aus dem Zunftzimmer

besitzes unterstützten den unermüdlichen Sammeleifer Essenweins auf das glücklichste. So entwickelte sich die heutige systematische Einteilung der Sammlungen, die zehn Gruppen mit dreiundvierzig Abteilungen umfaßt, von denen manche, wie z. B. die Hausgeräte, mit der gesamten Keramik, den Möbeln, den Gold- und Silberarbeiten, so umfangreich geworden sind, daß im museologischen Interesse eine weitere Teilung unabweisbar erscheint.

Mit der Ausgestaltung der Sammlungen ging unter Essenwein die der Bauten Hand in Hand. Nach wenigen Jahren seiner Amtsthätigkeit waren die Räume der Kartause zu klein. In rascher Folge entstanden, um nur das Wichtigere zu nennen, die Obergeschosse des großen Kreuzganges für Zwecke der Gemäldegalerie, der Wiederaufbau des alten 1874 abgebrochenen Augustinerklosters mit Kreuzgang an der Südseite, die große Halle für Renaissancemöbel, die, zwischen Augustinerstock und Südbau liegend, mit diesen den malerischen Wasserhof mit der luftigen, französischen Mustern nachgebildeten Turmtreppe umschließt. Der Südbau enthält im Erdgeschoß Verwaltungsräume, im ersten Obergeschoß Renaissancemöbel mit Oefen, im zweiten Obergeschoß eingerichtete Zimmer, von denen das Südtiroler Zimmer der Spätgotik und der Saal aus einem Nürnberger Patrizierhaus (um 1600) mit ihren anheimelnden Vertäfelungen in einem unsrer Bilder wiedergegeben sind. Im Osten erhob sich — für die Zwecke der Sammlung mittelalterlicher Skulpturen in Gipsabgüssen im Erdgeschoß, für die der Gemäldegalarie im Obergeschoß und zugleich als eine Vorführung der hochmittelalterlichen Bauformen — der Friedrich-Wilhelm- und Viktoriabau, dem damaligen Kronprinzen-, späteren Kaiserpaar zu Ehren so benannt, das dem Museum mit besonderer Gunst zugethan war. Für die prähistorische Sammlung entstand der (erst nach Essenweins Tod) an der reichen Decke mit dem Reichs- und den deutschen Staatenwappen gezierte Reichssaal, der Saal der Musikinstrumente, eine Stiftung der mecklenburgischen Ritterschaft, der Saal der technischen Modelle mit den Wappen der deutschen Reichsstädte an der Decke, der Waffensaal im Augustinerstock mit den Wappen der deutschen Standesherren, der Kostümsaal mit den Wappen der mittelbaren Städte.

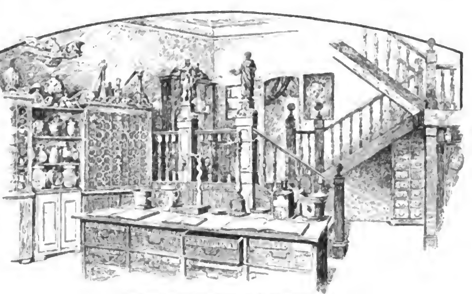


Nürnberger Patrizierzimmer aus dem 17. Jahrhundert

Groß und glänzend

stand das Museum da, als sein zweiter Begründer — so wird Essenwein mit Recht genannt —, durch die unermüdliche Arbeit seines Lebens aufgerieben, 1892 die Augen schloß. Aber immer neue Aufgaben gesellten sich zu denen, die noch nicht zu Ende geführt waren. Als er dahinschied, hatte er nach langem Bemühen gerade auch die Verwaltungsorganisation, lange Zeit das Stiefkind des gewaltigen Unternehmens, durch ein verstärktes finanzielles Eingreifen des Reiches, Bayerns und der Stadt Nürnberg in einigermaßen sichere Bahnen gelenkt.

Die dadurch freigewordenen Mittel und die erhöhte Vermehrung der freiwilligen Beiträge gestatteten eine entsprechende Erweiterung der Sammlungen. Abermals wurden die Räume viel zu eng, und kleinere Einbauten, wie die malerischen Räume der Material- und Kräuterkammer der Apotheke, die Säle für die Altertümer der Zünfte und Handwerke und der Kinderspielgeräte, fügten sich der älteren Reihe ein. Die Denkmäler der frühchristlichen und fränkisch-karolingischen Periode werden demnächst in einem bereits hergestellten Saale eine übersichtlichere Aufstellung erhalten. Bibliothek, Kupferstich und Archiv, die neben den eigentlichen Museumsräumen selbständige Abteilungen bilden, waren längst in ihrem Umfang über die sehr primitiven Unterkunftsräume, die sie seit langem innehatten, hinausgewachsen. Hat doch die Bibliothek einen Bestand von mehr als einer Viertelmillion Bänden, das Kupferstichkabinett einen solchen von annähernd ebensoviel Blättern erreicht. Im Jahre 1897 gelang es nun, drei an der Südostecke des Kartausengartens belegene Häuser, die seit den fünfziger Jahren der von König Maximilian I. begründeten Stiftung für Beschaffung von Wohnungen für kleinere Gewerbsleute dienten, verhältnismäßig billig zu erwerben. Durch einen glücklichen Umbau in den Formen deutscher Renaissance wurde das neue Bibliothekgebäude daraus geschaffen. Die Giebelfront ziert ein sogenanntes Nürnberger Chörlein, das, eines der schönsten seiner Art, beim Abbruch eines Hauses in der Theresienstraße, an Stelle des jetzt dort befindlichen Postneubaus, in den Besitz des Museums überging. Das neue Bibliothekgebäude, dessen Ankauf und Umbau durch eigens zu diesem Zwecke dargebrachte Spenden von Gönnern des Museums gedeckt wurde, konnte im Frühjahr 1902 in Benutzung genommen werden. Fast gleichzeitig begonnen wurde der unmittelbar an den Augustinerstock sich anschließende neue Südwestbau, der zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums zum größeren Teile der Benutzung übergeben werden soll. Wie die Abbildungen zeigen, ist er, dem Gesamtcharakter des Museums entsprechend, in spätgotischem Stile gehalten. Die Geschosse bilden drei gewaltige Säle. Der untere, durch Säulenordnungen in drei Schiffe geteilt, ist für die Sammlung mittelalterlicher Waffen bestimmt, das erste Obergeschoß enthält bäuerliche Haus- und Zimmereinrichtungen, der große Saal des zweiten Obergeschosses, mit gewölbter Holzdecke und seitlichem Oberlicht, die überaus reichhaltige bäuerliche Kostümsammlung, deren ausstellungsgerechte Herrichtung allerdings noch einige Zeit in Anspruch nehmen dürfte. Die Sammlung der bäuerlichen Einrichtungen, die zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums ihre Einreihung finden wird, dürfte die malerischste Abteilung des Museums sein. Sie enthält das vollständig eingebaute Flett eines niedersächsischen Bauernhauses mit seinen Nebenräumen und dem eichenholzgetäfelten Schlafzimmer. Fesselt im Flett vor allem die eigenartige und dabei primitive Herdanlage das Auge, so erzielen im Wohnzimmer die über ganz Niederdeutschland verbreiteten Bettkasten die gleiche Wirkung. Daran schließt sich das einfache Gelaß eines egerländischen Zimmers, wo insbesondere das Bett mit seinen aufgehängten



Pharmazeutische Material- und Kräuterkammer

Heiligenbildern und die fremdartige Ofeneinrichtung die Blicke auf sich ziehen. Das Unterinnthaler und das Thurgauer Zimmer zeigen in charakteristischen Vertäfelungen die Ausstattungsweise unsrer Alpenländer. Besonders das letztere würde jedem Herrensitze zur Zierde gereichen. Wie an der Ostseite des Saales das niederdeutsche Haus, so ist an der Westseite ein solches aus der Wetterau (Oberhessen) mit seinen hauptsächlichsten Räumen eingebaut. Daneben das reichste und eigenartigste Zimmer, das holländische (Hindelopener). Hier ist vielleicht die bäuerliche Kultur der städtischen am meisten nahegerückt. Kamin, reiche Vertäfelung und Wandbekleidung aus Delfter Fliesen, die teils geschnitzten, teils bunt mit Lackfarben bemalten Möbel und der reiche Hausrat lassen die Wohlhabenheit erkennen. Durch einen Thorweg, der von dem hessischen Bauernhause herrührt, betritt man eine weitere Reihe von Zimmern, ein oberbayrisches mit den eigenartigen, besonders in Tölz gefertigten buntbemalten sogenannten Kistlermöbeln. Ein völlig andres Bild entrollt sich in dem anstoßenden Zimmer aus der Wilstermarsch und dem kleinen Halligenzimmer, das seine Verwandtschaft mit dem holländischen nicht verleugnen kann. Ein weiterer Raum enthält ebenso wie die Gänge Möbel und Hausgeräte bäuerlicher Herkunft aus verschiedenen Gauen. Das Südwesteck des Neubaus

ist dem sogenannten Nassauerhaus in Nürnberg in freier und reicherer Weise nachgebildet. Die an zwei Seiten herumlaufende Galerie enthält in den Brüstungsfeldern die Wappen der deutschen Staaten. Das Dach wird von einem schlanken, zierlichen Dachreiter, ebenfalls in gotischen Formen, gekrönt. Nördlich daran schließt sich ein neues Treppenhaus, das mit einer reizvollen, aus einem Würzburger Domherrnhofe stammenden Treppengeländer geziert ist. Nach dieser Seite sollen an Stelle der noch stehenden Teile des alten Bibliothekgebäudes weitere Bauten für Sammlungszwecke entstehen.

Möchten die immer im Steigen begriffenen Zuwendungen aus allen Kreisen des deutschen Volkes, die dem Museum eine so große und verhältnismäßig rasche Entwicklung gestatteten, es ermöglichen, daß der weitere Ausbau, der im Interesse einer übersichtlichen und geschmackvollen Aufstellung der großen, jetzt noch gar nicht ganz zu würdigenden Schätze dringend nötig ist, bald in Angriff genommen werden kann. Dr. Hans Stegmann

Kirchtag im Kärntner Oberland

Sonntag war's! Ein sonniger Tag mit der lockenden, kosenden Pracht des Frühsommers. Die Berge winkten und grüßten, und die Thäler und Auen dampften im warmen Morgen; aus den Obstgärten der Dörfer zog bestrickendes Blütenduften über die Landschaft hin, und im Wald rief der Kuckuck.

Hinter uns rollte das Dampfroß, das wir in Villach verlassen, gen Italien weiter; wir aber wendeten uns abseits ins grüne Bergland hinein, das über der Drau sich erhebt und das man hinter St. Martin die Fellach nennt. Dort drüben krachten die Böller und klangen die Kirchenglocken; an uns vorüber eilten schmucke Dirndeln in der älplerischen Festtagstracht, und stramme Burschen, denen die Freude des Tages im Antlitz sich spiegelte, und Bauersleute, die von den Bergen und Wäldern herbeikamen, — alle voll rosiger Sonntagsstimmung, denn drüben auf der Fellach wurde Kirchtag gefeiert.

Kirchtag! Wenn sie bloß daran denken, die jungen Burschen und Mädchen, so geht's wie ein Jubel durch ihre Herzen; denn das muß man nur richtig begreifen, was der „Kirchtsonntag" im Dorfe für eine Bedeutung hat. Gar nicht einmal extra angemerkt steht er im Kalender, dieser Freudentag, und dennoch wissen sie es ganz genau, wann er gefeiert werden muß; sogar der kleinste Dorfbub weiß es schon, denn am Kirchtag giebt's immer süßen Met und Lebkuchen — und so etwas vergißt man eben nicht.

Gerade das eine ist schade, daß der Kirchtag des Jahres nur ein einziges Mal gefeiert zu werden pflegt, des ist das Jungvolk einer Meinung; und weil die Kirchtage schon einmal so rar sind, so bilden sie auch jedesmal ein ganz besonderes Ereignis für das Dorf. Freilich bringt so ein Kirchtag die meisten Genüsse dem ledigen Volke, doch ist er den Alten von nicht geringerer Bedeutung, und als Hauptvergnügungstag des Jahres ist er eben allen willkommen. Die Vorbereitungen für den Kirchtag sind keine kleinen, und den meisten Anteil daran haben natürlich die jungen Burschen, die zur Kirchtagszeit „Zechburschen" heißen; sie wählen vorerst einmal aus ihrer Mitte einen „Zechmeister", das ist jener, der die Sache zu leiten hat, und das muß ein ganz außerordentlich aufgeweckter und fideler Kumpan sein, denn wir werden ja noch sehen, wozu ein Zechmeister solcherlei Vorzüge benötigt. Wenn es sein muß, können die Buben wohl alle etwas leisten, aber so etwas versteht doch nicht ein jeder, und es kommt nur auf den Zechmeister an, eine große Schar Burschen für sich zu gewinnen, die in jenem Wirtshause „zusammenhalten", das er bestimmt. Einem tüchtigen Zechmeister wird das freilich nicht sonderlich beschwerlich, die Zechburschen scharen sich gern alle um ihn, und eines Sonntagnachmittags geht er mit seinen Getreuen zum „Wirten", um mit diesem die notwendigen Vorkehrungen zu treffen.

Bei der Weinflasche, die der Wirt ihnen kredenzt, verpflichten die Burschen sich ehrenwörtlich, daß am Kirchtag jeder erscheinen und keiner „abspringen", d. h. abtrünnig werden wird. Jeder zahlt dann das „Zechgeld", das für den Wein bestimmt ist, der in der Dauer des Kirchtages getrunken werden soll, und welchen Betrag, 3 bis 4 Gulden per Bursche, der Zechmeister in Verwaltung nimmt. Der Wirt hat seine Spendierhosen an und ist ein splendider Schenke; und so einer ist den Buben schon recht, sie kommen einstweilen schon ordentlich in Stimmung, was für das Gedeihen des Unternehmens die erste Notwendigkeit ist.

Als wir also an die Dorfkirche herankamen, war der Kirchtag auf der Fellach bereits im Gange. Der Pfarrer hatte eine Predigt gehalten, und dann hub die Orgel zu klingen an, und der Weihrauch strömte zur offenen Thür heraus, damit auch jene davon etwas abbekamen, die nicht mehr in das kleine Kirchlein hinein konnten oder wollten und lieber im Schatten der alten Nußbäume standen oder auf dem grünen weichen Rasen saßen. Vor der Kirche standen auch die Zechburschen, mit Rosen in den Knopflöchern und Blumengewinden um die Hüte, die sie angesichts des Gottesdienstes einstweilen freilich noch in den Händen halten mußten, und man merkte es ihnen ordentlich an, daß sie schon ungeduldig auf das Ende warteten, und ein paar begannen zu murren über den alten Pfarrer, der ihnen die Predigt zu lange gemacht hatte.

Nun rückten die Musikanten mit ihren blinkenden Blechinstrumenten an, und als drinnen der Orgelklang verstummte und die Leute aus der Kirche herausdrängten, alle noch rasch mit der Rechten in den steinernen Weihwasserkessel fahrend und das Kreuz schlagend, ging heraußen auch schon das weltliche Leben und Treiben los. Die Spielleute huben zu trommeln und zu blasen und zu flöten an, daß es den Leuten gleich so in die Beine fuhr, und am Kirchplatz, wo die Lebzelter ihre Stände aufgeschlagen hatten, faßten die Zechburschen die Mädchen um die Mitten und fingen einen Walzer zu tanzen an, daß der Staub davonwirbelte.

Das Tanzen und Fröhlichsein vor der Kirche dauerte eine Stunde. Die Burschen sangen und jauchzten und versuchten sich im „Lebzeltenhacken" und kauften ihren Tänzerinnen süßen Honigmet

und „Busserln“ und „Herzlein“ vom Lebzelter, die sie sich ins saubere Taschentuch banden.

Es ging schon auf Mittag, als die Burschen mit ihren Tänzerinnen unter dem Spiel der Musikanten durchs Dorf zogen, dem Wirtshaus zu; unterwegs aber kehrten sie in der wohlhabenden Santnermühle ein, wo sie sich im sauber gefegten Hofe aufstellten. Die Musik spielte wieder zu einem Walzer auf, und der Zechmeister holte die hübsche Santnerstochter aus dem Hausflur, um mit ihr einen Ehrentanz zu thun; das Paar tanzte allein einen Reigen, und dann sang der Bursche ein kleines Liedchen aus dem Stegreif, das die Müllerstochter betraf. Es war ein gereimter Scherz, der nicht übel gelang, so daß die Leute, die ihre ganze Aufmerksamkeit dem Zechmeister, der ein wirklich munterer und schlagfertiger Bursche war, zuwendeten, voll Vergnügen darüber lachten und die alte Müllerahnl zum Fenster herabrief: „Toni, du bist ein Luderskerl!“ Er schmunzelte nur und drehte sich schon wieder mit der Müllerstochter im Kreise, und jetzt durften die Zechburschen auch mittanzen; das Tänzchen war ganz kurz, und als es beendet war, schwang Toni, der Zechmeister, seinen Hut gegen das Fenster der Müllerahnl und ließ keck ein treffendes Spottliedel auf das alte Weiblein los, daß es ein lautes Hallo gab, und die Ahnl lachte herzlich mit; dann rief sie einem Mühlburschen zu: „Konrad, bring den Bubmens was z' trinken!“ Und gleich darauf kam der Bursche mit einer großen Flasche Wein und einer Reihe kleiner Trinkgläser, und die Burschen ließen die alte Müllerahnl hochleben und jauchzten und schwangen ihre Hüte. Als die Flasche leer war, kam sie gleich wieder gefüllt heraus, und Mädchen aus der Mühle trugen Backwerk, „Reindling“, auf Tellern und reichten es den Burschen hin; jeder von ihnen nahm ein kleines Stück, den Rest banden sich die Spielleute ins Tuch.

Der Zechmeister wußte eine Menge Liedchen und sang nach jedem kurzen Reigen ein andres. Zum Abschied, unterdessen noch einigemal die Flasche mit Wein gefüllt worden war, stellten die Burschen sich im Kreise auf und sangen zusammen einen selbsteinstudierten Kärntner Liederchor; der Zechmeister war nun Chormeister, und die Sache gelang so vortrefflich, daß die „Bubmens“ auf Verlangen der Müllerahnl noch einen zweiten Liederchor sangen. Hierauf bedankte sich der Zechmeister für die Bewirtung mit einem: „Dank' schean, Frau Muatter!“, indem er ihr seinen Hut zuschwang, dankte auch mit einer artigen Verbeugung der Müllerstochter für die Ehre des Tanzes, und das „Hofrecht“ war beendet; die Musikanten stimmten einen Marsch an, und die Zechburschen zogen, zum Gruße die Hüte schwenkend, weiter, dem Wirtshause zu.

Der Wirt stand schon mit der bekränzten „Burschenflasche“ vor der Thür, um seine lustigen Gäste zu empfangen; das erste weingefüllte Glas bekam der Zechmeister, der mit hellem Jauchzen das funkelnde Weinglas erhob und ausrief: „Unser Wirt, der Niederdorfer, soll leben — hoch!“ Das Hoch klang im Chorus nach, und dann griffen die Burschen nach den übrigen Weingläsern und stießen mit dem Wirt auf „Gesundheit und Glück“ an, daß es klirrte, wozu die Musik einen Tusch spielte. Dem Wirte samt seiner Familie wurde in aller Form das Hofrecht gemacht. Der Zechmeister sang wieder eine Reihe seiner kleinen Vierzeiligen, und getanzt wurden auch wieder ein paar Stücke; dann ging's auf den Tanzboden, und nun hatte jeder der Zechburschen das Recht, den Musikanten Lieder „aufzugeben“, was vorher stets nur der Zechmeister hatte thun dürfen.

Jetzt ging es aber auch ordentlich los, denn das Singen verstehen die Kärtner Bauernburschen vortrefflich. Der erste, der mit einem malerisch gekleideten Mädchen den Reigen eröffnete, sang ein Tanzlied:

Wer da Tänz' kann,
Giebt Tänz' an,
Wer a Geld hat,
Zahlt aus;
Wer a Diandle hat,
Kann tanzen,
Wer kan's hat,
Bleibt z' Haus.

Die Musikanten begannen die Walzermelodie nachzuspielen, und die Paare fingen zu tanzen an. Der Tanz war kurz, und als er beendet war, sang der zweite Bursche:

Van Tanzen is 's lusti,
Van Aufgeb'n is 's toll,
Und i waß no Liadlan
An Bucklkorb voll.

Wieder folgte darauf das Tänzchen, und dann kam der dritte, der eine andre Weise anschlug:

Is a figgrisch scheans Diandle,
Hat faggrisch scheane Schuah,
Sie thuat figgrisch schean tanz'n,
I schaug faggrisch gern zua.

Der vierte will einen „Steirischen“, und er singt:

Steirisch tanzen
Kann nit a niader,
I selber kann's a nit,
Aber meine Brüader.

Und der nächste singt wieder in einer andern Melodie:

Diandel, geh, tanz' mer amal,
Drahn mer uns rund im Saal,
Lahn di nur an an mi,
Bin's ja glei i!

In dieser Art und Weise ging's weiter; jeder wußte ein andres, alle aber bezogen sich aufs Tanzen, denn es wurde der „Liedertanz“ getanzt, der bis über den Mittag hinaus währte, bis endlich einer den Schluß machte mit folgendem trefflichen Liedchen:

Tanzen und prahl'n
Und de Spielleut' nit zahl'n,
Von de Liadlan aufgeb'n
Können d' Spielleut' nit leb'n.

Der Vormittag des freudenreichen „Kirchtsonntages“ war zur Thür hinausgejubelt, und die Musikanten spielten den Burschen auf dem Heimweg durchs Dorf. Daheim gab's heute einen fetten Braten — weiß Gott: die Burschen verschmähen so etwas nie, aber heut haben sie keine Ruhe daheim, und es dauerte gar nicht lang, waren sie auch schon wieder da im Wirtshaus, wo sie sich völlig häuslich bequemten und bei Wein und Gesang und Kegelspiel auf die Stunde warteten, wo sie ihre Tänzerinnen holen konnten, die sich unterdessen zum Tanze geschmückt hatten.

Bald waren sie alle wieder beisammen, die tanzlustigen Diandeln und die sangesfrohen Burschen, und das ungezwungene Treiben auf dem Tanzboden wurde fortgesetzt. In den Pausen saßen die Zechburschen mit ihren Tänzerinnen um den großen, gedeckten „Burschentisch“ und tranken gemeinsam von der bekränzten Weinflasche und sangen noch manch

klangschönes Volkslied zusammen; unter anderm hörten wir auch folgenden Kärtner Liederfünfgesang:

I waß a scheans Glöckle,
Das hat an schean Klang.
I waß a scheans Diandle,
Das hat an schean Gang.

Das Diandle, das mechl' i,
Das hätt' i so gern,
Das hat a paar Aeuglan
Als wia a paar Stern.

Haar, Augen, wia Tinten,
Die Zahnlan wia Schnee,
Is ka gleiche mehr z' finden,
So weit i a geh'!

Die Burschen waren voll Lust und Frohsinn, und es hatte uns gewundert, wie anständig es beim Burschentische herging; der Zechmeister sorgte mit Umsicht für den gemütlichen Verlauf des Kirchtages.

In dieser Art und Weise wird die Nacht durchgejubelt, in der Morgenfrühe wird ein wenig geschlafen, was mancher gleich im Wirtshause besorgt, und am „Kirchtmontag“ geht die Sache wieder von neuem an. Der Montag steht dem Vorgänger nicht viel nach, und die Kirchtage im Oberlande dauern bis zum Morgen des Dienstags; dann sind die Buben allerdings kirchtagssatt, und der Zechfonds will auch nicht mehr Schritt halten mit der lustigen Kirchtagszeit. Wenn man die Strapazen in Betracht zieht, die die Burschen seit Sonnabend, wo es mit dem „Hofrechtmachen“ bei den Bauern des Dorfes seinen Anfang nahm, durchgemacht bis zum Dienstag Morgen, so wird man gewiß zugeben, daß es keine Kleinigkeit ist, so lange bei dem notwendigen Humor zu bleiben!

Hinter der Tauernkette verglühte die Sonne, über die Berge des Unterlandes krochen die Schatten empor; über die Julischen Alpen hin glänzte wie silbern der Firnschnee, und im Wald verstummte der Vogelsang. Der sonnige Tag versank in die Nacht, aber süßes, bestrickendes Blütenduften zog über die Landschaft hin, und als wir durch den dunkelnden Wald hin wanderten im Frieden des Abends, verklang hinter uns die Musik und das Jauchzen des Kirchtages.

H. K.

Das Trinken im Sommer

Während unser Bedürfnis an festen Nahrungsstoffen in der kalten und warmen Jahreszeit so gut wie gleichmäßig ist, ist das Verlangen nach flüssigen Erfrischungsmitteln in den heißen Sommertagen bedeutend größer als in dem winterlichen Jahresabschnitt. Dazu kommt noch ein zweiter Unterschied. Im Gegensatz zum Winter, wo wir uns zwar gegen kühle Getränke nicht gänzlich ablehnend verhalten, aber doch für solche von einer höheren Temperatur eine gewisse Vorliebe zeigen, beschränken wir im Sommer die warmen Getränke auf ein möglichst geringes Maß und bevorzugen nicht nur kühle, sondern vielfach sehr kalte Flüssigkeiten. Beides aber, sowohl die Vermehrung der Flüssigkeitszufuhr als auch die niedrige Temperatur der Getränke, ist für unsern Körper nicht gleichgültig, und darum verdient gerade das Trinken im Sommer in gesundheitlicher Beziehung besondere Beachtung.

Der Grund, warum im Sommer unser Durstgefühl wächst, liegt darin, daß mit der Zunahme der Lufttemperatur auch die Wasserdampfausscheidung durch die Haut steigt. Von der gesamten Körperoberfläche werden bei einer Temperatur von 28° C. in einer Stunde 51 Gramm Wasser abgegeben, dagegen bei einer Temperatur von 33° C. in der gleichen Zeit schon 122 Gramm. Bei starker körperlicher Bewegung erhöht sich dann die Wasserdampfausscheidung erheblich, so daß man beispielsweise für einen Bergsteiger einen Wasserverlust von durchschnittlich 232 Gramm in der Stunde berechnet hat. Nun ist aber unser Körper gegen Wassermangel viel empfindlicher als gegen eine zeitweilige Stockung in der Versorgung mit den eigentlichen Nahrungsmitteln. Die Fastenversuche Tanners und andrer Hungerkünstler haben ergeben, daß der Mensch 40 Tage ohne Nahrungsaufnahme zu leben vermag, wenn ihm nur Wasser zur Verfügung steht. Ebenso verhält es sich mit der Tierwelt. Tauben können den Hunger 12 Tage und darüber ertragen, den Durst aber nur 4—5 Tage. Störungen des Wohlbefindens, wie Unruhe, Zittern und Struppigwerden des Gefieders, stellen sich bereits ein, wenn ihr Körper 11 Prozent des normalen Wassergehaltes eingebüßt hat; steigt diese Einbuße auf 22 Prozent, so gehen sie zu Grunde. Die Erklärung für das verschiedene Verhalten des menschlichen und tierischen Körpers gegen Hunger und Durst liefert seine Zusammensetzung. Denn der menschliche und tierische Organismus besteht im Durchschnitt aus 70 Prozent Wasser. Eine starke Verminderung seines Wasservorrates bedeutet demnach einen tiefgehenden Eingriff in seinen Hauptbestandteil und muß ihn um so härter treffen, als das Wasser das Transportmittel bildet, auf dem die Nährstoffe zu den Organen und ihren Zellen hingelangen und die Stoffwechselprodukte dieser fortwandern.

Es ist also bei dem vermehrten Wasserverlust, wie er infolge der Temperaturerhöhung der Luft in den heißen Sommertagen eintritt, eine Steigerung des Ersatzes durch reichlichere Flüssigkeitsaufnahme an sich durchaus gerechtfertigt. Wie groß die Flüssigkeitsmenge zu bemessen ist, kann nur in allgemeinen Umrissen angegeben werden. Für einen erwachsenen Mann von mittlerem Gewicht muß auf Grund wissenschaftlicher Erwägungen eine tägliche Flüssigkeitsaufnahme von 2—2$^{1}/_{2}$ Litern als genügend angesehen werden. Ein erheblicher Teil dieses Quantums ist schon in den sogenannten festen Speisen enthalten, da sie im Durchschnitt zu 50 Prozent aus Wasser bestehen. Auch das übliche Morgen- und Nachmittagsgetränk rechnet zu der angegebenen Flüssigkeitsmenge mit. Es verbleibt daher nur ein Rest von etwa $^{3}/_{4}$ Liter, der durch jene Getränke zu decken wäre, die beim Mittagsmahl oder des Abends genossen werden. Mit dieser Flüssigkeitszufuhr würde also der Körper eines Erwachsenen ganz gut auskommen können, solange sein Wasserverlust nicht durch eine höhere Lufttemperatur gesteigert wird. Man darf schon eine ziemlich hohe Lufttemperatur voraussetzen und gleichzeitig eine stärkere körperliche Bewegung in Rechnung ziehen, wenn man die nötige Mehrzufuhr an Flüssigkeiten auf 1 Liter für den Tag veranschlagt. Damit wird die vermehrte Wasserabgabe vollauf ausgeglichen.

Statt dessen gehen im Sommer zahlreiche Personen über dieses Maß beträchtlich hinaus, und zwar nicht ausnahmsweise, sondern gewohnheits-

weise Tag für Tag. Die Folge davon ist nicht eine Erquickung und Erfrischung des Körpers, wohl aber eine Erschlaffung und Abgemattetheit. Dabei braucht es sich keineswegs um alkoholische Getränke zu handeln. Denn auch übergroße Mengen von Wasser rufen diese Wirkung hervor. Namentlich sind es zwei Gruppen, die die Neigung zeigen, die Flüssigkeitsaufnahme zu übertreiben, die Fettleibigen und die Neurastheniker. Bei einer ganzen Reihe von Fettleibigen besteht nicht sowohl eine Verfettung der Muskulatur, als vielmehr eine allgemeine Ueberwässerung, die die Fettleibigkeit vortäuscht. Es sind dies besonders Personen von blassem Aussehen, die immer eine gewisse Behäbigkeit der Formen besessen haben und deren Herz trotz der steigenden Köperfülle lange Zeit seine Schuldigkeit thut. Gerade sie werden von einer starken Wasserverdunstung durch die Haut betroffen, und infolgedessen glauben sie auch eine reichlichere Flüssigkeitszufuhr nötig zu haben. Natürlich arbeiten sie durch das übermäßige Trinken der Selbsthilfe des Körpers entgegen, so daß nun früher oder später der Zeitpunkt eintritt, wo die Herzmuskulatur wegen des zu hohen Wassergehaltes die ihr aufgebürdete Arbeit nicht mehr befriedigend zu leisten vermag. Sind sie dagegen darauf bedacht, die Flüssigkeitsaufnahme in bescheidenen Grenzen zu halten, so unterstützen sie die Entwässerung des Körpers, erleichtern dem Herzen sein Arbeitspensum und beugen zugleich der Hauptgefahr der Fettleibigkeit, der Schwächung und Entartung der Herzmuskulatur, vor. Bei den Neurasthenikern ist es die allgemeine Unruhe und das Verlangen, die Lebensgeister anzuspornen und anzufachen, durch die sie sich zu einem übermäßigen Genuß von Getränken verführen lassen. Allerdings schwindet die Unruhe und stellt sich, da man meist zu alkoholischen Getränken greift, ein Gefühl der Kräftesteigerung ein, später jedoch erfolgt ein um so empfindlicherer Rückschlag. Dann ist die Ruhelosigkeit geradezu peinigend, und die geistige Niedergedrücktheit wird um vieles stärker, als sie es zuvor war. Daher ist den Neurasthenikern nur zu empfehlen, ihrem Trieb nach überreichlicher Flüssigkeitsaufnahme soweit als irgend möglich Widerstand zu leisten. Aber auch für die Gesunden ist der übermäßige Genuß von Getränken, und sei es auch nur von Wasser, wenn er sich auf eine längere Zeit erstreckt, nicht zuträglich. Es steht fest, daß die Körpersäfte verdünnt werden, der Magen sich erweitert, der Appetit leidet, die Verdauung der festen Nahrungsstoffe erschwert und die allgemeine Leistungsfähigkeit des Körpers herabgesetzt wird.

Das viele Trinken, wie es so leicht der Sommer mit sich bringt, muß daher als eine üble Angewohnheit erachtet werden. Es erhöht nicht den Kräftevorrat des Körpers, sondern es verringert ihn. So ist denn auch ein weises Maßhalten in der Flüssigkeitszufuhr eine der Hauptregeln beim Training. Die englischen Trainer, die die Jockeys, Ruderer und Radfahrer vorbereiten, bestreben sich methodisch, den Sportsmen eine „trockene" Körperkonstitution zu verschaffen. Sie gestatten ihnen täglich nicht mehr als 2 Liter Flüssigkeiten. Und doch ist zu den Sportübungen die größte Kraftanspannung erforderlich. Ebenso befleißigen sich die Wüstenstämme der Sahara, solange sie auf einer Wanderung begriffen sind, absichtlich einer Beschränkung der Flüssigkeitszufuhr. Nachtigal kann seiner Bewunderung nicht genug Ausdruck geben, daß seine Begleiter aus dem Tubustamme unter den glühenden Strahlen der Wüstensonne die anstrengendsten Tagesmärsche ohne Ermüdung zurücklegten, obgleich sie nur ganz wenig Wasser tranken, während er selbst trotz reichlichen Wassergenusses der Erschöpfung nahe war. Man ersieht hieraus, daß in der That das Durstgefühl und seine Befriedigung bis zu einem gewissen Grade Gewohnheitssache sind. Gewiß dürfen wir im Sommer, wenn sich das dringliche Bedürfnis einstellt, einen guten Trunk thun, aber wir sollen uns auch davor hüten, uns jener Gruppe anzuschließen, die man scherzhaft als durstige Seelen bezeichnet. Besonders sollen wir dann Maß üben, wenn an den Körper ungewöhnliche Anforderungen gestellt werden. Ein Tourist, der auf der Wanderung durch das Gebirge in einem jeden Wirtshaus, an dem ihn sein Weg vorbeiführt, fröhliche Einkehr hält, handelt durchaus zweckwidrig. Seine Wanderlust wird bald einer unangenehmen Erschlaffung und Trägheit weichen, so daß er sich schließlich zu einer vorzeitigen Beendigung der Tour gezwungen sehen kann, während derjenige, der dem Durst nur zögernd nachgegeben hat, das gesteckte Tagesziel ohne Schwierigkeit und frisch an Körper und Geist erreicht.

Ein wichtiger Punkt ist ferner die Temperatur der Getränke. Wenn wir diese im Sommer kühl wünschen, so ist das ein ganz natürliches Verlangen, wogegen nichts einzuwenden ist. Vielfach begnügt man sich aber nicht mit kühlen Getränken, sondern wählt kalte oder sogar eiskalte. Durch die plötzliche Einführung einer Flüssigkeit von sehr niedriger Temperatur wird jedoch der Magen empfindlich gereizt. Wie die Schleimhaut der Nase und der Luftröhre durch kalte Luft, so wird auch die Schleimhaut des Magens durch ein kaltes Getränk geschädigt, so daß sich daraus ein Magenkatarrh zu entwickeln vermag. Man sagt dann, man habe sich den Magen erkältet. Diese Schädigung wird zwar in der Regel bald wieder ausgeglichen. Anders aber liegt die Sache, wenn man gewohnheitsgemäß sehr kalte Getränke, und zumal in größeren Mengen, genießt. Dann kann der akute Magenkatarrh in einen chronischen übergehen, eine Störung, die sehr empfindlich ist und sich oftmals nur schwer wieder beseitigen läßt. Unterstützt wird die schädliche Einwirkung kalter Flüssigkeiten auf die Magenschleimhaut dadurch, daß größere Mengen davon die Eigenbewegung des Magens, wodurch sein Inhalt weiter befördert wird, aufheben. Sie verbleiben so lange im Magen, bis sie sich erwärmt haben und der Kältereiz verschwunden ist. Erst darauf werden sie vom Magen weiter gegeben. Man sollte sich daher gewöhnen, kalte Getränke in größerer Menge nie unter einer gewissen Temperaturgrenze zu sich zu nehmen. Diese Temperaturgrenze ist bei den einzelnen Getränken verschieden. Für Trinkwasser ist die beste Temperatur 12,5° C., wobei es kühlend und erfrischend schmeckt, während eine tiefere Temperatur schon kalt empfunden wird. Die kohlensauren Wässer müssen höher temperiert sein als das Trinkwasser, da sie bei gleicher Temperatur wesentlich kälter erscheinen. Noch bei 12,5° C. schmeckt Sodawasser außerordentlich kühl. Am besten wird es mit 14 bis 16° C. genossen. Auch die Milch wirkt kühler als Wasser von der gleichen Temperatur. Noch mit 10° und selbst mit 12,5° C. erscheint sie recht kalt. Soll sie ein kühles und erfrischendes Getränk sein, so sind 16—18° C. am geeignetsten. Die beste

Temperatur für Bier sind 15° C. Es ist dabei genügend kühl und zugleich vom größten Wohlgeschmack. Beim Weißwein kann man bis zu 10° C. heruntergehen, wenn er schwer und gehaltvoll ist. Für leichte Weißweine sind dagegen 15° C. die untere Grenze. Diese Unterschiede beruhen auf dem verschiedenen Alkoholgehalt der einzelnen Weinsorten. Champagner kann sich, wenn die Flasche dauernd im Eiskübel gehalten wird, bis auf 2° C. abkühlen. Trinkt man ihn mit dieser Temperatur, so ruft er keineswegs im Magen eine so starke Abkühlung hervor als Wasser oder andre gleich kalte Getränke, da der Alkoholgehalt trotz des Freiwerdens der Kohlensäure eine erwärmende Wirkung ausübt. Gleichwohl wird man gut thun, ihn nicht kühler als mit 10 oder 8° C. zu genießen. Für Personen, deren Verdauungsapparat nicht in Ordnung ist oder die leicht zu Magenstörungen neigen, ist es ratsam, in ihrer Häuslichkeit die Getränke wiederholt mit dem Thermometer auf ihre Temperatur zu prüfen. Sie werden dann bald in der Lage sein, allein durch das Temperaturgefühl im Munde zu erkennen, ob das betreffende Getränk zu kühl ist oder nicht.

Uebrigens kommt es viel auf die Begleitumstände an, unter denen man die kühlen Flüssigkeiten zu sich nimmt. Ist der Magen leer, so leidet er am leichtesten unter der Kälteeinwirkung. Wenn er dagegen Speisen enthält, so teilen diese ihre Temperatur der getrunkenen Flüssigkeit mit, und die Abkühlung der Magenschleimhaut ist dann nur eine schnell vorübergehende. Der vielfach geübte Brauch, während des Trinkens irgend eine kleine Speise zu sich zu nehmen, ist daher durchaus zu billigen. Auch der Umstand spricht mit, ob der Körper in Bewegung bleibt oder nicht. Bewegen wir uns, so kreist der Blutstrom viel schneller durch den Körper als in der Ruhe. Die Magenwände werden deshalb in dem ersteren Falle stärker erwärmt, so daß die Kälteeinwirkung durch die Getränke gehemmt und gemildert wird. Man darf sich daher, wenn der Körper in der Bewegung erhalten wird, eher einmal einen kühleren Trunk gestatten. Wer aber ganz sicher gehen will, der braucht nur den praktischen Wink zu befolgen, anfänglich langsam und in kleinen Schlücken zu trinken. Behält man die kleinen Schlücke einige Augenblicke im Munde, so werden sie angewärmt und können nun, wenn sie in den Magen gelangen, keine Schädigung mehr hervorbringen.

In der Gegenwart ist ein heftiger Kampf gegen den Alkohol entbrannt. Soweit er sich gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke richtet, ist er völlig berechtigt. Aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Abgesehen davon, daß einige alkoholische Getränke, wie die Biersorten, einen nicht unbeträchtlichen Nährwert besitzen, so regen sie zweifellos den Appetit und die Verdauungskraft an und tragen auch zur Erhöhung der Freude am Leben bei. Nur muß man sich bemühen, die Grundsätze einzuhalten, die wir soeben kennen gelernt haben. Wer dieses thut, kann sich unbedenklich am Schluß eines Spazierganges oder nach des Tages Last und Hitze zu einem Schoppen schäumenden Gerstensaftes in einem schattigen Wirtshausgarten niederlassen und, frei von Selbstquälereien, in den Reimspruch einstimmen: „Hopfen und Malz, Gott erhalt's!“

Theo Seelmann

Die Frau vom Steine

Hoch über dem Wald vom Ardennenstein
Durch stürmische Nacht bricht glänzender Schein,
Hell schimmert die türmende Feste.
Und drinnen da klingt es und singt es zumal,
Da schwingt es den Reigen im leuchtenden Saal,
Da wimmeln viel fröhliche Gäste,
Versammelt zum lieblichsten Feste.

Die Kinder des Hauses sie kehrten zurück,
Der greisenden Eltern erwachsenes Glück,
Die blühenden Töchter und Söhne;
Die Söhne zugleich mit den züchtigen Fraun,
Die Töchter mit Rittern, so stattlich zu schaun,
Und dass die Freude sich kröne:
Mit Enkeln in knospender Schöne.

Und wie nun so woget der festliche Schwall
Und dröhnet der Saal von dem tosenden Schall,
Die Greisin sie lächelt, sie schauet
Stillschweigend hinein in das frohe Gewühl,
Und wird ihr im Busen vom Glücke so schwül —
Ihr schwindelt, ihr banget, ihr grauet
Vor dem, was sie fühlt und erschauet.

Fortschleicht die Fraue sich heimlich und stumm;
Sie kehrt an der Thüre noch einmal sich um,
Als würd' es ihr sauer zu gehen;
Dann öffnet und schliesst sie die Thüre gar sacht,
Und hatte des niemand im Saale kein acht,
Und liessen die Stunden vergehen,
Nicht ahnend, was draussen geschehen.

Da flüchtet ein Weib sich in Bettlergewand
Aus den Pforten der Burg und hinunter ins Land;
Die Wolken am Himmel hin fliegen.
Im Sturme sie wandert mit wehendem Haar,
Und im Mondlicht wird sie ein Bildnis gewahr
Und bleibet am Wege da liegen,
Inbrünstig ans Kreuz sich zu schmiegen.

Das Glück will ein Opfer; so nimm es denn an!
Der Engel des Todes, er schwebte heran,
Ich sah ihn die Kinder umschweben.
Und wie er die Flügel ums Haupt ihnen schlug,
Ich haschte danach, und ich hemmt' ihm den Flug
Und bat ihn: Lass jenen das Leben!
Gern will ich das meine dir geben.

O Heiland, du weisst ja, wie Liebe bezwingt;
Du kennst sie, die selber zum Opfer sich bringt;
Zu folgen dir will ich nun wagen.
Nur segne mein Haus, dass es halte am Recht
Und rage mit Ehren ins fernste Geschlecht!
Dank will ich im Elend dir sagen,
Solange die Füsse mich tragen.

Und wanderte fort in die Nacht, in die Welt
Auf göttlichen Wegen, die niemand erhellt,
Soviel er auch forsche und frage.
Hell strahlte das Haus durch Jahrhunderte fort,
Des Ruhms und der Ehren ein glänzender Hort
Voll goldener, glücklicher Tage,
Voll himmlischer Mühsal und Plage.

Albert Matthäi

Die Bereisung

Ein Tag aus dem Försterleben

Von

Fritz Skowronnek

In der Amtsstube der Revierförsterei Theerbude hatten sich die Forstbeamten der umliegenden Reviere versammelt. Heute sollte „die Bereisung“ kommen, wie die Grünröcke die alljährliche Besichtigung der Kulturen und Schonungen durch die beiden höchsten Beamten des Bezirks, den Oberforstmeister und den Forstrat, zu nennen pflegen. Etwa ein Dutzend Förster, Forstaufseher und Hilfsaufseher hatten sich eingefunden, alle in höchster Gala, mit blankgewichsten Kniestiefeln, den blankgeputzten Hirschfänger an der Seite. Nur der alte Revierförster Adam Lerche, ein großer, vierschrötiger Mann mit eisgrauem Schnurr- und Knebelbart, war noch nicht in Uniform. Er ging in Hemdärmeln in der großen Stube auf und nieder, während die Kollegen sich schweigsam, aber energisch den guten Dingen widmeten, die Frau Revierförster zum Frühstück aufgetragen hatte. Durch die offenen Fenster lachte die Maisonne herein, im Vorgarten dufteten die Fliederbüsche, und dahinter rauschte im Morgenwind der dunkle Tannenwald.

Es war, als wenn ein Druck auf der ganzen Gesellschaft lastete. Kein Wunder! Die beiden hohen Vorgesetzten erschienen zum erstenmal auf der Bildfläche, und neue Besen kehren immer scharf. Zudem ging ihnen ein Ruf voraus, der für die Grünröcke nicht sehr ermutigend war. Der Oberforstmeister von Motzfeldt sollte ein wortkarger Herr sein, der weder lobte noch tadelte, aber hinterher kamen die „Nasen“. Von dem Forstrat Krassentin wurde noch Schlimmeres berichtet. Er fuhr die alten Knasterbärte an, als wenn er Rekruten vor sich hätte, und eine entschuldigende Antwort war bei ihm nicht anzubringen. So hatte wenigstens Wittstock berichtet.

Wer Wittstock war? Ein Unikum, ein Original, die lebendige Zeitung des Waldes. Einer Verfehlung wegen, die sich erst nach langen Jahren als sehr unbedeutend erwies, war er als junger Förster von Amt und Brot gekommen. Er wäre mit Weib und Kind verhungert, wenn er nicht auf den Gedanken verfallen wäre, bei den früheren Kollegen Hilfe zu suchen. Und er fand sie. Aus jedem Forsthause nahm er ein Scherflein Geld mit. Die Frau Förster steuerte Mehl, Eier, Butter, Speck u. dergl. bei. In jeder Woche schickte er ein Päckchen an seine Frau ab, er selbst wanderte weiter von einer Försterei zur andern. Jetzt trug er seinen Wanderstab und Ranzen schon mehr als dreißig Jahre. Die Haare waren ihm ergraut und weiß geworden, aber seine hohe Gestalt war noch ungebeugt. Seine beiden Söhne waren tüchtige Menschen geworden, seine Frau hatte er begraben, er aber pilgerte weiter, überall gern gesehen und freundlich empfangen.

Denn die Nachrichten, die er brachte, wurden in den einsamen Forsthäusern mit Sehnsucht erwartet. Er brachte Grüße von Bekannten und Verwandten, er berichtete über die Veränderungen im Forstpersonal, über Versetzungen und Pensionierung, er gab Auskunft über jedes Mitglied jeder Försterfamilie bis zum kleinsten Sprößling herab, er wußte, wie hier und dort die Ernte ausgefallen war, wie die Kulturen im Walde gediehen, er hatte auch die Kunde über die neuen Vorgesetzten gebracht. Jeder der Grünröcke hatte das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, aber manche Schonung wollte trotz aller Pflege nicht gedeihen, und einzelne Pflanzungen zeigten nur zu deutlich die zerstörende Arbeit bösartiger Insekten. Ein wohlwollendes Urteil würde die Schuld an dem Mißerfolg nicht ihnen zur Last legen, aber . . .

Einer der Kutscher, der am Hofthor Posten gestanden, kam jetzt mit der Meldung, daß der Wagen mit den Vorgesetzten in Sicht sei. Eilig warf der Revierförster seinen Rock über und steckte den Hirschfänger ein. Eine Ehrenwaffe war's, vom Jagdschutzverein für einen mutigen Kampf mit Wilderern gestiftet. Eine Minute später standen die Grünröcke, nach dem Dienstalter geordnet, vor dem Forsthause und salutierten militärisch die Vorgesetzten. Langsam schritt der Oberforstmeister die Reihe ab, während der Oberförster die Namen nannte. Ein wenig bärbeißig sah der alte Herr aus, aber das Auge blickte wohlwollend auf die wetterfesten Gestalten. Nur einer schien ihm nicht zu gefallen, der Forstaufseher Eckardt, ein schlanker, sehniger Jägersmann.

„Sie sehen ja so hohl aus um die Augen herum. Es wird doch im Walde kein Heu geharkt, werden auch keine Beeren gelesen?“

„Nein, Herr Oberforstmeister.“

„Sind Sie krank?“

„Nein, Herr Oberforstmeister.“

„Na, zum Teufel, was fehlt Ihnen denn?“

„Ich habe drei Wochen, Tag und Nacht, im Walde kampiert.“

„Zum Vergnügen?“

„Nein! Wir haben einen sehr bösartigen Wilddieb hier im Revier, dem nicht anders beizukommen war. Da nahm ich mir drei Wochen Urlaub und . . .“

„Bravo, bravo! Und der Erfolg?“

„Gestern früh trafen wir zusammen. Er schoß vorbei, ich traf.“

„Tot?“

„Nein, Kugel sitzt im rechten Schulterblatt.“

Als Zeichen der Anerkennung griff der Oberforstmeister an seinen Hut, während die Grünröcke befriedigte Blicke tauschten und der alte Förster Wenger seinem Nebenmann zuflüsterte: „Das war der Rausreißer!“ Es war in der That ein echtes Jägerstück, das der Forstaufseher vollbracht hatte. Während alle Welt glaubte, daß er in seine Heimat verreist sei, lag der junge Mann tagsüber in dichter Schonung versteckt, nachts wanderte er umher oder stand am Waldrand, dem Gehöft des Wilddiebs gegenüber auf der Lauer. Nur ab und zu schlich er sich um Mitternacht in ein Försterhaus, um seinen Proviant zu ergänzen. Ein paarmal war der schlaue Bursche dicht an ihm vorbei in den Wald gewechselt, aber ohne Gewehr, das er irgendwo

in einem Dickicht versteckt haben mochte. In der Dunkelheit hatte er ihm nicht zu folgen vermocht. Aber gestern im Morgengrauen fiel der Schuß, auf den er so lange gewartet. In eiligem Lauf hatte er dem Wilddieb den Weg abgeschnitten und sich dann vorsichtig angebirscht. Ganz frech wanderte der Kerl im lichten Stangenholz umher und suchte den krank geschossenen Bock. Und dann die alte Geschichte: auf den Zuruf „Gewehr weg!“ hatte der Wilderer die Flinte an die Backe gerissen und Dampf gemacht. Eine halbe Sekunde später lag er mit zerschmetterter Schulter am Boden ...

Der Oberforstmeister war auf einen Augenblick ins Haus getreten, um die Diensträume sich anzusehen, während der Forstrat mit dem Revierförster die Scheune und Stallungen revidieren ging. Das war ein unangenehmer Rundgang für den alten Graubart, denn der Vorgesetzte entdeckte mit scharfem Blick allerlei Dinge, die in den Dienstvorschriften nicht ausdrücklich erlaubt, aber bisher stillschweigend geduldet waren. An den Holzschuppen war sogar eine Wagenremise angebaut, von der nichts in den Akten stand. Und der Ton, mit dem dies Staatsverbrechen gerügt wurde! Das gab zum mindesten einen protokollierten Rüffel!

Im Forsthause hatte sich inzwischen eine viel angenehmere Scene abgespielt. Auf seinem Rundgang war der Oberforstmeister auch durch das Wohnzimmer gekommen. Da hing über dem Sofa zwischen Rehkronen und Geweihen das Bild eines alten Herrn in Forstuniform, von Immortellen umkränzt. Ueberrascht war der Oberforstmeister stehen geblieben. Das war ja sein Lehrmeister, der von der Wand herab ihn mild lächelnd anschaute! Der Oberförster Kettner, bei dem er seine Lehrjahre verlebt! Ganz leise stieg in ihm die Erinnerung an den alten prächtigen Herrn auf, an ein blondes Mädel mit krausen Haaren, die trotz ihrer Jugend so energisch dem verwitweten Vater die große Wirtschaft geführt, an einen jungen Forstschreiber, der ihn in die Anfangsgründe des edlen Weidwerks eingeweiht ... Die rundliche Frau Förster mit dem grauschimmernden Scheitel deutete auf das Bild und sagte mit leiser Stimme: „Mein Vater.“

Das war ein Wiedersehen, bei dem dem Graubart das Herz aufging! Und der Revierförster war kein andrer als sein Jagdkumpan aus der Lehrzeit. Der Forstrat machte ein ziemlich erstauntes Gesicht, als er den Oberforstmeister gemütlich beim Frühstückstisch mit der Hausfrau plaudernd fand. Diese Vertraulichkeit mit Untergebenen hatte er bei dem alten Herrn noch nicht erlebt. Und wie er den Revierförster jetzt begrüßte! Wie einen Freund, den man nach langer Trennung wiedersieht. Ja, es ist doch ein eignes Ding um die Erinnerungen aus der Jugendzeit, wie sie den Menschen packen und wandeln ... Mit feinem Takt hatte der Forstrat sich in die Veränderung der Situation gefunden. Eine halbe Stunde später stieg die ganze Gesellschaft in vergnügter Stimmung auf die bereitstehenden Wagen, um die Rundfahrt zu den Kulturen anzutreten. Am Waldrand harrte ihrer eine lustige Ueberraschung. Da hielt auf kleinem Bauernpferde eine groteske Gestalt. Die langen Beine des Mannes hingen so tief herab, daß er sie mit Bequemlichkeit unter dem Leibe des mageren Kleppers hätte kreuzen können. Der ebenso lange Oberkörper war mit einem grauen Wandkittel bekleidet, auf dem stolz die Abzeichen der Forstuniform prangten. An der Seite hing eine gewaltige Jagdtasche aus einer Dachsschwarte, über dem Rücken eine einläufige Flinte von vorsündflutlichen Dimensionen. Mit augenscheinlichem Vergnügen musterte der Oberforstmeister die groteske Gestalt, während er den respektvollen Gruß freundlich erwiderte.

„Unser ‚Torfdeuwel‘, wie wir ihn nennen, der Torfmeister Roman Lipa,“ erklärte der Oberförster, der mit den Vorgesetzten fuhr.

„Wie lange ist das alte Möbel im königlichen Dienst?“

„Im französischen Kriege, als uns das Personal knapp wurde, ist er zur Aushilfe eingestellt und, da er sich bewährte, beibehalten worden. Sonst hätten wir einen gefährlichen Wilddieb an ihm gehabt, denn er schießt aus seinem alten Muskedonner ganz vorzüglich; so haben wir einen unermüdlichen, pflichttreuen Beamten gewonnen ...“

Solch eine angenehme Bereisung hatten die Grünröcke noch nicht erlebt wie die diesjährige. Noch nie hatten sie so frisch von der Leber weg ihre aus praktischer Erfahrung gewonnenen Ansichten aussprechen dürfen. Der Oberforstmeister hatte oftmals beistimmend genickt und schließlich für die Kiefernkultur ein neues Pflanzeisen in Aussicht gestellt. Er lachte sogar laut auf, als der „Torfdeuwel“ in seinem gebrochenen Deutsch losplatzte: „Herr Oberforschtmeister! Is nich nötig! Hat sich jeder Förschter auf der Lucht*) zwanzig Zentner Alteisen, lauter Pflanzeisen, und immer kommt neues, aber nich besser.“

Das war eine freimütige Kritik und doch so berechtigt. Aus vollem Herzen hatten die Förster in das frische Lachen des Vorgesetzten eingestimmt. Zum Schluß hatte es sogar ein kurzes, aber volles Lob gegeben, so daß der Oberförster vor Freuden strahlte.

In froher Laune saß abends die ganze Gesellschaft am gastlichen Tisch des Revierförsters. Die Ereignisse des Tages, der so trübe begonnen hatte und so fröhlich endete, waren schon längst in allen Einzelheiten durchgesprochen. Die Unterhaltung steuerte bereits auf die lateinischen Geschichten zu, mit denen die älteren Grünröcke ihre jüngeren Kollegen zu erfreuen pflegen, als der beste Freund des Hausherrn sich allgemeines Gehör verschaffte und ihn über die sonderbaren Gerüchte befragte, die seit einiger Zeit über sein Revier umgingen. Es würde erzählt, daß in der Schonung am Kirchhof ein Gespenst umginge; andre wollten sogar wissen, daß sich ein wildes Tier im Revier herumtreibe und schon Menschen angefallen hätte.

Der Revierförster lachte bei diesen Worten aus vollem Halse. „Wenn ihr reinen Mund haltet, will ich euch in meine Kunstgriffe einweihen. Also: im vorigen Jahr fand sich in der Schonung um den Kirchhof eine Menge der schönsten Morcheln. Bloß für mich waren keine da, denn schon im Morgengrauen rückten die Weiber aus dem Dorf an und sammelten jeden Pilz auf. In diesem Jahr wäre es mir natürlich ebenso gegangen. Da habe ich mir denn auf meine Art geholfen. Ihr wißt, daß ich vor einigen Wochen in jener Schonung eine tote Frau fand oder vielmehr nur ihre geringen Ueberreste, denn das arme Wesen muß wohl schon im Winter dort untergekrochen und eingegangen sein, ihr Korb mit einigen erbettelten Brotstücken und einer leeren Schnapsflasche stand

*) Auf dem Hausboden.

Ein Wetter kommt. Nach dem Gemälde von E. Heß.


UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

neben ihr. Sie ist jetzt meine Helfershelferin: sie geht um!"

Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck im Gesicht, der noch durch das Zukneifen des einen Auges verstärkt wurde, sah der Erzähler die eifrig horchenden Kollegen an.

„Ach so, ihr wollt wissen, wie ich das angestellt habe? Sehr einfach. Eines Abends, als ich aus dem Wald gekommen war und mich in der Hinterstube zu Tisch setzte, stand die Thür nach der Küche offen. Mit möglichst aufgeregter Stimme erzählte ich meiner Frau, daß mir das namenlose Weib, das dort in der Schonung begraben sei, soeben in der Abenddämmerung begegnet sei, den Korb in der Hand und den Kopf, grauenhaft anzusehen, im Korbe. Vor einigen Tagen schon, ganz in der Frühe, hätte ich das Gespenst von weitem gesehen, aber nicht genau erkannt. Heute aber wäre es ganz dicht an mir vorübergegangen. Ich merkte, wie es nebenan in der Küche still wurde, der Zweck der Uebung war erreicht. Wie ein Lauffeuer muß die Geschichte weitergegangen sein, denn den zweiten Tag darauf war der Wald wie gefegt. Kein Weib traut sich mehr herein".

Unbändiges Gelächter folgte dieser Schnurre. Dann fuhr der Alte fort: „Mit dem wilden Tier habe ich auch meinen Zweck erreicht. Ihr wißt, daß ich im Frühjahr, wenn man alle Hände voll zu thun hat, von Leuten überlaufen werde, die sich das eingeschlagene Bau- und Nutzholz ansehen wollen. Mein Revier liegt ja leider so dicht an der Stadt! Eines Nachmittags — ich war von frühmorgens auf den Beinen gewesen — wollte ich gerade im Lehnstuhl die Augen zumachen und ‚über den Dienst nachdenken', als der Holzhändler Neureiter, den ihr ja alle kennt, bei mir eintrat und mich wenig höflich ersuchte, ihm das Holz zu zeigen. Na, da kam mir der Gedanke, auch dies Gelaufe etwas einzudämmen. Ich suchte auffällig im Gewehrschrank nach Patronen, ließ einige Redensarten fallen, daß ich nur mit geladenem Drilling in den Wald ginge, und gab auf seine Frage nach dem Warum ausweichende Antwort. Beim ersten Fichtendickicht im hohen Holz forderte ich Neureiter auf, einen Stein hineinzuwerfen, während ich mich mit gespanntem Gewehr schußfertig machte. Natürlich kam sofort die Frage: weshalb? Halb flüsternd gab ich zur Antwort, daß jenseits der Grenze eine Hyäne aus einer Menagerie ausgebrochen sei und sich hier versteckt halte. Erst heute früh hätten die Holzarbeiter an der Landstraße ein Paar Pantinen gefunden und nichts weiter darin als die Füße eines Menschen mit kurzen Beinstümpfen. Alles andre hätte die Bestie aufgefressen ... In unglaublich kurzer Zeit hatte der Mann das Holz besehen. Auf dem Rückweg ging er stets vor mir her. Seitdem läßt sich keine Seele blicken."

„Schade, daß dir noch keine Geschichte eingefallen ist, die auf inspizierende Forsträte wirkt."

„Mir erscheint es praktischer, angehende Oberforstmeister in der Jugend zu Freunden zu gewinnen."

Sechsundvierzig Stunden in der Unterwelt

(Mit 7 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Gebr. Wehrli in Kilchberg-Zürich)

Schon seit Jahren war der Eingang einer Höhle im Muotathale, Kanton Schwyz, bekannt, ohne daß aber bisher Näheres darüber in die Außenwelt gedrungen wäre. Vier Herren aus Zürich, H. Widmer-Osterwalder, August Saxer, Gustaa Zimmermann und Arthur Wehrli stellten sich nun die Aufgabe, diese Höhle näher zu erforschen. Aber der Plan war leichter erdacht als ausgeführt, denn sieben beschwerliche Expeditionen waren notwendig, bis ein endgültiges Resultat erzielt werden konnte.

Der Eingang zur Höhle liegt 3,5 Kilometer hinter dem Dorfe Muotathal, 120 Meter über der kleinen Ortschaft Stalden und ist leicht zu erreichen. Mit Leitern, Seilen, Instrumenten und Lebensmitteln gut ausgerüstet, traten die vier Teilnehmer am 20. Februar 1902 ihre siebente Expedition an, entschlossen, diesmal das Ende der Höhle zu erreichen. Der Eingang ist eng und bedingt auf eine Strecke von 50 Metern ein Kriechen auf dem Bauch. Dann aber gelangt man in eine kleine Halle, Kreuzweg genannt, von wo aus vier Gänge abzweigen. Der Hauptgang, groß und geräumig wie ein Eisenbahntunnel, führt steil abwärts, und unversehens steht man an einer zerklüfteten Felswand. Pfeiler an Pfeiler türmt sich hier auf, weshalb der Raum den Namen Dolomitenhalle



Eingang zur Hölle

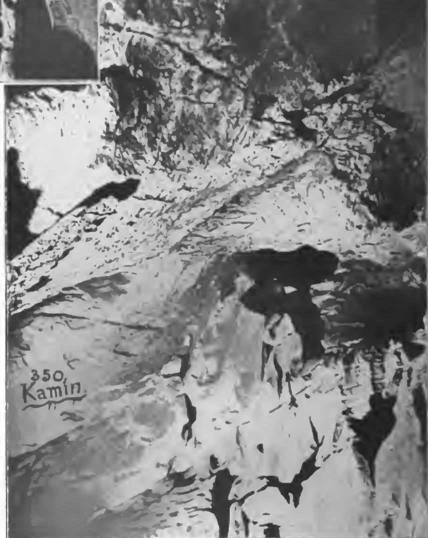


Dolomitenhöhle 135 150 Meter

entgegenstarren. Da zeigt sich zu unsrer Linken eine kaum handbreite Spalte, die sich weiter oben verbreitert. Mit Hilfe der Leiter erklimmen wir den Felsen, „Schrasen“ getauft, und bemerken, oben angelangt, daß kein Hindernis ein weiteres Vordringen verbietet.

Nach vielem Klettern gelangen wir zum Kletterfels, einer Halde, die aus lauter, zum Teil zerstörten Gletschermühlen besteht. Noch ca. 100 Meter, und wir stehen am Fuße der von uns anfänglich so gefürchteten „Bösen Wand“, 980 Meter im Bergesinnern. Dieser äußerst steile Fels ist 52 Meter hoch bei einer durchschnittlichen Steigung von 57 Grad. Keine unsrer Acetylenlaternen ist imstande, bis oben hinauf zu leuchten. Mit Hilfe der Seile und der mitgenommenen Nägel, die wir einschlagen, erklimmen wir auch dieses Hindernis und stehen nach zwei Stunden angestrengter Arbeit oben. Der Luftzug, nach dem Innern der Höhle gehend, ist hier sehr stark, die Temperatur beträgt 4 Grad C. über 0. Wir befinden uns hier 18 Meter tiefer als der Höhleneingang.

Entgegen unsrer Vermutung, daß die Höhlengänge sich im Innern des Berges verengern würden, bemerken wir, daß sie weiter und geräumiger werden. Bei 1100 Meter Tiefe stehen wir vor dem sogenannten „Keller“. Der Fels stürzt hier 6 Meter tief vollkommen senkrecht ab. Prächtige Gletscher-



Kamin, 350 Meter

erhielt. Immer tiefer geht es hinab bis zum Syphon, einer Stelle, wo die Decke weit herunterhängt und bei Hochwasser in dieses eintaucht. Von hier aus steigt der Gang und führt zum Kamin. Eine enge Oeffnung zeigt sich in der Decke, mühsam zwängen wir uns hinauf und stehen nun 12 Meter höher wieder vor einem großen Gang, der ein bequemes Vordringen gestattet. Schon bis dahin haben wir auf unserm Wege eine Menge Gletschermühlen wahrgenommen, jene runden Kessel, in denen sich kugelige Steine vorfinden. Diese Gebilde mehren sich, je weiter wir vordringen. Der Boden aus festem Fels gleicht einem stürmischen Meer, das plötzlich erstarrt ist. Bei 530 Meter Tiefe stehen wir vor einem Raum, den wir Kapelle nennen. Kirchturmhoch führen zwei senkrechte weite Löcher in die Höhe, und zischend sausen die Raketen hinauf. Scheinbar hat hier die Höhle ein Ende, da uns überall steile Wände

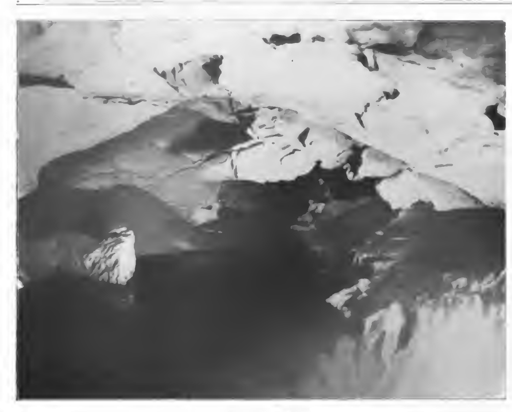
mühlen finden sich hier, mit klarem Wasser gefüllt. Ueber Schutt und Geröll dringen wir weiter vor und gelangen, immer aufwärtssteigend, in einen mächtigen Raum. Erhaben schön ist der Anblick beim Scheine des Bengalfeuers. Der weiter führende Gang ist so eigen geformt, daß man den Eindruck gewinnt, als habe sich hier ein sagenhaftes Ungetüm seinen Weg gebahnt. Die ringförmige Gesteinsschichtung erinnert an die Schuppung einer Schlange. „Alligatorenschlucht" benennen wir den Raum, der 1260 Meter vom Eingang entfernt liegt. Das Vordringen kann hier nur mit Hilfe der Leiter stattfinden. Der Fels steigt etwas überhängend etwa 15 Meter hoch auf. Die Seitengänge werden nun zahlreicher, aber mit Hilfe des Kompasses und an der Hand der von uns früher schon gemachten Distanzmarken und Zeichen finden wir uns leicht zurecht. Einer der Gänge führt zur „Nordischen Kammer". Hier befindet sich eine Quelle, unsichtbar fürs Auge, doch hört man deutlich das Rauschen der unterirdischen Gewässer. Oft klingt es wie Glockentöne aus der Tiefe hervor.



Alligatorenschlucht, 1260 Meter

Doch zurück zum Hauptgang. Immer dem herrschenden Luftzuge folgend, gelangen wir nach langer Wanderung zum ersten See, 1400 Meter vom Eingang entfernt. Zehn volle Stunden sind wir schon unterwegs, weshalb die Kochapparate in Funktion treten.

Nach zweistündigem Aufenthalt brechen wir wieder auf. Wir folgen dem linken Ufer des kleinen Sees. Es ist schmal, überdacht von weit überhängenden und tief herabragenden Felsen. Teils kriechend, teils auf den Knieen rutschend dringen wir langsam vor, da und dort verkündet ein



See, 1500 Meter

mächtige Halle von bedeutender Höhe. Das herumliegende Gestein ist morsch und zerbröckelt unter unsern Füßen, weshalb wir diesem Ort den Namen „Fauler Dom" geben. Aehnlich wie der Zugang zu dieser Halle ist auch der Ausgang beschaffen, auch hier müssen wir hindurchkriechen. Der uns nun aufnehmende Gang besteht wieder aus festem Felsen. Von fern vernehmen wir ein dumpfes Getöse, das immer näher zu kommen scheint, je weiter wir vorrücken. Dem Geräusch nachgehend, stehen wir bald am Rande einer tiefen Schlucht, von deren Grund herauf der Lärm kommt. Die Böschung ist sehr steil und mit feuchtem Lehm

Plätschern, daß einer von uns ins Wasser gerutscht ist. Bald ist der See hinter uns. Ein Bach rauscht über die Felsen, und ihm folgend gelangen wir zum zweiten See, der etwas schmäler als der erste, aber länger ist. Die Tiefe dieser Gewässer ist, soweit wir feststellen konnten, nicht bedeutend und dürfte 2 Meter nicht übersteigen.

Bald gelangen wir an eine Stelle, wo der früher erwähnte Bach als Quelle dem Felsen entspringt. Der Gang wird nun bequemer und weist nicht mehr so viel Trümmer auf. In vielen Windungen führt er zur „Riesenhalle", 2000 Meter tief gelegen. Man stelle sich einen Raum vor, der 140 Meter lang und 50 bis 55 Meter breit ist, bei einer durchschnittlichen Höhe von ca. 2 Metern. Nirgends wird diese gewaltige Halle von einem Pfeiler gestützt.

Von hier aus erstrecken sich wiederum verschiedene Gänge, und es kostete keine geringe Mühe, sie alle zu erforschen. Von diesen Abzweigungen führt aber nur eine weiter in das Innere des Berges hinein. Dieser Gang ist ebenfalls äußerst geräumig und weist seinerseits wieder mehrere Seitengänge auf. Am Ende einer dieser Abzweigungen befindet sich abermals ein kleiner See, „Schwarzes Meer" von uns benannt. In seiner Nähe schlagen wir unser Nachtlager auf, können aber infolge der Kälte keinen Schlaf finden. Nach zwei Stunden brechen wir wieder auf.

Der Gang, dem wir nun folgen, steigt stetig an, und nach etwa einer Stunde glauben wir am Ende zu stehen, da die Decke sich plötzlich ganz zu Boden senkt. Vergeblich sehen wir uns nach einer Oeffnung um. Hierbei bemerken wir, daß immer noch ein Luftzug herrscht, der sich zwischen die Felstrümmer hineinzieht. Einer der Teilnehmer klettert auf eine Felsplatte und bricht plötzlich durch sie hindurch. Wir stehen nun unerwartet vor einer neuen Oeffnung und gelangen kriechend in eine

überzogen. Vorsichtig rutschen wir hinab, und nach ca. 20 Metern sehen wir beim Laternenschein unter uns einen See. Aus der Höhe stürzt ein mächtiger Wasserfall herab. Wir sind in der „Wolfsschlucht". Den Abfluß suchend, gewahren wir eine enge Oeffnung am Boden, in der sich das Wasser verliert. Wir kriechen hinein und verfolgen den engen Gang noch ca. 200 Meter weit. Da er sich aber immer mehr verengert und unsre Situation keine angenehme ist, wollen wir umkehren; aber wenden können wir uns nicht und sind somit gezwungen, den Weg zur Wolfsschlucht rückwärts kriechend zurückzulegen. Der äußerste Punkt, den wir in diesem Krebsgange erreicht haben, liegt 2950 Meter tief im Innern des Berges.

Am oberen Teil der Wolfsschlucht zeigen sich hübsche Tropfsteingebilde. Auch an dieser Stelle zweigen wiederum mehrere Gänge ab, die wir genau untersuchen. Keiner von ihnen führt weiter, alle hören nach ca. 200 Metern auf oder laufen in enge, ungangbare Spalten aus.

Beim Eintritt in den letzten Neben-



Riesenhalle.

gang bemerken wir, daß die Temperatur bedeutend höher ist als in der ganzen Höhle überhaupt. Sie beträgt hier 11 Grad Celsius. Kaum sind wir einige Schritte darin vorgedrungen, so gewahren wir ein eigentümliches Leuchten und Flimmern, das von der Decke und den Wänden ausgeht. Kleine Krystalle sind es, die hier das Gestein vollständig bedecken. Je weiter wir vordringen, um so intensiver wird das Blitzen, und plötzlich stehen wir in einer prächtigen Krystallhöhle. Wie tausend und abertausend Sterne funkelt es um uns herum, ein Anblick, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Massenhaft liegen die Krystalle am Boden, und wir beeilen uns, die schönsten Stücke zu sammeln.



Nachtlager, 2100 Meter

Unser Aufenthalt in der Erde dauert nun schon 36 Stunden, und da auch die Krystallgrotte nicht weiter führt, beschließen wir, umzukehren. Nach zweistündigem Marsche stehen wir wieder in der Riesenhalle, wo wir eine kleine Rast machen. Merkwürdigerweise nehmen wir jetzt keinen Luftzug mehr wahr. Sollte die Witterung an der Erdoberfläche umgeschlagen, sollte Föhnwetter eingetreten sein? Dieser Gedanke genügte, uns zur Eile anzuspornen. Lautlos geht es so schnell wie möglich abwärts. Da, was ist das? Ein Rauschen und Tosen dringt an unser Ohr, und wie wir die Alligatorenschlucht erreichen, sehen wir hier, wo früher kein Wasser vorhanden war, einen Bach über die Felsen stürzen. Das Wasser kann nach unsrer Ansicht nur durch die Schneeschmelze hervorgerufen sein. Ist das aber der Fall, so sind wir von der Außenwelt abgeschlossen! Bald stehen wir am oberen Rande der bösen Wand, die Seile werden festgemacht, und der Gefahr nicht achtend, rutschen wir eilig in die Tiefe. Nach weiteren drei Stunden befinden wir uns am Fuße des Kamins. Es ist Sonntag morgen sieben Uhr. Horch! Ist das nicht Glockengeläute? Leise, aber doch deutlich wahrnehmbar dringen die Töne an unser Ohr: es sind die Glocken des Thales, die zur Morgenandacht rufen, und hier in der Tiefe von 350 Metern verkünden sie uns, daß der Ausgang noch offen ist.



...2000 Meter

Nach zwei Stunden stehen wir am Ausgang, ganz geblendet von dem hellen Sonnenschein. Die Bevölkerung war schon etwas beunruhigt über unser langes Ausbleiben, hatten wir doch volle 46 Stunden in der Höhle zugebracht. Staunend hörten die Leute der Erzählung unsrer Erlebnisse zu und bedauerten nur, daß wir nicht irgendwo an einer andern Stelle einen Ausgang gefunden hatten.

A. W.

Blühender Rotdorn

Du standest gewappnet von Kopf bis zu Fuß,
Ein trutzig zäher Geselle.
Aufs Fähnlein schriebst du: „Wer's wagen mag, thu's,
Daß ich gründlich die Lust ihm vergälle!"

Das las Junker Lenz und lachte: „Ach, Witz!"
Und packte dich kecklich beim Schopfe.
Drob fuhr's durch die Glieder dir wie ein Blitz,
Und puterrot stieg dir's zu Kopfe.

Doch schau! Dein Zürnen ward blühende Pracht.
Ist das noch Unterliegen?
Mich dünkt, was Lenz, dich bezwingend, vollbracht,
Gedieh dir zu schöneren Siegen.

Th. Remilius

Im Wattenmeer

Von

C. Lund

„Frau Wirtin, bitt' schön."

„Sie wünschen?"

„Geben Sie mir, bitte, eine Portion der Krebschen dort vom Büffett."

„Krebse? — Ach, Sie meinen wohl Krabben?"

„Richtig, Krabben. Wissen Sie, bei uns daheim kennt man die Dingerchen eben nicht."

Die junge Wirtin im Gasthof zu Tönning (an der Eidermündung) beeilte sich, dem Gaste, der sich als Baumeister K. aus Myslowitz ins Fremdenbuch eingetragen hatte und wie ich auf einer Erholungsreise an die See begriffen war, das Verlangte zu servieren. K. schmunzelte, als er das kräftige Aroma der Tierchen, das so sehr an den Stranddust erinnert, einsog. Wiederholt hatte er, seinem späteren Geständnis zufolge, während seiner Reise gesehen, mit welchem Behagen die Krabben von reich und arm verspeist wurden; selbst jedoch hatte er sich zu keiner Probe entschließen können, weil er fürchtete, daß seine völlige Unerfahrenheit im Entkrusten die Lach- und Spottlust der anwesenden Mitgäste wecken könnte. Jetzt aber war die Gelegenheit günstig, da außer ihm und mir zu dieser Vormittagsstunde kein Gast anwesend war. Er griff also frischen Mutes zu . . . aber, welch Mißgeschick! Wie behutsam er auch vorging, die Tierchen brachen in der Mitte auseinander, so daß stets das leckere Fleisch in den beiden Panzerhälften stecken blieb.

Unser Baumeister brummte eine Verwünschung durch die Zähne und schielte bald nach dem Büffett, bald nach meinem Tische. Endlich faßte er einen Entschluß.

„Bitt' schön, Frau Wirtin, möchten Sie mir nicht zeigen, wie man die Tierchen anfassen muß; ich bring' keins aus der Schale 'raus."

Die Wirtin, die einen ähnlichen Verlauf erwartet haben mochte, trat lächelnd hinzu, setzte sich ihm gegenüber und entsprach bereitwillig seinem Wunsche. Ihre geübten Finger hatten schnell ein Häufchen der Tiere der Panzer entkleidet, so daß Herr K. die Hälfte seines Brötchens damit belegen konnte. Er dankte lebhaft, speiste mit sichtlichem Wohlgefallen und hatte zudem die Genugthuung, den Rest der Tiere selbst entkrusten zu können.

Nach der Mahlzeit wurde K. gesprächig; er wußte den Geschmack der Tiere nicht genug zu rühmen und wünschte näheres über die Lebensweise und den Fang der Krabben zu wissen. Der mittlerweile erschienene Wirt erzählte dies und jenes, machte ihm aber schließlich den Vorschlag, am nächsten Tage einen ihm bekannten Krabbenfischer auf einer Fangreise ins Wattenmeer zu begleiten. Der Baumeister lehnte jedoch nach einigem Schwanken ab, da der notwendig werdende längere Aufenthalt seinen ganzen Reiseplan umstoßen würde. Mir war die Ablehnung lieb, denn die Andeutungen unsers Wirtes hatten genügt, in mir den Wunsch rege zu machen, selbst an einer Fahrt ins Wattenmeer teilzunehmen, wovon ich den freundlichen Mann sofort in Kenntnis setzte. Am Abend begleitete mich der Wirt zu dem betreffenden Fischer. Dieser, Namens Hansen, erwies sich als ein biederer Fünfziger mit stark gebräuntem Teint, lebhaften Augen und sehnigen Gliedern, den charakteristischen Merkmalen der Seefahrt oder Fischfang treibenden Bevölkerung unsrer Nordseeküsten. Er machte zwar einige Einwendungen, als ihm der Wirt meinen Wunsch übermittelte, erklärte sich jedoch bald bereit, mich mitzunehmen.

„Sei möt'n abers präzis sin, Herr. Klock veer mor'n fröh sett de Ebb' in, denn seil'n wi los un kamt erst gegen Klock söß abends mit de Floot t'rügg. Dat is en langen Dag, Herr." —

Am nächsten Morgen stand ich bereits vor vier Uhr, mit einem Proviantkorb und einer Flasche Hennessy ausgerüstet, an der Schiffbrücke und konstatierte mit Genugthuung, daß weder Hansen noch einer seiner Leute sichtbar war. Ueber dem Hafen und der fern sich ausbreitenden Bucht lagerte ein dünner Dunstschleier. Der kaum merkbare Südost vermochte dem Wasserspiegel nur ein leichtes Schwanken abzunötigen; Ewer und Kutter lagen wie im Traum, und die ganze Bucht bot ein Bild des tiefsten Friedens. Welchen Zauber barg dieser Junimorgen! Da schlug die Turmuhr vier. Aus einer Seitengasse nahten schwere Männerschritte über das holperige Pflaster. Bald erkannte ich die Ankommenden; es war Hansen mit seinem Bestmann (Gehilfen) und dem Jungen. Alle waren mit Körben, Geräten u. s. w. bepackt.

„Guten Morgen, Hansen."

„Moi'n, Herr. Nu kannt gliek losgahn; ward 'n hitt'n Dag hüt. — Fix, Jung, mal de Joll' los."

Schnell war das kleine Boot vom Bollwerk gelöst und an die Treppe gezogen, so daß wir mit unserm Gepäck einsteigen konnten. Der Bestmann ergriff die Riemen (Ruder), und nach wenigen Minuten lagen wir neben einem Kutter von ansehnlicher Größe, an dessen Heck in vergoldeten Buchstaben die Namen „Gesine. Tönning" prangten. Wir schwangen uns an Bord, nur der Bestmann ruderte weiter, um die Vertäuung zu lösen, die der Junge mit großer Geschicklichkeit an Bord holte. Dann folgte auch der Bestmann. Vom Ebbestrom erfaßt, drehte die „Gesine" den Bug langsam seewärts. Noch bedurfte es einiger Arbeit, um von den dort ankernden Fahrzeugen freizukommen, bald aber hatten wir offenes Wasser vor uns. Nun wurde das Großsegel gesetzt, und vor der auffrischenden Brise glitt die „Gesine" wie ein riesiger Vogel mit dem Strome dahin. Welch ein Duft! Die Brust weitete sich, um die reine Seeluft einzuziehen. Ueber die endlos weite, grünschimmernde, sanftwogende Fläche huschten die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne. Der Nebelschleier begann zu weichen, und die hinter uns liegende Stadt trat mehr und mehr zurück. Weiter, schneller ging die Fahrt. Zur Rechten begleitete uns noch lange die mehr und mehr zurücktretende Küste der Halbinsel Eiderstedt,

dann aber, als unser Kurs südlicher führte, entschwand das Land unsern Blicken. In unmittelbarer Nähe der Küste lohnt der Krabbenfang nicht mehr, da sich die Zahl der Tiere infolge der stetigen Nachstellungen dort sehr vermindert hat.

Die zierlichen, 3—5 Centimeter langen Geschöpfe, die zur Gruppe der zehnfüßigen Krebse gehören und lebend fast durchsichtig wie das Seewasser selbst erscheinen, bevölkern alle überfluteten Sandbänke des Wattenmeeres an der gesamten Nordseeküste, sind aber nirgends häufiger und von besserer Qualität als an der Westküste Schleswig-Holsteins, wo Büsum als Fang- und Exportplatz den ersten Rang einnimmt, da die Jahresausbeute dieses Ortes sich auf rund eine Million Pfund beziffert.

Die Krabben oder richtiger Garneelen halten sich stets am Grunde auf und wissen sich mit großem Geschick in den Sand einzuwühlen, so daß nur die gestielten Augen hervorschauen. So lauern sie auf ihre aus winzigen Ruderfußkrebsen, Würmchen u. s. w. bestehende Beute. Bei drohender Gefahr schnellen sie aus dem Sandbett empor und vermögen mittels des kräftigen Ruderschwanzes blitzschnell meterweite Sätze durch das Wasser auszuführen. Ihre Schutzfärbung und große Beweglichkeit sichern sie einigermaßen gegen die Nachstellungen ihrer Feinde, deren Schar nach Legionen zählt, da so ziemlich alle See- und Strandvögel, Raubfische und größeren Krebse Jagd auf sie machen.

„Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren," berichtete Hansen, der seinen „Brösel" rauchend an der Ruderpinne saß, „wurde der Krabenfang auf viel primitivere Weise als heute betrieben. Da wateten während der guten Jahreszeit vom April bis zum Oktober Männer und Frauen, mit Tragkörben bepackt, zur Ebbezeit in die Watten hinaus. Als Fanggeschirr führten sie langgestielte Ketscher, die sie, oft bis an die Brust im Wasser schreitend, vor sich her über den Sand schoben und in kurzen Zwischenpausen ihres Inhalts entleerten. Zum Zwecke der Entleerung mußten sie jedesmal aufs Trockene. Natürlich war die Arbeit eine sehr saure, die Ausbeute aber trotzdem nur gering. Freilich hätte man größere Fänge auch kaum verwerten können, da der Verkauf ausschließlich unter der Küstenbevölkerung geschehen mußte. Die Krabben verderben nämlich leicht, und die Verbindung mit dem Hinterlande war nicht wie heute, auch verstand man damals nicht, die Tiere zu konservieren. In das Binnenland kamen daher die Krabben überhaupt nicht oder doch in einem Zustande, daß ihr Genuß wenig befriedigen konnte."

Mittlerweile war es gegen sechs Uhr geworden. Die „Gesine" glitt schneller dahin. Wir hatten auch die letzte Landmarke aus den Augen verloren, rings um uns den goldig-grün schimmernden Meeresspiegel, über uns den blauen, lachenden Himmel. Dann und wann tauchte in der Ferne ein Segel auf; ein Ewer oder kleiner Schoner glitt an uns vorüber, den Eiderhäfen zu. Ueber dem westlichen Horizont schwebte lange ein Rauchstreifen von einem fern hinziehenden Dampfer. Prächtig blaurot gefärbte Quallen umspielten uns; Möwen und Seeschwalben schossen an unserm Fahrzeug vorbei, und in der Ferne zog eine Kette von Wildenten landwärts.

„Wie weit fahren wir noch, Hansen?"

„Noch en lüttje Halvstunn, denn kann 't Fischen losgahn."

Höher stieg die Sonne, frischer wurde die Brise, unruhiger die See, schneller die Fahrt. Infolge des kolossalen Winddruckes auf die Segel neigte die „Gesine" stark nach Lee und nahm oft Wasser über. Hei, wie uns dann das Sprühwasser ins Gesicht klatschte!

„Ist die ‚Gesine' bei schlechtem Wetter ziemlich seetüchtig?" fragte ich, ohne Arges zu denken.

Hansen sah mich mit einem mitleidigen Blick von der Seite an, spie über Bord und fragte ohne Umschweife: „Hebbt Sei Angst? Slecht Wedder givt't to düsse Jahrstied nich — un denn süht slecht Wedder op de Nordsee bannig anders ut. Sei möt'n Cognac drinken; de givt Mod in de Mag un makt seefast." Dabei blinzelte er nach meinem Proviantkorb und schnalzte mit der Zunge. Ich verstand den Wink und bot ihm die Flasche, die er auch nicht verschmähte.

Nach einer kurzen Weile erhob sich Hansen, hielt Umschau und meinte befriedigt: „Sehn Sei dor in Norwesten dat Fürschipp? Sobald wi dat dwars hefft, fischen wi bit na Buschsand un wedder t'rügg."

„Und wie weit sind wir jetzt von Tönning fort?"

„En Mil'ner dree gewiß."

Nun erfolgte der Befehl zum Klarmachen des Fanggeschirres. Dieses war ein großes, über einen segmentartigen Eisenrahmen gespanntes, engmaschiges Netz, das am hinteren, sackartigen Ende durch eine Ringschnur geschlossen wurde. Von dem Eisenrahmen liefen Drahtseile aus, die sich bald zu einem stärkeren vereinigten. Das Drahtseil lief über mehrere Leitrollen zu einer auf dem Vorderschiff angebrachten Handwinde. Die Konstruktion des Rahmens war derartig, daß er am Meeresgrunde stets auf der glatten Seite ruhen mußte. Als die Vorbereitungen vollendet waren, legte der Schiffer das Steuer um, daß der Kutter durch eine scharfe Wendung vor den Wind kam. Während die schlaffen Segel klappernd den Mast peitschten, hoben die Schiffsleute mit vereinten Kräften das Netz über die Reeling, worauf die Stahltrosse von selbst ablief. Bald standen die Segel wieder voll, der Kutter machte Fahrt und schleppte das Netz in ziemlich weiter Entfernung hinter sich her über die Sandbank, die nach des Schiffers Angabe etwa 10 bis 15 Meter unter dem Wasserspiegel lag.

Uebrigens erschienen alsbald zu unsrer rechten wie linken Seite ähnliche Fahrzeuge auf den Bänken, die der Schiffer größtenteils als Büsumer Fischer erklärte. In größerer Entfernung gewahrten wir einen Fischdampfer bei der Arbeit; ringsum war man bemüht, dem Wattenmeer seine Gaben abzuringen.

Da vorderhand nichts Besonderes zu thun war, wurde gefrühstückt. Der Junge, der zugleich Kochsdienste that, hatte in der Kombüse Kartoffeln gebraten. Derbes Schwarzbrot, einige geräucherte Heringe und schwarzer Kaffee vervollständigten das frugale Mahl. Da die Sonnenstrahlen schon recht lästig wurden, zog ich mich für einige Zeit in die sogenannte Kajüte zurück.

Etwa eine Stunde mochte verstrichen sein, als Hansen mich wieder rufen ließ, weil das Netz gehoben und entleert werden sollte. Der Kutter lag beigedreht, und der Bestmann nebst dem Jungen hantierte an der Winde. Es kostete nicht geringe Anstrengung, das schwere Netz aus dem Wasser zu heben. Als die Verschlußschnur gelöst war, purzelte der gesamte Inhalt in einen großen, flachen Kasten.

Da gab's fürwahr eine bunte, seltsame Gesellschaft: Krabben, Muscheln, Taschen- und Einsiedlerkrebse, Seesterne, Quallen, Schollen, Aale und andre Fische, daß ich meinen Augen kaum traute. Alles wogte, wimmelte, krabbelte durch- und übereinander oder suchte sich unter den mit heraufgebrachten Tangen und Steinen zu verkriechen. Die Fischer, an einen derartigen Anblick gewöhnt, achteten nicht darauf, sondern reinigten das Netz, das sie so schnell als möglich wieder auswarfen, um die Schleppfahrt fortzusetzen. Dann aber begann das Sortieren und Verarbeiten des Fanges. Die größtenteils minderwertigen Fische, die Muscheln und Einsiedlerkrebse wurden kurzweg über Bord geworfen, einige größere Fische für die Mittagstafel zurückgelegt, das Hauptinteresse aber den Krabben zugewandt, deren Menge Hansen nach oberflächlicher Schätzung auf 25 bis 30 Pfund taxierte. Sie wurden zunächst sortiert, die kleinsten entfernt, dann gewaschen und gesiebt, bis die letzten ihnen anhaftenden Sand- und Schlickteilchen entfernt waren. Die völlig sauberen Tiere wurden zuletzt in einen großen Korb geschüttet, mit zerkleinertem Eis bedeckt und sorgfältig vor der Sonne geschützt, da sie gleichzeitig mit dem Ergebnis des zweiten Schleppzuges gekocht werden sollten.

Unterdessen sollte ein eigenartiges Vorkommnis unsre Aufmerksamkeit erregen. Schon seit einiger Zeit hatten wir im Nordwesten einen Dampfer gesichtet, der seinen Kurs offenbar auf die Eider richtete. Als er langsam näher kam, gewahrten wir am Heck die deutsche Kriegsflagge. Es war der Aviso „Greif", der ein Segelfahrzeug im Schlepptau hatte.

„Das it god, so is't recht!" rief Hansen lebhaft dem am Ruder stehenden Bestmann zu.

„Natürlich wedder so'n verdammten Englishman," entgegnete dieser. Auf meine verwunderte Frage erklärte der Schiffer, daß der Aviso mit dem Schutze der deutschen Fischereiinteressen in der Nordsee betraut sei und daß er den „Englishman" auf verbotenem Revier, d. h. innerhalb des deutschen Küstenrayons fischend angetroffen habe und ihn deswegen nach Tönning zur Aburteilung seitens der deutschen Behörden bringe.

„De ward nett berappen möten, und de Netten (Netze) samt de Fisch nehmt sei em ock noch weg," setzte Hansen befriedigt hinzu.

Nach dem Mittagsmahl begann Hansen mit dem Kochen der bis dahin gefangenen Krabben. Für diesen Zweck fand sich ein großer Kessel in der Kombüse. Das Kochen geschah mit Seewasser. Die gesottenen Tiere, die jetzt die eigentümliche, graurötliche Färbung zeigten, wurden sofort auf Eis gekühlt, denn schon während der Heimfahrt sollten sie verpackt und zum Versand fertiggestellt werden, damit Hansens Abnehmer, ein Hamburger Großhändler, sie am folgenden Morgen an die Detailhändler weitergeben konnte.

Das Fischen wurde bis nachmittags zwei Uhr trotz der glühenden Hitze ununterbrochen fortgesetzt, so daß die Gesamtbeute dieses Tages auf ca. 180 Pfund bemessen werden konnte; dann trat die „Gesine" die Heimreise an. Während dieser wurde die Verarbeitung und Verpackung der Tiere fortgesetzt. Mein Schiffer hatte jetzt wieder seinen Platz am Steuer, und ich gesellte mich zu ihm. Da erfuhr ich, daß in manchen Küstenorten Konservenfabriken bestehen, an die ein beträchtlicher Teil der frischen Krabben abgegeben wird. Dort unterwirft man die von Frauen und Kindern sauber entkrusteten Tiere einem besonderen Konservierungsprozeß, worauf sie in Blechdosen verpackt und diese verlötet werden. So verarbeitet sind die Tiere sehr haltbar, so daß sie selbst in die Tropenländer exportiert werden können.

Konservierte Krabben, gewöhnlich Dosenkrabben genannt, dienen als Belag für Butterbrote, als Einlage in Suppen, zur Herstellung von Salaten und Mayonnaisen u. s. w. und werden mit Recht hochgeschätzt. Neuerdings werden die Krabben auch nach einem patentierten Verfahren zu Extrakt verarbeitet, der sich durch leichte Löslichkeit, Ausgiebigkeit, Aroma und vor allem durch Haltbarkeit auszeichnet, da geöffnete Dosen jahrelang stehen können, ohne daß ihr Inhalt verdirbt. Dieser Extrakt findet hauptsächlich zur Bereitung von Krebssuppen, Fischsaucen u. s. w. Verwendung. Der Krabbenfang an der gesamten deutschen Nordseeküste kann auf einen Jahresertrag von ca. 10 Millionen Pfund im ungefähren Wert von 2 Millionen Mark geschätzt werden. Einzelne Küstenorte, wie z. B. Büsum, beschäftigen jahraus jahrein eine ganze Flottille von 30 und mehr Schiffen im Krabbenfange. Hauptabnehmer der frischen Ware sind außer den Fabriken die großen Städte Norddeutschlands, da die wohlschmeckenden und nahrhaften Tiere in Mittel- und Süddeutschland bisher anscheinend nicht die Beachtung gefunden haben, die sie verdienen. Während der Wintermonate wird der Fang eingestellt, weil die Witterungsverhältnisse ihn unmöglich machen. Häufig lohnen schon die Herbstfahrten nicht, besonders wenn längere Zeit stürmisches Wetter geherrscht hat, auch sind die Fahrzeuge zu leicht Havarien ausgesetzt.

Die weitere Heimfahrt bot nichts, das einer besonderen Erwähnung wert wäre. Bald nach fünf Uhr legte die „Gesine" wieder am Bollwerk in Tönning an, und ich verabschiedete mich dankend von den biederen Schiffsleuten. In meinem Gasthof fand ich eine Karte des Baumeisters aus Myslowitz vor, auf der er mich einlud, ihn in Wyk auf Föhr, wo er sich einige Zeit aufzuhalten gedenke, aufzusuchen. Dann hoffe er auch, von meinen Erlebnissen im Wattenmeer zu hören, fügte er hinzu. Der Zufall wollte nicht, daß ich seinem Wunsche nachkam; vielleicht erfüllen ihn zum Teil diese Zeilen.



Ein Sommertag im Tiergartenviertel zu Berlin. Nach einer Zeichnung von Hermann Lüders



Der große Nildamm bei Assuan

Das erste gigantische Bauwerk, das im zwanzigsten Jahrhundert zur Vollendung gelangt, wird wohl der riesige Nildamm sein, den die Engländer bei Assuan in Aegypten bauen. Dieses gewaltige Unternehmen wird nicht weniger als 100 Millionen Mark kosten, und nebst den damit in Verbindung stehenden Werken von Assiout beschäftigt es eine Armee von 25000 englischen, italienischen und eingeborenen Arbeitern. Während der letzten Monate sind große Fortschritte gemacht worden, und unsre erst vor kurzem an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien zeigen, daß ein Teil des Dammes schon ziemlich fertig ist.

Das Fortschreiten dieser Arbeiten wird von der ganzen Welt mit dem größten Interesse verfolgt, denn jeder, der die Geschichte Aegyptens kennt, weiß, daß dieser Damm das Heil Aegyptens bedeutet. Er wird weite Strecken brennenden Sandes in fruchtbaren Boden verwandeln, der nicht nur für Aegypten selbst genügend Weizen hervorbringen, sondern noch viele Länder Europas, die heute ihren Kornbedarf aus Amerika decken müssen, mit Weizen versehen kann. „Der Nil ist Aegypten, und Aegypten ist der Nil," — die Erkenntnis der Wahrheit dieses Ausspruches führte zu dem Gedanken, den Damm von Assuan zu bauen. Ohne den Nil könnte Aegypten nicht existieren, und mit dem Nil, wie er bisher gewesen, war es nur ein armes, wiederholt von Hungersnot heimgesuchtes Land. Das Wasser, das die trockene Sandwüste in einen dreimal im Jahre tragenden Boden hätte verwandeln können, floß nutzlos in das Mittelländische Meer ab.

Der Damm, der jetzt gebaut wird, soll 10 Millionen Tonnen Wassers zurückhalten. Mit andern Worten, hinter dem Damm wird sich alljährlich ein riesiger See bilden, in dem der fruchtbare Schlamm, den der Nil aus den oberen Regionen des Sudans herunter bringt, sich ansammeln wird. Mit Hilfe von Seitendämmen wird man diese riesigen Wassermassen in verschiedene Kanäle leiten, die ihrerseits wieder das Land bewässern werden. Gegenwärtig findet man in Aegypten bekanntlich nur in einem schmalen Streifen an beiden Seiten des Nils entlang bebautes Land; es reicht nur so weit, als die Wasser des Stromes in der Flutzeit gehen. Durch den Damm wird dieses kulturfähige Land zunächst schon um 2500 englische Quadratmeilen erweitert, die allein einen Wert von 1600 Millionen Mark darstellen. Die Unkosten, die der Bau des Dammes dem Lande machen wird, betragen nur, wie schon erwähnt, 100 Millionen Mark, und auch diese Summe wird Aegypten nur in dreißig jährlichen Raten zurückzuzahlen brauchen, wenn das Werk vollendet ist.

Der Damm, den die weltbekannte Firma Aird & Sons in London baut, besteht in einer kolossalen Granitmauer, die zwei Kilometer lang sein wird, und reicht von dem rechten Ufer des Nils bis an das linke. Bei niedrigem Wasserstand ragt die



Kanalbau bei Assuan



Nordseite des östlichen Dammes

Mauer 90 Fuß aus dem Wasser heraus, und der Kamm hat dann noch eine Breite von etwa 50 Fuß. Ueber diese eigenartige Brücke werden die ägyptischen Karawanen in kurzer Zeit über den Nil setzen können. Der Damm hat 180 Schleusen, von denen jede $6\frac{1}{2}$ Fuß weit ist. Die Tiefe wechselt, einige Schleusen sind nur $11\frac{1}{2}$ Fuß tief, andre 23 Fuß, je nach der Tiefe des Flußbettes. Einige von diesen Schleusen werden einen Druck von 10 Tonnen Wasser aushalten müssen, was natürlich ganz enorm ist; sie sind aber so eingerichtet, daß ein einziger Mann sie regulieren kann.

Unendliche Schwierigkeiten mußten natürlich bei der Ausführung dieses riesigen Planes überwunden werden. Jedesmal, wenn die Wasser des Nils stiegen, wurden die unvollendeten Teile des Dammes überschwemmt, und die Arbeiten mußten öfter für Monate unterbrochen werden. Dann mußte man manchmal sehr tief bohren, um festen Grund für die Fundamente zu finden. Aber alle diese Schwierigkeiten wurden überwunden, und es dürfte jetzt kein Zweifel mehr obwalten, daß das Riesenwerk glücklich vollendet werden wird.

Als die Pläne für den Damm zuerst bekannt gemacht wurden, erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung unter Altertumsforschern und Kunstfreunden, denn man fürchtete, daß durch die Wasseransammlungen die berühmten Tempel von Philä zerstört werden würden. Diese alten Ruinen stehen bekanntlich auf einer kleinen, palmenumwachsenen Nilinsel, die in den Fluten verschwinden wird, sobald die Schleusen des Dammes geschlossen sein werden, und wären die Pläne so ausgeführt worden, wie sie zuerst entworfen waren, dann würden die Tempel ebenfalls überschwemmt worden sein. Aber eine ganze Anzahl einflußreicher Männer, Gelehrter und Kunstfreunde in allen Ländern erhob energischen Widerspruch, und so wurden die Pläne so geändert, daß die Ruinen jetzt auch bei dem höchsten Wasserstande unberührt bleiben werden, während die Insel selbst, zum erstenmal in einer dreitausendjährigen Geschichte, unter den Fluten verschwinden wird. Viel historisches Interesse hat die ägyptische Regierung vormals in der ganzen Angelegenheit nicht bewiesen, aber man muß immer bedenken, daß die ganze Zukunft des Landes auf dem Spiele stand. Diese Indifferenz erinnert an Mehemet Ali, der bei einem großen Bau, der einst in Kairo unternommen werden sollte, dem Ingenieur sagte: „Sie können dazu die unnützen Haufen Steine verwenden, die die Leute Pyramiden nennen.“ Der Klugheit jenes Ingenieurs haben wir es zu verdanken, wenn die uralten Denkmäler heute noch vorhanden sind.

Interessant ist auch die Geschichte des Kontraktes, mit dem das gewaltige Unternehmen angebahnt wurde. Als der Plan, einen solchen Damm zu bauen, auftauchte, berieten einige Londoner Herren, die ein Interesse daran hatten, die Sache, und in der Folge wurden Sir Benjamin Baker und Sir John Aird um ihre Meinung befragt, die beide sofort ihre Zustimmung erteilten. Dann wurde die Frage aufgeworfen, wie man das notwendige Geld beschaffen könne, und nun erklärte Ernest Cassel, bekanntlich ein Deutscher von Geburt, der neulich erst von sich reden machte, als er dem König Eduard von England eine große Summe zur Begründung eines Sanatoriums für Schwindsüchtige zur Verfügung stellte, sich bereit, das Geld vorzustrecken. Die drei genannten Kapitalisten reisten dann nach Kairo, und unterwegs



Nordwestlicher Damm



Schleusen am westlichen Damm





Dammbau am westlichen Kanal.





Bauten am westlichen Damm

Der grosse Nildamm bei Assuan in Aegypten

wurde der Kontrakt aufgesetzt. An einem Mittwoch kamen sie in Aegypten an, und am darauffolgenden Sonntag hatte die ägyptische Regierung bereits die Bedingungen angenommen und den Vertrag unterzeichnet. Am nächsten Morgen waren Mr. Cassel und Sir B. Baker bereits auf dem Wege nach Hause. So hatte Aegypten in vier Tagen ein Angebot erhalten und angenommen, dessen Ausführung für das Land von gar nicht absehbarer Tragweite ist. Denn daß dieser Damm eine vollständige Umwälzung in den ägyptischen Verhältnissen hervorrufen wird, ist ohne weiteres klar. Jetzt wird man erst anfangen können, die Landwirtschaft nach modernen Prinzipien zu betreiben, während man sich bisher mit den altertümlichsten Gerätschaften behelfen mußte.

Das Geld, mit dem das am Dammbau beschäftigte Heer von Arbeitern bezahlt wird, wird jede Woche in riesigen Säcken auf Kamelrücken an Ort und Stelle gebracht. Die Tiere werden damit vor den Thüren der „Assouan-Bank" beladen und tragen dann, begleitet von einer bewaffneten Eskorte, ihre wertvolle Ladung durch die Wüste nach der Arbeitsstätte. Die Steine, mit denen der Nildamm gebaut wird, kommen aus denselben Brüchen, aus denen die Steine geholt wurden, mit denen man Philä baute, und aus denen die berühmte Nadel der Kleopatra stammt, die heute den Themsequai in London schmückt. Mit denselben Steinen, aus denen vor dreitausend Jahren die gewaltigen Grabmäler der Pharaonen aufgetürmt wurden, baut man heute den Damm, der Aegypten eine neue, bessere Zukunft bringen soll.

E. D. Bernhardt

In Gewalt der Erde

Javanische Skizze

von

S. Barinkay

Wirajadu besitzt die anmutigste Bambushütte im ganzen Kampong. Rotbemalte Pfeiler stützen sie, die offene Vorhalle ist mit Pisangblättern bedeckt, seitlich von rosigen Orchideen umrankt und gewährt einen schattigen, angenehmen Aufenthalt; ein Hängeleuchter ist in der Mitte befestigt, zahlreiche Käfige reihen sich an der Brüstung hin, mit Perkuluts besetzt, den Lieblingsvögeln der Javaner; ihr Girren und Zwitschern klingt traulich und süß.

Der Tandjung streut seine weißen Sternblüten über das Häuschen, die feurigen Blumen der Soka prangen im Garten daneben, und der linde Duft der goldenen Tjampakas mengt sich mit dem des gelbgrünen Kenangan.

Der Ausblick zeigt einen Höhenzug, mit hohen Kasuarinen bestanden, deren Zweige wie smaragdne Schleier hängen; dahinter den Doppelgipfel des Vulkans Merapi. Zu Füßen der Hügel breiten sich weithin in lieblichem Terrassenbau fruchtbare Reisfelder. Sie sind Kommunaleigentum, und Wirajadu bewirtschaftet sie.

Bei niemand im Kampong ist Wirajadu beliebt, denn er ist hart und grausam, nutzt die Kulis bis zur Erschöpfung aus, und man flüstert sogar, daß er nicht ganz ehrlich sei im Abrechnen mit der Gemeinde. Aber man fürchtet ihn und schweigt und weicht ihm aus. Nur ein Nachbar, ein Mattenflechter, dessen Hütte durch eine Luntashecke von der seinen getrennt ist, verkehrt viel mit ihm. Ist dieser auch äußerlich unterwürfig und demütig, besitzt er doch ein geistiges Uebergewicht über Wirajadu, denn er ist jahrelang in Batavia in Ehren Soldat gewesen und hat viel erfahren. Und wohl eben darum ist Wirajadu gegen ihn freundlicher, denn es gilt, auch aus dem alten Mann noch Nutzen zu ziehen.

Der Mattenflechter hat einen Sohn, einen blutjungen, schlanken Burschen mit glänzendem langen Haar und sanften, träumerischen Augen. Er spielt zauberisch schön auf dem Rabab, der javanischen Geige. Abends, wenn die Eingeborenen rastend und rauchend in den Veranden sitzen und der wehmütige Ton der Geige wie die klagende Stimme eines Nachtgeistes über den Kampong hintönt, verstummen alle Lippen, alle Ohren lauschen. Aber niemand mit solch zitterndem Herzen wie Tjarutaja, das Töchterchen Wirajadus. Atemlos ruht es auf dem Baleh-Baleh, der nächtlichen Ruhebank, und saugt jeden Klang voll brennenden Wohlgefallens ein. Und wenn die Geige längst verstummt ist, liegt Tjarutaja noch mit wachen Augen und heißen Wangen. Schläft sie endlich ein, so tönt das Girren der Perkuluts gleich verlorenen Tönen der Geige Kasumos in ihre Träume.

Sie blickt zu Kasumo wie zu einem Gott auf. Blumen und Beeren bringt sie ihm, kauert oft stundenlang an seiner Seite und reicht ihm Bast und Stroh zum Flechten der Matten dar. Will er sie mit etwas belohnen, bittet sie nur um ein Lied auf dem Rabab.

Einmal, nachdem er gespielt, wieder für sie gespielt hat, legt sie die Aermchen um seinen Hals und flüstert ihm zärtlich ins Ohr: „Wenn ich groß bin, will ich dir den Reis kochen!" Das bedeutet nach javanischem Brauche: Ich will dein Weib werden.

Da hebt sie Kasumo lachend auf und schaukelt sie in die Luft, daß die schwarzen Locken fliegen und sich der gelbe Sarong bläht, den sie trägt.

„Ja, Turteltäubchen, das sollst du! Du und keine andre!" sagt er gerührt.

Von dieser Stunde ab nimmt Tjarutaja eine gravitätische Würde an, denn der Gedanke beseelt sie, daß sie die Gattin des Mannes werden soll, den sie mit ihrem ganzen ungestümen Kinderherzen bewundert. Und auch in Kasumo faßt der Wunsch, sie einmal sein eigen zu nennen, Wurzel. Er liebte die Kleine schon immer und liebt sie nun mehr und mehr. Sie ist ein gutes und schönes Mädchen, und sie wird ein gutes und schönes Weib werden, so gewiß als tadelloser Bast tadellose Matten giebt! Freilich, ungeschickte Hände dürfen diesen nicht anfassen, und böse Eindrücke müssen auch von dem

Mädchen fern gehalten werden. So viel hat er von der Weisheit seines Vaters, der nun seit einigen Wochen zu seinen Ahnen eingegangen ist, schon gelernt!

Um sich also hierin Einfluß zu sichern, wirbt er bei Wirajadu um Tjarutaja, als sie zehn Jahre zählt.

„Was verlangst du für sie?“ fragt er.

Wirajadu reibt die Daumen aneinander und macht ein unschlüssiges Gesicht. Dann nennt er eine Summe, die Kasumo einen heißen Schrecken durchs Herz jagt.

„Das hab' ich nicht und kann ich auch nicht so leicht verdienen,“ erwidert er niedergeschlagen.

„Mit dem Mattenflechten freilich nicht,“ meint Wirajadu listig. „Aber ich brauche einen Aufseher! Komme zu mir! Bis meine Tochter reif ist, hast du sie abverdient.“

„Und Tjarutaja ist dann mein?“

„Ja! Das heißt, wenn du noch fünfzig Gulden zulegst! So viel hast du doch wohl?“ spricht der Mann mit scheinheiliger Miene, denn es ist ihm bekannt, daß der alte Mattenflechter seinem Sohn genau diese Summe hinterlassen hat.

Kasumo nickt sinnend mit dem Kopf.

„Sie ist meine einzige und wird schön werden! Wenn du nicht willst, ich ...“

„Ich will!“ unterbricht ihn der Bursche hastig, den der hohe Kaufpreis etwas verwirrt hat. Für eine Fürstentochter wird kaum viel mehr bezahlt. Aber was soll er mit den fünfzig Gulden, und was liegt an seiner Arbeitskraft! Er ist ja noch so jung und Tjarutaja so lieblich wie keine andre. Er wirft also Matten, Bast und Stroh in einen Winkel seiner Hütte und wird Aufseher über die Kulis auf den Reisfeldern.

•

Vier Jahre dient Kasumo schon um Wirajadus Tochter. Seine Liebe wächst mit der Schönheit des Mädchens. Tjarutaja ist schlank wie ein junger Pinangstamm, ihre Augen leuchten wie der Abendstern; die langen schwarzen Locken wallen glänzend und wie ein Mantel um den Nacken; ihre hellbraune Haut ist weich wie der Flaum des Pelikans, ihre Worte sind süß wie der Duft der Melatis.

Im ganzen Kampong wird sie bewundert. „Sie wäre wert, in ein Keputrem, in einen Harem, zu kommen!“ sagen die Leute.

Der Vater hört das wohlgefällig an. Kasumo wird unruhig und beginnt zu drängen. Doch Wirajadu bleibt starrköpfig.

„Ein Jahr noch!“ sagt er fest. „Tjarutaja ist zart, auch ist die verlangte Summe noch nicht voll!“

Und der junge Mann muß sich fügen. Mit Murren thut er's und mit ihm Tjarutaja, deren Herz rascher zu schlagen, deren Blut voller zu brausen beginnt.

Eines Abends aber, als Kasumo heimkommt, findet er das Mädchen nicht mehr vor. Eine Cambodjablume liegt auf seinem Baleh-Baleh, die bedeutet: ich bin unglücklich!

Mit ungeduldigem Zorn tritt er Wirajadu entgegen, der erst am nächsten Morgen in den Kampong zurückkehrt, und zwar allein.

„Wo ist Tjarutaja?“

„Ich habe sie nach Surakarta in die Obhut einer frommen Frau gebracht! Es ist gut für dich und sie. Ein Jahr müßt ihr doch noch warten.“

Von da ab wird Kasumo mißmutig, und Mißtrauen gegen Wirajadu keimt in ihm auf. Der Mann ist habgierig, unehrlich und grausam. Davon hat er sich in den Jahren seiner Dienstbarkeit überzeugt.

Wenn er nun auf dem Rabab spielt, ergreift ihn ein wildes Verlangen, und wenn er nachts schlaflos liegt, taucht das braune Gesichtchen der Geliebten vor ihm auf. Voll Wehmut sind die Züge, voll Sehnsucht die Augen, und der Mund flüstert schmerzlich, was ihm schon die Cambodjablume gesagt; ich bin unglücklich!

Voll Unrast irrt er umher, und als Wirajadu bald darauf wieder nach Surakarta reist, besteht Kasumo darauf, daß er ihn mitnimmt. Er will Tjarutaja sehen!

„Ei,“ sagt der Mann mit süßer Freundlichkeit, „ich wollte dich so wie so mithaben! Du sollst auch lernen, wie man einen Handel abschließt.“

Auf zwei kleinen kräftigen Pferden reiten die beiden vom Kampong fort. Der eine — dem Tode entgegen, der andre, um ein gutes Geschäft zu machen. Diesmal nicht mit Reis, sondern mit Menschen.

Wirajadu hat seine Tochter zu einer Tänzerin gebracht, die ihr Anstand und Sitte lehren soll. Morgen wird das Mädchen verkauft für den Harem eines Reichen. Außerdem hat er in Surakarta einen Chinesen gedungen, der ihn durch Meuchelmord von dem unangenehmen Begleiter befreien soll. Ueber vier Jahre hat ihm Kasumo umsonst Dienste geleistet, und die fünfzig Gulden, die der Bursche in seinen Gürtel eingenäht immer am Leib trägt, sollen auch noch sein werden, wenn dem jungen Kidang (Rehbock) die Lebensflamme ausgelöscht ist.

Ein vorzügliches Geschäft, das seinem Streben das ersehnte Ziel giebt! Dann wird er dem elenden Kampong den Rücken kehren und in Batavia, das ihm der alte Mattenflechter so verlockend geschildert hat, das Leben eines wohlhabenden Mannes führen.

Ahnungslos reitet Kasumo neben dem tückischen Feinde durch eine wundervolle Landschaft. Grüne Reisfelder schimmern freundlich in der Sonne; die fruchtbeladenen Kronen der Palmen ragen mächtig ins Blaue; bunte Vögel, leuchtende Schmetterlinge, fröhliche Käfer fliegen und schwirren umher. Die Wedel hoher Bambusse rauschen leise, zerfallene Tempel liegen träumerisch am Wege, Bäche plätschern über Steine, und am Ufer stehen langbeinige Strandvögel mit zarten Federhauben und lieblichem Gefieder. Den Horizont begrenzen groteske, baumlose Bergzacken und die waldbedeckten hohen Kegel des Sendoro und Sumbing.

Bald rückt der Doppelgipfel des Merapi näher. Ein Paradies scheint zu erstehen, eine Gegend voll Ueppigkeit und wonniger Schönheit. Kasumo hat Blicke dafür, Wirajadu aber ist erfüllt von seinen gierigen, nichtswürdigen Gedanken. Er sieht auch die aufsteigenden schwarzen Wolkenballen nicht, nicht die Düsternis, die sich mit einem Male über die Landschaft senkt.

Doch seine Augen werden stier, seine Wangen grau, als plötzlich unterirdisches Rollen, Klirren und Krachen hörbar wird.

„Der Merapi, der böse Berg!“ schreit er angstvoll und schlägt dem Pferde die Fersen in die Weichen, als könnte es ihn von dem drohenden Unheil beflügelt hinwegtragen.

Das erschreckte Tier wirft ihn ab. In der gleichen Minute schießt eine schwefelgelbe Dampfsäule aus dem Schlunde des Vulkans empor, furchtbares Donnern und Grollen ertönt, die Erde schwankt von einem gewaltigen Stoße.

Nur einen Atemzug lang währt das Entsetzliche, doch die Wirkung ist ungeheuer. Bäume sind entwurzelt, Felder und Wiesen verschüttet, Felsen eingestürzt, Hütten zerstört, die Erdoberfläche hat Risse und Brüche. Und in einem solchen Spalt steht Wirajadu aufrecht, bis über die Schultern eingeklemmt. Sein Kopf allein ragt über den Boden empor, unheimlich anzuschauen mit dem leichenhaften Gesicht und den geschlossenen Augen.

So findet ihn Kasumo, als er sich erhebt, denn Schreck und Furcht hatten ihn niedergeworfen. Bestürzt und voll Abscheu blickt er auf ihn.

Wirajadu in der Gewalt der Erde! Ein schlimmes Zeichen! Der Boden hat sich aufgethan und ihn verschlingen wollen! Das ist eine Machtthat der Erdgeister, die auf den Grund des Herzens sehen, wie das Menschenauge auf den Grund des klaren Wassers. Dieser Mann muß ein großer Bösewicht sein!

Mit Grauen naht sich ihm Kasumo.

„Hilf mir! Hilf mir!“ ächzt der Verunglückte, den die geborstene und wieder zusammengedrängte Erde preßt.

Kasumo weicht zurück. Er will sich nicht beflecken durch die Berührung eines von höheren Mächten als verrucht bezeichneten Geschöpfes.

„Speise und Trank will ich dir bringen, bis du kräftig genug bist, dich selbst herauszuarbeiten! Mehr kann ich für dich nicht thun!“

„Hilf mir, Kasumo! Ich ersticke! Tjarutaja soll dein Weib werden, heute noch, wenn du barmherzig bist!“

„Sie wird es auch so! Heute noch hole ich sie aus Surakarta.“

„Du findest sie nicht! Kasumo, ich wollte dich betrügen! Ich wollte dich morden lassen, und meine Tochter sollte morgen in den Harem eines vornehmen Indiers verkauft werden. Nichts von alledem soll geschehen! Du sollst leben, mit Tjarutaja leben in ehelichem Glück! Nur rette mich!“

Kasumo sträubt sich das Haar.

„Schändlicher! Wenn ich dich auch retten wollte, wäre es nur mein und Tjarutajas Unglück! Denn die Erdgeister verfolgen den mit Rache, der ihren Willen stört!“

Wirajadu röchelt.

„Aber wo ist dein Kind?“

Schweigen. Voll kalter Bosheit richtet der Mann die Augen auf den Burschen.

„Wo ist deine Tochter?“ drängt Kasumo angstvoll, aber Wirajadu schweigt.

„Ich will suchen gehen! Vielleicht finde ich einen Gottlosen, der dir helfen mag! Nenne mir den Aufenthalt Tjarutajas!“

„Wenn ich gerettet bin!“

Kasumo eilt in den nächsten Kampong. Wehklagen und Jammer überall, denn das Erdbeben hat alle Heimstätten in die Luft geschleudert. Doch für seine fünfzig Gulden findet er einen Mann, der Wirajadu zu berühren wagt. Als sie aber bei diesem anlangen, ist er tot. Voll Verzweiflung blickt Kasumo auf die Lippen, die für alle Ewigkeit verstummt sind ...

Am nächsten Tag wandert ein hübscher brauner Bursche durch Surakarta. Auf dem Rabab melancholische Weisen spielend, geht er alle Straßen auf und ab. Die Leute werfen ihm Geldmünzen und Früchte zu, er läßt sie fallen und liegen, spielt nur und spielt mit bebendem Herzen und rastlos hin und her irrenden Augen.

Er spielt nur für eine!

Schon steht die Sonne wie eine Riesenleuchtkugel auf der Zacke des Berges, da wird eine Hausthür aufgestoßen und ein Mädchen fliegt heraus, schlank wie ein junger Pinangstamm, ihre Augen leuchten wie der Abendstern, die schwarzen Locken wallen unter dem wehenden Schleier wie ein Mantel.

„Kasumo!“

Der Bursche wirft die Geige weg und fängt das Mädchen mit beiden Armen auf.

„Die wahre Liebe ist stark wie der Tiger und klug wie die Schlange!“ sagt ein javanisches Sprichwort.



Wildpferde im Zoologischen Garten zu Berlin

(Zu dem Bilde Seite 325)

Der Zoologische Garten in Berlin ist durch zwei Wildpferde bereichert worden, Angehörige einer sehr seltenen Tierart, die heute nur noch in den entlegenen Einöden Zentralasiens vorkommt. Es sind kleine, ponyartige Tiere mit verhältnismäßig großem Kopf, kurzer, aufrechtstehender Mähne und einem nur in der unteren Hälfte lang behaarten Schweif. Sie tragen jetzt noch das Winterkleid und sind sehr dicht und zottig behaart. Der vordere Teil der Schnauze ist weiß, der Körper isabellgrau gefärbt. Die Beine sind auffallend dick und in der unteren Hälfte schwärzlich. Wie unser gezähmtes Pferd besitzen die Wildpferde die sogenannten „Kastanien“ an den Hinterfüßen. Die Existenz des Tieres war bis vor zwei Jahrzehnten in Europa noch unbekannt. Es wurde erst durch Nikolai von Przewalskij, den berühmten russischen Reisenden, entdeckt, der es auf seiner vierten Reise durch Mittelasien im Tarimbecken vorfand. Nach ihm hat man das Pferd equus Przewalskij benannt.



Photographie-Verlag von



Die Schutzkräfte des Körpers im Kampfe mit den Bakterien

Als die mikroskopischen Kleinwesen, die Gesundheit und Leben des Menschen mit einem Heere von Krankheiten bedrohen, zuerst aufgefunden und auf ihre Wirkung studiert wurden, erfaßte die Kulturmenschheit eine ungeheure Angst, ein wahrer Fanatismus der Desinfektion begann. Es wurden Vorschläge laut, die im wesentlichen darauf hinausliefen, die ganze Erde etwa zwei Meter hoch unter fünfprozentige Karbolsäurelösung zu setzen und dann wo möglich noch mit strömendem Dampf zu sterilisieren. Und diese Vorschläge wären im ersten Eifer vielleicht auch zur Ausführung gelangt, wenn man sich nicht darauf besonnen hätte, daß der Mensch noch viel weniger Karbolsäure und strömenden Dampf aushalten kann als der Bazill. Auch machte man sich klar, daß die Bakterien doch sehr wahrscheinlich schon vor ihrer Entdeckung in ungefähr ebenso reichem Maße vorhanden gewesen waren, und daß trotzdem die Zahl der gesunden Menschen immer noch um ein sehr Bedeutendes diejenige der von Infektionskrankheiten betroffenen überstiegen hatte. Und als man nun den Gründen dieser einigermaßen beruhigenden Thatsache nachspürte, kam man zu der Auffassung, daß für das Zustandekommen einer Infektionskrankheit unter allen Umständen zwei Faktoren erforderlich sind, erstens der pathogene Bazill und zweitens der empfängliche Mensch; und daß die Mehrheit der Menschen gegen die Angriffe jener kleinen Feinde gefeit ist durch besondere Schutzkräfte ihres Organismus. Eigentlich müßte man sagen Schutz- und Trutzkräfte; denn der Organismus besitzt passive und aktive Mittel der Abwehr der Mikroparasiten.

Der wichtigste Panzer gegen die den Körper überall umschwebenden Feinde ist die Haut. Sie ist bakteriendicht, das heißt durch die unverletzte Haut kann kein Bakterium in das Allerheiligste des Körpers eindringen. Die Schleimhaut ist schon empfindlicher. Durch ihre zartere Decke kann unter Umständen ein Parasit durchwandern; aber sie besitzt in ihrer schleimigen Absonderung eine ausgezeichnete Schutzwehr. Andre Eingangspforten für die pathogenen Kleinwesen sind namentlich die Atmungswege und der Verdauungskanal. Haben mit der Luft oder der Nahrung in Mundhöhle und Rachen eingedrungene Bakterien der Gefangennahme durch den Schleim entgehen können, so treffen sie im Magen auf eine Kraft, die ihnen unter normalen Verhältnissen mit größter Geschwindigkeit den Garaus macht: die Salzsäure des Mageninhaltes. In den Atmungswegen ist es die schon oben erwähnte Einbettung in Schleimmassen, die den Anfang des Kampfes ausmacht.

Aber, wie wir ja leider alle wissen, geschieht es trotz allen diesen Sicherungsvorrichtungen häufig genug, daß Krankheitserreger in das Innerste des Leibes eindringen, sei es, daß ihnen eine äußere Verletzung eine Eingangspforte erschlossen hat, die nicht wie die natürlichen Eingangspforten durch eine dreifache Postenkette besetzt ist (Wundinfektion), sei es, daß die Postenketten an den natürlichen Eingangspforten nicht stark oder nicht aufmerksam genug sind. Aber selbst dann findet der Feind hinter den Vorwerken neue starke Bastionen. Nehmen wir den Fall einer Wundinfektion als den typischen. Durch einen Schnitt oder eine Quetschung dringen pathogene Keime ins Gewebe ein. Sie wirken als Reiz, der nun sofort die weißen Blutkörperchen mobil macht, die im Organismus eine ähnliche Rolle zu spielen scheinen, wie die Soldaten im Ameisenstaat. Blind wie diese, strömen sie überall dahin, wo ein Angreifer sich spüren läßt, umgeben ihn in dichten Massen, versuchen ihn von der Sauerstoffzufuhr abzusperren, ja, Metschnikoff glaubt, daß sie den Eindringling lebend in sich aufnehmen, ihn geradezu fressen, so daß er ihnen den Namen „Freßzellen" beilegte. Diese Ansicht ist noch kontrovers; es wird heute mehr angenommen, daß die weißen Blutzellen das Bakterium erst dann in sich aufnehmen, wenn es bereits abgestorben ist, wie sie jeden toten Fremdkörper in sich aufnehmen, so daß sie nicht seine Henker, sondern einzig seine Totengräber sind. Aber eins scheint heute sicher festgestellt zu sein, daß die weißen Blutzellen selbst zum Teil absterben, zerfallen und im Zerfall Stoffe absondern, die auf das Bakterium als tödliche Gifte wirken. Wie die Biene den Angreifer ihres Stockes verletzt, indem sie selbst den Tod dabei findet, so auch das weiße Blutkörperchen.

Während dieser Kampf sich vollzieht, sind die Bakterien samt den Leukocyten bereits in den Lymphstrom eingegangen und werden nun zentralwärts durch die Strömung fortgetragen bis an die gewaltigen Filterwerke, die nun als letztes starkes mechanisches Bollwerk den Organismus schützen, die Lymphdrüsen. Hier werden alle fremden Körper, die der Lymphstrom dem Blute zuzuführen strebt, abfiltriert, in dem engen Maschenwerk zurückgehalten. Nun kommt es aber auch vor, daß selbst diese letzte Brustwehr der Festung Mensch durch einen besonders wuchtigen Angriff gestürmt wird, weil die eindringenden Kleinwesen in zu großer Masse oder zu großer Giftigkeit vorhanden sind. Dann dringt der Mikroparasit ins Innerste des Organismus, und es beginnt die **Krankheit**, d. h. der Vorgang des aktiven Kampfes des Organismus gegen die Schädlichkeit. Dieser Kampf ist immer ein Kampf gegen chemische Gifte. Nur dadurch, daß die Bakterien Gifte absondern, die den Organismus schädigen, werden sie pathogen. Ihre rein mechanische Anwesenheit macht so gut wie niemals schwere Erscheinungen.

Die Vergiftung verläuft auf zwei grundsätzlich verschiedene Arten, und daher gestaltet sich auch das Bild der Krankheit ebenfalls grundsätzlich verschieden. Das eine Mal handelt es sich um Bakterien, die im Körper selbst die Möglichkeit einer ungemessenen Vermehrung finden; dann überschwemmen sie allmählich den gesamten Blutstrom, setzen sich in der Mehrzahl der Organe fest, bilden überall neue Kolonien, und die winzigen Mengen von giftigen Produkten, die jeder einzelne absondert, summieren sich schließlich zu einer Masse, die den Organismus schwer bedroht und zuweilen vernichtet. Der zweite Typus ist der, daß die eingedrungenen Krankheitserreger zwar im Körper existieren können, aber nicht die Möglichkeit haben, sich darin zu vermehren; aber sie haben eine so ungeheure Giftigkeit, d. h. sie erzeugen ausreichende Quantitäten eines so

furchtbaren Giftes, daß auch hierbei der Organismus aufs schwerste leidet. Diesen letzten Fall bezeichnet man als Intoxikation, von dem man den ersten Fall als den der Infektion unterscheidet. Der zweite Fall, die Intoxikation, stellt dem Organismus augenscheinlich eine, wenn man so sagen darf, leichtere technische Aufgabe. Er hat nur mit einer ein für allemal gegebenen Quantität eines giftigen Stoffes zu thun, den es gilt, auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Der erste Fall dagegen stellt eine wesentlich schwierigere Aufgabe. Denn hier ist nicht nur ebenfalls das produzierte Gift unschädlich zu machen, sondern es sind auch die im ganzen Körper festgesetzten Bakterien zu zerstören, die fortwährend neue Giftmassen absondern. —

Wenn wir die ziemlich verwickelten Verhältnisse, die erst in der allerletzten Zeit durch eine geniale Theorie dem Verständnis der Forscher erschlossen worden sind, einem Kreise von medizinischen Laien verständlich machen sollen, so giebt es keinen andern Weg, als sie die Bahn zu führen, die die Wissenschaft selbst bis zu ihrem heutigen Standpunkte zurückgelegt hat. Es ist unumgänglich nötig, hier ein wenig weiter auszuholen.

Der Ausgangspunkt aller hier einschlägigen Untersuchungen und Erkenntnisse ist die heute noch nicht völlig von Rätseln befreite Wirksamkeit der Kuhpockenimpfung gegen Blattern. Man hatte die Thatsache, daß es möglich ist, die große Mehrzahl aller Menschen durch die künstliche Infektion mit einer harmlosen Infektionskrankheit gegen eine der schwersten Infektionskrankheiten zu „immunisieren“. Man vermutete schon damals — und stützte sich dabei auf die vor der Kuhpockenimpfung seit Jahrtausenden übliche echte Blatternimpfung —, daß das Gift der Kuhpocken nichts andres sei als ein abgeschwächtes Blatterngift. Diese Ansicht ist heute mehr als nur wahrscheinlich geworden.

Durch die Kuhpockenimpfung wurde augenscheinlich ein ebensolcher Schutz gegen die eigentlichen Blattern künstlich herbeigeführt, wie er durch das Bestehen der echten Blattern (und ebenso der von Masern, Scharlach, Beulenpest u. s. w.) gegen diese Krankheiten spontan eintrat. So wichtig aber die gefundenen Thatsachen für den Praktiker waren, so wenig konnte man von ihnen aus die Theorien weiterbauen, ehe die Bakterien aufgefunden waren. Kaum war dies geschehen, da setzte die Forschung auch mit aller Kraft ein, um den bis dahin ganz dunkeln Begriffen der Immunität, Disposition u. s. w. näherzurücken. Pasteur stellte seine klassischen Versuche mit der Hühnercholera an; es gelang ihm, lebende Bazillen der Hühnercholera durch verschiedene Manipulationen so abzuschwächen, daß Hühner und Tauben ihre Einverleibung in immer steigenden Dosen überstanden und schließlich gegen vollgiftige, nicht abgeschwächte Kulturen dieselbe Unempfänglichkeit zeigten wie Kuhpocken-Geimpfte gegen das Blatterngift.

Durch diese Versuche, denen sich gleichlaufende Arbeiten andrer Forscher über andre Bakterien anschlossen, war der Begriff der erworbenen „Immunität“ auf feste experimentelle Grundlagen gestellt. Im weiteren Verlauf der Untersuchung ergaben sich dann zwei neue fundamentale Thatsachen. Roux und Yersin konnten zeigen, daß man durch Einimpfung steigender Dosen des bakterienfreien Filtrats von Diphtheriekulturen denselben Grade künstlicher Immunität erzielen kann, wie wenn man mit lebenden Bakterien arbeitet. Demzufolge enthalten die Bakterienkulturen einen löslichen Stoff, der, in den Organismus eingeführt, im stande ist, die Schutzkräfte des Blutes gegen die Bakterien wachzurufen. Andrerseits konnte gezeigt werden, daß durch Injektion von abgetöteten Typhus- und Cholerakulturen ebenfalls ein hoher Grad von Immunität gegen Infektion mit den entsprechenden lebenden Bakterien erzeugt werden kann. Aus beiden Versuchsreihen geht hervor, daß es nicht der lebende Bazillus an sich ist, der, in den Organismus eingeführt, die Schutztruppen zum Kampfe herausfordert, sondern daß dies durch seine Gifte geschieht.

Diejenigen Bakterien nun, die lösliche Gifte produzieren, die man von ihnen trennen kann, sind gleichzeitig diejenigen, die sich im Organismus nicht zu vermehren im stande sind, die also ausschließlich durch eben jene Gifte wirken. Die Abwehr des Organismus also kann sich bei ihnen auch nur auf letztere richten. Der Organismus muß also gegen die „Toxine“ der Bakterien die „Antitoxine“ bilden, die in rein chemischem Vorgange die Toxine unschädlich machen, das heißt entgiften. Die bakteriellen Toxine sind sehr merkwürdige Körper; es sind Stoffe von unbekannter Konstitution, keine Eiweißkörper, außerordentlich empfindlich gegen selbst geringfügige physikalische und chemische Einflüsse — sie werden schon bei 60 Prozent zerstört — und von einer geradezu unerhörten Giftigkeit. Sie sind viel tausendmal giftiger als die wirksamsten Gifte des Pflanzenreiches. Die wichtigsten Krankheiten, die ausschließlich durch solche Gifte entstehen, also durch Intoxikation (nicht durch Infektion), sind der Wundstarrkrampf (Tetanus) und die Diphtherie. Der Mensch, der Tetanus oder Diphtherie überstanden hat, ist für längere oder kürzere Zeit „immun“. Es muß also durch das Ueberstehen der Krankheit eine Umwälzung im Organismus eingetreten, es müssen Schutzkräfte entstanden sein. Daß dem so ist, kann man nun durch das Experiment nachweisen. Sein Blutserum, d. h. die von den roten Blutkörperchen durch Centrifugieren befreite helle Blutflüssigkeit, enthält einen chemischen Stoff, der das Gegengift, das Antitoxin, darstellt. Das Blutserum solch immuner Tiere hat die Fähigkeit, z. B. das Diphtheriegift auch außerhalb des Körpers so unschädlich zu machen, daß es auf andre Tiere nicht mehr giftig wirkt. Daß es sich hier um Vorgänge ganz besonderer, durch den überstandenen Krankheitsprozeß selbst verursachter Art handeln muß, geht daraus hervor, daß das Serum eines Menschen, der Diphtherie überstanden hat (Diphtherie-Immun-Serum), nur auf das Diphtheriegift, aber auf kein andres wirkt; und daß es sich beim Antitoxin um einen chemischen Stoff von ganz bestimmter Zusammensetzung handelt, geht daraus hervor, daß bei der gegenseitigen Bindung zwischen Gift und Gegengift streng bestimmte zahlenmäßige Verhältnisse obwalten. Den Vorgang der Einwirkung des Antitoxins auf sein zugehöriges Toxin stellt man sich so vor, daß aus Gift und Gegengift ein neutraler Körper entsteht, wie ein Salz aus Säure und Lauge.

Wie und wo entsteht nun dieses heilsame Gegengift? Man hat lange geglaubt, es sei ein Produkt der Bakterien selbst, ein umgewandeltes Bakterien-

gift. Heute weiß man aber, daß es ein Produkt der Zellen des angegriffenen Körpers selbst ist, auch wieder ein Beispiel von der wunderbaren Zweckmäßigkeit der Anpassungskraft des Körpers, die für alle möglichen Angriffe der Außenwelt Schutzmittel bereit hält.

Die geniale Theorie, die es möglich macht, alle die verwickelten Erscheinungen dieses weitverzweigten Gebietes unter einen Gedanken unterzuordnen, ist die von Professor Paul Ehrlich aufgestellte Theorie der „Seitenketten“. Ehrlich ging bei dieser Theorie von seinen Erfahrungen bei den Farbstoffen aus. Zum Zustandekommen einer Färbung gehört einmal ein Anhaften des Farbstoffes an das Gewebe und zweitens das Eintreten der charakteristischen Färbung. Ehrlich nahm an, daß zum Zustandekommen dieser Färbung zwei Gruppen innerhalb des Farbstoffmoleküls nötig seien, diejenige, die das Haften bewirkt, und diejenige, die das Färben bewirkt. Diese Betrachtungsweise übertrug er dann auf die Wirksamkeit der Bakteriengifte. Die Bakterientoxine enthalten nach seiner Darstellung zwei wirksame Gruppen. Die eine der beiden ist diejenige, die es bewirkt, daß sich das Gift an eine lebende Zelle anhaften kann; die zweite, „giftbringende“ Gruppe bewirkt dann den Tod der Zelle. Ehrlich führte für diese Gruppen die Namen haptophore (Haftgruppe) und toxophore (Giftgruppe) ein. Eine Giftwirkung auf die Zelle kann also nur dann zu stande kommen, wenn sich das Toxin mit seiner Haftgruppe zuerst an die Zelle verankert; erst dann kann es seine vernichtende Giftwirkung ausüben. Um sich aber verankern zu können, muß es Ankergrund finden. Es kann sozusagen die Haftgruppe sich nur an die Zellen anhaken, wenn dort eine passende Oese vorhanden ist; oder noch plastischer, wie es Emil Fischer für ähnliche Fälle ausgedrückt hat, wenn zu dem Schlüssel ein passendes Schloß vorhanden ist. Da das Bakterientoxin eine Zelle anzugreifen hat, so muß es eben im Zellkörper selbst einen Angriffspunkt haben. Der haptophoren Gruppe des Toxins muß eine chemisch verwandte, gleichfalls haptophore Gruppe der Zelle entsprechen. Wo der Angriffspunkt nicht vorhanden ist, muß jede Wirkung auf die Zelle und damit auf den Gesamtorganismus ausbleiben. Diese Gedankengänge werfen ein blendendes Licht auf die bislang ganz dunklen Thatsachen von der natürlichen oder angeborenen Immunität. Wir wissen z. B. unter anderm, daß das Huhn gegen Tetanus und die Taube gegen Milzbrand fast völlig unempfänglich sind. Bringt man dem Huhn vollgiftiges Tetanusgift direkt in die Blutbahn, so erkrankt das Tier nicht im mindesten. Daß diese Erscheinung aber nicht etwa durch eine Bindung des Giftes durch ein im Körper kreisendes Antigift hervorgerufen wird, läßt sich auf das klarste nachweisen. Das Blutserum mit Tetanus geimpfter Hühner nämlich enthält das ursprünglich eingeführte Gift in fast unverkürzter Menge und wirkt dementsprechend auf nichtimmune Tiere, so daß hiermit der Beweis geliefert ist, daß keine Spur eines Antikörpers im Hühnerblute gebildet wird. Daraus folgt weiter, daß das Tetanusgift für das Huhn ein vollkommen gleichgültiger Stoff ist. Nur die Ehrlichsche Theorie ist im stande, diese paradoxe Thatsache verständlich zu machen: es fehlt eben den haptophoren Gruppen des Tetanusgiftes in den Bestandteilen der Hühnerzelle das Schloß, das sie mit ihrem Schlüssel öffnen können.

Wo aber keine natürliche Immunität besteht, greift das Toxin mit Hilfe seiner Haftgruppe in die Zelle ein. Durch diese Anlagerung eines fremden Stoffes wird der Haushalt der Zelle gestört.

Man muß sich eine Zelle vorstellen als bestehend aus einem Kern, der die eigentlich höchste Funktion, die Erhaltung des Lebens, vollzieht. An diesen Kern heften sich, locker gebunden, diejenigen Gruppen, welche im Wechselspiel der Entstehung und des Verfalls den Stoffwechsel der Zelle aufrecht erhalten. Den Kern bezeichnet die Biologie als den „Leistungskern“, das übrige sind die „Seitenketten“. Jede dieser Seitenketten hat im Zellhaushalt irgend eine normale Funktion. Wird nun durch die Anlagerung des Toxins eine solche Seitenkette aus ihrer Funktion herausgerissen, so macht sich in dem Haushalt der Zelle ein Defizit geltend. Der Fortfall der einen Seitenkette wirkt als Reiz, die Zelle ist bestrebt, das Defizit zu decken; und wie immer im Organismus wird dieses Defizit nicht nur gedeckt, sondern übergedeckt. An Stelle der einen ausgeschalteten Seitenkette entstehen zahlreiche neue. Diese Seitenketten sind durchweg mit der haptophoren Gruppe versehen, welche zu der des Toxins paßt, oder, um bei unserm Bilde zu bleiben, sie haben das Schloß für den Schlüssel des Toxins. Solche Seitenketten werden nun, wie gesagt, im Uebermaß produziert. Die Zelle kann sie nicht festhalten, stößt sie ab, sie werden in den Blutstrom hereingezogen, kreisen in ihm, und wenn sie hier das ihnen verwandte Toxin treffen, so fällt der Schlüssel ins Schloß, die beiden chemischen Stoffe binden sich gegenseitig, gerade als säße die haptophore Gruppe noch an der Zelle fest. Der entscheidende Unterschied ist aber nun der, daß diese haptophore Gruppe nicht mehr an einer Zelle haftet, und daß die Giftgruppe des Toxins also ihre Wirkung nicht mehr ausüben kann. Diese abgerissenen, im Blute kreisenden Seitenketten sind das Antitoxin, und indem er sie massenhaft produziert, wird der Organismus der einfachen Intoxikation Herr.

Diese, wie es auf den ersten Blick scheint, sehr komplizierte Theorie ist bisher wenigstens im stande, die allermerkwürdigsten Thatsachen zu erklären. Die gleichen Triumphe feiert diese geniale Theorie auch auf dem noch viel schwierigeren Gebiet der Schutzwirkung gegen die Infektion, d. h. gegen jene Krankheiten, bei denen sich die Bakterien im Organismus vermehren, bei denen also der Körper seinen Abwehrangriff nicht nur auf die Gifte, sondern auch auf die Mikro-Organismen selbst richten muß.

Auf der Thatsache fußend, daß das normale Blut in beträchtlichem Maße die Fähigkeit besitzt, Bakterien aller Art zu zerstören, hat man früher die Ansicht gehegt, daß es sich hier um Schutzkörper handeln möge, die nicht spezifisch wirken und beim Zerfall der weißen Blutkörperchen entstehen sollten. Die Produktion solcher Schutzstoffe (Alexine) sollte nun auch in Krankheitsfällen die schließliche Heilung herbeiführen. Auch hier haben die Experimentaluntersuchungen diese Ansichten wesentlich modifiziert. Gerade wie der Organismus gegen ein Gift ein spezifisches Gegengift erzeugt, so erzeugt er auch gegen ein eingedrungenes Bakterium ein spezifisch auf dieses wirkendes Vernichtungsmittel, das das





Mit Genehmigung von Hanfstaengls Nachf. in Berlin

Schön Suschen

Nach dem Gemälde von R. Eichstaedt

Leben des Bakteriums zerstört: und gerade so, wie Einimpfung von Toxin aus losgerissenen Seitenketten Antitoxine entstehen läßt, so bilden sich unter der Einwirkung lebender oder toter Bakterienleiber frei kreisende Seitenketten als Schutzstoffe, welche spezifisch auf das Bakterium wirken und es vernichten. Nur in einem Punkte unterscheidet sich die antitoxische Seitenkette grundlegend von der antibakteriellen: die antitoxische Seitenkette hat nur die Funktion, einen Giftstoff unschädlich zu machen, während die antibakterielle ein Zellenleben vernichten soll, eine Funktion, die einer normalen Zellenseitenkette an sich nicht zukommen kann. Zur Herbeiführung dieses Endresultates muß also noch ein zweites wirksames Agens hinzutreten, ein den Zellenleib lösendes Ferment.

Nach der Ehrlichschen Theorie haben wir uns nun den Vorgang der Bakterienvernichtung folgendermaßen vorzustellen. Die losgerissene Seitenkette besitzt zwei haptophore Gruppen; die eine klammert sich an das Bakterium an, die andre ist verwandt mit einem im normalen Blute stets vorkommenden Ferment, das sie an sich zieht. Durch diesen Vorgang wird das Bakterium in unmittelbare Berührung mit dem lösenden Ferment gebracht und vernichtet. Die Seitenkette dient also nur als Vermittler, um das Ferment auf den Bakterienleib hin zu konzentrieren. Jedes Bakterium erzeugt seine spezifische Seitenkette, die nur auf seinen eignen Leib wirkt. Eine Impfung mit toten oder noch lebenden Cholerabazillen erzeugt also eine Immunität, die sich ausschließlich auf Cholerabazillen richtet. Es entsteht im Blute ein spezifischer „Immunkörper“ gegen Cholerabazillen, der mit seiner einen haptophoren Gruppe das Bakterium ergreift, mit der andern das nichtspezifische Ferment auf das Bakterium hin richtet.

Dr. Fr. Kanzow

Villa Falconieri

Tuskulum und Villa Falconieri — zwei Namen, die dem Deutschen lieb und bekannt sind, auch wenn er es nie zum Ideal einer Romfahrt gebracht hat. Tuskulum, wo der große Römer sich von den Sorgen und Mühen der bösen Politik erholt und im Schatten der Pinien und Cypressen sich daran erinnert, daß er auch Mensch sei, — Villa Falconieri, die älteste der Villen Frascatis, ja eine der schönsten, die mit ihrem poetischen Reize mehr als einen Dichter bezaubert, begeistert hat. Eine eigentümliche Mischung von Antike und Renaissance, zum Teil auch Mittelalter, ist es, die uns hier oben umfängt. Zu unsern Füßen die unabsehbar weite Ebene mit dem fernen Rom, von der strahlenden Kuppel des Petersdomes überragt; dort das langhin flimmernde Meer, die Berge Etruriens, Umbriens, der Sabina und dicht unter uns die weiße Häusergruppe Frascatis. Zu Häupten aber die von wildem Buschwerk überwucherten Höhen, wo sich in jener glücklichen Zeit, da noch die Götter Griechenlands die Welt regierten, die Prachtvillen römischer Großen erhoben. Dort rechts, kaum ein paar Meter in der Luftlinie entfernt, das Tuskulum Ciceros, wenn man den Ziegelsteinen mit der Inschrift „M. TVLI“ glauben darf; noch höher den Hügel hinauf, über Halden, die einst Marmorterrassen, Tempel, Nymphäen trugen, die Villen des Lucull, des Sulla, des Gabinius — dieses trefflichen Nachbarn Ciceros. Eine Gegend, wie die Welt sie im Glanze ihrer Vergangenheit, im Zauber ihrer ewig berückenden, unvergänglichen Schönheit nicht wieder kennt — es sei denn jene lachende antike Landschaft um den Vesuv. Doch was ist aus all diesen Stätten alter Pracht geworden? Aus den Marmortempeln und Hallen, aus den Hainen, darin die weißen Leiber der Statuen glänzten, wo zu Cymbel- und Flötenklang die Schwärme froher Bacchantinnen durch das Dickicht rasten, wo das Evoë der munteren Thyrsosschwinger erscholl? „Eine schöne Welt ist da versunken“ — und auf den Trümmern des wonnig heidnischen Olymps erheben sich heute die finsteren Mauern von Klöstern und Konvikten. Denn — als wäre es Ironie der Geschichte oder aber eine herbe Nemesis — kein Platz um Rom wird von den religiösen Orden so sehr bevorzugt als diese Villegiatur der Alten. Und so reichen sich über dem sündigen Tuskulum heute die Jesuiten in „Mondra-



Eingang zur Villa Falconieri

gone“, die „Propaganda“ in der „Tuscolana“, endlich — von andern ganz zu schweigen — die Trappisten in Villa Falconieri brüderlich die Hände.

Da sind wir also glücklich bei der Villa angelangt, die unlängst in den Besitz der Kirche überging und bei dieser Gelegenheit wieder einmal in der Presse zu Ehren kam. Es ist in der That die älteste Villa Frascatis — d. h. die älteste der Renaissancezeit; denn die Antiken, die schon das Frühmittelalter samt und sonders zerstört sah und von denen nur da und dort ein paar Gewölbe und zerfallenes Gemäuer reden, zählen nicht mit. Von den Römern der Dekadenz 1191 (und zwar unter Mitschuld Heinrichs VI.) vom Erdboden getilgt, blieb Tuskulum bis in das 15. und 16. Jahrhundert, d. h. bis lang nach der Gründung Frascatis, eine Wildnis, von Hirten und Jägern durchstreift. Erst der Aufschwung Roms in der Renaissance und die Zunahme von Reichtum, Luxus und Kunstsinn ließ die Villen entstehen, die heute eine Zier Italiens, der Welt sind. Und deren erste war Villa Falconieri.

Richard Voss. Nach einem Relief von Josef Kopf

Von einem Kardinal Ruffini, Bischof von Melfi, um 1540 gekauft und zum Park gestaltet, trug das Anwesen zunächst den Namen „Ruffina“ oder auch — wie Raggi berichtet — nach der „dama di Monsignore“ (d. h. der Herzenskönigin des Prälaten) den Namen „Maddalena“. Ein paar Jahrzehnte später kam die Besitzung in die Hände des Hauses Falconieri, das von dem berühmten Borromini, dem talentvollen Rivalen Berninis, den heute noch erhaltenen Palazzo bauen ließ; und Eigentum dieser Patrizierfamilie blieb sie, bis auch die Falconieri, wie so viele des römischen Adels, in den politischen und wirtschaftlichen Kämpfen unsrer Zeit Ansehen und Reichtum verloren und samt ihrem stolzen Namen im Strudel der unerbittlichen Neuzeit untergingen.

Villa Falconieri — seit kurzem Sommerresidenz des Trappistenordens — liegt eine Viertelstunde

Villa Falconieri bei Frascati



Eichenhain vor der Villa Falconieri, darüber Villa Cusculana

nordöstlich über dem Städtchen Frascati, fast dicht neben der stolzen Villa Piccolomini. Wir durchschreiten ein vom Falken, dem Wappentiere der Familie, gekröntes Thor, dann ein zweites Portal im Barockstil, rechts und links mit seltsamen Nischenfiguren, die an die tollen Phantasiegeschöpfe des Fürsten Palagonia in Palermo (vergl. Goethe, Sizilien 9. April) erinnern; es sind ungeschlachte Bauerntypen, wie aus einem holländischen Gemälde gesprungen und in plumpe Steinklötze verwandelt. Auf großer Tafel über dem Thor der Name „Horatius Falconerius". Von hier aus führt eine Allee von Steineichen zu dem ganz von Bäumen umgebenen Schlosse Borrominis, einem stattlichen Renaissancebau mit dorischem Säulengang, von turmähnlichen Flügeln flankiert und einer herrlichen Loggia mit hoher Nische überragt. Korinthische Säulenkapitäle, die zu Ruhebänken dienen, antike Fragmente, Inschriften aus der Zeit der Päpste, endlich das neulich enthüllte Relief des langjährigen Bewohners der Villa, Richard Voß — ein Werk Josef Kopfs — schmücken den Portikus. Prunkvoll sind die Gemächer und Säle, die wir von der Säulenhalle aus betreten — aufs verschwenderischste ausgemalt von Meistern des Seicento, Ciro Ferri, Maratta u. a. Zunächst der von Pierleone Ghezzi mit lustigen Familienbildern der Falconieri geschmückte Billardsaal. Unter gemalten Säulenhallen, auf prangenden Terrassen wandeln da die eleganten, steifen und doch so verführerischen Rokokodamen einher, mit hochgetürmten Perücken und goldgestickten Miedern, begleitet von ihren Kavalieren. Und jede der Schönen — denen trotz ihrer gepuderten Würde im Auge zu lesen: Nil humani a me alienum (wobei das „Menschliche" vielleicht mehr als einmal ins „Männliche" übergehen mochte) — jede der Holden ist getrenlich mit ihrem Namen versehen. Mit Namen — guter Gott! — deren sich auch die Chronique scandaleuse der Zeit erinnert, denn die reizende Ottavia hier endete als Mörderin ihres Gatten auf dem Schafott und eine andre, Teresa, in den Fluten des nahen Teiches, in die sie ihr eifersüchtiger Gatte gestoßen hatte. Den Damen leistet ein kluger Mönch Gesellschaft, Padre Rocco von Neapel, den Ghezzi darstellt, wie er in seiner Zerstreutheit, trotz des Kneifers auf der Nase, mit dem Spazierstock ein Fenster einstößt; auch sein eignes hübsches und frisches Gesicht hat der junge Künstler in Fresko verewigt mit dem bescheidenen lateinischen Sprüchlein:

„Ghetius hic faciem, gestus, se, pinxit et artem,
Sed magnum ingenium pingere non potuit."

(Ghetius malte sich hier in Antlitz, Haltung und Kunst, doch den erhabenen Geist vermochte er nicht zu malen.)

Die folgenden Säle, die einst Wandgemälde von Herzberg trugen, die heute verschwunden sind, sind mit allegorischen Deckengemälden Ciro Ferris (die vier Jahreszeiten) geschmückt, aber keines reicht an Pracht an den großen Ecksaal heran, das einstige Brautgemach der Falconieri, das heute Richard Voß zum Arbeitszimmer dient! Die hohen königlichen Wände ein Hain exotischer Pflanzen, von Putten, Genien, Amoretten belebt, im Hintergrund der Tempel der Venus, mit Marmorstatuen und rosengeschmückten Altären. In diesem Paradiese, das Maratta geschaffen, geschah es, daß Ottavia Falconieri ihren Herrn und Gebieter mit ihren kleinen weißen Händchen ins Jenseits schickte — vermutlich, um desto ungestörter mit dem jungen Herrn schäkern zu können, der mit ihr auf der Wand des Billardsaales promeniert. Nach der andern Seite des Gebäudes reihen sich gleichfalls Gemächer, die einem Königsschlosse nicht zur Unehre gereichen würden; hier ist auch die Kapelle mit der wunderthätigen Leiche eines im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Falconieri.

Und um die Kapelle nicht allein zu lassen, haben die neuen Besitzer den stattlichen Speisesaal, wo einst Lucien Bonaparte und nach ihm die schöne Gräfin Spauer, die Freundin und Retterin Pius' IX. (1848), getafelt, in eine Kirche verwandelt und Marattas „Geburt der Venus" an der Decke und die koketten Damenprofile der



Wandgemälde in der Villa Falconieri



„Aurora“, Deckengemälde von Carlo Maratta in der Villa Falconieri

Falconieri unter grauer Tünche und vergoldetem Schnörkelwerk versteckt.

Ein Schritt aus dem Schlosse, und wir sind aus der Zeit des Rokoko mit einem Male zurückversetzt in die blühende, sonnige Antike. Aus dunkeln Pinien, gewaltigen Eichen, schwermütigen Cypressen, aus der poetischsten aller Wildnisse lockt und schmeichelt es wie ein Traum verlorener Schönheit, und im reizenden Teiche hinter der schwarzen Cypressenmauer tauchen neugierige Nixchen empor, wie damals, als Diana mit ihren Gespielinnen die jungfräulichen Glieder im heimlichen Waldsee badete.

B.

Die Sommerkönigin

Eine Geschichte aus Slavonien

Wenn Janko Jankowitsch allein durch die Stadt geht, thut er's in der Weise der sorgenlosen Menschen. Er zischelt ein paar lustige Takte durch die Zähne, führt mit seinem Spazierstock Hiebe in die Luft oder nach den Kühen, die abends von der Weide kommen, sticht durch die Gartenzäune nach den Hunden, spricht wildfremde Zigeunerkinder an und tätschelt dem Pater Guardian von den Franziskanern im Vorübergehen freundschaftlich die Schulter. Geht aber Janko Jankowitsch mit seiner Frau spazieren, dann ist er lauter Ernst und Würde. Das thut er nur, um sein Glück nicht in alle Winde hinauszuschreien. Denn dazu spürt er am meisten Lust.

Frau Jankowitsch ist aber auch zu lieb und hübsch. Sie bringt Leute ins Lachen, die eben zum Doktor gehen, um sich einen Zahn reißen zu lassen. Zwei Brezeljungen raufen sich — da geht sie vorüber, die Buben grüßen, warten artig —, und erst wenn Frau Jankowitsch zwanzig Schritte vorbei ist, balgen sie weiter.

Ganz Golubintzi ist verschossen in Frau Jankowitsch. Tschika Pero, der Gemeindepandur, ist doch sicherlich ein alter Murrkopf. Aber wenn er *sie* sieht, lacht er. Na, wenn die den seligen Diogenes gefragt hätte, was er sich wünsche: ich weiß die Antwort!

Komisch — dieser Janko verdankt den Besitz seiner Frau eigentlich mir. Wenn ich nämlich nicht gewesen wäre, hätte sie wahrscheinlich einen ganz andern geheiratet. Die Sache ist die, daß ich mit ihr in gleichem Alter bin und damals, als sie noch die siebzehnjährige Jelitza Mora war, bei Moras wie ein Kind im Haus verkehrte.

Es war im Sommer vor fünf Jahren. Moras wohnten auf der Pußta draußen. Jelitza hatte einen kleinen, scheckigen Ziegenbock, der abgerichtet war, die Leute umzurennen — und einen gelben Dackel, den sie immer huckepack herumtrug. Wenn sie sagte: „Mato — hopp!", dann richtete sich der Ziegenbock auf, faßte sie mit seinen Läufeln um die Taille, der Dackel gab Laut, der Bock meckerte, Jelitza schrie muh! — und das Ganze sollte die Bremer Stadtmusikanten vorstellen.

Freilich, Frau Mora, Jelkas Mutter, durfte es um Himmels willen nicht sehen. Aber sie sah es auch nicht. Wenn Mama zuschaute, war das Fräulein wie ausgewechselt. Ueberhaupt, sowie Leute dabei waren, kannte Jelitza weder Dackel noch Mato. Still und sittsam brachte sie Thee und Kuchen, lächelte bindfadendünn mit dem zusammengezogenen Mäulchen, strich sich zart über die Stirnhaare und konnte wie eine Alte über Regen und Sonnenschein, Thee und Kuchen schwatzen. Die leise Schwermut, die ihr in den Augen lag, teilte sich dann der Gesellschaft mit. Man fragte sie teilnahmsvoll, ob sie die Stadt nicht allzusehr vermisse. Man riet ihr dieses oder jenes Buch an, das ihre Langeweile verkürzen würde, und verabredete Ausflüge ins Gebirge, um ihre Beschaulichkeit durch einen heiteren Familiennachmittag zu unterbrechen. Wurden die Tanten allzu melancholisch, dann wechselte Jelka einen schnellen Duckmäuserblick mit mir und kniff mich ins Bein, daß ich ins schwere Atmen kam.

Abends fuhren die Tanten ab. Frau Mora, Jelka, die zwei kleinen Cousins und ich geleiteten die Gäste zum Wagen. Noch im Wegfahren sahen sich die Tanten müde lächelnd um, Frau Mora rief ihnen Abschiedsgrüße zu, Jelka winkte langsam mit dem Taschentuch. Die Bengels waren davon gesprungen. Auf einmal, als Frau Mora schon um die Ecke dem Hausthor zugeschritten war, riß Jelka sperrangelweit den Mund auf und streckte die Zunge nach den Tanten aus, ganz wie der aller-, allerunartigste Gassenbub von Golubintzi. Herrgott, war das ein Spaß! Im Nu schaufelte der Dackel herbei und sprang ihr auf den Rücken, Mato mußte Hopp machen, das Mädel im Röckchen, Dackel und Böckchen tanzten und musizierten, als gäbe es in aller Welt nichts als grünes Gras und goldene Träume. —

Eines Tages, als ich wie gewöhnlich bei Moras eintrat, fand ich Janko Jankowitsch dort. Er war damals schon Praktikant beim Bezirksgericht in Ruma und auf Urlaub gekommen. Frau Mora las die „Wiener landwirtschaftliche Zeitung" durch die große Hornbrille, die ihren harten Zügen eine amtliche Strenge aufprägte. Janko Jankowitsch erzählte interessante Erlebnisse aus seiner sechswöchentlichen Thätigkeit beim Bezirksgericht, Jelka stickte. Angeblich an einem Serviettenring, in Wahrheit sollte es aber ein Halsband für den Ziegenbock werden.

Ich grüßte — Mama nickte, ohne recht aufzublicken, Jelka sehr herablassend, und Janko drückte mir väterlich die Hand.

„Thee oder Kaffee?" fragte meine Kameradin wohlerzogen, als ich mich gesetzt hatte.

„Bitte, Kaffee."

Jelka stand auf, brachte natürlich — Thee und nahm überdies den Zucker für Mato heimlich in Beschlag. Während ich Armer den bitteren Trank mit widerwilligen Schlückchen hinunterwürgte, blinzelte sie mich unschuldig und so gewissensruhig an, als hätte sie eben einem kranken Greise Wohlthaten erwiesen.

„Weißt du schon, daß wir heute Besuch erwarten?" fragte sie scheinheilig.

„Besuch?"

„Ja, es kommt ein Herr aus Essegg — du,

Mama, ich bitte schön, wie heißt doch der Doktor aus Essegg, der heute kommen soll?"

„Mottelberg heißt er," gab Mama zurück, „und er ist kein Doktor, sagte ich dir schon, sondern ein Direktor."

„Ja, Mottelberg! Ich wußte, daß er einen hübschen Namen habe!" meinte Jelka ohne eine Spur von Spott. „Ueber was ist er denn der Direktor, Mama?"

„Was soll das heißen?"

„Nun, ein Direktor muß doch Direktor über etwas sein — einfach Direktor ganz allein für sich giebt's doch nicht, Mama!"

„Pfandleihanstalt," erwiderte Frau Mora zögernd.

„Ja — also der kommt heute," sprach Jelka, wieder zu mir gewendet. „So trink doch aus, Branko! Möchtest du noch eine solche Tasse?"

Ich wäre am liebsten heftig geworden, begnügte mich aber, den Kopf zu schütteln. —

Gegen Abend kam wirklich Herr Mottelberg. Er war ein kleines Kerlchen mit ruppigem, braunem Bart, sprach ein wenig durch die Nase ... doch nein, er sprach sehr viel und immer nur durch die Nase, meistens vom Essen und Trinken. Mit Wohlbehagen blätterte er im Buche seines Gedächtnisses und fand auf jeder Seite ein Festmahl verzeichnet, dessen Speisenfolge er getreulich und nachgenießend hersagte. Einmal sei der Bischof in Essegg gewesen, erzählte er, da gab's Sagopudding zum Nachtisch, aber nicht den gewöhnlichen Sagopudding mit Himbeerübergguß, sondern einen mit zart gebrannten Mandeln, einem Stäubchen Zimmet darüber und einer Idee von Vanille; das schien die schönste Erinnerung in Herrn Mottelbergs Leben zu sein.

„Ein Stäubchen Zimmet darüber ...," lispelte Jelitza und trat mir mörderisch auf die Zehen.

Herr Mottelberg sollte bis übermorgen bleiben. Uns war das sehr angenehm. Er sprach immerzu mit Mama, hielt sie im Vorgarten fest, und wir drei Jüngeren konnten unterdessen thun und lassen, was wir mochten. —

Jelka nahm ihren Dackel auf den Rücken und führte uns ums Haus herum an einen Feldrain, wo vormittags ein Maulwurf frisch gewühlt hatte. Wenn er jetzt wieder graben würde, sollte ihn der Dackel abfassen, plante sie.

Wir setzten uns auf den Rain und warteten eine Zeitlang stumm wie die Haftelmacher, als sich aber immer noch nichts rühren wollte, ward Jelitza ungeduldig und schickte mich nach einer Schaufel. Ich holte die Schaufel vom Gärtner, kam zurück und übergab ihr sie. Janko war merkwürdig erregt und biß sich auf die Lippen, Jelka rot über beide Ohren. Der Dackel, den sie vorhin noch auf dem Schoß gehätschelt hatte, schnupperte jetzt weiter oben im Weizen herum.

„Graben wir also!" rief ich zögernd und befremdet.

„Ah — was!" antwortete sie unwirsch, „es ist Feierabend — der Maulwurf will auch schlafen," stand auf und ging. Janko und ich folgten langsam.

•

„Herr Branko! Herr Branko!" rief am nächsten Morgen Frau Moras Kutscher über den Zaun zu uns herüber. „Sie möchten gleich kommen, das gnädige Fräulein bedarf Ihrer."

„Zu spät!" raunte mir Jelitza zornfunkelnd zu, als ich gleich darauf Frau Moras Vorhalle betrat. „Nun muß ich wirklich und wahrhaftig mit dem Zottelbären im Garten herumstelzen."

„Warum mußt du, Jela?"

„Mamas Befehl. Wozu bist du eigentlich gut auf der Welt, wenn du nicht früher kommen kannst?"

Herr Mottelberg machte eine einladende Armbeuge, Jela legte ihre Fingerspitzen hinein, und sie gingen. Ich wollte mit ...

„Du bleibst!" herrschte Frau Mora. „Heut ist Samstag." Samstagvormittag mußte ich allemal den Taglöhnerausweis ins Reine schreiben.

Gegen Abend war Auszahlung. Frau Mora saß an einem Tisch, den man zum Thor gestellt hatte, rief die Arbeiter einzeln auf und zählte jedem seine paar Kreuzer zu, von den Nickel- und Silbergeldsäulen, die sauber auf den Tisch geschichtet standen. Herr Mottelberg schaute neugierig zu — bald in die demütigen Gesichter der Leute, bald auf die merkwürdige Frau, die so flink und sicher Männerarbeit that.

Jelka stickte im Vorgarten. Ich setzte mich zu ihr und streichelte Mato, der, mit dem Dackel wetteifernd, um die Gunst der Herrin buhlte. Schmeichelte der kleine Kläffer gar zu arg, dann senkte der Ziegenbock die Hörner und stieß ihn eifersüchtig beiseite.

Plötzlich legte Jelka ihr Serviettenband hin. Sie sah mich fest an und sprach lachend: „Na, Kleiner! Was gilt's, daß ich vor dir heirate?"

„Wie — du — du — willst — heiraten?"

„Ich will?? Fällt mir nicht im Traume ein. Aber der Zottelbär möchte."

„Was du nicht sagst!" rief ich bewundernd. Ich war noch nie auf den Gedanken verfallen, daß Jelitza heiraten könnte.

Sie sagte nichts weiter, machte aber eine lange Nase zu Mama und Mottelberg hin und rührte dabei so eifrig die Finger, als spiele sie Triller auf der Klarinette.

•

Sonntag früh hatte sie rotgeweinte Augen.

„Was ist dir?" fragte ich betroffen.

Sie blickte sich scheu um, ob Mama nicht komme, dann eilte sie in den Stall und winkte mir, nachzukommen.

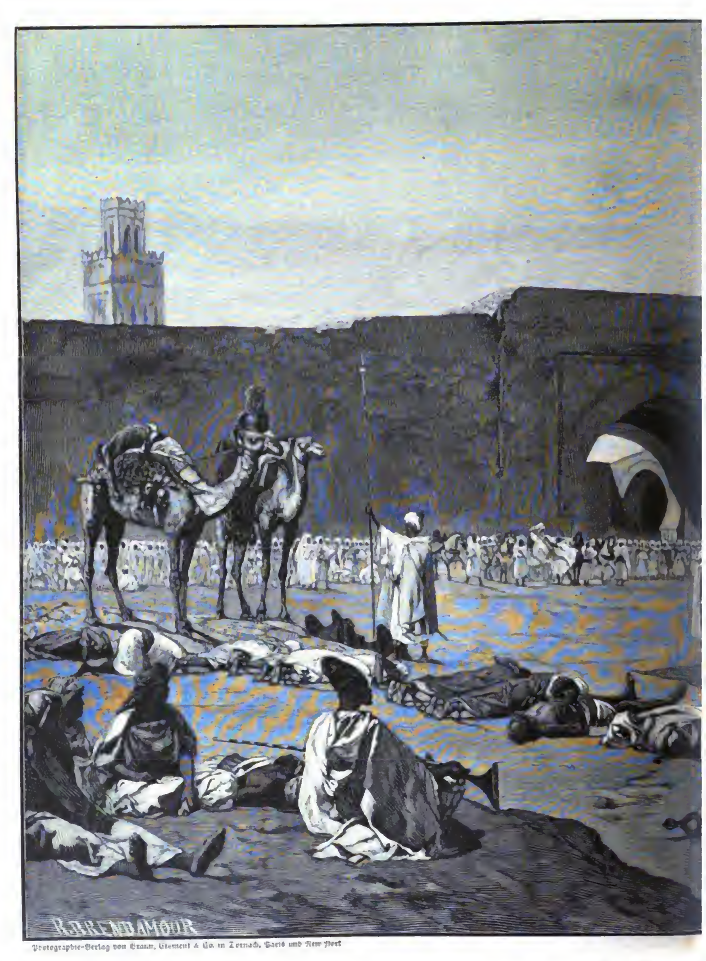
„Was ist dir, Jelka?" fragte ich noch einmal. Statt zu antworten, beugte sie sich laut aufschluchzend auf eine leere Krippe nieder und weinte und weinte zum Steinerweichen. Erschreckt stand ich bei ihr und wagte kein Wort. Kläglich erzählte sie mir dann das ganze Unglück, indem sie immer noch mit den Thränen kämpfte. Ein Zucken, das durch ihren Leib ging, machte sie jeden Augenblick stocken. Mama, jawohl, Mama selber wolle durchaus, daß Jelka den Mottelberg zum Manne nehme. Gestern abend hatte ihr Mama streng und kalt den Standpunkt klar gemacht. Mottelberg sei ein ernster, gescheiter Mensch, lebe in guten Verhältnissen und habe die Empfehlung der Tante Wilhelmine für sich, die ihn seit Jahren kenne. Mottelbergs Besuch so kurz nach dem der Tante, der gestrige Spaziergang auf Befehl — alles war abgekartet gewesen.

„Du mußt ihm aber doch sagen, Jelka, daß du ihn nicht magst," rief ich bestürzt.

„Ich kann nicht," jammerte sie. „Du weißt, wie Mama ist."

Ja, ich weiß, wie Mama ist!

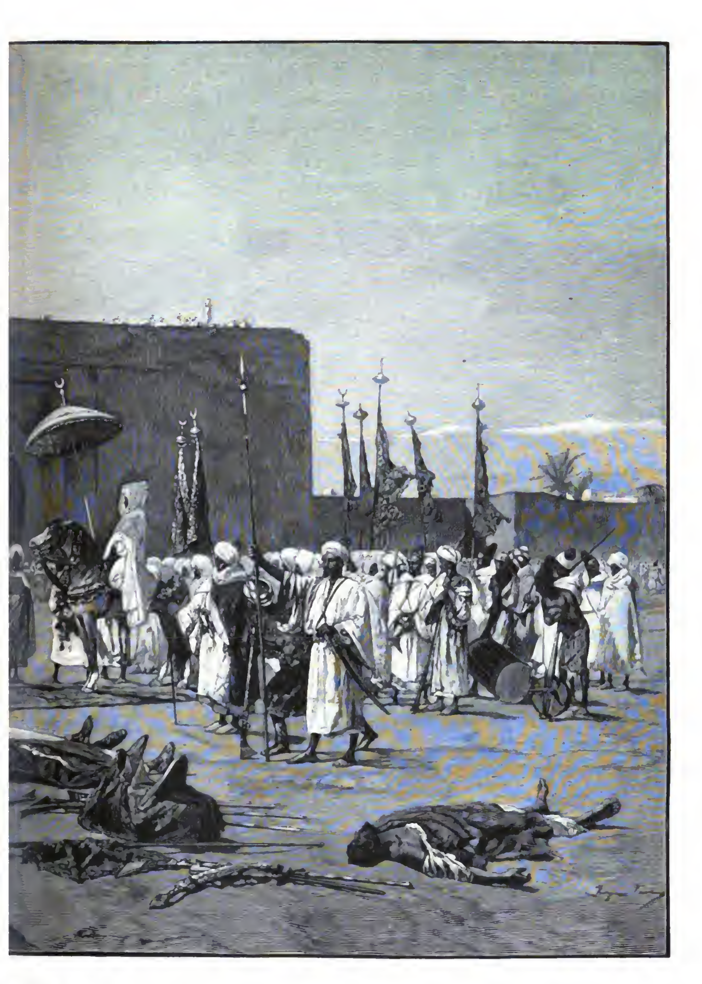
Da war guter Rat teuer. Wir dachten an Mögliches und Unmögliches. Aber gegen Frau



Photographie-Verlag von Braun, Clément & Co. in Dornach, Paris und New York

Der Einzug

Nach dem Gemälde von Benjamin Cons



er Sieger

nt († 29. Mai 1902). [Text Seite 382]

Moras Willen anzukämpfen, würden sich alle Mittel zu schwach erweisen.

Der Dackel hatte Jelkas Spur gefunden. Ihm nach sprang der scheckige Mato.

O, Zottelbär wird nicht von seiner Werbung ablassen — und Mama? Die hat noch nie einen gefunden, der ihr widersprochen hätte.

„Du — Jelka — wenn ich nun den Direktor —"

„Was denn?"

„Wenn ich den Direktor — fordere?" fragte ich schüchtern.

„Pah!" machte sie. „Er lacht dich einfach aus."

„Oder — wenn ich — im Garten auf ihn aufpasse — und — ihn mit einem derben Knüttel —"

„Du bist ein Esel!" entschied sie unmutig.

Dann schwiegen wir beide und sannen nach. In leisem Weinen zitterte Jelkas Busen.

Plötzlich schrie ich auf: „Jelka, ich hab's. Du machst die Sommerkönigin." — —

Frau Mora saß mit ihrem bärtigen Schützling auf der Veranda. Herr Mottelberg hatte sich des Sonntags wegen ganz besonders fein gemacht. Das Haar war glatt gescheitelt, sogar der Bart gekämmt. Wovon sie redeten, hörten wir nicht, aber den Mienen der beiden nach mußte es was recht Wichtiges sein. Herr Mottelberg kritzelte fortwährend in seinem Notizbuch, just so, als zähle er Ziffern zusammen.

Da öffnete sich das Thor, und herein fuhr ein Zug, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat: ein Kutschierphaethon, über und über mit Blumen und Guirlanden geschmückt, mit drei Jochen weißer Ochsen bespannt, die im Takt des Trittes ihre langen Hörner wiegten. Ich auf dem Bock, in altkroatischer, goldstrotzender Magnatengala, schwang die lange Peitsche.

„A Bimbó — na! Tschengi — Roseha!"*) schrie ich aus voller Kehle.

Im Fond des Wagens aber stand, in Mamas seidenen Brautstaat gekleidet, Jelena — das Haar mit Aehren bekränzt, den ährenbekränzten Dackel auf dem Rücken. In der Rechten hielt sie ein Büschel Klee, das in einer Herrenmanschette stak, um einen Strauß vorzustellen. Mato, der scheckige Ziegenbock, hatte sich stolz im Schmuck des gestickten Halsbandes aufgerichtet und naschte an dem Strauße der Sommerkönigin. Jubelnde Pußtenkinder schlossen als Pagen den Zug. Ach, es war herrlich, noch viel herrlicher als damals im vorigen Jahre, da wir das Schauspiel der Sommerkönigin in Mamas Abwesenheit zum erstenmal versucht hatten.

Herr Mottelberg hatte sich eben eine Cigarre angezündet gehabt. Sie fiel ihm aus dem Munde. In einer halben Stunde packte er seine Koffer und fuhr auf und davon.

Und Frau Mora? Die war bleich geworden vor Schreck, sagte aber kein Wort. Ich mußte ihr nur von nun an noch sorgfältiger ausweichen als bisher.

Das Jahr darauf heiratete Jelka dennoch — den Janko Jankowitsch.

Wenn er jetzt mit Jelka am Arme durch Golubintzi promeniert, stolz im Bewußtsein, von aller Welt beneidet zu werden, denkt er gar nicht daran, daß ich es eigentlich war, der ihm diese süße, kleine, liebe, reizende Frau rettete! Roda Roda

*) Mit diesen und ähnlichen Ausrufen pflegt der ungarische Beresch (Knecht) sein Sechsgespann — ohne Leine — zu führen. Bimbó (Knospe) und Rózsa (Rose: Name eines berühmten Raubers) sind die Namen der Ochsen: „Tschengi" wie das „Hott" der deutschen Fuhrleute — „links".

Benjamin Constant

(Hierzu die Abbildung Seite 380 und 381)

Im Alter von 57 Jahren verschied in seiner Vaterstadt Paris Benjamin Constant, der berühmte französische Orientmaler. Am 10. Juni 1845 geboren, erhielt er seine Erziehung in Toulouse und gewann dort 1867 den Hauptpreis der Ecole des Beaux-Arts. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er zunächst Schüler Cabanels, des akademischen Malers der Frauenschönheit. 1869 stellte er im Salon das Gemälde „Hamlet und der König" aus, das vom Staate angekauft wurde, und die Allegorie „Zu spät", aber erst der Anblick der farbenglühenden Gemälde von Mariano Fortuny, dem großen spanischen Maler, entschied über seine Zukunft.



Benjamin Constant †

Besonders begeisterte ihn die berühmt gewordene „Hochzeit in der Vicaria zu Madrid", und er folgte den Spuren des Meisters, indem er sich nach der spanischen Hauptstadt begab. Es war die erste Etappe auf dem Ruhmespfade nach dem Orient. In Granada schloß er sich einer französischen Gesandtschaft zum Sultan von Marokko an, und die Ausführung der von dieser Reise mit heimgebrachten Studien begründete seinen Ruf. Gleich das erste Bild, das im Salon von 1874 zur Ausstellung kam: „Haremsfrauen und marokkanische Gefangene", überraschte durch die leuchtende Farbenpracht, und weitere Gemälde, deren Stoff dem Orient entlehnt war, standen ihm an Wirkung nicht nach. Eine Perle dieser seiner Kunstübung geben wir im vorliegenden Hefte wieder. Nochmals kam er mit „Hamlet auf dem Friedhofe" auf den Dänenprinzen zurück, doch bedeutenderen Erfolg erzielte er auf der Pariser Weltausstellung von 1878 mit dem Kolossalgemälde: „Der Einzug Mohammeds II. in Konstantinopel am 29. Mai 1453". Andre bekannte Bilder Constants sind: „Samson und Delila", „Herodias", „Judith", „Theodora". Im Luxembourg-Palast befindet sich sein Hauptwerk: „Die letzten Rebellen". In der Pariser Weltausstellung von 1900 war er wieder durch ein figurenreiches Kolossalgemälde vertreten: „Der Einzug des Papstes Urban II. in Toulouse".

Pariser Sommermoden

(Mit fünf Abbildungen nach Aufnahmen von Reutlinger, Paris, im Verlag der Neuen Phot. Gesellschaft, Berlin-Steglitz)

Alle schweren Seidenstoffe, wie Chiffon und echte Spitzenkleider, die bisher so überaus modern gewesen, sind für diese Sommersaison von



Robe von Vincent.

der Straße ganz verbannt. An ihre Stelle traten Voile, Etamine, Louisine, Leinen mit ganz besonders hübscher Wirkung.

Nebenstehend führen wir unsern verehrten Leserinnen ein elegantes Gartenkleid im Bilde vor: eine hübsche Prinzeßrobe aus hellgelbem Voile. Den unteren Rand des Rockes bedecken dreimal übereinander zierliche Rüschen aus gelbem Chiffon. Vorn und rückwärts in spitzen Zacken verlaufend, ziehen sich bogenförmig gewölbte Zwischensätze aus echter, alter irischer Spitze über das Gewand, besonders die in Falten gezogene, herzförmig ausgeschnittene Taille wie ein großes Herz umrahmend, was sehr originell wirkt. Die durchbrochenen Spitzenärmel sind mit einer graziösen kleinen Stoffpuffe der Taille angeheftet.

Wie oft begegnet man der Ansicht, daß unsre Ahnen und Urahnen weniger schön gewesen wären als die heutige Generation. Und doch wie weit gefehlt! Betrachtet man aufmerksam eine alte Miniature, ein fast schon verblichenes Daguerreotyp, so findet man den gleichen Liebreiz, wie er heutzutage so vielen gottbegnadeten Menschen ins Gesicht gezeichnet ist, aber gedämpft oder entstellt durch geschmacklose Frisuren, unvorteilhafte Kleidung! Darin liegt eben das ganze Geheimnis, daß sich die moderne Frau besser und mit mehr Geschmack frisiert und kleidet. Wirft man einen Blick auf das an letzter Stelle von uns wiedergegebene reizende Zeulinsche Modell, so muß man sich gestehen, daß es schlechterdings fast unmöglich ist, in ihm nicht hübsch auszusehen! Die duftigen weißen Chiffonwellen der Reunionstoilette für Baden-Baden umschmiegen mit größter Einfachheit und doch ausgesuchter Eleganz die Gestalt. Nur am oberen Teil der Taille ist durch Zierstiche, aus Goldfäden gefertigt, eine Art diskreter Garnitur hergestellt, so daß die volle Wirkung der unvergleichlich hübschen Sortie aus heliotropfarbenem Seidenmusseline zur Geltung kommen kann. Der dolmanartige Umhang, in Falten gebrannt, ist von einer breiten gaufrierten Rüsche umgeben. Eine zweite teilt in gerader Linie noch einmal das graziöse Wunderwerk, dessen weit abstehender Königin Elisabeth-Kragen von besonderem Raffinement zeugt. Er ist an der Innenseite mit flachen gelben Rosen und bräunlichen Blättern benäht, und vorwitzige Knospen fallen darüber hinaus. Der schwarze Gazehut mit Chantillyspitzen, Reiher und Perlenagraffe ist sehr chic.

Pastellblaues, durchsichtiges Leinengewebe auf gleichfarbenem Untergrunde bildet das Material der eleganten Robe von Vincent. Der duftige Stoff ist in zahllosen Säumchen genäht, die nach der Figur gelegt sind. Bei dem weiten angesetzten Volant behalten sie vorn den gleichen Zwischenraum, während nach rückwärts der glatte Stoff sich mehrt durch größere Abstände der einzelnen Säumchen. Die Taille ist in lauter Querfalten, dem Rock



Prinzeßrobe (Gartenkleid)



Erbsentüllkleid mit Blousentaille

entsprechend, abgenäht und hat einen vorn spitz verlaufenden, rückwärts durch eine Schärpe mit Enden begrenzten Gürtel aus weißer Taffetseide. Stolaförmig ist die ganze Taille bis über die halben, ebenfalls in Säumchen abgenähten Aermel mit einer köstlichen alten Venezianerspitze bedeckt. Die gleiche Spitze wiederholt sich an den Manschetten der Aermel und ist dem Rock als breiter Volant aufgesetzt.

Unser vorletztes Bild giebt eine sehr niedliche Empiretoilette wieder, besonders geeignet für eine Brautjungfer oder eine ganz junge Frau. Der weiße Voilestoff, auf rosa Taffetseidengrund, ist mit Längsstreifen aus Chantillyspitze vorn und rückwärts je zweimal besetzt und oben ganz faltenlos einem breiten rosa Atlasstreifen — fast wie eine Blumentopfhülle wirkend — angesetzt, den oben und unten Rankenstickerei aus grünen Pailletten ziert. Ein doppelter weißer Chantilly-Spitzenvolant mit grüner Paillettenborde als Abschluß umgiebt den Rock. Ueber die kleinen Puffärmelchen schlingt sich graziös ein fichuartiges Arrangement aus Chantillytüll mit den gleichen Spitzen, während eine Art Fangschnur mit dicken Quasten, aus gold-, grün und rosa Seidentresse geflochten, einen hübschen Abschluß bildet.

Mit schweren Stoffen, in die Augen springenden Dessins, kostbaren Spitzen und wertvoller Posamenterie ist es einem geschickten Schneider ein leichtes, eine der sogenannten pompösen Staatsroben herzustellen. Weit schwieriger, aber auch weit raffinierter ist es — ein auserlesener Geschmack und Farbensinn sind Vorbedingung —, mit duftigem Material, ohne viel verschiedene Besätze und mit möglichst einfarbiger Tönung Effekte hervorzubringen, wie sie heute verlangt werden. Sommerlich und doch festlich und dabei überaus apart wirkt das zartblaue Erbsentüllkeid, das wir vorführen. In einer der Figur trefflich angepaßten Art und Weise sind die nach oben zu immer schmäler werdenden Tüllblenden dem langschleppenden Rock aufgesetzt. Ein blaues Sammetband ist einer jeden zwischengefügt und bildet Ton in Ton durch die Verschiedenartigkeit des Materials doch einen reizvollen Kontrast. Dem Rock entsprechend ist die Blusentaille gehalten. Wie eine Art Bolero ist der Tüll über weißem Musselin-Chiffon garniert, aus dem auch ein mit Spitzen umrandetes Marie Antoinette-Fichu gebildet ist, das links seitwärts mit blauen Sammetschlupfen den Schluß verdeckt. Unterhalb der Achselgarnitur aus Tüll und Sammet fällt ein volantartiges Aermelchen, von à jour-Sammetband gehalten. **A. v. N.**



Empiretoilette.

Reunionstoilette mit dolmanartigem Umhang.

Luftveränderung

Durch den Besuch einer Sommerfrische oder eines Kurortes gewinnen wir uns in erster Linie gesunde Luft. Darüber, was die Luft gesund macht oder, anders ausgedrückt, über die Unterscheidungsmerkmale, durch die sich die Luft des freien Landes vor der Stadtluft auszeichnet, herrscht indessen vielfach Unklarheit. Gewöhnlich legt man der Landluft einen größeren Sauerstoffreichtum bei. Diese Annahme ist ziemlich bestechend, aber sie findet in den wissenschaftlichen Untersuchungen keine Stütze. Denn so oft man auch die Luft der Berge, Wälder und Seeküsten auf ihre Zusammensetzung geprüft hat, hat sich stets ein fast völlig gleicher Gehalt an Sauerstoff ergeben. Auf 100 Teile Luft entfallen etwas über 20 Teile Sauerstoff. Dieses Verhältnis besteht für die Luft in Berlin, auf dem Brocken, dem Rigi, am Strande der Nordsee und des Mittelländischen Meeres. Die Schwankungen, die überhaupt vorkommen, betragen nur wenige hundertstel Prozent. Der Gehalt an Sauerstoff ist es also nicht, was der Landluft ihre gesundheitliche Zuträglichkeit verleiht. In gewisser Hinsicht schon eher daran beteiligt ist das Ozon, jene eigentümliche Form des Sauerstoffs, die man wegen ihrer hohen Oxydationsfähigkeit aktiver Sauerstoff genannt hat. Das Ozon bildet sich bei elektrischen Entladungen aus dem gewöhnlichen Luftsauerstoff. Ueber seine Einwirkung auf den menschlichen Organismus ist nichts Sicheres bekannt, wohl aber besitzt es desinfizierende Eigenschaften. Jedoch ist es in der Landluft — in der Luft geschlossener Räume fehlt es — nur äußerst fein verteilt. In 100 Kubikmetern Luft finden sich nur 1,4 Milligramm Ozon vor. In der täglichen Atmungsluft eines Erwachsenen sind daher nicht mehr als 0,2 Milligramm Ozon enthalten. Der Grad der Verdünnung dieses Gases ist demnach derartig, daß von einer nennenswerten desinfizierenden Wirkung auf die Luftwege des Körpers nicht die Rede sein kann. Würde sie sich überhaupt geltend machen, so würde sie schon in den ersten Abschnitten des Atmungsapparates, in Nase, Mund und Rachen, ihr Ende erreichen und sich auf keinen Fall bis auf die Lunge erstrecken. Also auch nach der desinfizierenden Seite hin kann dem Ozon kaum ein unmittelbarer Einfluß auf unsern Organismus zugeschrieben werden. Dagegen darf angenommen werden, daß es sich wegen seiner kräftigen oxydierenden und desinfizierenden Eigenschaft an der Beseitigung und Vernichtung der feinst zerteilten organischen Stäubchen und flüchtiger Verbindungen der Luft bethätigt und auf diese Weise nicht unwesentlich zur Selbstreinigung der Atmosphäre beiträgt.

Die Reinheit ist denn auch der Hauptunterschied zwischen der Luft des offenen Landes und der Stadtluft. Verunreinigt und verschlechtert wird die Stadtluft durch die Staubentwicklung und die Beimischung von Ruß und Rauchgasen. Durch die Straßenanlagen und Höfe, die gewerblichen Betriebe und den beständig flutenden Verkehr werden der Stadtluft ununterbrochen die größten Staubmengen zugeführt, während dort, wo Wiesen, Pflanzenkulturen oder Wälder die Erdoberfläche bedecken oder fester Fels ansteht, die Staubentwicklung nur ganz gering ist. In einem Kubikcentimeter Luft ließen sich nachweisen auf dem Lande 500 Stäubchen, in einer Großstadt 5000, in einem Sitzungssaal vor der Sitzung 175 000 und ebendaselbst nach der Sitzung 400 000 Stäubchen. Unter den Stäubchen befinden sich Teilchen von Gesteinen, Holzfasern, Härchen von Kleidungsstücken aller Art, namentlich aber zahlreiche Rußkügelchen, die dem Meere der städtischen Schornsteine entstammen. Für Paris und Berlin hat man berechnet, daß innerhalb 24 Stunden auf jeden Quadratmeter 6 Milligramm Ruß niedergehen, auf 1000 Quadratmeter also 6 Gramm. Der Ruß ist aber keineswegs eine belanglose Beimischung der Stadtluft, denn an ihm haften schweflige Säure, Salzsäure und Schwefelsäure, Stoffe, deren Schädlichkeit schon die Pflanzenwelt sichtbar zeigt, die durch sie verkümmert und dahinsiecht. Unter den Rauchgasen ist ferner zu nennen das Kohlenoxyd oder der sogenannte Kohlendunst, dessen Gefährlichkeit darin besteht, daß er den Blutfarbstoff zur Aufnahme des Sauerstoffs unfähig macht. Ist auch das Kohlenoxyd in der Stadtluft stark verdünnt, so ist es doch kaum zweifelhaft, daß es, dauernd mit der Atemluft aufgenommen, eine Sauerstoffverarmung des Blutes nach sich zieht. Gute Landluft ist frei von Ruß und Kohlenoxyd.

Es wurde bisher ein Bestandteil des Luftstaubes, der aber so wichtig wie alle übrigen ist, unerwähnt gelassen: die lebenden Keime, die sich hauptsächlich aus Hefepilzen, Schimmelpilzen und Bakterien zusammensetzen. Auch in Bezug auf sie stellt sich die Landluft bedeutend günstiger als die Stadtluft. Genauere Untersuchungen über den Keimgehalt der Luft sind in Paris angestellt worden. Es ergaben sich hier für einen Kubikmeter Luft in den neueren Stadtvierteln 4500 und in den älteren Bezirken 36 000 Bakterien. Schon im Park von Montsouris, das in der Nähe von Paris liegt, wurden für das gleiche Raummaß Luft nur 490 Bakterien gefunden. Auf dem offenen Lande sinkt der Bakteriengehalt bis auf einige Hunderte. Mit steigender Höhe nimmt er weiterhin ab. Die Luft höherer Gebirge ist nahezu frei von Bakterien. Aehnlich ist das Verhältnis bei den Schimmelpilzen. In der Pariser Stadtluft ließen sich für den Kubikmeter 1680, im Park von Montsouris dagegen nur 205 Schimmelpilze nachweisen. Auch wenn man davon absieht, ob unter diesen kleinsten Lebewesen eigentliche Krankheitserreger vorkommen — Tuberkelbazillen sind im Straßenstaub wiederholt festgestellt worden —, so liegt es doch auf der Hand, daß schon das bloße massenhafte Auftreten von Mikroorganismen in der Luft für die Gesundheit nicht gleichgültig sein kann. Alles in allem hält also die Stadtluft keinen Vergleich mit der Landluft aus. Mag man die Schädlichkeit der Verunreinigung an sich noch so gering veranschlagen, so muß man doch bedenken, wie groß der Luftbedarf des Menschen ist. Ein Erwachsener thut bei ruhiger Atmung etwa 16 Atemzüge in der Minute und saugt bei jeder Einatmung durchschnittlich 0,65 Liter Luft in die Lunge ein. In einer Stunde beträgt sein Luftverbrauch demnach 625,8 Liter und in 24 Stunden rund 15 000 Liter. Auch die kleinsten schädigenden Reize müssen unter diesen

Umständen auf die Länge der Zeit zu einem schwerwiegenden Faktor anschwellen, während umgekehrt der Genuß gesunder Luft für die Atmungsorgane, für den sich in ihnen vollziehenden Gaswechsel und für die Auffrischung des Blutes von förderlichstem Einfluß sein muß.

Wäre es nur reine Luft, was wir uns durch den Aufenthalt fern von der Stadt verschaffen, so wäre es schon genug. Aber wir erweisen durch die Luftveränderung unserm Körper noch andre Wohlthaten. In der Zeit unsrer Berufsausübung sind wir alle mehr oder weniger Stubenhocker. In der Sommerfrische dagegen verweilen wir vorzugsweise im Freien und beschränken unsern Zimmeraufenthalt auf ein möglichst geringes Maß. Wir werden zu Naturmenschen, die ihren Körper unbesorgt dem Spiel der Lüfte aussetzen. Die Luft im Freien ist niemals ganz unbewegt. Sie erscheint uns nur deshalb ruhend, weil wir geringe Luftbewegungen nicht mehr als solche fühlen. Bewegungen, bei denen die Luft 0,5 Meter in der Sekunde zurücklegt, bezeichnet man noch als Windstille. Als mittlere Geschwindigkeit im Freien kann man 2—3 Meter in der Sekunde annehmen. Aber schon eine Luftbewegung, die etwas über 1½ Meter in der Sekunde hinausgeht, durchdringt die Kleidung bis auf die Haut. Infolgedessen wird die kohlensäurereiche Kleiderluft fortgeführt und an ihre Stelle tritt ununterbrochen die reine Außenluft. Wir genießen auf diese Weise, solange wir im Freien verweilen, eine Art Luftbad, dessen Wellen an unsern Körper anschlagen. Eine Folge des Luftwellenschlages ist die Anregung der Hautatmung, durch die, ebenso wie in der Lunge, Kohlensäure und Wasserdampf abgegeben und Sauerstoff aufgenommen wird. Wie bedeutungsvoll die Hautatmung ist, zeigen größere Verbrennungen. Sie bedrohen nur aus dem Grunde das Leben, weil durch sie die Hautthätigkeit auf umfangreicheren Strecken unterdrückt wird. Gleichzeitig greift die Luftbewegung auch in die Wärmeökonomie des Körpers ein. Selbst geringe Luftgeschwindigkeiten entziehen uns erhebliche Wärmemengen, ein Verlust, den der Körper durch eine Steigerung seiner Wärmeerzeugung auszugleichen sucht. Dieser Ausgleich bedingt eine Vermehrung des Gesamtstoffwechsels, wobei Fett zersetzt und aufgebraucht wird. Die Schwankungen der Lufttemperatur endlich führen ganz von selbst das herbei, was wir sonst durch Bäder und Waschungen zu erreichen trachten, die Abhärtung der Haut. Wer hätte es nicht schon an sich selbst zu seinem stillen Erstaunen erfahren, daß er im Gebirge oder an der See sogar einen schroffen Temperaturwechsel ohne irgendwelche Störungen seines Wohlbefindens erträgt? Unsre Haut gewinnt unter dem Einfluß der Luftbewegungen von bald höherer, bald niedrigerer Temperatur die verschwundene Elastizität wieder, sie erwirbt sich das verlorene Anpassungsvermögen, sich durch Zusammenziehung oder Erweiterung der feinen Blutgefäße auf die jeweilig herrschende Temperatur zweckmäßig einzustellen, zurück, und sie wird dadurch von neuem für den Körper zu jener natürlichen Schutzdecke, die ihn seit gegen die Angriffe und Schädigungen der Witterung.

„Des Aermsten allgemeines Gut", nennt Schiller im „Tell" das Licht der Sonne. Ja, es ist ein allgemeines Gut, aber leider wird uns auch dieses Naturgeschenk durch die Enge der Städte, durch unser Gebundensein an die Wohnräume und Arbeitsstätten beschnitten und verkürzt. Wir sind ebenso sonnenlichtentwöhnt, wie wir luftentwöhnt sind. Und doch ist das Sonnenlicht für unsern Körper ein vielseitiges Anregungsmittel von hervorragendem Werte. Um so mehr verdient es Beachtung, daß uns dieses wahrhafte Lebenselixier durch den mit der Luftveränderung verknüpften Aufenthalt im Freien in einem viel reicheren Maße zu teil wird als daheim. Keineswegs beschränkt sich die Einwirkung des Sonnenlichtes nur auf die unbekleideten Körperstellen, wie Gesicht und Hände. Vielmehr sind auch die Kleidungsstücke für die Sonnenstrahlen durchlässig, und zwar die weißen und farbigen in höherem Grade als die schwarzen. Ebensowenig erstreckt sich der Wirkungsbereich des Sonnenlichtes nur auf die Körperoberfläche. Bringt man mit Chlorsilber gefüllte Röhrchen unter die Haut von Tieren, so schwärzt sich das Chlorsilber, ein Beweis, daß die Sonnenstrahlen durch die Haut hindurchgehen. Auch die Augenlider durchsetzen sie. Schließt man im Sonnenschein die Augenlider, bedeckt sie mit der Hand und hebt diese dann wieder ab, so sieht man deutlich den roten Schimmer der geschlossenen Augenlider. Selbst durch die flache Hand dringen die Sonnenstrahlen hindurch. Legt man in ein Holzkästchen, in das eine runde Oeffnung eingeschnitten ist, eine photographische Platte und bedeckt das Loch mit einem schwarzen Tuch, so tritt bei Sonnenbestrahlung keine Veränderung der Platte ein. Preßt man dagegen die flache Hand an die Oeffnung, so entsteht nach ungefähr fünf Minuten ein dem Loch entsprechender dunkler Fleck auf der Platte.

Schon nach einer verhältnismäßig kurzen Zeit äußert sich der Einfluß der Sonnenbestrahlung in einer Steigerung des Stoffwechsels, indem sowohl die Sauerstoffaufnahme als auch die Kohlensäureausscheidung vermehrt wird. Und zwar erfolgt die Erhöhung des Gasaustausches nicht nur innerhalb der Lungenatmung, sondern auch unmittelbar bei der Hautatmung, wie sich experimentell an Tieren hat nachweisen lassen. Aber auch bei der Zusammensetzung des Blutes macht sich auf Grund seines Eindringens in die Gewebeschichten die Einwirkung des Sonnenlichtes geltend. Denn es wird durch sie die Bildung der roten Blutkörperchen und in geringerem Grade auch diejenige des roten Blutfarbstoffs angeregt. Daneben einher geht eine Beschleunigung jener Vorgänge, von denen der stetige Wiederersatz unbrauchbar gewordener Körperelemente und das Wachstum abhängen. Von den Haaren und Nägeln kann durch Messungen sichtbar dargethan werden, daß sie am Tage, also im Lichte stärker wachsen als im Dunkeln und zur Nachtzeit. In den sonnenarmen Monaten bleibt, wie vergleichende Untersuchungen ergeben haben, das Wachstum der Kinder hinter ihrer Entwicklung in der sonnigen Jahreshälfte erheblich zurück. Noch mehr aber spricht für die Wichtigkeit des Lichtes in Bezug auf den regelrechten Verlauf der Lebensprozesse ein Experiment, das man an Krebsen angestellt hat. Wurde deren Körper mit einem undurchsichtigen Lack angestrichen, so gingen sie zu Grunde, überstrich man sie aber mit durchsichtigem Lack, so gediehen sie vortrefflich. Nur die Ausschaltung der Lichteinwirkung also brachte sie zum Absterben. Endlich ist das Sonnenlicht ein schöpferischer Beleber unsers Nervensystems. Es reizt

die Nervenendapparate, und dieser Reiz überträgt sich durch die nervösen Leitungsbahnen auf das Gehirn. Ein sonnenheller Tag stimmt uns heiter und freudig, erfüllt uns mit innerer Befriedigung und spornt die Lebensenergie an. Bei bedecktem Himmel lagern sich dagegen über alles die blauen, grauen Töne, die uns unbewußt seelisch niederdrücken. Sonnenschein und Sonnenmangel durchdringen unser ganzes Wesen. Rot und Gelb, die vorwiegenden Farben des Sonnenlichtes, erwecken in uns den Eindruck des Behaglichen, blaue Töne, die Farben des Dämmerlichtes, den Eindruck des Kalten und Unbehaglichen. Es giebt ein italienisches Sprichwort, das treffend die Gesamtwirkung des Sonnenlichts zusammenfaßt: „Wo die Sonne nicht hinkommt, kommt der Arzt hin.“

Die Aufwendungen, die man macht, um sich eine Luftveränderung zu verschaffen, sind keine Luxusausgaben. Im Gegenteil, sie bringen hundertfältigen Gewinn. Und nicht nur für eine kurze Zeitspanne. Noch lange nachher, wenn wir in unser Heim zurückgekehrt sind, klingen in uns die wohlthätigen Einflüsse nach, die der Luftveränderung entspringen. Auch in gesundheitlicher Beziehung gilt daher der Ausspruch des Dichters:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.“

C. H. Haller

König Albert von Sachsen

Mit dem am Abend des 19. Juni entschlafenen König Albert von Sachsen ist aus dem Kreise der deutschen Regenten eine Persönlichkeit geschieden, um die weit über die Grenzen des von ihr beherrschten Landes hinaus überall da, wo deutsche Herzen in Treue und Liebe für ihr Vaterland erglühen, allgemeine und aufrichtige Trauer herrscht. War König Albert doch der letzte Ueberlebende aus jener erlesenen Schar von tapferen Helden und Heerführern, die einst mit König Wilhelm I. von Preußen auszogen, um den gewaltigen Kampf gegen Frankreich auszufechten und nach beispiellosen Siegen inmitten des daniedergeworfenen Nachbarreichs die alte deutsche Kaiserherrlichkeit aufs neue erstehen zu lassen, so das verwirklichend, was den Besten und Getreuesten unsers Volkes so lange als das Ziel einer ungestillten Sehnsucht, ja fast wie ein unerreichbares Traumbild vorgeschwebt hatte. Er war der letzte von jenen berühmten deutschen Kriegshelden, die damals den Feldmarschallstab sich erwarben, wie er auch der letzte war, der das Großkreuz des Eisernen Kreuzes getragen. Unvergessen werden die kühnen Thaten bleiben, für die er sich diese seltenen Auszeichnungen erwarb. Ihre bloße Erwähnung genügt, um an unserm geistigen Auge fast ein vollständiges Bild der ganzen großen Kriegszeit vorüberziehen zu lassen. Am 18. August 1870 brachte er mit seinen Sachsen die heiße Schlacht bei Gravelotte durch Erstürmung des stark verschanzten Dorfes St. Privat zur Entscheidung, als Oberbefehlshaber der Maasarmee hatte er, der damals so viel genannte Kronprinz von Sachsen, hervorragenden Anteil an den Siegen bei Beaumont und bei Sedan, und bei der folgenden Einschließung der französischen Hauptstadt hielt er die Nord- und Ostfront von Paris besetzt. Nach Abschluß des Präliminarfriedens übernahm er den Oberbefehl über alle in Frankreich verbleibenden deutschen Truppen und leistete mit denselben der französischen Regierung wichtige Dienste bei der Unterdrückung des blutigen Kommuneaufstandes. Die Verdienste, die er sich auf diese Weise erwarb, erfuhren durch Kaiser Wilhelm I. auch dadurch die höchste Anerkennung, daß ihm bei Gelegenheit des Einzuges der siegreichen Truppen in Berlin, am 16. Juni 1871, sowie in Dresden, am



König Albert von Sachsen †



Dresden



Strehlen





Pillnitz (Schlossgarten)

Pillnitz

Phot. Ed. van Delden, Breslau

Schloss Sibyllenort, wo König Albert am 19. Juni entschlafen ist

Die sächsischen Königsschlösser

11. Juli des gleichen Jahres, die höchsten militärischen Ehrenstellungen verliehen wurden, diejenigen eines Armeeinspekteurs und eines Generalfeldmarschalls. Letzteren höchsten militärischen Rang verlieh ihm zu derselben Zeit auch der Kaiser von Rußland.

Ueber die hervorragende militärische Befähigung des Dahingegangenen hat sich während des deutsch-französischen Krieges eine Stimme geäußert, deren Zuständigkeit wohl niemand anzufechten wagen wird, diejenige Moltkes. „Es giebt im deutschen Heere,“ so lautete das Wort des großen Schlachtenlenkers, „wohl viele gute Generale, aber nur einen Feldherrn wie den Kronprinzen von Sachsen.“ Und wie an kriegerischem Geschick und kühnem Heldenmut leuchtete der nunmehr entschlafene große Sohn des Hauses Wettin von jeher unter allen deutschen Fürsten auch durch seinen staatsmännischen Blick und seine unerschütterliche Liebe zu dem deutschen Gesamtvaterlande hervor. Wollte ein eigentümliches Verhängnis es auch fügen, daß er in den heißen Kriegstagen des Jahres 1866 die Waffen gegen die berufene deutsche Vormacht führen sollte, so hatte er doch geraume Zeit vorher schon klarer als vielleicht irgend ein andrer erkannt, worin der einzige Weg zum Heile Deutschlands bestehe. Als er im Jahre 1849 mit dem sächsischen Bundeskontingente als junger Offizier sich an dem Kriege gegen Dänemark beteiligte und er während der kriegerischen Vorgänge in den Monaten April und Mai in glänzender Weise die Feuertaufe bestand, richtete er von einem kleinen Orte bei Flensburg aus am 19. April, wenige Tage nach dem Gefechte bei Düppel, einen Brief an einen höheren Beamten seines Heimatlandes, in dem folgende denkwürdige Stelle vorkommt: „Der Krieg hier hat, abgesehen von Recht und Unrecht, das schwer zu erklären, für mich eine höhere Bedeutung; es ist das erste Zusammenwirken der deutschen Stämme zu einem Ziele, es ist dies der wahre Weg zur Einigung, und diese Bahn zu eröffnen ist es Pflicht, namentlich des Fürsten, voranszugehen, und gelte es das Leben.“

Königin-Witwe Karola von Sachsen

Auf den böhmischen Schlachtfeldern und vor allem in der folgenschweren Schlacht von Königgrätz am 13. Juli 1866 sollte sich übrigens das überlegene Feldherrntalent des damaligen Kronprinzen von Sachsen zum erstenmal in seiner ganzen Bedeutung offenbaren. Der kühne Heerführer hielt nicht nur in dem Wirrwarr des Rückzuges unerschütterlich bei seinen Soldaten aus, sondern deckte auch die ganze Bewegung durch die energische Verteidigung des Dorfes Problus und der Waldecke von Bor in einer Weise, wie nur der kundige und erprobte Truppenführer es vermag.

König Albert von Sachsen war Soldat mit Leib und Seele. Bei seinem goldenen Militärdienstjubiläum im Jahre 1893 hat er die Armee seine „Jugendliebe“ genannt, der er immer treu geblieben sei; es ist das ein Ausspruch, an dessen Aufrichtigkeit gewiß nicht zu zweifeln ist, allein derjenige, der ihn gethan, ist doch im hervorragenden Sinne des Wortes ein Friedensfürst gewesen, wie ihn für einen solchen ja auch sein Vater, König Johann, der unter dem Namen „Philaletes“ bekannte Dichter und Danteforscher, durch die sorfältige Erziehung, die er ihm zu teil werden ließ, gewissermaßen vorherbestimmt hatte. Seit seiner Thronbesteigung am 29. Oktober 1873 hat der im hohen Alter von vierundsiebzig Jahren entschlafene Fürst nicht mehr Gelegenheit gehabt, seine Feldherrntalente auszuüben, und seinen schlichten Sinn, sein ritterliches Wesen und seine unermüdliche Thatkraft lediglich in den Dienst der Werke des Friedens gestellt. Er ist seinem Volke immerdar ein Führer und Vorbild gewesen, vornehmlich in treuem Festhalten an Kaiser und Reich, und unter ihm hat das Sachsenland bei jeglicher Friedensarbeit sich einen Platz im ersten Treffen zu erobern gewußt.

Der Nachfolger des verewigten Königs auf dem Throne ist sein einziger Bruder Georg, am 8. August 1832 auf Schloß Pillnitz geboren. Gleich König Albert hat Prinz Georg hohen Ruhm als Heer-

führer geerntet, besonders im deutsch-französischen Kriege, in dem er nach dem Sturm auf St. Privat den Oberbefehl über das sächsische Armeecorps übernahm. Doch auch im Frieden erwarb er sich hohe Verdienste um die Entwicklung des politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens. Im Mai 1859 vermählte er sich mit der Infantin Maria Anna von Portugal, die ihm am 5. Februar 1884 durch den Tod entrissen wurde. Zur Thronfolge im Königreich Sachsen wird dereinst sein ältester Sohn berufen sein, der jetzige Kronprinz Friedrich August, geboren am 25. Mai 1865 und seit 1891 vermählt mit Erzherzogin Luise Antoinette Maria von Oesterreich, die heute 32 Jahre zählt. Dem glücklichen Ehebunde sind drei Söhne und zwei Töchter entsprossen.

G. Hoff.

Unter feierlichem Trauerpomp erfolgte am Abend des 23. Juni in der katholischen Hofkirche zu Dresden die Bestattung. Der mit rotem Sammet überzogene Sarg war unter einem schwarzen Baldachin, von Kandelabern umgeben, aufgebahrt. Offiziere und Hofwürdenträger hielten die Leichenwacht. Unter Vorantritt der Hofchargen erschienen in langem Zuge die Fürsten, König Georg mit den Prinzen des sächsischen Königshauses, Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph, der Großherzog von Baden und die übrigen Fürsten und Prinzen, dann Königin-Witwe Karola, Kaiserin Auguste Viktoria und die Prinzessinnen des Königlichen Hauses, die in den Logen Platz nahmen. Gleichzeitig nahte in feierlichem Zuge unter den Klängen der Orgel die Geistlichkeit. Der Chor sang das „Miserere“ und „De profundis“. Hofprediger Oberkonsistorialrat Brendler gab ein Lebensbild des dahingeschiedenen Herrschers, und nach Beendigung des Gottesdienstes senkte sich der Sarg langsam in die Gruft. Der Chor stimmte das „Salve regina“ an, während vor der Kirche Artillerie und Infanterie den Ehrensalut für den Verblichenen abgaben.



König Georg von Sachsen



Kronprinz Friedrich August von Sachsen

Aufnahmen von Otto Mayer, Hofphotograph, Dresden



Kronprinzessin Luise Antoinette von Sachsen



Photographie-Verlag der Photographischen Union in München

Stadtneuigkeiten

Nach dem Gemälde von Ed. Blume

Litteratur

Eine Reise durch den malaiischen Archipel, die der Professor der Botanik an der Universität München Dr. K. Giesenhagen vom Juli 1899 bis zum Frühjahr 1900 unternommen, hat ihm eine so reiche Ausbeute geliefert, daß er, abgesehen von den Ergebnissen seiner wissenschaftlichen Spezialforschungen, die Fülle seiner Beobachtungen und Erfahrungen auch dem großen Publikum zugänglich machen wollte. Dies ist in einem schön gedruckten und ausgestatteten Bande unter dem Titel „Auf Java und Sumatra. Streifzüge und Forschungsreisen im Lande der Malaien," geschehen (mit 16 farbigen Tafeln und weiteren Abbildungen im Text. Leipzig. B. G. Teubner). Obwohl dem Verfasser das Spezialgebiet seiner wissenschaftlichen Arbeit am nächsten lag, hat er doch auch ein offenes Auge für alles übrige gehabt. Neben der staunenswerten Pracht der tropischen Pflanzenwelt hat ihn auch das Studium der Bevölkerung, ihrer Lebensweise, der Bodenverhältnisse, der Vulkane und nicht zum wenigsten der Kunst beschäftigt, die in kolossalen Tempeln, die über und über mit Bildwerken bedeckt sind, Denkmäler eines imponierenden Könnens hinterlassen hat. So ist es dem Verfasser gelungen, ein nach allen Seiten abgerundetes und ungemein detailliertes Bild von den beiden Hauptinseln zu zeichnen, das auf lange Zeit hinaus allen folgenden Forschern die Richtschnur liefern wird, zumal da der Verfasser auch vielfach falsche Vorstellungen, die aus der früheren Reiselitteratur in unser Wissen übergegangen sind, berichtigt hat. Die Lektüre seines Buches, das sich durch seine Fülle an positivem Gehalt von den seichten Plaudereien der Globetrotter sehr vorteilhaft unterscheidet, wird auch durch die Lebendigkeit der Darstellung jedem Freunde ernsten Wissens einen hohen Genuß bereiten.

— Der zweite Band der jetzt im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig in neuer Auflage erscheinenden „Allgemeinen Völkerkunde" enthält: Australien, Ozeanien und die Polarländer von Prof. Dr. Wilhelm Sievers und Prof. Dr. Willy Kükenthal (mit 198 Abbildungen im Text, 14 Kartenbeilagen und 24 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung). Durch den Zusammenschluß der australischen Kolonien zu einem Bundesstaat ist Australien, durch mannigfache Besitzverschiebungen das in mehr als einer Beziehung zu ihm gehörige Ozeanien, wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Es ist deshalb sehr dankenswert, daß sich die Verlagshandlung entschlossen hat, gerade diesen Band schon jetzt neu herauszugeben. Der Hauptteil „Australien und Ozeanien" ist, wie bisher, von Prof. Dr. Wilhelm Sievers bearbeitet, der Abschnitt „Die Polarländer" von Prof. Dr. Willy Kükenthal, der ebenfalls schon bei der ersten Auflage, und zwar als Bearbeiter Grönlands mitwirkte. Vor uns liegt das erste Heft, dem die weiteren in kurzen Zwischenräumen folgen sollen. Nach dem Plane für die zweite Auflage der „Länderkunde" wird den einzelnen Bänden eine neue Gruppierung des Stoffes, nämlich nach natürlichen geographischen Gebieten, bezw. Einzellandschaften, zu Grunde gelegt. Im vorliegenden Falle werden sich, wie der Prospekt meldet, der „Erforschungsgeschichte" und der „Allgemeinen Uebersicht" die folgenden Abschnitte anreihen: „Das Festland Australien und Tasmanien", „Neuseeland", „Melanesien", „Polynesien", „Mikronesien". Allgemeine Anerkennung wird auch die Ankündigung finden, daß der Band „Australien" die sämtlichen Polarländer enthalten wird, die sonst in vier verschiedenen Bänden der „Allgemeinen Länderkunde" verstreut behandelt waren.

— Als 16. Band der „Monographien der Weltgeschichte", die Professor Dr. Ed. Heyck in Verbindung mit andern im Verlage von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig herausgiebt, ist eine von dem Herausgeber verfaßte Monographie über den Großen Kurfürsten erschienen. Die Geschichte des Großen Kurfürsten von Brandenburg ist in der letzten Zeit Gegenstand eifriger Forschungen und häufiger Darstellungen gewesen, in denen eine allzu fein siebende Hyperkritik das ursprüngliche Lichtbild fast in sein Gegenteil verkehrt hat. Heyck hat sich das Verdienst erworben, das Gleichgewicht zwischen dieser unberechtigten Hyperkritik und der kritiklosen Verhimmelung herzustellen. Es ist ihm gelungen, ein Charakterbild festzustellen, das auf jeden unbefangenen Leser den Eindruck machen wird, daß hier das Richtige getroffen worden ist. Ueber unbestreitbaren Schwächen behält der Zug genialer Größe die Oberhand. Die zahlreichen Abbildungen (101 nebst zwei Faksimiles von Briefen und einer Karte) geben eine lebendige Anschauung von dem Reflex dieses großen Geistes in seiner und den späteren Zeiten.

— Wer nicht weiß, daß Max Grad das Pseudonym einer schreibenden Frau ist, dürfte hinter diesem Autor kaum eine Dame vermuten, denn männliche Kraft drückt sich in ihrer Darstellungsart aus. So ist es in dem umfangreichen Roman „Die „Overbecksmädchen", den wir vor kurzem besprachen, und so verhält es sich mit der Novellensammlung „Wenn Früchte reifen" (Berlin, Fontane & Comp.). Der ersten der achtzehn Erzählungen und Skizzen entlehnt, ist der Titel sinnig gewählt, denn er hat im Grunde eine tiefe, heimliche Beziehung zu jeder Arbeit, die der Band enthält. Dennoch sind die einzelnen Geschichten mannigfaltiger Art. Viele Saiten hat die Dichterin auf ihrer Leier: sie entlockt ihr bald die kräftigsten, bald zart-innige Töne; stärkste Tragik steht neben einfachen, aber gemütstief aufgefaßten Ereignissen, herbe Bitterkeit neben tiefem, stillem Schmerz, jauchzende Lust neben idealem Entsagen. Die Dichterin hat offene Augen und Ohren für das Leben, und was sie erspäht und erlauscht, giebt sie mit großer Gestaltungskraft wieder.

— Einen Roman aus der vornehmen und zugleich der Kunstwelt bietet Gabriele von Lieres und Wilkau, unsre geschätzte Mitarbeiterin, mit ihrem Buche „Die Muse" (Berlin, G. Grote). Der Held ist ein Maler, der, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, durch die Hilfe von Gönnern die Möglichkeit erhält, die Akademie zu besuchen. Sein Talent zeitigt zunächst nichts Besonderes, bis jene Frau in seinen Gesichtskreis tritt, deren Schönheit nicht nur sein Künstlerauge bestrickt, sondern auch sein Herz entflammt, die seine Muse wird und die Veranlassung giebt, daß er über Nacht ein berühmter Mann wird. Freilich ist dieser Ruhm teuer erkauft, denn die Treulose wendet sich bald von ihm ab, aber gerade im Schmerz über den Verlust erhält er die Inspiration zu bedeutenden Schöpfungen. Neben der spannenden Fabel fesselt die Leser besonders die Schildederung des Weltkurortes Wiesbaden, dessen buntes Treiben lebendig vor Augen gerückt wird.

— Der Titel „Leiden", den Bernhardine Schulze-Smidt einer anmutigen Novelle verliehen hat, soll wohl in zwiefachem Sinne aufgefaßt werden (Dresden und Leipzig, Carl Reißner). Die Tagebuchblätter, in die der Leser hier Einblick erhält, schildern die seelischen, zum Teil freilich nur eingebildeten Qualen eines jungen Mädchens, das sich für unverstanden hält, zugleich aber spielt sich die Handlung großenteils in der niederländischen Stadt Leiden ab, deren Eigenart die Dichterin prächtig zu charakterisieren weiß. Der Heldin erweist sich die Stadt mit dem ominösen Namen als Heil- und Kurort, denn hier findet sie die starke Hand, die sie sicher durchs Leben geleiten wird.

— Eine der wichtigsten Regeln für den historischen Roman ist es, die Lebensschicksale frei erfundener Personen in den Vordergrund zu stellen und die Gestalten der geschichtlichen Größen nur episodisch zu verwenden. Diese Regel beobachtet auch Wilhelm Jensen in seinem jüngsten Werk „Die fränkische Leuchte" (Dresden, Karl Reißner). Die so benannte Feste ober dem Städtchen Heldburg im Herzogtum Sachsen-Meiningen ist der Schauplatz der wechselreichen Erzählung, in der neben den Schrecknissen des Dreißigjährigen Krieges die scheußliche Verirrung der Hexenprozesse und das Treiben der fahrenden Leute — kulturhistorisch interessante Erscheinungen — einen breiten Raum einnehmen.

— „Sonnenschein" hat Peter Rosegger mit gutem Rechte sein neuestes Buch betitelt (Leipzig, L. Staackmann), denn es ist von wärmendem, belebendem Hauch erfüllt, und goldener Humor strahlt uns daraus entgegen. Der stattliche Band enthält 29 Erzählungen und Skizzen in der urwüchsigen Eigenart des Dichters, der Natur und Menschen scharf beobachtet und namentlich das Volksleben in gewinnender Frische schildert. Zwar schlagen einige der Geschichtchen auch ernstere Töne an, und andre wieder sind satirisch zugespitzt, aber das Hauptgepräge des Buches ist doch sonnige Heiterkeit. Eine der kernigen Erzählungen, „Der Mann mit den sechs Händen", erschien vor einiger Zeit zuerst in unsrer Zeitschrift.

— „Die Leichenmarie", diesen sensationellen Titel hat Heinz Tovote einer neuen Sammlung seiner Novellen nach der ersten gegeben, die ein Mädchen schildert, dem es das größte Vergnügen bereitet, Leichen zu sehen (Berlin, F. Fontane & Comp.). Diese bald zur Leidenschaft ausgeartete Neigung führt es zum Mord an seiner Dienstherrin, den es nur begangen hat, um das Vergnügen zu genießen, „ein paar Nächte bei einer Leiche sitzen zu können". Den übrigen Novellen des Bändchens fehlt es zwar auch nicht an sensationellem und pikantem Beigeschmack, aber sie sind doch zumeist erfreulicher als die erste. Seine Abhängigkeit von Zola, Guy de Maupassant und ähnlichen französischen Vorbildern vermag Tovote übrigens auch in diesen Novellen nicht zu verleugnen.

— Max Kretzers Roman „Die Verkommenen", eines jener Werke, mit denen der Autor seinen Ruf begründete,

erschien in dritter Auflage (Leipzig und Berlin, Friedrich Luckhardt). Sind auch seit der ersten Veröffentlichung des Romans fast zwanzig Jahre verstrichen, so haben sich doch die Verhältnisse, die der Dichter schildert, im wesentlichen nicht geändert, und so kann die Erzählung noch immer als modern gelten. Das Bildnis des Autors ist dem Bande beigegeben.

— Kriminalistischen Hintergrund hat der Roman „Die Grafen von Buchenau" von Arthur Zapp (Dresden, Pierson). Es handelt sich vornehmlich um zwei Brüder, von denen der eine, leichtsinnig veranlagt, in den Verdacht eines schweren Verbrechens gerät, doch von dem jüngeren Bruder, der seine Unschuld nachweist, gerettet wird. Die ausgestandene Qual gereicht jenem zur Läuterung, und es läßt sich hoffen, daß auch er zu einem tüchtigen Manne erstarke. An Spannung fehlt es dem Buche nicht, und so kann es zur Unterhaltung für müßige Stunden ausreichen. — Aehnlich steht es mit dem im gleichen Verlage erschienenen Roman „Hohe Schule" von E. von Tornau. Hier steht im Vordergrunde der Handlung ein junges Mädchen aus vornehmer Familie, das, nachdem die Not eingekehrt ist, sich dem Cirkus widmet, eine berühmte Reiterin mit hohen Einnahmen wird und sich so den Ihrigen hilfreich erweisen kann. Bevor sie und der Geliebte ein Paar werden können, hat auch dieser seine „hohe Schule" durchmachen müssen.

— Die Einführung einer einheitlichen Rechtschreibung in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz hat nun das Erscheinen weiterer Handbücher gezeitigt. Das „Ausführliche grammatisch-orthographische Nachschlagebuch der deutschen Sprache" von Dr. August Vogel (Berlin, Langenscheidt) trägt im Titel das Eingangsbeiwort mit gutem Recht, denn es ist wohl das umfangreichste seiner Art. Einen Hauptwert legt es auf die grammatischen Beziehungen der Wörter. Die Hauptwörter sind in Ein- und Mehrzahl durchdekliniert und bei den Zeitwörtern die schwierigeren Formen angegeben. Ebenso fehlt es nicht an Erläuterungen der Fremdwörter. Das Gleiche ist der Fall bei dem „Wörterbuch für die deutsche Rechtschreibung" von Professor Dr. Gustav Gemß (Berlin, Weidmann). Auch hier finden wir durchweg sichere und leichtverständliche Weisungen, deren Beobachtung jeden Irrtum ausgeschlossen erscheinen läßt.

— Wenn ein Gelehrter und Philosoph so hohen Ranges wie Kuno Fischer sich dazu versteht, ein Werk fremder Litteratur mit einem Geleitworte einzuführen, so nimmt man von vornherein an, daß es sich um eine außergewöhnliche Erscheinung handelt, und das ist denn auch der Fall bei dem Buch „Drei russische Frauengestalten" von Fürstin Schanofskoy-Gleboff-Strechneff (Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung). Das Lebensbild „Eine geschiedene Zarin" behandelt das erschütternde Martyrium der ersten Gemahlin Peters des Großen. „Eine Freundin von Katharina II." ist jene Fürstin Daschkow, die die Verschwörung gegen den Zaren Peter III. einleitete und auch später, wenngleich bisweilen in Ungnade, bedeutenden Einfluß auf Katharina ausübte, und in „Meine Ahnfrau" schildert die Verfasserin ihre Urgroßmutter, eine Dame großen Stils, eigenartig bis zur Wunderlichkeit, aber edel und großherzig, von ihrer Umgebung aufs höchste verehrt. Alle drei Lebensbilder geben außerordentlich fesselnde Beiträge zur russischen Kultur- und Sittengeschichte, freilich zum erheblichen Teile nicht von erfreulicher Art.

— Obwohl Ralph Waldo Emerson, der berühmte amerikanische Moralphilosoph, schon seit zwei Jahrzehnten nicht mehr unter den Lebenden weilt, liest sich seine „Lebensführung", trefflich verdeutscht von Karl Federn, wie ein durchaus modernes Buch (Minden i. W., Bruns' Verlag). Die Betrachtungen nehmen sich aus, als ob sie für unsre Zeit geschrieben worden wären. Sie sind die Offenbarung einer machtvollen geschlossenen Persönlichkeit mit umfassendem, in die Tiefe der Dinge dringendem Blick. „Conduct of Life" ist ein Lebensevangelium voll befreiender Kraft, voll tiefer, geistiger Klarheit. Emerson ist Ethiker und Philosoph, Analytiker und Synthetiker, immer und überall aber erscheint er als ein hochstehender Geist, der die Welt und die uns umgebenden Dinge unter großem Gesichtspunkte zusammenfaßt. Das Leben des Alltags auf einen hohen Ton zu stimmen, unser Dasein zu einer Harmonie zu gestalten, die Welt mit all ihren Erscheinungen als einen feingegliederten Kosmos, eine große Einheit zu betrachten — das sind die Leitgedanken seiner „Lebensführung".

— Auch über die Kreise der Fachmusiker und der Fabrikanten von Musikinstrumenten hinaus wird das Buch „Stradivaris Geheimnis" von dem Berliner Geigenbauer Karl Schulze Interesse erregen (Berlin, Fussinger). Seit dem Tode des Meisters von Cremona hatten alle Nachfolger sich vergeblich abgemüht, hinter das Geheimnis zu kommen, das seinen Geigen die wunderbare Fülle, den hinreißenden Wohllaut und den edeln Klang verlieh. Das Gleiche zu erreichen, gelang keinem Geigenmacher, trotzdem Stradivari-Geigen in ihren Maßen auf hundertstel Millimeter genau nachgearbeitet wurden, trotzdem ihr Lack chemisch untersucht und annähernd kopiert wurde. Man nahm daher an, daß das Alter des Holzes dem Instrumente den besonderen Vorzug gebe. Aber auch diese Annahme erwies sich als falsch, denn man hat Geigen aus jahrhundertealten Möbeln gebaut und doch nicht den Klang der Meistergeigen der klassischen Zeit erreichen können. Nun hat Karl Schulze nach jahrelangen Untersuchungen die Entdeckung gemacht, daß alle Maße der Stradivari-Geige zu einander in den Verhältnissen musikalischer Intervalle stehen; er hat festgestellt, daß der Körper der Geigen des Cremoneser Altmeisters ein genau konstruierter akustischer Raum ist, und zwar hat er diesen Raum nicht, wie seine Vorgänger, von außen, sondern von innen gemessen. Der Beweis, daß dies das Geheimnis Stradivaris sei, wird in dem Buche dadurch erbracht, daß alle Verhältnisse an der Geige als akustische nachgewiesen werden, selbst die Entfernungen, in denen der Steg und die Stimme den Geigenkörper teilen, zeigen sich als Verhältnisse von dem angegebenen Charakter. Sechs Tafeln erläutern den Text.

— Ein liebevolles Bild vom Leben und Wirken Johann Sebastian Bachs, des großen Tonmeisters, entwirft Hermann Barth im neuesten Bande der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde (Berlin, Alfred Schall). Der Verfasser schildert den schlichten und doch seines Wertes bewußten Mann in seiner Eigenart, den arbeitsamen und schaffensfreudigen Künstler von Gottes Gnaden, seine Kämpfe mit der kleinlichen Gesinnung seiner Zeit und sein häusliches Familienglück. Zugleich orientiert er über die Schöpfungen Bachs und rückt das für alle Zeiten grundlegende Wirken und die Bedeutung des Tondichters vor Augen. Auf gründlichem Wissen beruhend, ohne doch durch Trockenheit zu ermüden, wird das Werk jeden, der noch nicht tiefer in den großen Meister eingedrungen ist, diesem nahe bringen und auch in dem Kenner neue Liebe zu dem ewig jungen Genius eines Bach erwecken. Eine Reihe Abbildungen führt Porträts des Meisters und Scenen aus seinem Leben vor.

— In seinem „Poetischen Hausschatz der Nordamerikaner" bietet Karl Knortz, der auch bei uns wohlbekannte deutsch-amerikanische Poet, eine Blütenlese aus den Schriften der beliebtesten und volkstümlichsten Dichter Nordamerikas in deutscher Uebersetzung, die teilweise von ihm selbst besorgt ist (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung). Die Anzahl der mitgeteilten Dichtungen schwankt bei den einzelnen Poeten ihrer Bedeutung entsprechend: so haben Edgar Allan Poe, Walt Whitman, Bayard Taylor, Cullen Bryant und Longfellow die zahlreichsten Beiträge liefern müssen. Dem Buche voraus geht ein Nachweis der benutzten Quellen, während den Schluß kurz gefaßte biographische Notizen über die einzelnen Dichter bilden.

— Von Meyers wohlbewährtem Führer durch die Rheinlande ist jüngst die zehnte Auflage erschienen (mit 21 Karten, 19 Plänen und 7 Panoramen, Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig). Unter der Bezeichnung „Rheinlande" sind darin jene herrlichen Gaue zusammengefaßt, die innerhalb des Kreises Heidelberg, Frankfurt, Düsseldorf, Aachen und Metz liegen. Alljährlich strömen Hunderttausende von Erholungsbedürftigen und Wanderlustigen in diese gesegneten Gefilde, und ihnen kann kaum ein besserer Wegweiser empfohlen werden als der Meyersche, der die Wandlungen und Erfahrungen eines Zeitraums von bald vierzig Jahren in sich birgt. Diese neue Auflage ist gründlich gesiebt und erneuert. Die vorgenommenen Stichproben ergaben dies nicht nur in Bezug auf Oertlichkeiten, Museen und Gasthöfe, sondern auch hinsichtlich der Touren, Verbindungen und der dankenswerten Winke und Reisepläne für Radfahrer. Neu eingefügt wurde ein Abschnitt „Photographieren auf Reisen", womit den Liebhabern dieser Kunst besonders gedient sein wird. Der Kartenapparat ist durch Nachträge bis auf die letzten Tage ergänzt und durch die Beigabe der neuen Karten: „Der Rhein von Rüdesheim bis Coblenz" und „Das Moselthal von Trier bis Coblenz", sowie der Textkärtchen: „Homburg, Kurpark" und „Die Saalburg", ferner eines Kärtchens der „Eifelmaare bei Daun" nicht unwesentlich vermehrt worden.

— Den ins öffentliche Leben tretenden Jünglingen wichtige Fingerzeige mit auf den Weg zu geben, hat sich Marie Grimm in ihrem Buche „Unsre Söhne" zur Aufgabe gestellt (Stuttgart, Schwabacher). Sie erteilt Weisungen über die Lebensführung in der Heimat wie in der Fremde, wobei besonders die englischen Sitten berücksichtigt sind, denn der größte Teil der jungen Leute, die über das Meer gehen, gelangt ja in Länder, in denen Sprache und Sitten Englands herrschen. Wie so ein junger Mann in der Fremde sich praktisch und möglichst wohlfeil einzurichten habe, das ist sehr eingehend dargelegt, und auch ärztliche Ratschläge, aus der Feder eines bewährten Praktikers, sind nicht vergessen.

Kunst

Adolf von Menzels berühmtes, 1852 gemaltes Flötenkonzert Friedrichs des Großen in Sanssouci, das zu den kostbarsten Schätzen der Kgl. Nationalgalerie in Berlin gehört, hat erst jetzt eine künstlerische Wiedergabe erfahren, die den malerischen Reizen des Originals in vollem Umfange gerecht wird. Der Berliner Kupferstecher F. A. Börner, dem wir sie verdanken, hat dazu die Radierung gewählt, die allein im stande ist, den Zauber der wunderbaren Lichtwirkungen des Originals festzuhalten. Es hat der mühevollen Arbeit mancher Jahre bedurft, ehe es dem Künstler gelungen ist, seine Aufgabe so zu lösen, daß Menzel selbst, bekanntlich der schärfste und unerbittlichste Kritiker, wo es sich um Reproduktionen nach seinen Werken handelt, seine volle Zufriedenheit mit dieser Radierung ausgesprochen und sie noch dadurch bekundet hat, daß er die Remarquedrucke eigenhändig unterzeichnet hat. Der Radierer hat in der That eine Leistung zu stande gebracht, die um so staunenswerter ist, wenn man bedenkt, daß die Bildgröße der Radierung ohne Papierrand 93:74 Centimeter beträgt. Namentlich ist die Lichtwirkung der zahlreichen Kerzen mit dem höchsten Glanze wiedergegeben worden, der der Schwarz-Weiß-Technik überhaupt erreichbar ist, und in der Charakteristik der zahlreichen Porträtköpfe ist der Radierer dem Meister Strich für Strich mit unverbrüchlicher Treue gefolgt, so daß wir eine wirkliche Faksimilenachbildung vor uns haben. Der Meister selbst hat das zugehörige Erläuterungsblatt gezeichnet und in seinen charakteristischen Schriftzügen jeder Person ihren Namen beigesetzt. Das Prachtblatt, das im Verlage von Paul Sonntag in Berlin erschienen ist, ist in drei Abdrucksgattungen herausgegeben worden, in Remarquedrucken zu 350 Mark, in Drucken vor der Schrift zu 150 Mark und in Drucken mit der Schrift zu 50 Mark. Das erste Exemplar der Remarquedrucke hat der Kaiser angekauft.

— Den beiden Bänden „Die Meisterwerke der Kgl. Aelteren Pinakothek zu München" und „Die Meisterwerke der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden", die sich bereits überall aufs beste eingebürgert haben, hat Franz Hanfstaengls Kunstverlag in München nunmehr einen weiteren Band angereiht: „Die Meisterwerke der National-Gallery zu London" (geb. 12 M.). Nach einer kurzen, alles Wesentliche über Geschichte, Bedeutung, Gemälde der berühmten Londoner Nationalgalerie enthaltenden Einleitung aus der Feder des Kunsthistorikers Dr. Karl Voll folgen in 222 Kunstdrucken reproduziert die hauptsächlichsten Gemälde dieser Sammlung, die in Hinsicht auf Reichhaltigkeit wie auf den künstlerischen Wert der von ihr bewahrten Schätze zu den Galerien ersten Ranges zählt. Die Reproduktionen in dem Werke sind durchweg nach Originalaufnahmen hergestellt und geben diese in vortrefflicher Weise wieder. Der Preis des Buches ist bei der vornehmen Ausstattung, dem gediegenen Inhalt und der Masse des Gebotenen sehr mäßig. Mit den „Meisterwerken" der Museen zu München, Dresden, London ist dem Kunststudium ein höchst schätzbares Hilfsmittel und ein unentbehrliches Nachschlagebuch geboten, während andrerseits das Verständnis für die Kunst der alten Meister dadurch immer mehr verbreitet und volkstümlich gemacht wird. Der Besucher dieser Galerien findet darin als liebgewonnene Bekannte alle die Meisterwerke, die ihm dauernd in Erinnerung geblieben sind und die er sich so jederzeit wieder vergegenwärtigen kann. Dem aber, der nicht Gelegenheit hat, die Originalgemälde selbst zu bewundern, geben diese Ausgaben ein abgerundetes Bild der betreffenden Kunstsammlungen. Weitere Galerie-Ausgaben ähnlicher Art hat der Verlag bereits in Vorbereitung.

— Von E. A. Seemanns Sammelwerk „Alte Meister", das die Perlen der europäischen Gemäldegalerien in farbiger Nachbildung bringt, liegen uns jetzt die Lieferungen 6 bis 8 vor. Neben Werken wie Rembrandts Selbstbildnis mit seiner Gattin Saskia, Dürers Selbstbildnis, G. Renis Aurora und Liotards Schokoladenmädchen, die zum eisernen Bestande der Sammlung jedes Kunstfreundes zählen, enthalten die neuesten Lieferungen auch die Wiedergaben einiger vielgenannter, aber in ihrer koloristischen Wirkung nur wenigen bekannter Stücke, wie z. B. Velazquez' Spinnerinnen, Goyas Maja und Turners berühmtes Seestück „Der Téméraire". Gerade von solchen in schwarzer Nachbildung in allen Kunstgeschichten vorhandenen Schöpfungen endlich einmal eine wahre Vorstellung ihrer farbigen Erscheinung zu erhalten, wird vielen von höchstem Werte sein. Der Preis jeder Lieferung von 8 Tafeln, die von einem eingehenden, inhaltreichen Texte begleitet sind, beträgt 5 Mark.

— Unter der ausdrücklichen Verwahrung, einen „bloßen Registrierapparat" bieten zu wollen, hat Max Martersteig in Berlin unter Mitwirkung von Dr. Woldemar von Seidlitz in Dresden ein „Jahrbuch der bildenden Kunst 1902" herausgegeben, das einen orientierenden Ueberblick über das Kunstschaffen, die hervorragendsten künstlerischen Ereignisse, wie Ausstellungen u. dergl. m., und über neue künstlerische Erscheinungen des verflossenen Jahres in Einzeldarstellungen gewährt (Berlin, Verlag der Deutschen Jahrbuchgesellschaft). Obwohl der Herausgeber in seinem Vorwort die Erörterung, „ob das Jahrbuch modern sein will oder konservativ", vermeidet, lassen schon die Namen der Mehrzahl der Mitarbeiter und demgemäß auch ihre Beiträge erkennen, daß uns hier nur Kunsturteile geboten werden, die auf dem Standpunkt der sogenannten „Moderne" stehen, die im nächsten Jahre vielleicht nicht mehr modern sein wird. Manche Beiträge, wie z. B. über die mißglückte Veranstaltung der Darmstädter Künstlerkolonie, haben schon jetzt nur noch ein mäßiges historisches Interesse. Um sein Unternehmen vor rascher Veraltung zu bewahren, würde der Herausgeber vielleicht besser thun, seine Mitarbeiter nicht so ausschließlich aus den Kreisen der extremen Parteigänger für die „Moderne" zu wählen, sondern auch solche Schriftsteller zu Wort kommen zu lassen, die zwischen den Extremen zu vermitteln wissen. Wer sich ausschließlich für die moderne Richtung interessiert, dem wird freilich das Jahrbuch gute Dienste leisten, da es ihn über alles Wichtige orientiert und ihm namentlich eine Fülle meist vortrefflicher Nachbildungen von Kunstwerken bietet, die ihm übrigens auch die Möglichkeit eines selbständigen Urteils gewähren. Uneingeschränkte Anerkennung verdient das mit großem Fleiße zusammengestellte statistische Material, das für jeden Künstler und jeden Kunstfreund ungemein wichtig ist. Es bietet eine Uebersicht über Museen, Galerien und Privatsammlungen, über Akademien, Kunst- und Kunstgewerbeschulen, über die ausübenden Künstler, Ausstellungen und Kunstsalons, Künstler-, Kunst- und Kunstgewerbeverbände u. dergl. m. in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.

— Von dem Hausschatz älterer Kunst, den die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgiebt, sind das vierte und fünfte Heft erschienen. Unter den zehn Radierungen nach Gemälden alter Meister, die die beiden Lieferungen enthalten, seien hier nur die vortrefflichen Reproduktionen William Ungers nach Rembrandts „Geldwechsler" in der Berliner Galerie, nach Jan Vermeers berühmtem Gemälde „Der Meister im Atelier" in der Czerninschen Galerie in Wien und nach Giovanni Battista Tiepolos „Heiligem Ferdinand" der Pester Galerie besonders hervorgehoben. Die übrigen Blätter geben Gemälde von Berckheijde, Boel, Paris Bordone, Brouwer, Heda, Adriaen van de Velde und S. de Vlieger wieder. Wie man sieht, eine reiche Auswahl von wenig bekannten Bildern berühmter Meister, die sicherlich bei allen Kunstfreunden lebhaftes Interesse erregen wird, um so mehr, als auch der außergewöhnlich billige Preis die weiteste Verbreitung des Werkes ermöglicht.

— Eine „Internationale Bibliographie der Kunstwissenschaft", die Arthur L. Jellinek in Wien herausgiebt, hat in B. Behrs Verlag (Berlin W. 35) zu erscheinen begonnen. Die Notwendigkeit einer derartigen Zeitschrift ist schon lange in allen Kreisen erkannt worden, die an alter oder neuer Kunst lebendigen Anteil nehmen, von Künstlern, Kunstgelehrten, Kunstschriftstellern, Kunstkritikern wie von kunstgenießenden Laien. Die neue Bibliographie will eine rasch orientierende, allgemeine, umfassende und systematische Uebersicht über die zahlreichen und weit verstreuten Erscheinungen geben, die hier in Betracht kommen. Sie enthält folgende, in sich wieder mehrfach gegliederte Hauptkapitel: 1) Bibliographie, Lexika, Neue Zeitschriften; 2. Aesthetik, Kunstphilosophie, Kunstlehre; 3. Kunstgeschichte; 4. Baukunst; 5. Skulptur; 6. Malerei; 7. Graphische Künste; 8. Kunstgewerbe; 9. Verzeichnis der wichtigsten neu erschienenen Reproduktionen. Ein sorgfältig gearbeitetes Sachregister am Schlusse jedes Bandes (6 Hefte, Gesamtpreis 10 Mark) wird die Benutzung erleichtern. Auch die Litteratur über die lebenden Künstler soll in vollem Umfange berücksichtigt werden.

— „Bilder zu Fritz Reuters Werken", entworfen von Hans Stubenrauch, textlich erläutert von Paul Warncke, giebt der Verlag von R. Eckstein Nachfolger (H. Krüger) in Berlin heraus. Den Anfang der Sammlung macht „Stromtid", Reuters bedeutendstes Werk, und man muß anerkennen, daß es dem Künstler trefflich gelungen ist, sich in den Geist des Dichters und der von ihm geschilderten Zeit hineinzuversetzen. So, wie sie hier vor dem Auge des Beschauers und Lesers erscheinen, mag Reuter sich seine Figuren vorgestellt haben. Der erläuternde Text ist hochdeutsch geschrieben, so daß dem des Plattdeutschen Unkundigen keine Schwierigkeiten erwachsen. Wir wünschen dem Werke, das die Volkstümlichkeit des Dichters nur erhöhen kann, gedeihlichen Fortschritt.



Zeitgeschichte

Die Wiederherstellung der altehrwürdigen Marienburg in Preußen erhielt am 5. Juni ihren Abschluß durch die feierliche Einweihung der erneuerten Schloßkirche, wozu auch die Deutschritter aus andern Staaten geladen waren. Besonders farbenprächtige Bilder bot der Zug der Johanniterritter, die vom großen Remter aus an Kaiser Wilhelm vorbeidefilierten, um sich alsdann zur Kirche zu begeben. Die alte Architektur in der hellen Sommersonne, die militärischen Gestalten der Troßknechte, malerisch auf ihre Lanzen und Schwerter gestützt, boten den Hintergrund. Die Ritter trugen über der roten Uniform einen Mantel von schwarzem Moiré, die österreichischen Ritter lange weiße Mäntel mit Schwarz. Reckenhaft nahmen sich die Gestalten der vier Offiziere aus, die in der Tracht des Deutschen Ordens, das schwarze Kreuz auf weißem Mantel, mit gewaltigem Schwert und Schild dem Kaiser und dem Prinzen Albrecht, dem Herrenmeister, voranschritten. Dieser trug über der Uniform einen langen schwarzen Mantel, dessen Schleppe die Pagen nachtrugen. Der Kaiser als Hochmeister trug einen gleichen Mantel, der ebenfalls von Pagen gehalten wurde, darüber einen Kragen von Hermelin, auf dem Haupt einen mit weißen Federn verbrämten schwarzen Hut. Langsam und feierlich bewegte sich der Zug zur Kirche.

— Dr. Justin Louis Emile Combes, der neu ernannte französische Ministerpräsident, ist 1835 in Roquecourbe im Departement Tarn geboren. Nachdem er in der Medizin promoviert hatte, erwarb er auch noch das litterarische Doktorat. In seinem heimatlichen Departement war er zuerst Mitglied, dann Vorsitzender des Generalrats. Nachdem er 1876 zum Bürgermeister von Pons gewählt worden war, wurde er unter der Präsidentschaft Mac Mahons während der Krisis von 1877 abgesetzt, doch noch in demselben Jahre wiedergewählt. Im Jahre 1885 wurde er zum ersten-, 1894 zum zweiten Male in der Unteren Charente in den Senat gewählt, dessen Vorstand er 1893 und 1894 als Vicepräsident angehörte. Vom November 1895 bis April 1896 war er Unterrichtsminister im Kabinett Bourgeois; in dieser Eigenschaft bekämpfte er die Lehrthätigkeit der religiösen Orden, und es ist für die gegenwärtige Richtung der französische n Politik bezeichnend, daß seine damalige Haltung jetzt seine Berufung an die Spitze des Kabinetts mit veranlaßt hat. Auch in schriftstellerischer Thätigkeit hat sich Combes als einen entschiedenen Gegner des



Phot. [illegible] Montreux

Das Denkmal der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in Territet-Montreux. Von Antonio Chiattone



Phot. Ottomar Anschütz, Berlin

Vom Ordensfest in der Marienburg: Die Ritter defilieren an dem Kaiser vorbei



Phot. Ottomar Anschütz, Berlin.

Von der Potsdamer Parade am 31. Mai: Begrüssung des Schahs von Persien durch Kaiser Wilhelm

Ultramontanismus bekundet. Im Senat war er Vorsitzender der Gruppe der demokratischen Linken.

Denkmäler

— Das Kaiserin Elisabeth-Denkmal, das am 22. Mai in Territet-Montreux feierlich enthüllt wurde, ist eine Schöpfung des Bildhauers Antonio Chiattone in Lugano. Es zeigt die hohe Frau auf einer Bank sitzend. Der linke Arm stützt sich auf ein Stück Gemäuer, der Kopf ist sinnend auf die Hand gelehnt; die Rechte hält ein Buch; der Arm ist herabgesunken, die Lektüre macht dem Nachdenken Platz. Die Kaiserin ist kostbar gekleidet: das weit hinabrauschende, über den ganzen Sockel sich ausbreitende seidene Kleid ist an der Taille mit Spitzen besetzt; die Hände stecken in langen Lederhandschuhen; quer über den Schoß ist, zu angenehmer Unterbrechung der breiten Fläche, ein Brokattuch gelegt, von dessen einer Ecke eine Quaste herabhängt. Von den Schultern gleitet ein Mantel nach links hin über die Bank hernieder. Die Gestalt ist ins Profil gerückt, während der feine Kopf, um den sich in mehrfachem dichtem Kranz die geflochtenen Haare legen, nach vorn gewendet ist. Die Ausführung in Marmor zeigt jene technische Virtuosität, auf die die moderne italienische Skulptur so großen Wert legt; die Stoffe sind alle aufs genaueste charakterisiert, das Detail bis ins letzte Fältchen hinein mit aller nur denkbaren Feinheit herausgearbeitet.



Phot. E. Pirou, Paris

Dr. Combes, der neue französische Ministerpräsident

— Am 7. Mai sind in Turin und seiner Umgebung zwei Denkmäler italienischer Fürsten enthüllt worden. Auf dem zehn Kilometer von der piemontesischen Hauptstadt belegenen Berge Superba erhebt sich das von Tancredi Pozzi geformte Monument für König Humbert von Italien, eine sieben Meter hohe Säule, gekrönt von einem durch einen Pfeilschuß verwundeten Adler. Zu Füßen des Sockels steht in drohender und verteidigender Stellung eine Kriegergestalt. In Turin selbst wurde das Denkmal für den Herzog Amadeus von Aosta enthüllt, den jüngeren Bruder des Königs Humbert, der am 4. Januar 1871 den spanischen Thron bestieg, aber schon nach zwei Jahren, der Unruhen, Intriguen und Wirren müde, die Regierung niederlegte und in die Heimat zurückkehrte, wo er am 18. Januar 1890 starb. Im Felde hatte sich der Herzog wiederholt ausgezeichnet, namentlich bei Custozza (1866), wo er eine Verwundung davontrug. Der Schöpfer des Denkmals, Davide Calandra, hat den Prinzen über das Schlachtfeld dahinsprengend dargestellt. Den Sockel des Denkmals umgeben kühn bewegte Kriegergruppen, die hervorragende Kriegsthaten von Fürsten und Prinzen des savoyischen Herrschergeschlechts aus neun Jahrhunderten schildern.

— Kaiser Wilhelm hat den neuen Entwurf des Bildhauers Hermann Hidding für das Ehrengrab des in Peking ermordeten Gesandten Freiherrn Klemens von Ketteler endgültig genehmigt. Der für das Ehrengrab bestimmte Platz liegt im Schloßgarten zu Münster, an einer vorspringenden Ecke auf einer Art Halbinsel, umgeben vom Wasser des Schloßgrabens; die Front des Denkmals wird sich dem Friedhofe zuwenden, auf dem der Verewigte seine Ruhestätte gefunden hat. In dem Entwurf hat Hidding das sanft ansteigende Plateau des Schloßgartens zu einer architektonischen Anlage ausgestaltet. In der Mitte führt, von Rasen eingefaßt, eine Freitreppe in zwei Absätzen hinauf zum Plateau. Das eigentliche Denkmal ist auf der Höhe des alten Festungswalles architektonisch eingebaut und wird von einer 17 Meter breiten Terrassenanlage umschlossen. Halbrunde Stufen führen zu einer weiteren Freitreppe, auf der sich dann das Monument erhebt. Es hat die Form eines Obelisken. Am Fuße ist der Eingang zu einem altgermanischen Hünengrabe in rohen Blöcken der Architektur vorgelagert. Darüber zeigt sich das Profilrelief Kettelers, darunter die mit dem



Phot. A. Krenn, Zürich

Das am 7. Juni eröffnete internationale Kriegs- und Friedens-Museum in Luzern

Eichenkranz geschmückte Reichsfahne. Links ist das bekannte Bild des Kaisers „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter“ in Reliefform übertragen. Die Stirnseite des Obelisken ist für die Widmungsinschrift und das Familienwappen vorbehalten. Die Skizze auf der rechten Seite des Obelisken zeigt die Germania am Meeresstrande, wie sie ihre auf den Schiffen befindlichen Söhne in die Ferne sendet. Auf dem Obelisken erhebt sich die kraftvolle Gestalt des heiligen Michael.

— In Paris wurde am 31. Mai das Marmordenkmal für Alphonse Daudet enthüllt. Eine Schöpfung des Bildhauers Saint Marceaux, stellt es den Dichter nicht in der Blüte der Jahre dar, sondern giebt ihn so wieder, wie er den Freunden aus der Zeit seiner langwierigen Krankheit im Gedächtnis haftet, ein gebrochener Mann in sitzender Stellung, melancholisch dreinblickend.

— Der herrliche Park von Sanssouci bei Potsdam hat eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren. Vor dem Hauptportal der Orangerie erhielt der vielerwähnte Pekinger Riesenglobus seinen Platz. Mit den astronomischen, einst von gelehrten Jesuiten für den Pekinger Hof angefertigten Instrumenten kam der in Bronze gegossene, mit feinen Reliefs und Ziselierungen bedeckte Globus nach Deutschland. Gleich jenen Instrumenten sollte er nach Beendigung der ostasiatischen Wirren nach China zurückgesendet werden, doch verzichtete der Pekinger Hof auf die Rückgabe.

— Das Franz Liszt-Denkmal in Weimar, das am 31. Mai feierlich enthüllt wurde, ist eine Schöpfung des Münchener Bildhauers Hermann Hahn. Das Monument, das in dem von großen Erinnerungen verklärten Weimarer Park seinen Platz gefunden hat, zeigt die Gestalt des Meisters auf einem einfachen Sockel, an den sich zu beiden Seiten eine gleichfalls ganz einfach gehaltene Bankanlage angliedert. Das Standbild selbst ist in Laaser Marmor ausgeführt und hat eine Höhe von 2.40 Metern. Hoch aufgerichtet steht Liszt in der für seine Erscheinung in den späteren Jahren so charakteristischen Kleidung des Weltpriesters da, das unbedeckte, von der gewaltigen Lockenmähne umwallte Haupt etwas in die Höhe gerichtet, als blicke er einem fernen, großen Ziel entgegen. Die vor die Brust gelegte Linke — über den Arm hängt in großen, einfachen Falten der Ueberrock herab — hält eine Notenrolle; der rechte Arm liegt ruhig an der rechten Seite, so daß die Hand mit den leise bewegten Fingern, die nur lose an der Hüfte anliegt, in der Silhouette des Ganzen höchst ausdrucksvoll und charaktergebend mitspricht.

Museen.

Das internationale Kriegs- und Friedensmuseum in Luzern, das dem bekannten, unlängst verstorbenen Friedensfreunde Johannes von Bloch seine Entstehung verdankt, ist am 7. Juni der Oeffentlichkeit übergeben worden. Ursprünglich hatte Bloch seine Sammlungen für die Pariser Weltausstellung bestimmt, doch mußte die Ausführung des Planes aus gewissen Rücksichten unterbleiben, und so trat er mit der Stadt Luzern wegen Errichtung eines ständigen Museums in Verbindung, in der Meinung, daß es hier, an der großen Völkerstraße gelegen, am besten Gelegenheit habe, seiner Bestimmung zu genügen. Neben allen Stadien der Kriegskunst vom Altertum bis zur Gegenwart werden auch die abschreckenden Greuel des Krieges gezeigt, und ebenso wird an der Hand der immer raffinierter werdenden Bewaffnungs- und Verteidigungskunst darzustellen gesucht, daß durch diese fortwährende Steigerung der Krieg schließlich unmöglich werden müsse. Bloch hatte zur Ausführung seines Gedankens eine Reihe hervorragender Mitarbeiter gewählt, die das begonnene Werk nach seinem Ableben glücklich zu Ende führten. Das Museum, wie es heute fertig dasteht, bietet jedem Besucher eine Fülle des Belehrenden und Interessanten.

Bildende Kunst

Bei der jüngsten Anwesenheit des Kaisers Wilhelm auf der Wartburg zeigte sich die Kemenate der heiligen Elisabeth im Erdgeschoß des Landgrafinnenhauses, ein neben der sogenannten Schauküche gelegenes Gemach, zum erstenmal in der neuen Ausstattung, den der Raum durch den



Das Denkmal für König Humbert auf dem Berge Superba bei Turin. Von Tancredi Pozzi

Denkmal für den Herzog Amadeus von Aosta in Turin. Von Davide Calandra



Mirabeau in der Sitzung der französischen Deputiertenkammer vom 23. Juni 1789

Berliner Maler August Oetken erhalten hat. Die hochgewölbte Decke des Gemaches, in dem nach der Ueberlieferung die Landgräfin Elisabeth mit ihren Dienerinnen den häuslichen Pflichten obgelegen hat, ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit Mosaiken aus Glasstiften und verstreuten Perlmutterstücken geschmückt worden. Heitere Rankengewinde mit phantastischen Blättern und Blumen bedecken die einzelnen Felder der Gewölbe und der mächtigen breiten Gurtbogen, die in der Mitte auf einer alten romanischen Säule zusammenstoßen. An der einen Wand unterhalb des Gewölbes steht die Widmung: „Seinem unvergeßlichen Großoheim, dem Herzog Karl Alexander. Wilhelm II. I. R. 1902." Oetken, der im Auftrag des Kaisers auf einer längeren Studienreise die Mosaiken der alten Italiener erforschte, hat auch zwei Rundbogen des Gemachs mit der Darstellung von Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth geschmückt, die vorläufig auf Karton ausgeführt sind. Das eine Bild stellt Klinsor dar, auf der Wartburg die Geburt der heiligen Elisabeth weissagend, das zweite führt den Beschauer an den ungarischen Königshof in Preßburg und veranschaulicht den Empfang der landgräflichen Gesandtschaft.

Sport



Wie alljährlich spendete auch heuer Kaiser Franz Joseph für den Gewinner der am 29. Mai gerittenen Wiener Offiziers-Steeplechase einen Ehrenpreis. Die in Silber auf Onyx montierte Gruppe stellt eine Scene aus der österreichischer Kriegsgeschichte dar: General Johann von Sporck, der, vor der Schlacht bei St. Gotthard an der Raab am 1. August 1664 niederknieend, den Pallasch in der rechten Hand, sein Gebet sprach: „Allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türken nicht, und du sollst deinen Spaß sehen." Hinter dem Knieenden hält ein Troßknecht das Pferd. Dieser Ehrenpreis, der auch diesmal dem Dragoner-Oberleutnant Grafen Chorinsky zufiel, ist ein Werk des als Bildhauer und Ziseleur geschätzten Künstlers Professor Karl Waschmann in Wien, der auch den Ehrenpreis für die Regatta des k. k. Jachtgeschwaders in Pola ausgeführt hat. Die gleichfalls auf Onyx montierte Silberplatte zeigt in erhabenem Relief den österreichisch-ungarischen Zentralkriegshafen Pola. Man sieht vorn das Kriegsschiff „Wien", rechts das Kriegsschiff „Arpad" und im Hintergrunde in schöner Perspektive die Stadt Pola mit den Ruinen des römischen Amphitheaters.

Technik

Als ein technisches Novum muß die derzeitig in München

Jules Dalou. Modelliert von Auguste Rodin



Phot. Léon Bouet, Paris

Empfang bei Madame Loubet im Elysée-Garten zu Paris



Phot. J. W. Hornung, Tübingen

Prof. Dr. Hugo von Meyer †

erfolgende Verschiebung der Reichenbachbrücke, die 170 Meter Länge, 11 Joche und ein Gewicht von 120000 Kilogramm hat, um 25 Meter seitlich bezeichnet werden. Die Ausführung liegt der Firma Sager & Wörner ob, die nach den umfassenden Vorarbeiten — Abhebung der Fahrbahn, deren Trennung von den Jochen durch starke Querbalken und Fußschrauben, Einschiebung von ⌊⌋förmigen, mit den Oeffnungen sich gegenüberstehenden Eisenschienen u. dergl. — die Verrückung der Brücke mittels Winden und Drahtseilen am 3. Juni in Angriff nahm. Die Fahrbahn zum künftigen Standort der Brücke ist etwas geneigt, die Brücke selbst lauft in den Eisenschienen auf Stahlkugeln. Die Seitwärtsbewegung wird durch elf auf der Brücke selbst stabile Hebewinden mittels Drahtseilen, die über ebenfalls stabile, am Bestimmungsort der Brücke verankerte Rollen laufen, bewirkt. Je drei Winden unter jedem Joch sind zur Verminderung des Druckes bestimmt. Die Wanderung der Brücke selbst ist dem Auge kaum sichtbar. An der Stelle der fortgerückten Brücke kommt eine neue steinerne zu stehen, die innerhalb Jahresfrist fertiggestellt sein soll. Die umfassenden Korrektionsarbeiten am Isarbett nehmen, begünstigt von gutem Wetter, einen raschen Fortgang. Die Damm- und Uferbauten, sämtlich aus Beton hergestellt, lassen die reizvolle Schönheit des Bildes nach deren Vollendung bereits klar erkennen.

Alpines

Der Hohe Göll gilt den Alpinisten zwar nicht als ein schwieriger Berg, aber seine Besteigung erfordert immerhin Ausdauer, Sicherheit des Auges und Fußes. Auch war früher ein Verirren in den Felswildnissen, besonders bei einfallendem Nebel, sehr leicht möglich und von großer Gefahr für den führerlosen Wanderer. Neuerdings aber hat auch der Hohe Göll seine gut bewirtschaftete Schutzhütte erhalten, seine Steige sind verbessert und markiert. Versicherungen helfen dem weniger Geübten über bedenkliche Stellen hinweg. Die Hütte steht in einer Höhe von 1770 Metern auf dem sogenannten „Eckerfirst“, der letzten grünen Zunge, die vom Eckersattel gegen die starren Wände des Göll sich hinzieht. Das Haus



Phot. J. W. Hornung, Tübingen

Staatsrat Dr. Gustav von Mandry †



Phot. v. Cranach, Wartburg

Kemenate der heiligen Elisabeth auf der Wartburg

wurde nach dem besten Kenner der Göllgruppe, dem jedem Alpinisten unvergeßlichen Ludwig Purtscheller, benannt und von der Sektion Sonneberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins erbaut. Man erreicht dieses prächtig gelegene Schutzhaus von Hallein oder Kuchel bequem in vier Stunden. Der Besuch lohnt sich allein schon wegen der herrlichen Ausblicke hinüber in die Berge des Salzkammergutes, aus denen der gletscherbedeckte Dachstein in imponierender Größe aufragt. Unser Bild zeigt den Blick hinunter in das liebliche Thal von Schellenberg, durch das die Alm ihr grünschillerndes Band zieht und das von den Wänden des sagenreichen Unterberges und den waldgrünen Hangen der Götschen flankiert wird. Gegen Norden erweitert sich der Blick, und vor uns liegt die Stadt Salzburg, überragt von Hohensalzburg.

Statistik

Die letzten Volkszählungen zeigen, daß in dem riesigen britischen Weltreich außerhalb Großbritanniens und Irlands nur 8277000 Personen britischer und irischer Abstammung leben und 2950000 andre Weiße, die aus dem nichtenglischen Europa stammen, während die farbige Bevölkerung auf 341958000 Seelen geschätzt wird. Daß in Südafrika das englische Element in der Minorität ist, ist bekannt. Das Gleiche gilt für Kanada, wo einer englisch-schottischen Bevölkerung von 1975941 Seelen 880858 Iren, 1649352 Franzosen, 309718 Deutsche und 144880 Personen andrer Nationalität gegenüberstehen. In Indien balanzieren, die Armee nicht gerechnet, die Weißen britischer und nicht britischer Abstammung mit etwa 100000 Seelen; in Ceylon stehen 25000 Nichtbriten gegen 5000 Briten. Am reinsten britisch sind Australien und Neuseeland mit 66000 Nichtbriten gegenüber 4278000 Briten und Iren. Auf den Rest des britischen Reichs fallen etwa 150000 Briten und Iren und 30000 Weiße nicht britischer Abstammung.

Totenschau

Jules Talon, der berühmte Bildhauer, dessen Hinscheiden wir schon kurz angezeigt haben, war 1838 in Paris geboren. Zunächst ein Schüler von Carpeaux, trat er später in das Atelier Durets ein und erhielt im Frühjahr 1870 für die Statue einer Stickerin einen Preis. Während des Krieges trat er in die Nationalgarde ein, wurde der Teilnahme am Kommuneaufstand beschuldigt und floh nach England, wo er durch eine Reihe Statuetten und Gruppen Aufsehen erregte. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt er für zwei figurenreiche Reliefs — Sitzung der Deputiertenkammer vom 23. Juni 1789 und Allegorie der Republik — die Ehrenmedaille des Salons. Das erstere Relief, das die weltgeschichtliche Scene vorführt, in der Mirabeau im Namen der Deputierten des vierten Standes die Erklärung abgab, daß sie dem Befehl des Königs zum Auseinandergehen nicht folgen, sondern nur der Gewalt der Bajonette weichen würden, wurde für die Deputiertenkammer in Marmor ausgeführt. Weiter schuf Talon zahlreiche Porträtbüsten, darunter diejenigen Rocheforts und Floquets, die Statuen Blanquis und Lavoisiers, das Grabmal des vom Prinzen Peter Bonaparte erschossenen Journalisten Victor Noir u. a. m. Sein Hauptwerk war die 1899 auf der Place de la République enthüllte Kolossalgruppe „Triumph der Republik“. Vor seinem Tode hat er noch das Modell des für Bordeaux bestimmten Gambetta-Denkmals fertiggestellt.

Zwei hervorragende Gelehrte, beide bedeutende Vertreter des juristischen Faches, sind in Tübingen verstorben. Am 29. Mai verschied der Strafrechtslehrer Professor Dr. Hugo von Meyer, der seit dreißig Jahren an der Universität Tübingen gewirkt hat. In Stettin 1837 geboren, begann er 1860 in Göttingen seine akademische Lehrthätigkeit, die er in Halle fortsetzte, um alsdann nach Tübingen berufen zu werden. Hunderte von württembergischen Juristen und Verwaltungsbeamten sind dort seine Schüler gewesen. Von seinen zahlreichen Schriften fand die meiste Verbreitung sein Lehrbuch des deutschen Strafrechts.



Phot. v. Cranach, Wartburg

Kemenate der heiligen Elisabeth auf der Wartburg

Einen Tag später, am 30. Mai, verschied Staatsrat Dr. Gustav von Mandry, einer der hervorragendsten Mitarbeiter bei Ausarbeitung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Zu Waldsee am 31. Januar 1832 geboren, war er von 1856 bis 1861 als Richter in Stuttgart und Ulm thätig. 1861 wurde er zum ordentlichen Professor des römischen Rechts in Tübingen ernannt, 1884 zum Mitglied der ersten Kommission für die Ausarbeitung des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuchs, was eine Unterbrechung seiner akademischen Thätigkeit



Das von Kaiser Wilhelm entworfene Relief für das Ketteler-Denkmal in Münster i. W.

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Der Platz in Münster i. W., auf dem das Ketteler-Denkmal aufgestellt wird



Das Alphonse Daudet-Denkmal in Paris
Von René de Saint-Marceaux

herbeiführte. 1889 nahm er diese wieder auf und wurde 1890 zum Mitglied der zweiten Kommission für die Revision des Entwurfes ernannt. Von seinen Werken ist namentlich die wiederholt aufgelegte Schrift „Der zivilrechtliche Inhalt der Reichsgesetze“ zu erwähnen, ferner das zweibändige „Gemeine Familiengüterrecht mit Ausschluß des ehelichen Güterrechts“. Am Archiv für zivilistische Praxis war er seit 1879 als Mitherausgeber beteiligt.

•

Professor Dr. Karl von Böhmer, bed. Hygieniker, 75 J., † 27. Mai, Mödling bei Wien. — Schriftsteller Hans Merian, 45 J., † 29. Mai, Leipzig. — Wirkl. Geh. Rat Jakob Horstmann, vormals vortr. Rat im preuß. Justizministerium, 85 J., † 30. Mai, Berlin. — Fürst Wilhelm von Hanau, Sohn des 1866 entthronten Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, 66 J., † 3. Juni, Horowitz in Böhmen. — General der Inf. William von Voigts-Rhetz, 90 J., † 2. Juni, Montreux. — Schauspieler Maubant, einst gefeierter Tragöde des Théâtre Français, 81 J., † 3. Juni, Courbevoi bei Paris. — Prof. Woldemar Ribbeck, vormals Direktor des Askanischen Gymnasiums in Berlin, 72 J., † 4. Juni, Berlin. — Geh. Archivrat Woldemar Harleß, vormals Direktor des Düsseldorfer Staatsarchivs, 75 J., † 4. Juni, Düsseldorf. — Dramendichter Josef Trübswasser, 35 J., † 4. Juni, Iglau. — Genremaler Nicola Mašić, 50 J., † 4. Juni, Agram. — General der Kavallerie Freiherr Otto von Gagern, 72 J., † 5. Juni, Wien. — Landschaftsmaler Emil Lugo, 62 J., † 5. Juni, München. — Magistratssekretär Ferdinand Meyer, verdient um die Erforschung der berlinischen Geschichte, † 5. Juni, Berlin. — Hermann von Brandt, vormals Polizeidirektor von Hannover, 75 J., † 6. Juni, Hannover. — Liederkomponist Wilhelm Hill, 63 J., † 6. Juni, Homburg. — Jesuitenpater Wilhelm Kreiten, Verfasser zahlreicher litterarhistorischer Schriften, 55 J., † 6. Juni, Kirchrat in Holland. — Hans Graß, bek. Bergführer, 74 J., Pontresina. — Marie Foucaux, als Romandichterin unter dem Namen Mary Summer bekannt, † 7. Juni, Paris. — Hofrat Prof. Dr. Karl Zangemeister, Universitäts-Oberbibliothekar, 65 J., † 8. Juni, Heidelberg. — Maler Viktor Barvitius, vormals Direktor der Prager Gemäldegalerie, 68 J., † 8. Juni, Prag. — Jan van Droogenbroeck, als vlamischer Liederdichter unter dem Namen Jan Ferguut bekannt, 67 J., † Brüssel. — Heinrich Stürmer, vormals beliebtes Mitglied des Leipziger Stadttheaters, 84 J., † 9. Juni, Leipzig. — Opernsänger Heidkamp, † 9. Juni, Köln. — Auguste Schmidt, bek. Vorkämpferin der Frauenbewegung, Mitbegründerin des Allg. deutschen Lehrerinnenvereins, 69 J., † 10. Juni, Leipzig. — Maler Otto Eckmann, Professor am Berliner Kunstgewerbemuseum, † 11. Juni, Badenweiler. — Sidi Ali, Bey von Tunis, † 11. Juni. — Wirkl. Geheimrat Dr. August Nebe-Pflugstädt, vormals Unterstaatssekretär im preuß. Justizministerium, 73 J., † 9. Juni, Koblenz. — Jacinto Verdaguer, gefeierter catalonischer Dichter, 57 J., † 9. Juni, Barcelona. — Wirkl. Geh. Oberfinanzrat Lehmann, Unterstaatssekretär im Finanzministerium, † 11. Juni, Berlin. — Geheimer Baurat Adolf Heyden, Schöpfer zahlreicher großer Bauten, 63 Jahre, † 11. Juni, Berlin. — Dr. George von Bleichröder, Mitinhaber des Bankhauses S. Bleichröder, 46 J., † 11. Juni, Lechenich bei Düren. — Prof. Hermann Schiller, vormals hessischer Oberschulrat, 63 J., † 11. Juni, Leipzig. — General der Infanterie Eberhard von Mantey, 67 J., † 12. Juni, Dessau. — Maler



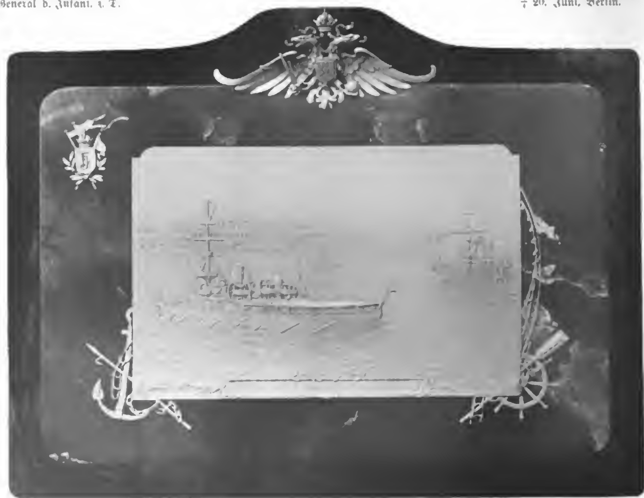
Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Der Pekinger Himmelsglobus im Park von Sanssouci

Friedrich Schaarschmidt, Konservator der Düsseldorfer Kunstakademie, † 12. Juni, Böblingen. — Toni Raab, einst geschätzte Pianistin, † 12. Juni, Hadersdorf in Niederösterreich. — Generaldirektor Friedrich Goldschmidt, vormals Reichstags- und Landtagsabgeordneter, 65 J., † 13. Juni, Berlin. — Hofopernsänger Ferdinand Jäger, einst gefeierter Tenor, 64 J., † 13. Juni, Wien. Dr. Oskar von Wachter, Vorstand der württembergischen Privatfeuerversicherungsgesellschaft, Mitbegründer der Deutschen Partei in Württemberg, 77 J., † 15. Juni, Stuttgart. — Liederkomponist Karl Kleiber, 64 Jahre, † 15. Juni, Wien. — Landschafts- und Tiermaler Siegwald Dahl, 75 J., † 16. Juni, Dresden. — Hofrat Prof. Dr. Ernst Schröder, bedeut. Mathematiker, 61 J., † 17. Juni, Karlsruhe. — Albert Fleiner, bekannt. schweizer. Schriftsteller, 43 Jahre, † 17. Juni, Rom. General d. Infant. z. D. Berthold v. Ditfurth, zuletzt Kommandeur der 5. Division, 78 Jahre, † 17. Juni, Berlin. — Orgelkomponist Karl Piutti, 56 J., † 17. Juni, Leipzig. — Freifrau Theodore v. Knoop, bekannt durch wohlthätige Bestrebungen und Stiftungen, 74 J., Wiesbaden. — Carlo Rovelli, Chef der weltbekannten Handelsgärtnerei Fratelli Rovelli, † 17. Juni, Pallanza. — Prof. Dr. Jakob Mähly, bed. Philolog, auch als Dichter geschätzt, 73 J., † 18. Juni, Basel. Fritz Marti, einer der bedeutendsten Großindustriellen der Schweiz, 58 J., † 18. Juni, Winterthur. — Jesuitenpater Graf Hermann Fugger-Glött, bekannt durch philosophische und theologische Schriften, 69 J., † München. — Musikdirektor Joseph Brambach, Komponist von Chorwerken, 71 J., † 19. Juni, Bonn. — Lord John Acton-Dalberg, bek. Historiker, 68 J., † 19. Juni, Tegernsee. — Hermann Paechter, Inhaber der alten Kunsthandlung R. Wagner, 63 Jahre, † 20. Juni, Berlin.



Der von Kaiser Franz Joseph für die Wiener Offizier-Steeplechase gestiftete Preis
Entworfen und ausgeführt von Karl Waschmann



Der von Kaiser Franz Joseph für die Regatta des Jachtgeschwaders in Pola gestiftete Preis
Entworfen und ausgeführt von Karl Waschmann



Phot. Louis Held, Weimar

Das Franz Liszt-Denkmal in Weimar, enthüllt am 31. Mai. Von Hermann Hahn



Die Verschiebung der Reichenbachbrücke in München

Das Purtscheller-Haus am Hohen Göll bei Salzburg. Nach einer Zeichnung von A. Heilmann

Für müssige Stunden

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Partie Nr. XVI

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 3. Februar 1902.

Russische Verteidigung des Königsspringerspiels.

Weiß: G. Maroczy (Budapest).
Schwarz: H. N. Pillsbury (New York).

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	17. Tb1—b5	f5—f4?[8]
2. Sg1—f3	**Sg8—f6**	18. Ld3—e4!	a7—a6
3. Sf3×e5	d7—d6	19. Tb5—b1[9]	Tf8—e8
4. Se5—f3	Sf6×e4	20. Lc1—d2	Kg8—f7
5. d2—d4	d6—d5	21. Le4—d5†[7]	Kf7—f6
6. Lf1—d3	Lf8—e7	22. Te1×e8	Tb8×e8
7. 0—0	Sb8—c6[1]	23. Tb1×b7[8]	Sc6—e7
8. Tf1—e1	Lc8—g4	24. Ld5—e4	Se7—f5
9. c2—c3[2]	f7—f5	25. Tb7—a7	Te8—b8
10. c3—c4[3]	0—0	26. Ta7×a6	g7—g5[9]
11. c4×d5	Dd8×d5	27. c3—c4	Tb8—b6
12. Sb1—c3	Se4×c3	28. Ta6×b6	c7×b6
13. b2×c3	Lg4×f3	29. Ld2—e3	Sf5—h4
14. Dd1×f3	Dd5×f3	30. h2—h3	h7—h5
15. g2×f3[4]	Le7—d6	31. c4—c5	b6×c5
16. Ta1—b1	Ta8—b8	23. c5—c6	Aufgegeben.

[1] Diese Spielweise wurde unsers Wissens zuerst von Berger empfohlen und ist recht beliebt. Ihr wird aber hier kräftig begegnet.

[2] Die Annahme des Bauernopfers durch Abtausch auf e4 giebt leicht den Angriff aus der Hand, den Weiß bei der Spielweise des Textes festhält. — Jetzt droht 10. Ld3×e4.

[3] Nachdem Schwarz den f-Bauer gezogen hat, ist c3—c4 so kräftig, daß der damit verbundene Tempoverlust reichlich aufgewogen wird.

[4] Weiß hat nun den Vorteil der beiden Läufer gegen Läufer und Springer und hat außerdem gute Angriffslinien für seine Türme.

[5] Hierdurch erhält der weiße Königsläufer ein vorzügliches Standfeld. Den Vorzug verdiente Sc6—e7; spielt Weiß dann mit Lc1—g5 und Abtausch auf Bauerngewinn, so hat Schwarz wegen der verbleibenden verschiedenfarbigen Läufer gute Aussichten auf Remis.

[6] Nachdem Weiß den eben dargelegten Vorteil erlangt hat, hat der Turm seine Schuldigkeit gethan und geht zurück. Auf b5 stände er minder gut.

[7] Natürlich nicht etwa 21. Le4×h7 wegen g7—g6!

[8] Der Bauerngewinn war so gut wie erzwungen.

[9] Schwarz hat keine Aussichten mehr; er konnte die Partie getrost aufgeben.

Partie Nr. XVII

Gespielt im Turnier des Dorpater Schachvereins im September 1901.
(„Baltische Schachblätter".)

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: A. Ots. — Schwarz: A. Hasselblatt.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	18. Lc1—d2	Lc8—d7
2. c2—c4	**e7—e6**	19. Sc3—a4	b7—b6
3. Sb1—c3	c7—c6	20. Ta1—c1	Sc6—a7
4. e2—e3	Sg8—f6	21. Dd1—b3[3]	Sa7—c8
5. c4×d5	e6×d5	22. Tc1—c2[4]	Sc8—d6
6. Lf1—d3	Sb8—c6	23. Sa4—b2	Tf8—f6
7. Sg1—f3	Lf8—d6	24. Tf1—c1	Tf6—g6
8. 0—0	0—0	25. Ld2—e1	Sd6—f5
9. Sc3—b5?[1]	Ld6—b8	26. Tc2—c7?	h6—h5
10. a2—a3	h7—h6	27. Tc1—c3[5]	Ld7—b5!
11. h2—h3	Sf6—h7	28. Le1—f2[6]	Lb5—f1[7]
12. Sf3—h2	a7—a6	29. g2—g3	Sf5—h4
13. Sb5—c3	Lb8×h2†	30. Db3—c2[8]	Sh4—f3†
14. Kg1×h2	f7—f5	31. Kh2—h1	Dd8—h4!![9]
15. f2—f4	Sh7—f6	32. Tc7—c8†	Kg8—h7[10]
16. b2—b4	Sf6—e4[2]	33. Lf2—g1	Dh7×h3†
17. Ld3×e4	f5×e4	Weiß giebt die Partie auf.	

[1] Ein Tempoverlust für Weiß.

[2] Durch den Abtausch seines Läufers gegen den Springer hat Schwarz eine Figur vom feindlichen Königsflügel fortgeschafft; gegen diesen Flügel bohrt sich Schwarz weiter vor, während Weiß erfolglos einen Angriff gegen den Damenflügel in Scene zu setzen sucht.

[3] Weiß will f4—f5 spielen und dann auf e6×f5 den ungedeckten Bd5 mit Schach nehmen.

[4] Natürlich nicht 22. f4—f5 wegen Ld7×a4.

[5] Weiß sollte sofort den Tc7 zum Schutze des Königsflügels nach c2 zurückziehen.

[6] Es drohte Sf5×e3, da der Te3 die e-Linie wegen der notwendigen Deckung des andern Turmes nicht verlassen darf.

[7] Nun wird die Sache für Weiß sehr unbehaglich; Schwarz hat bereits drei Figuren im Angriff gegen die feindliche Königsstellung, die nur den Läufer zum Verteidiger hat.

[8] Falls 30. g3×h4, so Tg6—g2† nebst Tg2×f2, Dh8×h4 ꝛc.

[9] Weiß darf natürlich die Dame nicht nehmen, weil sonst das hübsche Läufermatt auf g2 erfolgt.

[10] Eine hübsche Stellung; die schwarze Dame und der eine schwarze Turm stehen en prise, dürfen aber nicht genommen werden.

Partie Nr. XVIII

Gespielt im telegraphischen Wettkampf zwischen London und New York am 14./15. März 1902.

Damenbauernspiel.

Weiß: T. B. Girdlestone (London).
Schwarz: H. Helms (New York).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	19. e3×d4	e5×d4
2. e2—e3	Sg8—f6	20. f2—f3	Se4×d2
3. c2—c4	e7—e6[1]	21. Dd1×d2	f5—f4
4. Sb1—c3	Sb8—d7	22. b3—b4	Ld6—b8
5. a2—a3[2]	c7—c5	23. Tc1—e1	De8—d7[9]
6. Sg1—f3	b7—b6	24. Dd2—e2[10]	Sf6—d5!
7. b2—b3[3]	Lc8—b7	25. De2—b3	Sd5—e3
8. Lf1—d3	Ta8—c8	26. Tf1—f2	Tf8—f7
9. 0—0	Lf8—d6	27. Te1—c1	Tf7—g7
10. h2—h3[4]	Sf6—e4	28. Ld3—e4[11]	Lb7×e4
11. Sc3—e2[5]	f7—f5[6]	29. f3×e4	g5—g4
12. Lc1—b2	0—0	30. e4—e5†	Kg8—h8
13. Se2—f4	Dd8—e8	21. h3×g4	Tg7×g4
14. Ta1—c1	Sd7—f6	32. g2—g3	Te8—g8
15. d4×c5	b6×c5	33. Tf2—f3	Tg4—h4[12]
16. Sf3—d2	d5—d4![7]	34. Kg1—f2	Th4—h2†
17. Dd1—e1	g7—g5[8]	35. Kf2—e1	d4—d3
18. Sf4—e2	e6—e5!	Weiß giebt die Partie auf.	

[1] Die Partie hat sich jetzt zu einem abgelehnten Damengambit gestaltet.

[2] Zeitverlust, zum mindesten überflüssige Vorsicht.

[3] Zu wenig Initiative. Mit 7. c4—d5 und 8. d4×c5 (oder in umgekehrter Reihenfolge) erreichte Weiß doch wenigstens einen isolierten Bauer beim Gegner, da dieser, um den Bd5 überhaupt zu decken, auf c5 mit dem Sd7 wiedernehmen mußte.

[4] Weiß scheint in Verlegenheit, wie er das Spiel weiter zu behandeln hat, und thut deshalb wieder einen ganz nichtssagenden Zug. Der neue Tempoverlust wird in der Folge verhängnisvoll. Sc3—e2 nebst Lc1—b2 sollte geschehen.

[5] Hier konnte Weiß 11. Ld3—e4 d5×e4 12. d4×c5 Sd7(Ld6)×c5 13. Sf3—d4 versuchen.

[6] Schwarz beherrscht nun das Spiel.

[7] Damit leitet Schwarz den entscheidenden Schlußangriff ein.

[8] Minder gut wäre sofort e6—e5, worauf Weiß mit 18. Sf4—d5 seine Stellung verbessern würde.

[9] Es drohte 24. Se2×d4.

[10] Dies gestattet dem schwarzen Springer das Eindringen in das weiße Spiel und beschleunigt somit das Verderben, dem Weiß mit 24. Se2—c1! noch entgegenarbeiten konnte.

[11] Auch ohne dieses freundliche Entgegenkommen würde Schwarz mit h7—h6 den Durchbruch auf dem Königsflügel erzwingen.

[12] Schwarz führt den Angriff ganz vortrefflich. Es droht Dd7—h3.

Auflösung der Aufgabe XXI:

W. 1. Dc7—c4
S. 1. Dd4×c4
W. 2. Sd7—f6†
S. 2. Kc4—d4, ×f4
W. 3. Sf8—e6, g6 matt.

A.

S. 1. Ke4×f4
W. 2. Sf8—g6†
S. 2. Kf4—g4, e4
W. 3. Sd7—f6 matt.

Auflösung der Aufgabe XXII:

W. 1. Dc8—g8
S. 1. Dh7×g8
W. 2. Sg6—h4 und
W. 3. Sh4—f3, ×f5 matt.

A.

S. 1. Lg7 bel., d7—d6, b7 bel.
W. 2. Sg6—e7 und
W. 3. Dg8×d5, —g1, La3—b2, Se7×f5 matt.

B.

S. 1. beliebig anders
W. 2. Dg8×d5†
S. 2. Kd4×d5
W. 3. Tc7—d7 matt.

Auf 1. . . . . Sc6-e7 (b4) folgt natürlich sofort 2. La3-b2 matt.

Auflösung der Aufgabe XXVII:

W. 1. Df1—h5
S. 1. Kd6—e5
W. 2. Db5—e2†
S. 2. Ke5×d4, —d6
W. 3. De2—e3, e7 matt.

A.

S. 1. Kd6—c7
W. 2. Db5—b7†
S. 2. Kc7—d8, d6
W. 3. Db7—d7, e7 matt.

B.

S. 1. Se8—c7
W. 2. Sd4—f5†
S. 2. Kd6—e6, e5
W. 3. Db5—e2 matt.

C.

S. 1. Se8×f6 (—g7)
W. 2. Db5—b8†
S. 2. Kd6—e7, e5
W. 3. Db8—f8, b4 matt.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 12:

Des Worträtsels: Matador.
Des Rätsels: Leuchter, Lichter.
Des Buchstabenrätsels: Rüstung, Brüstung, Abrüstung.
Des Silbenrätsels: Waffenbrüderschaft.
Des Umstellrätsels: Zitrone — Orient.
Des Verwandlungsrätsels: Osterhase — After, Hose.

Handschriften-Beurteilung

Elisabeth vom Lande. Karten sind immer ungeeignetes Material und die wenigen vorhandenen Zeilen ungenügend, um ein sicheres Urteil zu ermöglichen. Große Lebhaftigkeit und Beweglichkeit würde man bei Ihnen wohl vergeblich suchen, Sie sind etwas langsam, dafür aber gründlich, gewissenhaft und recht genau. Was man Ihnen überläßt, wird gut ausgeführt und besorgt werden. Es dürfte Ihnen oft schwer werden, sich an eine Arbeit heranzumachen, viel eigne Initiative haben Sie überhaupt nicht, aber ist der erste Schritt gethan, so fassen Sie Mut und führen das Begonnene gut zu Ende. Sie sind nicht in Gefahr, das Herz mit dem Verstand durchbrennen zu sehen. Sie erwärmen sich langsam und schließen sich nur mit Ueberlegung an, sind aber treu in den Gefühlen.

M. C. aus Osnabrück. Es läßt sich mit Ihnen angenehm und leicht leben; denn Sie sind anpassungsfähig, schmiegsam und wissen klug vor- und nachzugeben. Sie knüpfen leicht neue Beziehungen an und sind überhaupt umgänglich. In häuslichen Angelegenheiten wollen Sie dominieren, aber Sie sind nie schroff oder hart.

M. P. aus Osnabrück. Ein tüchtiger, reeller Charakter, verständig in der Lebensauffassung, wahrheitsliebend, überzeugungstreu. Stärkerer Empfindung fähig, als der oberflächliche Beobachter annehmen mag; macht eher zu wenig als zu viel aus den Gefühlen und haßt Sentimentalitäten. Sehr bestimmt, doch bescheidenes Wesen.

Mauerblümchen. Sie sind wohl sehr einfach, natürlich und auch bescheiden im Auftreten. Im übrigen aber haben Sie wenig von dem an sich, was man geneigt wäre, hinter Ihrem Pseudonym zu suchen. Z. B. haben Sie nichts Zaghaft-Schüchternes, sondern treten sicher auf, wissen genau, was Sie wollen, und geben nicht so leicht nach. Sie sind widerstandsfähig gegenüber von äußeren Einflüssen, unbeugsam und ausdauernd. Sie haben die Fähigkeit, die Verdienste andrer anzuerkennen, und lassen sich auch gern durch Vornehmheit etwas imponieren.

E. K. in H. Die geringen Schwankungen der Linienbasis, abgesehen vom Steigen und Fallen der Linie als Ganzes genommen, verbunden mit den scharfen Winkeln, lassen auf Charakterfestigkeit, Entschlossenheit und Beständigkeit schließen; die häkchenartigen Endungen auf Eigensinn, die scharfen Winkel auf Widerstandsfähigkeit, die sehr liegende Schrift auf starke Empfindungsfähigkeit und Leidenschaft und die damit verbundene Schwere auf die Neigung, alles ernst zu nehmen. Sie können also scharf werden und sind schwierig im Verkehr, weil wenig nachgiebig. Die wenig sorgfältige Ausführung der Buchstaben und das zeitweilige Fehlen der Interpunktion (z. B. i-Zeichen) läßt auf geringe Wertschätzung der Details schließen und auf Unpünktlichkeit, um so mehr als die u-Zeichen nur fliegende Striche sind (ein Beweis von geistiger Lebhaftigkeit). Der aus dem „t" herausgezogene Querstrich (s. „seit") läßt auf eine lebhafte, ihrer selbst nicht immer mächtige Natur schließen. Sie haben es immer eilig. Die meist verbundene und dabei schwere Schrift deutet auf einen mehr praktischen als theoretisierenden Verstand. Die steil aufsteigenden Anstriche am Zeilenanfang verraten Widerspruchsgeist. Die kurzen Endstriche bei gezogener Schrift deuten auf relative Sparsamkeit, die stets abnehmenden Wortendungen auf Verschlossenheit und das Bestreben, sich undurchdringlich zu halten.

Amélie in A—see. Sie lieben und pflegen an sich und um sich mehr das Feine und Zierliche als das Große und Einfach-Vornehme. Sie sind auch etwas selbstgefällig, aber beides nicht in anmaßendem oder störendem Maße. Sie sind nicht in Gefahr, das Herz mit dem Verstand durchgehen zu sehen. Heiter, schlagfertig, taktvoll. Nicht sonderlich originell, aber ordentlich, pünktlich, in allem korrekt. Etwas zurückhaltend.

Stiefschwester in A—see. Lebhafter in der Empfindung, umgänglicher und entgegenkommender als „Amélie". Nicht tiefgründig und zu leicht an der Oberfläche haften bleibend, aber umgänglich, angenehm und anpassungsfähig. Nimmt die Dinge gern ein wenig in Bausch und Bogen.

Lore v. S. Die fast schattenlose, feine Schrift läßt auf Feinfühligkeit, Losgelöstheit von materiellen Interessen schließen, in Verbindung mit den meist rückwärts gestellten Buchstaben und den Rundungen in den kurzen Minuskeln aber auch auf Mangel an Widerstandskraft. Die offenen o, a ꝛc. und die anwachsenden Endungen der Wörter deuten auf ursprüngliche Offenheit, indessen scheinen besondere Verhältnisse oder Einflüsse Sie zu Zurückhaltung, Verschlossenheit und sogar Verstellung zu leiten (senkrechte, sogar rückwärts gestellte Schrift); da aber die Schrift dabei sehr schattenlos ist, ist es vielleicht bloß das Gefühl eigner Schwäche und Furcht, mißverstanden zu werden. Eine leise Neigung zu Extravaganz, Uebertreibung oder vielleicht auch nur Gesuchtheit zeigt das n-Zeichen in „auf".

Tukka Hdg. Ein ausgesprochener Charakter mit festem, bestimmtem Willen, mehr gewohnt, selbst zu dominieren, als sich liebevoll und willig andern unterzuordnen, deshalb im Verkehr etwas schwierig, etwas eitel und selbstbewußt. Sie können heiter, schlagfertig und lustig sein.

Cousine Dora. Der ganze Duktus Ihrer Schrift macht einen sympathischen und angenehmen Eindruck: er ist einfach, natürlich und doch gewandt und individuell eigenartig: eine im Wesen und Auftreten einfache, dabei aber doch gewandte und geistig selbständige Individualität. Schnörkel und Ziererei fehlen — frei von gewöhnlicher Eitelkeit und Gesuchtheit —, dabei ist aber die Schrift groß und zügig: an eine gewisse Ueppigkeit der Verhältnisse sind Sie immerhin gewöhnt, auch umgänglich und gesellig. Obere Rundungen in u, n und m, in Verbindung mit harmonischer und sehr einfacher Schrift: Wertlegung auf Anstand, Beobachtung des guten Tones, aristokratisches Selbstgefühl und Empfänglichkeit für vornehme Allüren, überhaupt Sinn für Vornehmheit. Schrift liegend: empfindungsfähig, empfänglich für äußere Eindrücke. Rasch hingeworfene Schrift: lebhafte Auffassungsgabe. Verdoppelungen im „t" ꝛc.: Vorstellungsvermögen. Weit gezogen: Leichtigkeit im Anknüpfen neuer Beziehungen. Ansteigende Linienendung: Zuversichtlichkeit. Wörter in Gruppen geteilt, mehr Trennungen als Silben: vor allem auf das Ideale gerichteter Geist, nicht sehr praktisch, ein wenig in Gefahr, sich zu zersplittern. u-Zeichen ein leicht geschwungener Strich: Heiterkeit, Sinn für Humor. Alles in allem: ein in Bezug auf Veranlagung und Bildung über dem Durchschnitt stehender Frauencharakter.

L. Meyer, Matenfeld bei Ragaz.

Briefmappe

K. N. in R. Ahlbeck in Pommern gehört zu den beliebtesten Ostseebädern und ist nicht teuer. Dort ist in diesem Jahre auch die Einrichtung der Familien-Seebäder eingeführt. Nähere Auskunft erteilt die Badedirektion.

O. K. K. in Berlin. Halten Sie ein! Die Wucht Ihrer Muse zermalmt uns.

M. W. in U.-M. Die Zahl der Zeitungen ist zu groß, als daß wir sie hier aufzählen könnten. Jeder Buchhändler nennt Ihnen die Titel der Hauptblätter.

Tuff-Tuff. Von der Berliner Automobilausstellung wurde uns berichtet, daß besondere Nachfrage nach Last- und Geschäftswagen herrsche, in welcher Wagengattung Deutschland das Hervorragendste leistet. Danach hat es den Anschein, als ob verschiedene Großbetriebe und Warenhäuser an Stelle ihres Pferdebetriebes nunmehr den Motorwagenbetrieb einzuführen gedenken.

Max R. in München. Uns ist früher für solche Zwecke Grenoble empfohlen worden.

G. W. in Köln. Ein Druckfehler, wie Sie richtig erkannt haben. Der Leiter des Maschinenwesens auf der so großartig gelungenen Düsseldorfer Ausstellung heißt Tucker, nicht Rucker.

B. Br., Wien. Abermals müssen wir, höflichst dankend, verzichten.

Signir (?) in T. Besten Dank, aber für den Druck nicht geeignet. Mögen Sie uns behufs Rücksendung Ihre genaue Adresse angeben.

Berthold Sch. in Breslau. Wir senden unverwendbare Gedichte, Sprüche u. dergl. nur zurück, wenn das Porto beigefügt ist.

L. J. in T., Ungarn. Die Anfrage ist uns nicht verständlich.

M. v. G. in K. Eine Reise nach dem landschaftlich und ethnographisch interessanten siebenbürgischen Hochland läßt sich durchaus empfehlen. In Hermannstadt haben die städtischen Behörden gemeinsam mit dem siebenbürgischen Karpathenverein eine Fremdenverkehrskanzlei errichtet, in der Touristen schriftlich oder mündlich sich stets Rat holen können.

W. G. in H., Siebenbürgen. Die Stadt Karlsruhe ist 1715 von dem Markgrafen Karl Wilhelm von Baden begründet worden, mit dessen Statue jetzt Großherzog Friedrich aus Anlaß seines Regierungsjubiläums seine Hauptstadt beschenken will. Mit der Ausführung des Bildwerkes wurde Professor Fridolin Dietsche in Karlsruhe betraut.

K. v. G. in M. Die Lieblingsblume Kaiser Wilhelms I. war die Kornblume, Kaiser Friedrich soll eine Vorliebe für Veilchen gehabt haben, und von Kaiser Wilhelm II. wird behauptet, daß er die Rose andern Blumen vorziehe.

L. J. K. in Temesvar. Ihre Karte ist uns unverständlich. Bitte, wiederholen Sie in deutlichen Worten die Anfrage.

L. S. in Wien. Für den Hausgebrauch recht gefällig, doch für die Oeffentlichkeit nicht geeignet. Jedenfalls aber schönsten Dank!

A. G. 52, Budapest. Das Soldatenlied vom Andreas Förster, der den Heldentod bei Sedan fand, kommt allerdings in verschiedenen Variationen vor. Ueber den Verfasser und die Persönlichkeit des Gefallenen haben wir leider nichts ermitteln können. Die Annahme, daß das Lied ursprünglich auf Andreas Hofer gedichtet sei, erscheint uns haltlos, bis wir etwa vom Gegenteil überzeugt werden.

R. B. in L. Einen Dichter „Ernst von Wilbrandt" giebt es nur in der böswilligen Erfindung des Schreibfehlerteufels, der manchmal noch Aergeres anrichtet als sein Vetter, der Druckfehlerteufel. Dem armen Korrespondenten sind in der Hast zwei Dichternamen durcheinander geraten: Adolf Wilbrandt und Ernst von Wildenbruch. Dergleichen kommt eben in dem überheizten Getriebe der großstädtischen Tagespresse vor.

O. Th. in P. Sie haben recht: die Zeitschrift hat die Unterschriften der Porträts verwechselt. Daß dies gerade in Berlin geschehen konnte, wo Paul Bulß eine stadtbekannte Persönlichkeit war und Franz Nachbaur früher häufig gastiert hatte, ist allerdings befremdlich.

A. H. d. R. B. Ein wissenschaftliches Werk über den Grafen Raousset-Boulbon und seine Expedition nach Sonora giebt es unsers Wissens nicht. Romanhaft ist der Abenteurer wiederholt behandelt worden, doch sind für die geschichtliche Erkundung diese Machwerke wertlos.

„Maiglöckchen". Mit den „unverträglichen Blumen", von denen die Tagespresse berichtete, hat es seine Richtigkeit. Stellen Sie eine oder mehrere der lieblichen Blumen, deren Namen Sie für sich erwählt haben (convallaria majalis) mit einer echten Narzisse (narcissus poeticus) in ein mit Wasser gefülltes Glas, so werden Sie wahrnehmen, daß letztere Blume schnell zu welken beginnt, während eine zu gleicher Zeit abgeschnittene Narzisse, für sich allein ins Wasser gestellt, sich längere Zeit frisch erhält. Noch unverträglicher ist die Reseda, die das Wasser für alle andern Blumen, mit denen sie in ein Gefäß gestellt worden, verdirbt. Zum Gegenbeweis dürfen Sie sich nicht auf Hermann von Gilm berufen. Er bittet zwar:

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten roten Astern trag herbei" —

aber er sagt nicht, daß beide Blumenarten in *einer* Vase vereinigt werden sollen.

H. L. in J. Der Name des oberschlesischen Ortes Kudowa oder Kudoba (früher Cudowa geschrieben) hat die Betonung auf der ersten Silbe. Es ist ein ursprünglich tschechisches Wort, das „Armut" bedeutet. Diesen Namen gaben die aus Böhmen ausgewanderten Protestanten ihrer neu begründeten Ansiedlung. Heute wird Kudowa bekanntlich als Stahlbad und klimatischer Kurort geschätzt.

V. R. in W. Schon wiederholt haben wir auf die Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe und ihren reichen Inhalt hingewiesen. Den wiederholten Besuch können Sie sich durch Entnahme einer Dauerkarte (5 Mark) verbilligen.

Quidam in H. Warm empfunden, doch in der Form nicht vollkommen. Im übrigen besten Dank.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Aus Industrie und Gewerbe

Um Schimmelbildung auf eingemachten Früchten zu verhindern, hat sich seit Jahren Dr. Oetkers Salicyl (à 10 Pfg.) bewährt. Die Anwendung ist so einfach, der Nutzen so auffallend, die Ausgabe so klein, daß jede Hausfrau es versuchen und dann stets wieder verwenden wird. Ein Verderben der Früchte ist dann ausgeschlossen. Man verlange beim Einkaufen ausdrücklich Dr. Oetkers Salicyl mit Rezept, und jede Hausfrau wird sich im Winter über den Wohlgeschmack des Eingemachten freuen.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten



